2 Weeks

Ex Libris
Comitis de Harrach

830.8
K92
J.9

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

830.2
K92
J9

Mayerhofer
Eleve der III.
Classe.

Mayer

Digitized by Google

Deutsches Lesebuch.

Eine Sammlung

von

Musterstücken in Prosa und Poesie

für das mittlere Jugendalter,

mit

den nöthigen Erläuterungen zum Schul- und Privatgebrauche

herausgegeben von

Dr. G. L. Kriegk.

Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage.

Frankfurt am Main,
im Verlag von Siegmund Schmerber.
1839.

Deutsches Lesebuch.

Eine Sammlung

von

Musterstücken in Prosa

für das mittlere Jugendalter,

mit

den nöthigen Erläuterungen zum Schul- und Privatgebrauche

herausgegeben von

Dr. G. L. Kriegk.

Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage.

Frankfurt am Main,

im Verlag von Siegmund Schmerber.

1839.

Gedruckt bei H. L. Brönner in Frankfurt am Main.

Vorrede zur ersten Auflage.

Die Erscheinung des vorliegenden Buches ist zunächst durch die Aufforderung von Seiten einer Schule, für deren Bedürfniß keins der vorhandenen ähnlichen genügte, veranlaßt worden. Es soll dasselbe zwei Zwecke in der Schule erreichen helfen; einmal soll es zum Behufe des Unterrichtes in der deutschen Sprache hinreichende und entsprechende Mittel für die praktischen Übungen darbieten, und dann vermittelst eines passenden und mannichfaltigen Stoffes den freien Vortrag und den Ausdruck im Lesen bilden helfen. Dem ersteren Zwecke suchte ich besonders dadurch zu dienen, daß ich alles in dem Buche Enthaltene, so weit dieß die einem Sammler zustehende Befugniß gestattete, einem grammatischen Principe unterwarf. Die dadurch veranlaßten Änderungen thun, weil sie fast bloß Buch-

288249

staben und einzelne Wörter betreffen, den aufgenommenen Stücken keinen Eintrag und sind in einem Buche, welches theilweise gleichsam als eine Beispielsammlung zu den grammatischen Lehren den Schülern in die Hände gegeben wird, wesentlich nöthig. Zu Grunde gelegt wurde dabei die Heyse'sche Grammatik, und zwar so, daß ich von ihr nur da abgewichen bin, wo die Gründe dazu ganz nahe liegen. Ein zweiter Cursus, welcher nächstens erscheint und sich für ein höheres Alter an den vorliegenden anschließen soll, wird natürlich, außer der Berücksichtigung der orthographischen Einheit, Alles, was er enthält, in seiner grammatischen Mannichfaltigkeit und ohne alle Änderung geben, da das, was hier nöthig war, dort nicht nur unnöthig ist, sondern selbst zweckwidrig und lächerlich wäre *).

Dieser nächste Zweck des Buches war es indessen nicht allein, der mich bei der Abfassung desselben leitend bestimmte, sondern ich machte mir noch andere Rücksichten zu ungleich gewichtigeren Richtern über Aufnahme oder Ausschließung eines jeden Stücks. Die Wahl des Inhaltes jeder Jugendschrift nämlich bedarf einer um so größeren Vorsicht, je jünger das Alter

---

*) Dieser zweite Cursus ist unterdessen unter dem Titel „Belehrende Darstellungen für das höhere Jugendalter" bei S. Schmerber in Frankfurt am M. erschienen und enthält auf 719 Seiten eine Sammlung prosaischer Aufsätze. Da die Poesie ausgeschlossen blieb, so war ich in den Stand gesetzt, in dem Buche fast bloß solche Aufsätze, die in anderen Sammlungen für die Jugend noch nicht enthalten sind, abdrucken zu lassen: ein Umstand, der das Buch selbst neben einer andern prosaischen Sammlung brauchbar macht. Ich benutze diese Gelegenheit, um den Verfassern der verschiedenen mir zu Gesichte gekommenen Recensionen meiner belehrenden Darstellungen, namentlich den beiden Verfassern der gründlichen Beurtheilungen in der Literaturzeitung für Volksschullehrer (1832, drittes Heft) und in der allgemeinen Schulzeitung (1830. Abtheilung I. S. 1065 — 1071) meinen Dank auszusprechen.

ist, für welches dieselbe bestimmt ist; denn abgesehen davon, daß die ersten Eindrücke jeder Art die dauerndsten sind, ist bei Jugendschriften wie bei Volksschriften der Umstand von Wichtigkeit, daß, je weniger Bücher man lies't, diese mit desto größerer Wirkung in die Seele eingreifen. Die am nächsten liegende und heiligste Rücksicht nun ist die auf die religiöse und moralische Einwirkung, und sie wurde daher auch in vorliegendem Buche durchgehends auf das gewissenhafteste beobachtet. Aber ist sie, obschon die erste, zugleich auch die einzige? Oder soll nicht vielmehr alles Einzelne, was der Jugend gegeben wird, ihr immer nur so gegeben werden, daß man den ganzen Zweck der Erziehung und des Unterrichts dabei im Auge hat?

Wendet man dies auf eine Sammlung, wie die vorliegende, an, so wird z. B. ein Stück, welches eine gehaltreiche Lehre einprägt, wenn es durch seine Form den Sinn des Schönen untergräbt, immer einem andern, welches zugleich den des Guten und den des Schönen nährt, nachgesetzt werden müssen. Ich hebe von jenen verschiedenen Rücksichten vorzugsweise diese eine heraus, weil sie, mit wenigen Ausnahmen, in ähnlichen Sammlungen übersehen ist. Die Geschmacksbildung bedarf aber schon im früheren Alter einer Berücksichtigung, da sie sich nicht so wohl um ein Erkennen dreht, als vielmehr die Richtung einer Seelenkraft ist, und deßwegen in früher Jugend zwar noch nicht gegeben, aber sehr leicht schon untergraben und für die Folge unmöglich gemacht werden kann. Geschmack ist, wie mir einmal einer unserer ersten Dichter treffend äußerte, Verstand im Fühlen; und woher sollte dieser einem Menschen kommen, wenn man ihn schon frühe in die Irre geführt hat? Nur wenn dieses bei der Wahl der der Jugend zu gebenden Gedichte festgehalten

wird, ist es möglich, die Seele des Schülers eben so vor jener Schöngeisterei, welche die Frucht geistiger Schwäche ist, als vor jener Nüchternheit zu bewahren, die eine der schönsten Blüthen des geistigen Strebens der Menschen für ihn werthlos macht.

Erweitern nun solche Rücksichten durch ihren Umfang und ihre Bedeutung zugleich auch den Umfang der Pflichten für die Herausgeber von Lesebüchern: so glaube ich bei dem Ernste und dem guten Willen, welchen ich dabei hatte, mich einer Entschuldigung gewärtigen zu dürfen, wenn ich diesen Pflichten vielleicht nicht ohne zu straucheln nachgekommen bin. Mein Vorsatz war, eine Sammlung zu geben, welche das Herz rein erhalte und kräftige, dem Verstande Nahrung gebe, den Sinn des Schönen bilde, welche, mit einem Worte, von ihrer Seite her in Allem, was sie enthält, die Jugend führen helfe zu dem, was eine vollendende Bildung zum Höheren erreichen heißt; und bin ich diesem Ziele allzufern geblieben, so wird mir in gewisser Beziehung das Wort des römischen Dichters zur Entschuldigung zu gebrauchen erlaubt sein: **Si quid novisti rectius istis, — imperti; si non, his utere mecum.**

Das Buch ist, weil mir diese Einrichtung für den Gebrauch desselben in der Schule zweckmäßiger schien, in einen prosaischen und poetischen Theil abgetheilt. Was die Prosa betrifft, so sind wir Gottlob! darüber hinaus, daß ich mich entschuldigen müßte, weil Nichts von dem Aufgenommenen sich in den Kreisen artiger und geschickter Kinder bewegt, oder weil ich Alles abgehalten habe, was seinen Gegenstand tändelnd behandelt. Mir war es hier besonders um solche Stücke zu thun, die entweder einen tiefen moralischen Eindruck machten, oder durch

den behandelten Gegenstand eine Erkenntniß mittheileten, welche dem angenommenen Alter faßlich und zugleich nützlich wäre. Was das Erstere betrifft, so nahm ich jedes Stück um so lieber auf, wenn es die ihm zu Grunde liegende moralische Wahrheit weniger in besonderen Worten, als vielmehr durch seinen ganzen Inhalt ausspricht. Bei dem Letzteren schwebte mir eine Mannichfaltigkeit des Inhaltes und der Darstellung vor, welche das angenommene Alter vielseitig anregete und den Blick auf ein Mehrfaches hinwendete, ohne ihn jedoch zu zerstreuen. Ich faßte aber dabei noch den Zweck ins Auge, daß ich durch die aufgenommenen Stücke Gelegenheit geben wollte, den Gebrauch des Buches mit andern Unterrichtszweigen in eine nützliche Verbindung zu bringen. Dazu fühlte ich mich um so mehr gedrungen, als uns eine Art von Büchern fehlt, deren Bedürfniß gewiß jeder Lehrer ebenso dringend, wie ich, fühlt; ich meine historische und geographische Lesebücher, in welchen die wichtigsten Punkte der Geschichte und Geographie ausführlich und in einer nicht auf die bloße Unterhaltung berechneten Weise behandelt wären. Es ist nämlich ausgemacht, daß es in beiden Fächern gewisse Angelpunkte giebt, deren klare Erkenntniß die Basis des Wissens in beiden ist, und welche wohl des Lehrers belebendes Wort zu einer lebendigen Anschauung führen, aber nicht immer dauernd in dem Gedächtnisse der Schüler erhalten kann, während ein Buch eher im Stande wäre, dies zu bewirken *). Die ausführliche Beschreibung eines einzigen Kriegs-

*) Dies war mir auch leitende Idee bei der Abfassung meiner belehrenden Darstellungen, welche deßwegen ihrem hauptsächlichsten Inhalte nach als ein geschichtliches, geographisches und naturhistorisches Lesebuch anzusehen sind.

zuges oder die genaue Charakteristik eines einzelnen Mannes z. B. wären oft allein im Stande, den Charakter eines ganzen Volkes oder Jahrhunderts anschaulich zu machen, so wie in Bezug auf Geographie die Charakteristik eines jeden Landes und Volkes die meisten einzelnen Erscheinungen desselben, welche das Gebäude seiner Geographie ausmachen, erklären würde. Im Gefühle dieses Mangels habe ich vorzugsweise Manches aufgenommen, was einem Lehrer für seinen geographischen und historischen Unterricht nützliche Dienste leisten wird.

Bei einigen Aufsätzen mußten Änderungen gemacht werden, welche zuweilen bedeutend sind, deren Unterlassung aber lächerlich gewesen wäre. So mußte ich z. B. in dem Aufsatze über Neuholland, welchen der Verfasser im Jahre 1806 schrieb, natürlich das Statistische ganz ändern, und ich habe dem gemäß, mit Auslassung eines großen Stücks, die ganze Stelle über den neuesten Zustand der brittischen Colonie von S. 186 bis S. 188 eingesetzt. So sind Aufsätzen, welche ursprünglich Theile größerer Werke sind, wie der Geschichte der Schlacht bei Thermopylä und der Geschichte W. Tell's die zum Verständnisse derselben nöthigen Einleitungen gegeben worden. —

Von der Poesie gilt theilweise dasselbe, was über die Prosa gesagt wurde. Man wird hier der Fabeln nicht zu viele finden; denn es giebt nur wenige von diesen der Jugend zuerst zugänglichen Gedichten, bei welchen, wie z. B. bei den Lichtwer'schen, die darin enthaltene Lehre ungesucht und wie von selbst herausspringt und von der Seele gern und mit schneller und lebendiger Überzeugung aufgenommen wird: abgesehen aber von der mehr oder weniger poetischen Behandlung einer Fabel, ist dies der einzige Werth, den diese Dichtungsart haben

kann, und wo eine Lehre gesucht gegeben ist und sich also aufdringen will, da halte ich eine Fabel eher für schädlich als für nützlich. Was ich, als für das angenommene Alter am meisten passend, hauptsächlich gab, sind Erzählungen jeder Art, Lieder und Räthsel. Letztere werden eine recht nützliche Übung des Witzes und des Verstandes gewähren; die Lieder werden, gehörig benutzt, mehr, als irgend ein anderes Mittel, der Jugend ihr schönstes Eigenthum, den Frohsinn, erhalten, das Gemüth stärken und beleben, das Herz kräftigen; die Erzählungen aber werden sowohl die besten Mittel zur Übung im freien Vortrage sein, als auch in moralischer Hinsicht wirken.

Poesie und Prosa ist so geordnet, daß stets vom Leichteren zum Schwereren geschritten wird. Zu Beiden sind die von dem angenommenen Standpunkte aus für nöthig gehaltenen Erläuterungen des Einzelnen gegeben. Diese werden in der Schule auch neben denen des Lehrers ihren Nutzen haben und konnten überdies allein den Gebrauch des Buches außer der Schule möglich machen.

In Bezug auf die aufgenommenen Gedichte von Hebel bemerke ich noch, daß sie zum Theil nach der vermischten Girardet'schen und Adrian'schen Übertragung gegeben sind.

Dem Buche ist, was gewiß Jeder anerkennen wird, durch das sehr dankenswerthe Bestreben des Herrn Verlegers äußerlich alle Ehre angethan worden, die man bei einem Schulbuche nur erwarten kann. Auch ist auf die Vermeidung von Druckfehlern alle Sorgfalt verwendet worden. Einige Inconsequenzen in der Schreibart der Wörter konnten bei einer Sammlung, deren einzelne Theile ursprünglich in den verschiedenartigsten Schreibungen abgefaßt sind, trotz aller Sorgfalt nicht vermie-

den werden; man wird sie daher, zumal da ihrer gewiß nur wenige sind, verbessernd entschuldigen.

Für einen strengen und rücksichtslosen Tadel vermeidlicher Mängel in diesem Buche werde ich sehr dankbar sein, weil dieser dasselbe, im Fall ihm eine andere Auflage zu Theil werden sollte, nur desto nützlicher und brauchbarer machen wird.

Frankfurt am Main, im März 1829.

Der Herausgeber.

Vorrede zur zweiten Auflage.

Das deutsche Lesebuch ist in seiner zweiten Auflage nicht allein durch neu aufgenommene Stücke bedeutend vermehrt, sondern auch überall, wo es nöthig war, verbessert worden. Was das Letztere betrifft, so habe ich die in der Vorrede zur ersten Auflage verheißene Dankbarkeit dadurch bewährt, daß ich wirkliche Mängel, auf welche man mich aufmerksam machte, abstellte.

Da der Gebrauch zweier unter sich sehr verschiedener Ausgaben neben einander für den Unterricht sehr störend ist, und ich den Schulen, in welchen das Lesebuch eingeführt ist, eine Rücksicht schuldig zu sein glaubte, so machte ich bei dieser Auflage nur solche Veränderungen, welche wirklich nöthig waren. Die Stücke des prosaischen Theils sind sämmtlich wieder abgedruckt. Von denen des poetischen dagegen glaubte ich die unter Nro. 47, 51, 89, 170 und 223 stehenden ausstoßen und durch andere ersetzen zu müssen, weil die drei ersten und das letzte derselben poetisch zu geringhaltig sind, Nro. 170 aber in einer andern Hinsicht anstößig ist. Dieses beabsichtigt nämlich eine bestimmte politische Begeisterung zu erwecken und ist deßwegen

nirgends weniger, als in einer Schrift für das mittlere Jugendalter, an seinem rechten Orte. Die sonstigen Veränderungen betreffen theils einzelne Wörter, theils bestehen sie darin, daß einige neue Anmerkungen gemacht und mehre der alten erweitert wurden.

Die in besonderen Nachträgen gegebenen Zusätze werden, wie ich hoffe, als eine bedeutende Verbesserung des Buches anerkannt werden. Um zuerst von denen des prosaischen Theils zu reden, so enthielt die erste Auflage zu wenig Stücke von kleinerem Umfange, und ich habe daher in dem ersten Zusatz diese Lücke durch vierzehn kleinere Erzählungen, welche theils einen moralischen Zweck haben, theils bloß witzig sind, auszufüllen gesucht. Die vierzehnte derselben ist, wie Nro. 44, der Dorfzeitung entnommen, was ich wegen ihrer Vortrefflichkeit zu erwähnen schuldig bin.

Auf diese Erzählungen folgt eine Auswahl deutscher Sprichwörter in vier Abtheilungen. In der ersten sind diejenigen Sprichwörter enthalten, welche eine Lehre in einfachen Worten aussprechen; die der zweiten Abtheilung geben statt der Lehre einen einzelnen Fall, in welchem dieselbe ihre Anwendung findet, und überlassen es dem Leser von dem Besonderen auf das Allgemeine zu schließen; die dritte Abtheilung enthält solche Sprichwörter, deren Inhalt durch die Verwandlung eines einzelnen Begriffes in ein Bild, durch Personification desselben oder durch die Hinzufügung eines analogen Falles lebendiger und anschaulicher vorgeführt wird; die Sprichwörter der vierten Abtheilung endlich stellen die ganze Lehre bildlich dar. In Bezug auf diese Eintheilung ist jedoch zu bemerken, daß alle Sprichwörter eines und desselben Inhalts zusammengestellt

sind, und daß ihre Aufnahme in eine der vier Abtheilungen sich nur auf das an ihrer Spitze stehende Sprichwort gründet. Diese Anordnung hat, wie die Hauptabtheilung selbst, ihren Grund darin, daß ich diese Sprichwörter-Sammlung dem Lehrer hauptsächlich als ein Mittel zur Bildung des Witzes und zur Förderung der Gewandtheit im Denken und im Darstellen, sowie der Mannichfaltigkeit im Letzteren darbieten wollte. In dieser Hinsicht wird die Vorführung eines und desselben in zwei, drei bis zehn verschiedenen Formen dargestellten Urtheils wesentlich nützen. Feinere Nüancen sind bei der Eintheilung natürlich unberücksichtigt geblieben. Daß ich die Hauptabtheilung nicht nach dem Inhalt der Sprichwörter machte, wird Jeder billigen, der da bedenkt, daß nur das Leben selbst, für welches und in welchem die Sprichwörter geschaffen sind, ihren Inhalt zur lebendigen Ueberzeugung bringt und wirksam macht, daß bei einer Masse verschiedener Lehren nur Einzelnes haften bleibt, und daß aus diesen Gründen der Inhalt einer Sprichwörter-Sammlung in der Schule einen untergeordneten Werth hat. Doch habe ich denselben nicht geradezu unberücksichtigt gelassen, wie die Verweisung auf entsprechende Stücke des Lesebuchs bei einzelnen Sprichwörtern zeigt. Diese sind in jeder Abtheilung vorangestellt worden, weil sie durch die Vergleichung der citirten Stücke leichter verstanden werden können, als die übrigen. Außerdem sind Sprichwörter verwandtes Inhalts nahe bei einander gestellt, sowie am Ende der ersten, dritten und vierten Abtheilung diejenigen zusammen stehen, welche einander zu widersprechen scheinen.

Die Beschreibung des Erdbebens zu Caraccas füllt als Naturschilderung eine Lücke der ersten Auflage aus.

Die Biographie Nettelbeck's wird Jedem, der dieselbe kennt, in einem Schulbuch eine willkommene Erscheinung sein. Die einzige Lebensbeschreibung, welche die erste Auflage enthielt, stellt, wie fast alle der Jugend dargebotenen Biographieen, einen Mann dar, der, von geringen und armen Eltern geboren, sich durch große Hindernisse hindurch zu einem hohen Grade von Bildung und Ansehen emporarbeitete; und solche Darstellungen wirken allerdings anfeuernd auf das Gemüth junger Leser ein. Eine stärkere und wohlthätigere Wirkung aber muß auf die Jugend, besonders auf den Theil derselben, welcher nicht gelehrt und für die höheren Stände gebildet wird, die Biographie eines Mannes machen, der den Beweis giebt, daß man sich durch gesunden Verstand und durch kräftigen und biederen Sinn auch in niederem Stande verdient machen kann, und daß somit auch derjenige, welcher keine bedeutende Stellung im bürgerlichen Leben hat und sich des Vortheils einer höheren Bildung nicht erfreut, als Mensch und als Bürger sich auszuzeichnen vermag. Von dieser Seite her aufgefaßt muß das Leben Nettelbeck's als ein leuchtendes Beispiel dessen, was der Mensch durch sich selbst vermag, und durch die Hinweisung auf das, was den Gewerbsmann achtbar und sein Leben freude- und segensreich macht, von entschieden guter Wirkung auf die Jugend sein. Ich habe deßwegen die Nettelbeck'sche Selbstbiographie für das Lesebuch bearbeitet, und zwar so, daß ich von dem erwähnten Standpunkte ausging und auch den Leser gleich im Eingang auf denselben zu stellen suchte. Die Biographie Nettelbeck's ist aber außerdem auch durch die reiche Mannichfaltigkeit der Begebnisse und durch viele interessante Mittheilungen höchst anziehend, und ich

konnte mich daher nicht enthalten, manches an und für sich Wissenswerthe, das nicht mit zu dem angegebenen Hauptzwecke meiner Bearbeitung gehört, ebenfalls mitzutheilen. — Vielleicht trägt die Aufnahme der Biographie Nettelbeck's in dieses Lesebuch zur Verbreitung seines Buches unter dem deutschen Mittelstande, welche sehr zu wünschen ist, Einiges bei.

Was den letzten Aufsatz des prosaischen Theils betrifft, so hatte mich bei der ersten Auflage der Gedanke, daß die genaue Kenntniß einiger wenigen einzelnen Völker das Verständniß der übrigen erleichtert, zur Aufnahme zweier Stücke bestimmt, welche völlig uncivilisirte Völker oder sogenannte Wilde schildern. Der Charakter solcher Völker ist am leichtesten aufzufassen, das Verständniß anderer Völker dagegen wird in demselben Grade schwieriger, als diese gebildeter sind. Es wäre daher thöricht, dem mittleren Jugendalter die Charakteristik eines civilisirten Volkes vorzulegen. Das Verständniß eines halb-civilisirten dagegen ist bei jungen Leuten von dreizehn bis vierzehn Jahren wenigstens in so weit möglich, daß sie den Unterschied zwischen völliger Unbildung und sittlicher Rohheit auf der einen Seite und einem ersten Grade von Civilisation auf der andern erkennen. Schon dieser Gewinn allein aber ist für den Unterricht vieles werth, und deßwegen glaubte ich einen der Hauptzwecke des Lesebuchs wesentlich zu fördern, wenn ich neben den beiden ethnographischen Aufsätzen der alten Auflage noch einen der letzteren Art aufnähme. Da ich keine dem Inhalt und der Form nach genügende Darstellung eines halbcivilisirten Volkes fand, so arbeitete ich selbst eine Charakteristik der Türken aus. Dieser Aufsatz, welchem von den Berichten

der Reisenden vorzüglich das, was Bartholdy giebt, zu Grunde liegt, wird, wie ich hoffe, seinen Zweck wenigstens so weit erreichen, daß man ihn nicht gerade als eine unwillkommene Zugabe zu dem Lesebuch ansehen wird.

Über die Zusätze zu dem poetischen Theil habe ich weiter nichts zu bemerken, als daß dieselben der Mehrzahl nach zu den neuesten Erscheinungen der deutschen Literatur gehören: ein Umstand, der für die Schüler zwar gleichgültig ist, dem Lehrer aber den Gebrauch des Buches angenehmer machen wird. Um im Interesse der Schulen, in welchen das Lesebuch eingeführt ist, die Nummern der alten Stücke des poetischen Theils unverändert zu lassen, habe ich die neu aufgenommenen nicht unter diese gemischt, sondern in einem Nachtrage zusammengestellt. Die meisten derselben sind übrigens den schwereren Stücken der Sammlung zuzuzählen und gehören deßwegen ohnehin an das Ende.

Frankfurt am Main, den 6. Mai 1834.

Der Herausgeber.

Vorrede zur dritten Auflage.

Ich habe bei der Erſcheinung der dritten Auflage nur Weniges dem vorſtehend Bemerkten hinzuzufügen. Die Grundſätze, nach denen das Buch gearbeitet iſt, haben allgemein Anerkennung gefunden und demſelben die Einführung in vielen Schulen, ſelbſt von drei außer-deutſchen Ländern, verſchafft. Sie ſind deßhalb auch bei der Bearbeitung dieſer neuen Auflage unverändert befolgt worden. — Ausgeſtoßen habe ich nur ein Stück des poetiſchen Theils, und zwar auf den Rath des Herrn Lorberg, für deſſen ſorgfältige und inhaltsreiche Recenſion des Leſebuchs (in der allgemeinen Schulzeitung, 1835. Nro. 66) meinen Dank auszuſprechen, ich mit Freuden dieſe Gelegenheit ergreife. — Die neuen Zuſätze ſind dem in den früheren Vorreden Geſagten gemäß gegeben worden und ſomit nur als eine erweiterte Anwendung der dort ausgeſprochenen Anſichten zu betrachten. Außer den an dem Schluß beider Theile angehängten Stücken beſtehen dieſelben nur aus einem an die Stelle des ausgeſtoße-

nen gesetzten Gedichte und aus einigen Zugaben zu den unter Nro. 61 des prosaischen Theils mitgetheilten kleineren Erzählungen. — In den aus der zweiten Ausgabe neu abgedruckten Stücken ist allenthalben das Mangelhafte verbessert und außerdem an einigen Stellen eine neue erläuternde Anmerkung gegeben worden. — Die Nummern der einzelnen Stücke sind, um den Gebrauch der älteren Auflagen neben der neuen möglich zu machen, dieselben geblieben, und nur die Seitenzahlen, unter denen sie stehen, haben sich geändert.

Der Herausgeber.

Inhalts-Anzeige.

		Seite
1.	Lebensregung, von Harnisch	1
2.	Der Greis und der Jüngling, von Krummacher	2
3.	Ein Räthsel, von Löhr	2
4.	Whittington, von Campe	3
5.	Nuschirwan und der Greis, aus dem Rosenöl	5
6.	Das gute Heilmittel, von Hebel	5
7.	Die Freundschaft, von Grimm	7
8.	Der Unverschämte, aus dem Rosenöl	10
9.	Der Gotteskasten, von Krummacher	10
10.	Kleine und große Geschöpfe, von Hebel	11
11.	Herzog Leopold von Braunschweig	13
12.	Der Löwe und der Hase, von Lessing	15
13.	Der Mensch in Hitze und Kälte, von Hebel	15
14.	Die Geschichte des alten Wolfs, von Lessing	19
15.	Der kluge Richter, von Hebel	22
16.	Der Hahn und der Fuchs, von Schiller (nach dem Engl.)	23
17.	Der Maulwurf, von Hebel	24
18.	Zeus und das Pferd, von Lessing	27
19.	Die Ärzte, von Meißner	27
20.	Der geheilte Kranke, von Hebel	29
21.	Der Taucher und der Geier, von Mauchart	31
22.	Kannitverstan, von Hebel	32
23.	Die Biene und die Fliege, von Schiller (nach dem Engl.)	35
24.	Der Grenzlauf, von Grimm (nach Wyß)	36
25.	Die Schlangen, von K. Ritter	37
26.	Die Krone des Alters, von Herder	48
27.	Zeus und das Schaf, von Lessing	49
28.	Die geprüfte Treue, aus den Palmblättern	50
29.	Die Bäuerinn und der Falke, aus dem Rosenöl	51
30.	Der Wind und der Schiffer, von Pestalozzi	52
31.	Der gute Rath, aus den Palmblättern	52
32.	Von den Pflanzen, von Hebel	54
33.	Der Araber und sein Gast, aus dem Rosenöl	58
34.	Der Wanderer, der Tiger und der Krokodil, von Meißner	58
35.	Tamerlan und Ibrahim, aus den Beispielen des Guten	59
36.	Das Ei des Columbus, von Heinsius	62
37.	Die Eidechsen, von Hebel	62
38.	Der uneigennützige Groß-Vezier, aus den Palmblättern	66
39.	Unglück der Stadt Leiden, von Hebel	70
40.	Die Spinnen, von Demselben	71
41.	Der Rangstreit der Thiere, von Lessing	74

		Seite
42.	Die Schlacht bei Thermopylä, nach dem Lange'schen Herodot	75
43.	Der Held, von Krummacher	84
44.	Wenn die Noth am höchsten, ist Gott am nächsten, von C. B.	85
45.	Der Krokodil, von Krummacher	91
46.	Mancherlei Regen, von Hebel	93
47.	Von Wilhelm Tell und dem, was zu seiner Zeit in der Schweiz geschehen, nach Zschokke	98
48.	Die Hunde auf Kamtschatka, von Storch	105
49.	Fliegende Fische, von Hebel	110
50.	Valentin Jamerai Düval	111
51.	Der Steuermann, von Krummacher	121
52.	Bossaldab, nach der Jugendzeitung	122
53.	Ludwig der Baier und Friedrich der Schöne von Östreich, von Jerrer	125
54.	Der Biber, nach Bingley	131
55.	Gustav Wasa, der Befreier der Schweden, von Jerrer	136
56.	Über die Vögel Deutschlands, nach Bingley	145
57.	Die Seeräuber Horuk und Hayradin Barbarossa und Karl's V. Zug gegen Tunis, von Schiller (nach Robertson)	168
58.	Neuholland, von K. Ritter	180
59.	Die Urbewohner von Westindien, nach E. A. W. von Zimmermann	198
60.	Die Seeschlacht bei Lepanto, nach Remer	205
61.	Kleinere Erzählungen	223
62.	Deutsche Sprichwörter	235
63.	Das Erdbeben zu Caraccas, nach Humboldt	256
64.	Das Leben Joachim Nettelbeck's	260
65.	Die Türken, von Kriegk	343
66.	Die Eiche, von Erhard	364
67.	Eine Menschenjagd	366
68.	Jakob Humbel, von Hebel	369
69.	Über die Moose, nach dem Lippischen Magazin	373

1. Lebensregung.

Die Vögel fliegen in der Luft gar herrlich und fröhlich, hüpfen auf Aesten und Zweigen, und einige schwimmen zierlich und munter im Wasser umher. Der Hirsch ist ein schneller Läufer, ihn kann nicht der Jäger durch seine Füße gewinnen; das Eichkätzchen schwingt sich von einem Baume zum andern; und alles Gethier auf der Erde reget und beweget sich, von dem ersten Schöpfungstage an bis auf die heutige Stunde. Auch wird dies Bewegen und fröhliche Leben fortdauern bis ans Ende der Welt; denn es ist Gott dies Leben angenehm, und wie die Freude das Herz dem Menschen hüpfen macht, so hüpfet der Engel Schaar bei der Freude der Schöpfung. So ist denn überall fröhliches Leben und Bewegen, und Alles, was sich reget in wahrer Freude, reget sich Gott zu Ehren, und darin ist keine Sünde. Darum wohnet auch darin keine Sünde, wenn Kinder miteinander lustig sind und im frohen und muntern Spiel sich ihres Lebens freuen. Es stehet dem Knaben wohl an, wenn er auf blankem Eise wie ein Vogel dahin fliegt, wenn er muthig eine Höhe erklettert, über Flüsse schwimmt und rüstig sich tummelt. Dem alten Manne nur geziemt es, hinter dem Ofen sich zu hegen im Winter; aber der Knabe soll sich an Kälte gewöhnen, damit er als Mann auch im Winter ein Mann sei.

Harnisch.

2. Der Greis und der Jüngling.

Geron, ein achtzigjähriger Greis, saß vor der Thür seines ländlichen Hauses und freute sich des heitern Herbstmorgens. Sein Auge ruhete bald auf den blauen Bergen der Ferne, von deren Spitzen die Nebel wie Opferwolken emporstiegen, bald auf den blühenden Urenkeln, die vor ihm spielten. Da trat ein Jüngling aus der Stadt zum Greise, und wunderte sich seines frohen und kräftigen Alters und seines blühenden Aussehens. Und der Fremdling gestand dem Greise seine Verwunderung, daß er solche Kraft und Heiterkeit genösse, und fragte ihn darüber. Da erhob sich Geron und führte den Fremdling in den Obstgarten und zeigte ihm die hohen, herrlichen Bäume voll köstlicher Früchte, deren Anblick das Herz erfreute. Darauf sprach der Greis: „Wunderst Du Dich auch, daß ich jetzt die Früchte dieser Bäume genieße? Siehe, mein Sohn, diese pflanzte ich in meiner Jugend. Hier hast Du das Geheimniß meines heitern, fruchtreichen Alters.“ Der Jüngling aber winkte dem Greise; denn er verstand seine Worte und nahm sie zu Herzen.

Krummacher.

---

3. Ein Räthsel.

An einem jähen Abhange, welcher oben auf dem Scheitel mit dichtem Gebüsche bewachsen ist, liegen zwei Höhlen unter zwei Felsenrändern, die ebenfalls mit starkem Gestrüppe bewachsen sind. Beide Höhlen sind durch ein hohes Gebirge von einander getrennt, so daß man über das Gebirge hinübergehen müßte, wenn man aus einer Höhle in die andere gelangen wollte. Aber die Höhlen sind nicht hohl, sondern es bewegen sich zwei länglich-runde Kugeln darin, gleich zwei Erdkugeln, und rollen in den Höhlen hin und her. Sie haben ihre Tage und ihre Nächte, diese Kugeln, wie sie die Erde selbst hat, und wie auf dieser irdischen Welt, wohnen auch auf diesen beiden der Schmerz, der Jammer und die Thräne, und die Freude, der Scherz und das Lachen.

Zwei bewegliche Thore, nicht von Holz und Eisen, sondern fast lederartig und mit langen Spitzen besetzt, verschließen diese Höhlen mit der Schnelle eines Blitzes, sobald Etwas eindringen will. Kein Würmchen, kein Thierchen, so klein und behende es auch sei, darf hinein; Nichts als der Lichtstrahl kann die Höhlen durchdringen.

Sie schließen sich von selbst, diese Thore, und sie öffnen sich wieder von selbst. Schließen sie sich, so ist eine dunkle, finstere Nacht in den Höhlen, die durch kein künstliches Licht erhellt werden kann, wiewohl draußen auf dem Gebirge, welches die Grenze zwischen beiden Höhlen macht, der hellste Sonnenschein lachen kann. Wenn aber die Thore sich öffnen, dann ist auf der Oberfläche der zuvor verhüllten Kugeln ein Leben und Bewegen, wie auf der Erde; das Thun und Treiben der Menschen erblickt man, Heerden und Triften, Vögel und Fische, Landschaften mit ihren hellen und schattigen Stellen, Bäume und Pflanzen; auch Wälder und Gesträuche finden sich darauf. Aber Alles, was auf diesen Kugeln ist, verschwindet, sobald die Thore sich schließen; ja, selbst wenn die Thore sich nicht schließen, verschwindet es, sobald die Nacht hereinbricht. Auf unserer Erdkugel bleiben die Dinge doch, wenn sie auch in der Nacht unsichtbar werden; hier aber verschwinden sie wirklich in einem Moment, so daß auch keine Spur davon zurückbleibt. — Alles, was man auf diesen Kugeln antrifft, trifft man nur in kleinen Gestalten an. Nur sonderbar! hier wird Nichts gehört, kein Laut, kein Ton; hier wird Alles gesehen!

Löhr.

---

4. Whittington.

Zu London hatte vor etwa hundert Jahren ein reicher Kaufmann ein blutarmes Kind, dessen Aeltern gestorben waren, zu sich in sein Haus genommen. Weil der arme Junge, der Richard Whittington hieß, noch so klein war, so konnte er anfangs zu Nichts gebraucht werden. Man ließ ihn also nur im Hause umherlaufen.

Da machte er sich nun selbst ein Geschäft daraus, verlorene Stecknadeln und hingeworfene Bindfaden aufzusuchen und sorgfältig aufzubewahren. Wenn er dann ein Dutzend Stecknadeln und eine Rolle Bindfaden gesammelt hatte: so brachte er Beides seinem Herrn in die Schreibstube. Das gefiel dem Herrn wohl; denn er sah daraus, daß der Knabe haushälterisch und treu werden würde. Von der Zeit an gab er sich mehr mit ihm ab und gewann ihn immer lieber. Da nun eines Tages der Hausknecht junge Katzen ersäufen wollte, bat der Knabe seinen Herrn, er möchte ihm doch erlauben, eine davon aufzuziehen, um sie nachher zu verkaufen. Es wurde ihm bewilligt; und nun fütterte er das junge Kätzchen, bis es groß geworden war.

Nach einiger Zeit wollte der Kaufmann ein großes Schiff mit Waaren nach einem fernen Lande senden, um sie daselbst verkaufen zu lassen. Da er eben sehen wollte, ob Alles ordentlich eingepackt wäre, begegnete ihm der Knabe, der seine Katze auf dem Arme trug. „Richard," sagte er zu ihm, „hast du nicht auch Etwas mitzuschicken, das du verhandeln könntest?" — „Ach, lieber Herr," antwortete der Knabe, „Sie wissen ja wohl, daß ich arm bin und Nichts, als diese Katze, habe." „Nun, so schicke deine Katze mit," sagte der Kaufmann; und Richard lief mit ihm hin zum Schiffe und setzte seine Katze darauf. Das Schiff segelte ab.

Nach einigen Monaten kam es bei einem bisher noch nicht bekannten Lande an. Man stieg aus und hörte, daß es von einem Könige beherrscht würde. Da dieser König erfuhr, daß Fremde angekommen wären, ließ er einige von ihnen zu sich fordern und mit sich speisen. Aber ungeachtet Essen genug da war, so konnte man doch fast keinen Bissen genießen. Das ganze Zimmer wimmelte nämlich von Mäusen und Ratten, und diese waren so dreist, daß sie schaarenweise auf dem Tische umhersprangen, sich der Speisen bemächtigten und sogar den Gästen den Bissen aus der Hand holten. Man hatte kein Mittel ausfindig machen können, sich von ihnen zu befreien, ungeachtet der König dem, der ein solches Mittel finden würde, ganze Klumpen Goldes zur Belohnung versprach.

Da die Fremden dies hörten, sagten sie dem Könige, daß sie ein Thier mitgebracht hätten, welches alle diese Mäuse und Ratten tödten würde, und holten darauf die Katze her. Diese richtete eine erschreckliche Niederlage unter den Mäusen an, und in einer halben Stunde war im ganzen Zimmer keine einzige mehr zu sehen oder zu hören.

Der König war sehr erfreut, dieser beschwerlichen Gäste los geworden zu sein; und da er unermeßliche Reichthümer hatte, so gab er für diese Katze einige Tonnen Goldes hin. Das Schiff eilte darauf nach London zurück.

Der Kaufmann hatte kaum gehört, wie viel Gold die Katze eingebracht hätte, als er den Knaben zu sich kommen ließ, ihm sein Glück erzählte und ihn versicherte, daß Alles ihm allein gehören sollte. Er ließ ihn darauf die Handlung lernen, und da der junge Mensch fortfuhr, treu, fleißig und sparsam zu sein: so gab er ihm, als er erwachsen war, seine einzige Tochter zur Ehe und setzte ihn zum Erben aller seiner Güter ein. Campe.

5. Nuſchirwan und der Greis.

Nuſchirwan, Schach von Perſien, *) fand auf einer Jagd-Partie einen Greis, der einen Nußbaum pflanzte. „Alter," redete er ihn an, „denkſt Du, daß dieſer Baum Dir noch Früchte geben ſoll?" — „Früchte ſoll er geben," antwortete der Alte, „das denk' ich, wenn nicht mir, doch meinen Enkeln. Andere pflanzten, und ich genoß; nun will ich pflanzen, damit Andere genießen mögen." — „Sih," rief Nuſchirwan. Nun iſt zu wiſſen, daß, ſo oft Nuſchirwan das Wörtchen Sih! ausrief, der Schatzmeiſter viertauſend Dirhem **) auszahlen mußte. Sih! war eine Anweiſung von viertauſend Dirhem, die auf der Stelle bezahlt wurden, und der Pflanzer erhielt dieſelben zur Belohnung ſeiner treffenden Antwort. „Herr!" fuhr er fort, „es iſt wahrlich keine geringe Seltenheit um den Baum, der ſo ſchnell Früchte trägt, als mir dieſer getragen." — „Sih!" rief Nuſchirwan, und andere viertauſend Dirhem folgten den erſten. — „Nur deine Huld, o großer König," ſprach der Alte, „vermag ein Wunder, wie dieſes, hervorzubringen, daß derſelbe Baum in ſo kurzer Zeit zweimal Früchte giebt." Dieſe Antwort entlockte dem König ein drittes verwunderungsvolles Sih! und dem Beutel des Schatzmeiſters viertauſend andere blanke Dirhem. Schwerlich ward eine treffende Antwort je beſſer belohnt. Aus dem Roſenöl.

---

6. Das gute Heilmittel.

Kaiſer Joſeph in Wien ***) war ein weiſer und wohlthätiger Monarch, wie Jedermann weiß; aber nicht alle Leute wiſſen, wie er einmal der Doctor geweſen iſt und eine arme Frau geheilt hat. Eine arme kranke Frau ſagte zu ihrem Büblein: „Kind, hol' mir einen Doctor, ſonſt kann ich's nimmer aushalten vor Schmerzen." Das Büblein lief zum erſten Doctor und zum zweiten; aber Keiner wollte kommen; denn in Wien koſtet ein Gang zu einem Patienten einen Gulden, und der arme Knabe hatte Nichts als

---

*) Nuſchirwan iſt ein, wegen ſeiner Tapferkeit und Weisheit ſehr geprieſener König von Perſien und lebte vor 1300 Jahren. Schach oder Schah iſt ein perſiſches Wort und heißt ſo viel als König.

**) Ein Dirhem beträgt ungefähr 12 Gr. 3 Pf. oder 52 kr.

***) Joſeph II., Deutſcher Kaiſer von 1765 — 1790.

Thränen, die wohl im Himmel für gute Münze gelten, aber nicht bei allen Leuten auf der Erde. Als er aber zum dritten Doctor auf dem Wege war, fuhr langsam der Kaiser in einer offenen Kutsche an ihm vorbei. Der Knabe hielt ihn wohl für einen reichen Herrn, ob er gleich nicht wußte, daß es der Kaiser ist, und dachte: Ich will's versuchen. „Gnädiger Herr," sagte er, „wolltet Ihr mir nicht einen Gulden schenken? Seid so barmherzig!" Der Kaiser dachte: Der faßt's kurz und denkt, wenn ich den Gulden auf einmal bekomme, so brauch' ich nicht sechszigmal um den Kreuzer zu betteln. „Thut's ein Zwanziger*) nicht auch?" fragte ihn der Kaiser. Das Büblein sagte: „Nein," und offenbarte ihm, wozu er des Geldes benöthigt wäre. Also gab ihm der Kaiser den Gulden und ließ sich genau von ihm beschreiben, wie seine Mutter heißt, und wo sie wohnt, und während das Büblein zum dritten Doctor springt und die kranke Frau betet daheim, der liebe Gott wolle sie doch nicht verlassen, fährt der Kaiser zu ihrer Wohnung und verhüllt sich ein wenig in seinen Mantel, also daß man ihn nicht recht erkennen konnte, wer ihn nicht darum ansah. Als er aber zu der kranken Frau in ihr Stüblein kam und es sah recht leer und betrübt darin aus, meint sie, es sei der Doctor, und erzählt ihm ihren Umstand, und wie sie noch so arm dabei sei und sich nicht pflegen könne. Der Kaiser sagte: „Ich will Euch denn jetzt ein Recept verschreiben," und sie sagte ihm, wo des Bübleins Schreibzeug ist. Also schrieb er das Recept und belehrte die Frau, in welche Apotheke sie es schicken müsse, wenn das Kind heimkommt, und legte es auf den Tisch. Als er aber kaum eine Minute fort war, kam der rechte Doctor auch. Die Frau verwunderte sich nicht wenig, als sie hörte, er sei auch der Doctor, und entschuldigte sich, es sei schon einer da gewesen und hab' ihr Etwas verordnet, und sie habe nur auf ihr Büblein gewartet. Als aber der Doctor das Recept in die Hand nahm und sehen wollte, wer bei ihr gewesen sei, und was für einen Trank oder was für Pillelein er ihr verordnet habe, erstaunte er auch nicht wenig und sagte zu ihr: „Frau, Ihr seid einem guten Arzte in die Hände gefallen; denn er hat Euch fünf und zwanzig Dublonen**)

---

*) Eine Silbermünze, welche zwanzig Kreuzer oder 5 ggr. gilt.

**) Dublone heißt eine Goldmünze, welche den Werth von zwei Fünfthalerstücken hat.

verordnet, beim Zahlamt zu erheben, und unten dran steht: Joseph, wenn Ihr ihn kennt. Ein solches Magenpflaster und Herzsalbe und Augentrost hätt' ich Euch nicht verschreiben können." Da that die Frau einen Blick gegen den Himmel und konnte Nichts sagen vor Dankbarkeit und Rührung, und das Geld wurde nachher richtig und ohne Anstand von dem Zahlamt ausbezahlt, und der Doctor verordnete ihr eine Mirtur, und durch die gute Arznei und durch die gute Pflege, die sie sich jetzt verschaffen konnte, stand sie in wenig Tagen wieder auf gesunden Beinen. Also hat der Doctor die kranke Frau geheilt, und der Kaiser die arme, und sie lebt noch und hat sich nachgehends wieder verheirathet. Hebel.

---

7. Die Freundschaft.

Ein Rabe, den die Vögel für einen Weisen hielten, saß auf einem Baume des Waldes. Da kam der Vogelsteller, stellte sein Netz, streute Körner darunter und ging wieder fort. Aber der Rabe fürchtete sich vor dem Netze und versteckte sich in das dicke Laub. Bald darauf kam ein Schwarm wilder Tauben; sie sahen das schöne Gerstenfutter, setzten sich alle und fraßen. Aber das Netz fiel zu, und sie waren gefangen und flatterten darin umher. Da sprach die Führerinn des Schwarmes: „Uns hilft nicht, daß wir also hin und her flattern; laßt uns aber versuchen, alle auf einmal in die Höhe zu fliegen; vielleicht vermögen wir's, das Netz mitzunehmen." Sie flogen nun alle zugleich in die Höhe und nahmen das Netz mit sich.

Aber der Rabe hatte Alles mitangesehen, wie Einigkeit sie stark machte, und flog in der Ferne nach. Die Tauben hatten sich auf ein Fruchtfeld in der Nähe eines Baumes niedergelassen und berathschlagten, wie sie aus dem Netze heraus kommen könnten. Da sprach eine aus dem Schwarme: „Ich habe schon längst Freundschaft geschlossen mit einer Maus, die hier in der Nähe wohnt. Soll ich sie rufen, damit sie das Netz zernage?" Und sie rief die Maus. Die kam aus ihrer Höhle heraus und zernagte die Schnüre; die Tauben aber flogen fröhlich davon und dankten der Maus für ihre Befreiung.

Der Rabe, der dieses Alles mitangesehen hatte, dachte bei sich, ein treuer Freund sei doch ein großes Gut. Er setzte sich deßhalb

in die Nähe des Mauslochs und rief die Maus, weil er Freundschaft mit ihr schließen wollte. Als die Maus heraus kam und den Raben erkannte, floh sie schnell wieder in ihr Löchlein. Aber der Rabe rief sie wieder und sagte: „Warum fliehst du mich? Willst du nicht meine Freundinn werden?“ — „Nein,“ antwortete die Maus, „das geht nimmermehr an; denn in kurzer Zeit würde Deine angeborne Lust nach meinem Fleische Dich unsere Freundschaft vergessen lassen, und Du würdest mich, wie jede andere Maus, auch auffressen.“

Das redete ihr aber der Rabe aus, und sie lebten beisammen ohne Mißtrauen und waren zufrieden. Nur sehnte sich der Rabe nach seinem ersten Aufenthalte; denn er fürchtete sich hier vor den vorübergehenden Jägern. Darum sagte er eines Tages zu der Maus, wenn sie Nichts dawider habe, so wollten sie wegziehen von diesem Orte, weil er da nicht verborgen genug sei; er wolle sie an einen viel heimlicheren Ort bringen, wo er auch eine treue Freundinn habe, die Schildkröte, bei der sie künftig wohnen wollten. Die Maus war mit dem Vorschlage zufrieden; denn auch ihr war es unheimlich da, weil eine Katze oft in das Feld kam und ihr heimlich nachstellte. Der Rabe faßte sie also mit dem Schnabel bei ihrem Schwänzlein, trug sie durch die Lüfte, setzte sie unter einem Baume nieder und rief die Schildkröte, seine Freundinn. Diese kam hervor aus ihrem Teiche und freuete sich, daß ihr Nachbar wieder da sei, und daß er noch eine Freundinn, die Maus, mitgebracht habe. Die Maus grub sich ein Löchlein, und so wohnten sie alle drei in Frieden und Eintracht.

Als sie nun eines Tages so beisammen saßen und miteinander plauderten von der Welt Lauf, da kam eilends ein Hirsch gelaufen, der blieb am Teiche stehen und sah sich um; da floh die Schildkröte in ihr Wasser und tauchte unter; die Maus verkroch sich in ihr Löchlein; aber der Rabe schwang seine Fittige und flog in die Höhe, um zu sehen, ob der Jäger den Hirsch verfolge. Er sah aber Nichts und sprach zum Hirsche: „Sei ohne Furcht; hier ist keine Gefahr; noch kein Jäger ist in diese Gegend des Waldes gekommen. Wenn es Dir gefällt, so kannst Du hier wohnen; um den See wächst schönes Futter, und sein Wasser ist frisch zum Trunke.“ Als er dies gesagt hatte, rief er die Maus und die Schildkröte. Sie kamen hervor und redeten dem Hirsche auch zu, daß er bleiben sollte.

Aber der Hirsch sah umher; das Gras war schön, das Wasser frisch und der Ort sicher vor Nachstellungen. Er machte sich also eine Lagerstätte von Moos und wohnte bei ihnen, und sie hielten treue Freundschaft mit einander. Eines Abends war aber der Hirsch nicht heimgekommen. Da ward seinen Freunden bange, es möchte ihm ein Unglück widerfahren sein; darum flog der Rabe aus auf Kundschaft, und er sah seinen Freund liegen, gefangen in einem Netze. Sogleich flog er zurück und brachte seinen Genossen die Nachricht und berathschlagte mit ihnen, wie man den Hirsch befreien könnte.

Da sprach die Maus zu ihm: „Nimm Du mich und trage mich hin, damit ich das Netz zernage!“ Der Rabe trug sie schnell hin, und sie nagte an dem Netze. Da kam auch die Schildkröte daher, und der Rabe und die Maus schalten, daß sie gekommen wäre. „Wohin,“ sagte der Rabe, „willst du denn fliehen, wenn der Jäger kommt? Ich fliege fort, der Hirsch läuft weg, die Maus verkriecht sich; was willst Du aber machen? Dein Gang ist langsam, Du kannst Dich nicht retten; auch bin ich nicht stark genug, Dich zu tragen.“ Indem der Rabe noch so redete, kam der Jäger wirklich — schon gegangen, zu sehen, ob er Etwas in seinem Netze gefangen habe: und als er den Hirsch darin sah, freuete er sich. Allein, ehe er noch hinkam, war das Netz schon zernagt; der Hirsch sprang in das Dickicht, der Rabe flog davon, die Maus verkroch sich; aber die Schildkröte stand und zitterte vor Schrecken an allen Gliedern.

Der Jäger ärgerte sich, daß ihm die schöne Beute entgangen war; um aber doch nicht ganz leer nach Hause zu kommen, nahm er die Schildkröte, wickelte sie in das zernagte Netz und ging weg. Doch die Maus hatte dem Allen zugesehen und rief ihre Freunde schnell zusammen, um zu berathschlagen, wie man die Schildkröte wieder befreien könne. Da schlug der Rabe vor, der Hirsch solle sich, wie todt, an den Weg legen, auf welchem der Jäger vorbeikommen mußte, und er wolle auf ihm sitzen, als ob er von ihm fräße; wenn das der Jäger sähe, so würde er gewiß die Schildkröte niederlegen und hinzugehen; dann solle der Hirsch aufspringen und langsam hin und her laufen, als hätt' er ein Gebrechen am Fuße; so solle er den Jäger immer reizen und nahe an sich kommen lassen, dann aber immer wieder entspringen, und das so lange, bis die Maus unterdessen das Netz zernagt, und die Schildkröte sich im

Walde verkrochen habe; dann wollten sie auf einmal alle davon eilen.

Und wie sie's beschlossen hatten, so thaten sie auch. Der Jäger warf sogleich die Schildkröte hin und eilte dem Hirsche nach; als aber die Schildkröte und das Mäuslein in Sicherheit waren, da sprang der Hirsch auf einmal davon und eilte schneller, als der Jäger sich's versah, ihm aus den Augen und kam mit seinen Genossen wieder bei ihrer Wohnung an. Da freueten sie sich alle sehr, daß sie durch ihre Freundschaft einander gerettet hatten.

Grimm.

---

8. Der Unverschämte.

Ein Muselmann*) kam zu dem am Fuße des Sinaï liegenden Kloster**) und bat einen Mönch um ein Almosen. Dieser gab, was er hatte, und warf ihm seinen Teppich von der Mauer herab. Der Muselmann ließ den Teppich liegen und schimpfte, indem er mehr und etwas Besseres begehrte. Sogleich ließ der Mönch an einem Stricke einen Haken herunter, mit dem er den Teppich wieder in die Höhe zog. „Ich habe Dir," sprach er, „wie Jesus befahl, das, was ich hatte, gegeben; weil Du aber damit nicht zufrieden bist, will ich Mohammed's Lehre folgen, der die Unverschämten zurechtzuweisen befiehlt." —

Aus dem Rosenöl.

---

9. Der Gotteskasten.

Es war einmal ein wohlhabender, angesehener Mann, deß Namen hieß Benedictus, das heißet Segenreich. Solchen Namen führte er mit Recht; denn Gott hatte ihn reichlich mit Gütern gesegnet, und alle Welt segnete ihn deßgleichen. Darum suchte er auch Jeden

---

*) Muselmann oder Moslim heißt der, welcher sich zu der Lehre Mohammed's bekennt.

**) Am Berge Sinaï in Arabien liegt ein sehr altes christliches Kloster, und dieses ist, um gegen einen Ueberfall der in der dortigen Gegend unstät lebenden Araber gesichert zu sein, so stark befestigt, daß sogar der Eingang vermauert ist; Lebensbedürfnisse und selbst Personen werden daher an einem Seile hinaufgezogen und herabgelassen.

zu erfreuen, den Fremdling wie den Nachbar, besonders die Armen und Nothleidenden. Er that aber folgendermaßen.

Wenn er einen frohen Tag gehabt hatte mit seinen Freunden, so ging er in sein Kämmerlein und dachte: Es sind Viele, die keines solchen Tages sich erfreuet haben, und was wäre es, so ich der Gäste noch einmal so viel geladen hätte! — Also legte er von seinem Gelde so viel, als ihm die Mahlzeit gekostet, in eine Lade, die nannte er den Gotteskasten. Deßgleichen, wenn er vernahm, daß irgendwo eine Feuersbrunst gewüthet, so gab er seinen Beitrag zur Unterstützung der Unglücklichen reichlich. Darauf sah er sein Haus an und ging in sein Kämmerlein und sprach: Alles stehet bei mir fest und unversehrt, und legte dafür in den Gotteskasten. Abermals, wenn er von Hagelschlag, Wassersnöthen und andern Unfällen hörte, legte er dafür in den Gotteskasten. Also auch wenn ihm kostbarer Wein und schönes Geräthe geboten wurde, so kaufte er davon, jedoch mäßig, so daß sie sein Haus zierten und seine Freunde erfreuten, und ging alsdann in sein Kämmerlein und sprach: Solches hast du dir kaufen und deinen Vorrath mehren können, und legte in den Gotteskasten; dazu sendete er gern von dem köstlichen Weine, wenn ein Kranker dessen bedurfte. Also that er sein Lebenlang.

Als er nun sterben sollte, da klagten und weinten die Armen, die Wittwen und Waisen und sprachen: Wer wird unser sich erbarmen, wenn Benedictus von uns scheidet!

Er aber sprach: Ein guter Hausvater sorget, daß auch dann, wenn er nicht daheim ist, den Kindlein Nichts gebreche. So nehmet den Gotteskasten, mit Allem, was darin ist. Er gehöret den Armen, den Wittwen und den Waisen; theilet davon aus, und verwaltet es wohl und weislich. Darauf starb er, und es geschah, wie er gesagt hatte.

Also bestehet der Gotteskasten seit hundert Jahren zum Troste der Bedürftigen, und des Mannes Andenken bleibt in Segen.

Krummacher.

---

10. Kleine und große Geschöpfe.

In Asien, in dem Gebirge Taurus und an andern Orten, lebt eine Art wilder Schafe, Argali genannt; die sind sehr groß,

ſtark und ſcheu und haben ſehr große Hörner. Wenn ein ſolches Thier im Kampf oder durch ein anderes Unglück ein Horn verliert, was zuweilen geſchieht, ſo kommt es den dortigen Füchslein zu gute. Dieſe haben alsdann nicht nöthig, einen Bau in die Erde zu graben, meinen, das Horn ſei ihretwegen da, ſchlupfen hinein und wohnen darin. Worüber muß man ſich mehr verwundern, über die großen Hörner oder über die kleinen Füchſe?

Die kleinſten Vögel, die man kennt, heißen Kolibri's. Sie ſind in Süd-Amerika daheim, haben wunderſchöne Farben von Gold- und Silberglanz, legen Eilein, die nicht größer ſind als eine Erbſe, und werden nicht mit Schroten geſchoſſen, ſondern mit kleinen Sandkörnlein, weil ſonſt nichts Ganzes an ihnen bliebe. Neben ihnen wohnt ein Spinne, die ſo groß iſt, daß ſie dieſe armen Thierlein wie Mücken fängt und ausſaugt.

Andern Reſpect flößt der Herr Lämmer-Geier ſeiner Nachbarſchaft ein, der in den Tyroler und Schweizer Gebirgen daheim iſt. Denn mit ſeinen ausgeſpannten Flügeln bedeckt er eine Länge von 8 bis 9 Fuß, und er iſt ſtark genug, Gemſen, Ziegen und Kinder anzupacken, zu überwältigen und davon zu tragen.

Der größte unter allen Vögeln, die fliegen können, iſt der Kondur, ein Landsmann des Kolibri. Dieſer miſſ't mit ausgeſpannten Flügeln 16 Fuß, ſeine Flügelfedern ſind vorn einen Finger dick, alſo, daß man ſchön Fractur damit ſchreiben könnte; und das Rauſchen ſeiner Flügel gleicht einem fernen Donner.

Aber der allergrößte Vogel iſt der Strauß in den Wüſteneien von Aſien und Afrika, der aber wegen ſeiner Schwere und wegen der Kürze ſeiner Fittige gar nicht fliegen kann, ſondern immer muß auf der Erde bleiben. Doch trägt er ſeinen Kopf 9 bis 10 Fuß hoch in der Luft, kann weit umher ſchauen und könnte, wie ein guter Freund, neben einem Reiter auf ſeinem Roß herlaufen und mit ihm reden, wenn ihm nicht Vernunft und Sprache verſagt wären.

In Aſien lebt eine Art von Hirſchen, Zwerg-Hirſchlein genannnt, deren Füßlein ſind einen Finger lang und ſo dünn, wie der Stiel einer Kölniſchen Tabakspfeife. Das Spitzmäuslein, ebenfalls in Aſien, wiegt ein halbes Quintlein und iſt das kleinſte unter allen bekannten Thieren, die auf vier Beinen gehen und ihre Jungen ſäugen. Der Elephant aber iſt 12 bis 14 Fuß hoch, 15 bis 17 Fuß lang, wiegt ſeine 7000 Pfund; und ein fleißiger Schüler

soll mir ausrechnen: Wie viel Spitzmäuslein müßte man haben, die zusammen so schwer sind, als ein einziger Elephant?

Das kleinste Thierlein auf der Erde hat auch mit dem stärksten Vergrößerungsglas wohl noch kein Mensch gesehen. Aber das größte ist der Wallfisch, der bis zu einer Länge von 120 Fuß wachsen kann und seine 1000 Centner und darüber wiegt.

In den fabelhaften Zeiten hat man geglaubt, daß es eine ganze Nation von Menschen gebe, die von dem Boden weg nur 2 Fuß hoch seien. Der Lügenprophet Mohammed aber behauptete einmal, er habe den Erzengel Gabriel gesehen, und es sei von seinem rechten Auge über den Nasenwinkel bis zum linken ein Zwischenraum von 70,000 Tagereisen. *) Hebel.

---

11. Herzog Leopold von Braunschweig.

Herzog Leopold von Braunschweig, der als preußischer Generalmajor in Frankfurt an der Oder lebte, zeichnete sich stets durch aufopfernde Menschenliebe und unermüdliche Thätigkeit aus. Wenn er von einem Armen oder Kranken hörte, so suchte er ihn auf, um ihm mit Rath und That beizustehen; eben so hülfreich und thätig war er bei mehren Feuersbrünsten, welche in jener Stadt ausbrachen; seiner Thätigkeit und Einsicht verdankte man es allein, daß, als einmal das steigende Wasser der Oder einen Theil der Stadt mit einer Ueberschwemmung bedrohte, derselbe gerettet wurde. Aber seine größte und schönste That ist die, bei der fürchterlichen Ueberschwemmung im Jahre 1785 versuchte, Rettung der unglücklichen Bewohner der Vorstadt. Die Oder stieg nämlich im Frühlinge dieses Jahres so sehr, daß die Vorstadt unerwartet schnell unter Wasser stand. Da baten die hierdurch sehr bedrängten Bewohner des Dammes, daß man zu ihrer Rettung einen Durchbruch machen möchte; der Herzog unterstützte ihr Gesuch und machte die dringendsten Vorstellungen, aber er konnte es nicht durchsetzen. Er suchte also auf eine andere Art zu helfen: schon in früher Mor-

*) Im Morgenlande berechnet man die Entfernung eines Ortes von dem andern gewöhnlich nach Tagereisen, und versteht unter einer Tagereise eine Strecke von acht bis zehn Stunden.

gendämmerung eilt er an die gefährlichsten Plätze, schickt Kähne fort, läßt seine Pferde anspannen und arbeitet selbst so, daß ihm der Schweiß vom Gesichte strömt. Schon wollte er in einem Kahne zur Rettung der Unglücklichen, die jammervoll in den Wind hinein heulten, hinüber fahren; aber man hielt ihn zurück, indem eben die Fluth Stadt und Vorstadt durch einen fürchterlichen Damm-Riß von einander trennte. Nun wird der Jammer noch größer; denn mehre Bogen der Brücke rissen sich los. Hoch bäumen sich die erzürnten Wogen, die Tiefe öffnet sich, und die Wellen schlagen mit tobender Gewalt ans Ufer. Der Herzog sieht's und will fort; umsonst — er findet Keinen, der ihn führe. Schon war er, mißmuthig und tief gebeugt durch das Elend, welches er, ohne helfen zu können, mitansehen mußte, nach Hause geeilt; aber ein neuer Ruf ergreift ihn dort: eine Mutter stürzt in sein Zimmer und bittet, daß der Prinz einen Kahn zur Rettung ihrer Kinder schaffen möge. — Er konnte nicht helfen. —

Jetzt schlug die Glocke zwölf, und die Noth in der Damm-Vorstadt war aufs höchste gestiegen. Wie leichtes Moos schwemmten die Fluthen die Häuser hinweg; Bäume, die den heftigsten Stürmen widerstanden und Jahrhunderten getrotzt hatten, wurden mit der Wurzel herausgerissen, und das ganze Land war eine weite wogende See. Hier schreit ein Greis auf dem zerschmetterten Dache seines Hauses; dort ringt ein Anderer mit dem tausendarmigen Tode; hoch in den dunkeln Äther hinein ertönt das Jammergeheul der um Hülfe Flehenden.

Leopold vernimmt's mit Schaudern, und länger hält es sein edles Herz nicht aus; denn die Klage des Jammers klang dreimal schrecklicher darin. „Ich will sie retten, diese Unglücklichen, wenn andere Menschenhände zu furchtsam oder zu schläfrig sind! Ich bin ein Mensch, wie sie, bin schuldig, meine Brüder zu retten, und vertraue auf die Vorsehung!" — So sprach er, stieg in den Kahn und fuhr ab, geführt von einem alten erfahrenen Schiffer. Schon sind sie dem Lande nahe; aber ein treuloser Weidenbaum, der seine Zweige und Wurzeln unter dem Wasser umherstreckte, stämmte sich gegen den Kahn; der Vordertheil des Kahns stieß an eine Klippe, das Fahrzeug schlug um, und Prinz und Schiffende versanken in den tobenden Fluthen. Die Schiffleute wurden eine Stunde nachher gerettet; aber der Prinz ward das Opfer seines edlen Heldenmu-

thes. — Sein Lohn ist die Hochachtung und Liebe aller Guten und ein schönes Denkmal bei Frankfurt, welches seinen Namen verewigt.

---

12. Der Löwe und der Hase.

Ein Löwe würdigte einen drolligen Hasen seiner nähern Bekanntschaft. „Aber ist es denn wahr," fragte ihn einst der Hase, „daß Euch Löwen ein elender krähender Hahn so leicht verjagen kann?"*) — „Allerdings ist es wahr," antwortete der Löwe, und es ist eine allgemeine Bemerkung, daß wir große Thiere durchgängig eine kleine Schwachheit an uns haben. So wirst Du, zum Beispiel, von dem Elephanten gehört haben, daß ihm das Grunzen eines Schweines Schauder und Entsetzen erweckt."**) — „Wahrhaftig?" unterbrach ihn der Hase. „Ja nun begreif' ich auch, warum wir Hasen uns so entsetzlich vor den Hunden fürchten!"

Lessing.

---

13. Der Mensch in Hitze und Kälte.

Der Mensch kann nichts Nützlicheres und Besseres kennen lernen, als sich selbst und seine Natur; und Mancher, der bei uns an einem heißen Sommertage fast verschmachten will, oder im kalten Jenner sich nicht getraut vom warmen Ofen wegzugehen, wird kaum glauben können, was ich sagen werde, und doch ist es wahr.

Bekanntlich ist die Wärme des Sommers und die Kälte des Winters nicht in allen Gegenden der Erde gleich; auch kommen sie nicht an allen Orten zu gleicher Zeit und sind nicht von gleicher Dauer. Es gibt Gegenden, wo der Winter den größten

---

*) Man war früher der irrigen Meinung, der Löwe gerathe in Furcht, wenn er einen Hahn krähen höre.

**) Man glaubt gewöhnlich, daß das Grunzen der Schweine den Elephanten in Schrecken setze; die Naturforscher aber belehren uns eines Bessern und sagen, aus dem Grunzen mache sich der Elephant eben nicht viel, aber er könne die Schweine wegen ihres üblen Geruches nicht leiden, denn er scheue alle üblen Gerüche eben so sehr, als er auf der andern Seite Blumen und andere wohlriechende Dinge liebe.

Theil des ganzen Jahres Herr und Meister ist und entsetzlich streng regiert, wo das Wasser in den Seen 10 Schuh tief gefriert, und die Erde selbst im Sommer nicht ganz, sondern nur einen oder mehrere Schuh tief aufthaut, weil dort die Sonne etliche Monate lang gar nicht scheint, und ihre Strahlen auch im Sommer nur schief über den Boden hingleiten. Und wiederum giebt es andere Gegenden, wo man gar Nichts von Schnee und Eis und Winter weiß, wo aber auch das Gefühl der höchsten Sommerhitze fast unerträglich sein muß, zumal wo es tief im Lande an Gebirgen und großen Flüssen fehlt, weil dort die Sonne den Einwohnern gerade über den Köpfen steht und ihre glühenden Strahlen senkrecht auf die Erde herabwirft. Es muß daher an beiderlei Orten auch noch Manches anders sein, als bei uns, und doch leben und wohnen Menschen, wie wir sind, da und dort. Keine einzige Art von Thieren hat sich von selber so weit über die Erde ausgebreitet, als der Mensch. Die kalten und die heißen Gegenden haben ihre eigenen Thiere, die ihren Wohnort freiwillig nie verlassen. Nur sehr wenige, die der Mensch mitgenommen hat, sind im Stande, die größte Hitze in der einen Weltgegend und die grimmigste Kälte in der andern auszuhalten. Auch diese leiden sehr dabei, und die andern verschmachten oder erfrieren, oder sie verhungern, weil sie ihre Nahrung nicht finden. Auch die Pflanzen und die stärksten Bäume kommen nicht auf der ganzen Erde fort, sondern sie bleiben in der Gegend, für welche sie geschaffen sind, und selbst die Tanne und die Eiche verwandeln sich in den kältesten Ländern in ein niedriges, unscheinbares Gesträuch und Gestrüppe auf dem ebenen Boden, wie wir's auf unsern hohen, kahlen und kalten Bergen auch bisweilen wahrnehmen. Aber der Mensch hat sich überall ausgebreitet, wo nur ein lebendiges Wesen fortkommen kann, ist überall daheim, liebt in den heißesten und in den kältesten Gegenden sein Vaterland und die Heimath, in der er geboren ist; und wenn ihr einen Wilden, wie man sie nennt, in eine mildere und schönere Gegend bringt, so mag er dort nicht leben und nicht glücklich sein. So ist der Mensch. Seine Natur richtet sich allmählich und immer mehr nach der Gegend, in welcher er lebt, und er weiß wieder durch seine Vernunft seinen Aufenthalt so einzurichten, und so bequem und angenehm zu machen, als es möglich ist. Das muß der Schöpfer gemeint haben, als er über das menschliche

Geschlecht seinen Segen aussprach: „Seid fruchtbar und mehret euch, und erfüllet (oder bevölkert) die Erde und machet sie euch unterthan!“

Ich will jetzt einige Beispiele anführen, was für hohe Kälte und Hitze die Menschen aushalten können.

Zu Jeniseisk in Sibirien trat einst im Jenner 1735 eine solche Kälte ein, daß die Sperlinge und andere Vögel todt aus der Luft herabfielen, und Alles, was in der Luft gefrieren konnte, wurde zu Eis, und doch leben Menschen dort.

Zu Kraßnaiarsk, ebenfalls in Sibirien, wurde im Jahre 1772 den 7. December die Kälte so heftig, daß eine Schale voll Quecksilber, welches man in die freie Luft setzte, in ein festes Metall zusammenfror. Man konnte es wie Blei biegen und hämmern, und doch hielten es Menschen aus.

Eine ähnliche Kälte erlitten einst die Engländer in Nord-Amerika an der Hudsons-Bai. Da fror ihnen, selbst in den geheizten Stuben, der Branntwein in Eis zusammen. Sie konnten ihn nicht flüssig erhalten. In den langen, dunkeln Wintertagen erleuchtete man die Stuben mit glühenden Kanonenkugeln, und die starke Ofenhitze daneben konnte doch nicht hindern, daß die Wände und Bettstätten mit Eis und Duft überzogen wurden.

Was für eine Hitze hingegen wieder die nämliche Menschen-Natur aushalten kann, das sehen wir schon an unsern Feuer-Arbeitern, zum Beispiel in Glashütten, Eisenschmelzen, Hammerschmieden, wo die Leute sich durch schwere Arbeit noch mehr erhitzen müssen. In Breitlingen in Sachsen mußte in einer Erzgrube am Tammelsberg das feste Gestein unter der Erde durch Feuer mürbe gemacht werden. Da waren nun viele schwefelige Theile und Dünste, die in Entzündung geriethen und eine so erstaunliche Hitze verursachten, daß die Bergleute selbst noch den Tag nach der Löschung des Feuers nackt arbeiten und alle Stunden inne halten und sich wieder abkühlen mußten.

Manche Personen, die in Krankheiten viel aufs Schwitzen halten, kriechen in einen heißen, dunstigen Backofen, wenn das Brod herausgenommen ist, lassen nur so viel Oeffnung zu, als zum Athemholen nöthig ist, und schwitzen so nach Herzenslust. Das mag nun freilich nicht viel nützen, und ein vernünftiger Arzt wird es nicht loben.

Wer das aber weiß, der wird nun folgende wahre Erfahrungen nicht mehr so unglaublich finden. Vier bekannte und berühmte Männer ließen einst ein kleines Zimmer so stark erhitzen, als nur möglich war. Da kam die Hitze der Luft fast der Hitze des kochenden Wassers gleich. Und doch hielten dieselben sie 10 Minuten lang aus, wiewohl nicht ohne Beschwerden. Einer von ihnen trieb den Versuch noch weiter; in einer Hitze, worin frische Eier während 10 Minuten in der Luft hart gebacken wurden, hielt er 8 Minuten aus.

Das war nun freilich eine gemachte künstliche Hitze. Aber auch in der Natur geht es manchen Orten nicht viel besser. So weht bisweilen in heißen Gegenden auf einmal ein so trockener und heißer Wind von den Sandwüsten her, daß die Blätter an den Bäumen, durch welche er hindurchzieht, augenblicklich versengt werden und abdorren. Menschen, die alsdann im Freien sind, müssen sich freilich ohne Verzug mit dem Gesicht abwenden oder auf die Erde niederlegen, um dem glühenden Luftstrome und dem feinen Sande, welchen er mit sich führt, auszuweichen, und haben gleichwohl noch viel dabei auszustehen. Selbst in geschlossenen Zimmern kann man sich vor Mattigkeit fast nicht mehr bewegen. Aber gleichwohl übersteht man es, wenn man vorsichtig ist und Erfahrungen benutzt. *)

Wenn man so Etwas lies't oder hört, so lernt man doch zufrieden sein daheim, wenn sonst schon nicht Alles ist, wie man's gern möchte.

Hebel.

---

*) Dieser Südwind weht in Afrika gewöhnlich im Frühjahr und heißt Samum oder Samiel; einige Tage hindurch ist dann die Luft trocken und glühend heiß, und es entstehen von Zeit zu Zeit Windstöße, die den Ausströmungen aus einem erhitzten Backofen gleichen; durch die große Hitze und Trockenheit springt dann zuweilen das Holz an den Gebäuden und Schiffen; das Wasser, welches die Reisenden in verschlossenen ledernen Schläuchen mit sich führen, verdunstet manchmal ganz und gar in wenigen Stunden; und der berühmte Mungo Park erzählt, daß er einst beim Wehen des Samum's seine Hand nicht an die Spalten einer Hütte, durch welche der Wind wehte, habe halten können. Uebrigens sterben die Menschen nicht, wie man gewöhnlich glaubt, vom Einathmen dieser heißen Luft. Ein anderer Wind, der in Italien oft mehre Tage lang weht, heißt Sirocco; dieser ist zwar nicht arg, wie der Samum, erschlafft aber doch die Menschen ungemein durch seine fast erstickende Hitze.

14. Die Geschichte des alten Wolfs.

1.

Der böse Wolf war zu Jahren gekommen und faßte den gleißenden Entschluß, mit den Schäfern auf einem gütlichen Fuße zu leben. Er machte sich also auf und kam zu dem Schäfer, dessen Hürden seiner Höhle die nächsten waren.

„Schäfer," sprach er, „Du nennest mich einen blutgierigen Räuber, der ich doch wirklich nicht bin. Freilich muß ich mich an Deine Schafe halten, wenn mich hungert; denn Hunger thut weh. Schütze mich nur vor dem Hunger; mache mich nur satt, und Du sollst mit mir recht wohl zufrieden sein; denn ich bin wirklich das zahmste, sanftmüthigste Thier, wenn ich satt bin."

„Wenn Du satt bist? Das kann wohl sein," versetzte der Schäfer. „Aber wann bist du denn satt? Du und der Geiz, Ihr werdet es nie. Geh Deinen Weg!"

2.

Der abgewiesene Wolf kam zu einem zweiten Schäfer.

„Du weißt, Schäfer," war seine Anrede, „daß ich Dir das Jahr hindurch manches Schaf würgen könnte. Willst Du mir aber überhaupt jedes Jahr sechs Schafe geben, so bin ich zufrieden. Du kannst alsdann sicher schlafen und die Hunde ohne Bedenken abschaffen."

„Sechs Schafe?" sprach der Schäfer. „Das ist ja eine ganze Heerde!" —

„Nun, weil Du es bist, so will ich mich mit fünfen begnügen," sagte der Wolf.

„Du scherzest; fünf Schafe! Mehr als fünf Schafe opfere ich kaum im ganzen Jahre dem Pan!" *)

„Auch nicht vier?" fragte der Wolf weiter, und der Schäfer schüttelte spöttisch den Kopf.

„Drei? — Zwei?" — —

„Nicht ein einziges," fiel endlich der Bescheid. „Denn es wäre

---

*) Pan ist der Name eines Gottes, den die Griechen und Römer als den Beschützer der Hirten und Heerden anbeteten, und dem man daher Schafe opferte.

ja wohl thöricht, wenn ich mich einem Feinde zinsbar machte, vor welchem ich mich durch meine Wachsamkeit sichern kann."

3.

Aller guten Dinge sind drei, dachte der Wolf und kam zu einem dritten Schäfer.

„Es geht mir recht nahe," sprach er, „daß ich unter Euch Schäfern als das grausamste, gewissenloseste Thier verschrieen bin. Dir, Montan, will ich jetzt beweisen, wie unrecht man mir thut. Gieb mir jährlich ein Schaf, so soll Deine Heerde in jenem Walde, den Niemand unsicher macht, als ich, frei und unbeschädigt weiden dürfen. Ein Schaf! Welche Kleinigkeit! Könnte ich großmüthiger, könnte ich uneigennütziger handeln! — Du lachst, Schäfer? Worüber lachst du denn?

„O, über Nichts. Aber wie alt bist Du, guter Freund?" sprach der Schäfer.

„Was geht Dich mein Alter an? Immer noch jung genug, Dir Deine liebsten Lämmer zu würgen."

„Erzürne Dich nicht, alter Isegrim!*) Es thut mir leid, daß Du mit Deinem Vorschlage um einige Jahre zu spät kommst. Deine ausgebissenen Zähne verrathen Dich. Du spielst den Uneigennützigen, bloß um Dich desto gemächlicher und mit desto weniger Gefahr nähren zu können."

4.

Der Wolf ward ärgerlich, faßte sich aber doch und ging auch zu dem vierten Schäfer. Diesem war eben sein treuer Hund gestorben, und der Wolf machte sich den Umstand zu Nutze.

„Schäfer," sprach er, „ich habe mich mit meinen Brüdern im Walde vereinigt, und zwar so, daß ich mich in Ewigkeit nicht wieder mit ihnen aussöhnen werde. Du weißt, wie viel Du von ihnen zu fürchten hast. Wenn Du mich aber anstatt Deines verstorbenen Hundes in Deinen Dienst nehmen willst, so stehe ich Dir dafür, daß sie keines Deiner Schafe auch nur scheel ansehen sollen."

„Du willst sie also," versetzte der Schäfer, „gegen Deine Brüder im Walde beschützen?"

---

*) Isegrim ist der Namen, den der Wolf in der Fabel führt.

„Was meine ich denn sonst? Freilich.“

„Das wäre nicht übel! Aber, wenn ich Dich nun in meine Hürden einnähme, sage mir doch, wer sollte alsdann meine armen Schafe gegen Dich beschützen? Einen Dieb ins Haus nehmen, um vor den Dieben außer dem Haus sicher zu sein, das halten wir Menschen — —“

„Ich höre schon,“ sagte der Wolf, „Du fängst an zu moralisiren. Lebe wohl!“

5.

„Wäre ich nicht so alt!“ knirschte der Wolf. „Aber ich muß mich leider! in die Zeit schicken.“ Und so kam er zu dem fünften Schäfer. „Kennst Du mich, Schäfer?“ fragte der Wolf. — „Deines Gleichen wenigstens kenne ich,“ versetzte der Schäfer.

„Meines Gleichen? Daran zweifle ich sehr. Ich bin ein so sonderbarer Wolf, daß ich Deiner und aller Schäfer Freundschaft wohl werth bin.“

„Und wie sonderbar bist Du denn?“

„Ich könnte kein lebendiges Schaf würgen und fressen, und wenn es mir das Leben kosten sollte. Ich nähre mich bloß von todten Schafen. Ist das nicht löblich? Erlaube mir also immer, daß ich mich dann und wann bei Deiner Heerde einfinden und nachfragen darf, ob Dir nicht —

„Spare deine Worte!“ sagte der Schäfer. „Du müßtest gar keine Schafe fressen, auch nicht einmal todte, wenn ich Dein Feind nicht sein sollte. Ein Thier, das mir schon todte Schafe frißt, lernt leicht aus Hunger kranke Schafe für todt und gesunde für krank ansehen. Mache auf meine Freundschaft also keine Rechnung und geh!“

6.

Ich muß nun schon mein Liebstes daran wenden, um zu meinem Zwecke zu gelangen, dachte der Wolf und kam zu dem sechsten Schäfer.

„Schäfer, wie gefällt Dir mein Pelz?“ fragte der Wolf.

„Dein Pelz?“ sagte der Schäfer. „Laß sehen! Er ist schön; die Hunde müssen Dich nicht oft unter gehabt haben.“

„Nun so höre, Schäfer; ich bin alt und werde es nicht lange

mehr treiben. Füttere mich zu Tode, und ich vermache Dir meinen Pelz."

„Ei sieh doch!" sagte der Schäfer. „Kommst Du auch hinter die Schliche der alten Geizhälse? Nein, nein, Dein Pelz würde mir am Ende siebenmal mehr kosten, als er werth wäre. Ist es Dir aber ein Ernst, mir ein Geschenk damit zu machen, so gib mir ihn gleich jetzt." — Hiermit griff der Schäfer nach der Keule, und der Wolf floh.

7.

„O die Unbarmherzigen!" schrie der Wolf und gerieth in die äußerste Wuth. „So will ich auch als ihr Feind sterben, ehe mich der Hunger tödtet; denn sie wollen es nicht besser!"

Er lief, brach in die Wohnungen der Schäfer ein, riß ihre Kinder nieder und ward nicht ohne große Mühe von den Schäfern erschlagen.

Da sprach der weiseste von ihnen: „Wir thaten doch wohl Unrecht, daß wir den alten Räuber auf das Aeußerste brachten und ihm alle Mittel zur Besserung, so spät und erzwungen sie auch war, benahmen!" Lessing.

---

15. Der kluge Richter.

Ein reicher Mann im Morgenlande hatte eine beträchtliche Geldsumme, welche in ein Tuch eingenähet war, aus Unvorsichtigkeit verloren. Er machte daher seinen Verlust bekannt und bot, wie man zu thun pflegt, dem ehrlichen Finder eine Belohnung, und zwar von hundert Thalern an. Da kam bald ein guter und ehrlicher Mann dahergegangen. „Dein Geld habe ich gefunden. Dies wird's wohl sein! So nimm Dein Eigenthum zurück!" So sprach er mit dem heitern Blick eines ehrlichen Mannes und eines guten Gewissens, und das war schön. Der Andere machte auch ein fröhliches Gesicht, aber nur, weil er sein verloren geschätztes Geld wieder hatte; denn wie es um seine Ehrlichkeit aussah, das wird sich bald zeigen. Er zählte das Geld und dachte unterdessen geschwind nach, wie er den treuen Finder um seine versprochene Belohnung bringen könnte. „Guter Freund," sprach er hierauf,

„es waren eigentlich 800 Thaler in dem Tuche eingenähet. Ich finde aber nur noch 700 Thaler. Ihr werdet also wohl eine Naht aufgetrennt und Eure hundert Thaler Belohnung schon herausgenommen haben. Da habt Ihr wohl daran gethan. Ich danke Euch.“ Das war nicht schön. Aber wir sind auch noch nicht am Ende. Ehrlich währt am längsten, und Unrecht schlägt seinen eigenen Herrn. Der ehrliche Finder, dem es weniger um die hundert Thaler, als um seine unbescholtene Rechtschaffenheit zu thun war, versicherte, daß er das Päcklein so gefunden habe, wie er es bringe, und es so bringe, wie er's gefunden habe.

Am Ende kamen sie vor den Richter. Beide bestanden auch hier noch auf ihrer Behauptung, der Eine, daß 800 Thaler seien eingenäht gewesen, der Andere, daß er von dem Gefundenen Nichts genommen und das Päcklein nicht versehrt habe. Da war guter Rath theuer. Aber der kluge Richter, der die Ehrlichkeit des Einen und die schlechte Gesinnung des Andern zum voraus zu kennen schien, griff die Sache so an: Er ließ sich von Beiden über das, was sie aussagten, eine feste und feierliche Versicherung geben und that hierauf folgenden Ausspruch: „Demnach, und wenn der Eine von Euch 800 Thaler verloren, der Andere aber nur ein Päcklein von 700 Thaler gefunden hat, so kann auch das Geld des Letztern nicht das nämliche sein, auf welches der Erstere ein Recht hat. Du, ehrlicher Freund, nimmst also das Geld, welches Du gefunden hast, wieder zurück und behältst es in guter Verwahrung, bis der kommt, welcher nur 700 Thaler verloren hat. Und Dir da weiß ich keinen Rath, als: Du geduldest Dich, bis derjenige sich meldet, der Deine 800 Thaler findet.“ So sprach der Richter, und dabei blieb es.

Hebel.

---

16. Der Hahn und der Fuchs.

Ein Hahn saß zwischen den Zweigen eines Baumes und krähte laut, so daß ein Fuchs, der auf Raub ausgegangen war, es hörte und dahin kam. Als aber Reineke*) fand, daß er dem Hahne nicht beikommen könnte, nahm er seine Zuflucht zur List, um ihn herab

*) Reineke ist der Name, den der Fuchs in der Fabel führt.

zu locken, und ging an den Baum hin. „Vetter," sagte er, „ich freue mich, Dich zu sehen; ich muß Dir aber auch sagen, daß mir der Ort nicht behagt, der mir nicht verstattet, Dich zärtlicher zu begrüßen. Ich bitte Dich daher, liebster Vetter, komm herab und laß dich umarmen!" — „In der That, Vetter," sagte der Hahn, „die Wahrheit zu sagen, ich halte es nicht für rathsam, mich hinunter zu wagen; denn so sehr ich auch von Deiner Freundschaft überzeugt bin, so könnte ich doch das Unglück haben, irgend einem anderen Thiere in die Klauen zu gerathen; und wie würde mir's dann ergehen?" — „O Schatz," sprach Reineke, „weißt Du denn nicht, daß kürzlich Friede zwischen allen Thieren verkündigt worden ist, und daß wir alle hinfort in vollkommener Eintracht mit einander leben werden?" —

Diese ganze Zeit über schien der Hahn seinen Hals auszustrecken, als ob er Etwas in der Ferne sähe. „Vetter," sagte der Fuchs, „wonach siehst Du so aufmerksam?" — „Mir däucht," antwortete der Hahn, „dort sehe ich, nicht mehr weit von hier, einen Strick Hunde." — „O dann," sagte der Fuchs, „Dein gehorsamer Diener! Ich muß fort." — „Nicht doch, lieber Vetter, geh noch nicht! Ich komme nun gleich hinab; Du fürchtest Dich doch in diesen Friedenszeiten nicht vor Hunden?" — „Nein, nein!" sagte er; „nur ließe sich Zehn gegen Eins wetten, ob sie den Frieden verkündigen gehört haben." —

Schiller.

---

17. Der Maulwurf.

Unter allen Thieren, die ihre Jungen säugen, ist der Maulwurf das einzige, welches seiner Nahrung allein in dunkeln Gängen unter der Erde nachgeht. *)

Und an dem Einen ist's zu viel, wird Mancher sagen, der an seine Felder und Wiesen denkt, wie sie mit Maulwurfs-Hügeln

---

*) Der Maulwurf gehört zu den Säugethieren, d. h. zu denjenigen Thieren, welche lebendige Junge zur Welt bringen und diese an Brüsten säugen. Er hat seine beständige Wohnung unter der Erde und kommt nur selten ans Tageslicht hervor. Dort bildet er sich mit seinen, eigens zum Graben eingerichteten, Vorderfüßen ein Gewölbe und richtet sich dasselbe dadurch, daß er den Boden mit Moos, Gras und Wurzelfasern bedeckt, zur Wohnung ein; von diesem Gewölbe aus gräbt er viele Gänge, theils nach der Oberfläche,

bedeckt sind, wie der Boden zerwühlt und durchlöchert wird, wie die Gewächse oben absterben, wenn das heimtückische Thier unten an den Wurzeln weidet.

Nun so wollen wir denn Gericht halten über den Missethäter.

Wahr ist es und nicht zu leugnen, daß er durch seine unterirdischen Gänge hin und wieder den Boden durchwühlt und ihm Etwas von seiner Festigkeit raubt.

Wahr ist es ferner, daß durch die herausgestoßenen Grund-Haufen viel fruchtbares Land bedeckt, und die darunter liegenden Keime im Wachsthum gehindert, ja erstickt werden können. Dafür ist jedoch in einer fleißigen Hand der Rechen gut. Aber wer hat's gesehen, daß der Maulwurf die Wurzeln abfrißt? Wer kann's behaupten?

Nun, man sagt so: „Wo die Wurzeln abgenagt sind und die Pflanzen sterben, wird man auch Maulwürfe finden; und wo keine Maulwürfe sind, geschieht das auch nicht. Folglich thut's der Maulwurf." — Der das sagt, ist vermuthlich der Nämliche, der einmal so behauptet hat: „Wenn im Frühlinge die Frösche zeitig quaken, so schlägt auch das Laub bei Zeiten aus; wenn aber die Frösche lange nicht quaken wollen, so will auch das Laub nicht kommen. Folglich quaken die Frösche das Laub heraus." — Seht doch, wie man sich irren kann!

Aber da kommt ein Advokat des Maulwurf, ein erfahrener Landwirth und Natur-Beobachter, der sagt so:

„Nicht der Maulwurf frißt die Wurzeln ab, sondern die Larven oder Engerlinge, die unter der Erde sind, aus welchen hernach die Maikäfer und anderes Ungeziefer kommen. *) Der Maulwurf aber frißt die Larven und reinigt den Boden von diesen Feinden."

---

um sich jenes Moos u. s. w. zu hohlen, theils unter dem Boden hin, um Maden und Würmer aufzusuchen. Im Winter gräbt er sich, um vor der Kälte geschützt zu sein, tiefer in die Erde ein. Blind ist er nicht; aber er hat ganz kleine und bedeckte Augen und sieht nur sehr wenig; dagegen hat er ein außerordentlich feines Gefühl und ein sehr scharfes Gehör.

*) Der Maikäfer, ein den Obstbäumen sehr schädliches Insekt, kommt auf folgende Weise zum Leben: Das Weibchen gräbt sich einen halben Fuß tief in die Erde ein und legt dort seine Eier; aus diesen Eiern kommen nun bald — nicht junge Maikäfer, sondern Larven hervor, d. h. einen Zoll lange Würmer mit geringelten Leibern und sechs Füßen, welche Engerlinge heißen, (bei den Fliegen und einigen andern Insekten heißen die Larven Maden und bei den Schmetterlingen Raupen). Die Engerlinge leben in dieser Gestalt vier

Jetzt wird es also begreiflich, daß der Maulwurf immer da ist, wo das Gras und die Pflanzen krank sind und absterben, weil die Engerlinge da sind, denen er nachgeht und die er verfolgt; und dann muß er's gethan haben, was diese anstellen, und bekommt für eine Wohlthat, die er euch erweisen will, des Henkers Dank. —

„Das hat wieder Einer in der Stube erfunden oder aus Büchern gelernt," werdet Ihr sagen, „Einer, der noch keinen Maulwurf gesehen hat."

Halt, guter Freund! der das sagt, kennt den Maulwurf besser als Ihr Alle, wie Ihr sogleich sehen werdet. Denn Ihr könnt zweierlei Proben anstellen, ob er die Wahrheit sagt.

Erstlich, wenn Ihr dem Maulwurf in den Mund schauet. Denn alle vierfüßigen Thiere, welche die Natur zum Nagen am Pflanzenwerk bestellt hat, haben in jeder Kinnlade, oben und unten, nur zwei einzige, und zwar scharfe Vorderzähne und gar keine Eckzähne, sondern eine Lücke bis zu den Stockzähnen. Alle diejenigen aber, welche andere Thiere fangen und fressen, haben sechs und mehr spitzige Vorderzähne, dann Eckzähne auf beiden Seiten und hinter diesen zahlreiche Stockzähne. *) Wenn Ihr nun das Gebiß eines Maulwurfs betrachtet, so werdet Ihr finden: Er hat in der obern Kinnlade sechs und in der untern acht spitzige Vorderzähne und hinter denselben Eckzähne auf beiden Seiten; und daraus folgt: Er ist kein Thier, das an Pflanzen nagt, sondern ein kleines Raubthier, das andere Thiere frißt.

Zweitens, wenn Ihr einem getödteten Maulwurf den Bauch aufschneidet und in den Magen schauet. Denn was er frißt, muß er im Magen haben, und was er im Magen hat, muß er gefressen haben. Nun werdet Ihr, wenn Ihr die Probe machen wollt, nie Wurzelfasern oder so Etwas in dem Magen des Maulwurfs

---

Jahre lang und nähren sich von Wurzelfasern. Am Ende des vierten Jahres wühlen sie sich tief in die Erde hinein, umgeben sich dort mit einem Gehäuse und verwandeln sich darin in Puppen; beim Anfange des Frühlings entstehen aus diesen Puppen Maikäfer, und diese kommen dann im Mai aus der Erde hervor.

*) Die hintersten Zähne nennt man Backen- oder Stockzähne, die vordersten Schneidezähne und die, welche zwischen Beiden sind, Eckzähne. Von den Letzteren heißen die an der obern Kinnlade befindlichen die Augenzähne, die der unteren aber die Hundszähne.

finden, sondern immer die Häute von Engerlingen, Regenwürmern und anderm Ungeziefer, das unter der Erde lebt.

Wie sieht's jetzt aus?

Wenn Ihr also den Maulwurf recht fleißig verfolgt und mit Stumpf und Stiel vertilgen wollt, so thut Ihr Euch selbst den größten Schaden und den Engerlingen den größten Gefallen. Da können sie alsdann ohne Gefahr Eure Wiesen und Felder verwüsten, wachsen und gedeihen, und im Frühjahr kommt alsdann der Maikäfer, frißt Euch die Bäume kahl wie Besenreis, und bringt Euch zur Vergeltung auch des Kuckucks Dank und Lohn.

So sieht's aus. Hebel.

---

18. Zeus und das Pferd.

„Vater der Thiere und Menschen," so sprach das Pferd und nahte sich dem Throne des Zeus,*) „man sagt, ich sei eins der schönsten Geschöpfe, womit Du die Welt gezieret, und meine Eigenliebe heißt mich es glauben. Aber sollte gleichwohl nicht noch Verschiedenes an mir zu bessern sein?"

„Und was meinst Du denn, das an dir zu bessern sei? Rede, ich nehme Lehre an," sprach der gute Gott und lächelte.

„Vielleicht," sprach das Pferd weiter, „würde ich flüchtiger sein, wenn meine Beine höher und schmächtiger wären; ein langer Schwanenhals würde mich nicht entstellen; eine breitere Brust würde meine Stärke vermehren; und da Du mich doch einmal bestimmt hast, Deinen Liebling, den Menschen, zu tragen, so könnte mir ja wohl der Sattel angeschaffen sein, den mir der wohlthätige Reiter auflegt."

„Gut," versetzte Zeus, „gedulde Dich einen Augenblick!" — Zeus, mit ernstem Gesichte, sprach das Wort der Schöpfung. Da quoll Leben in den Staub, und plötzlich stand vor dem Throne — das häßliche Kameel.

Das Pferd sah, schauderte und zitterte vor Entsetzen und Abscheu.

„Hier sind höhere und schmächtigere Beine," sprach Zeus;

---

*) Zeus oder Jupiter ist der vornehmste unter den Göttern, welche von den Griechen und Römern verehrt wurden.

„hier ist ein langer Schwanenhals; hier ist eine breitere Brust; hier ist der auerschaff'ne Sattel! Willst Du, Pferd, daß ich Dich so umbilden soll?"

Das Pferd zitterte noch.

„Geh," fuhr Zeus fort; „dieses Mal sei belehrt, ohne bestraft zu werden. Dich Deiner Vermessenheit aber dann und wann reuend zu erinnern, so daure Du fort, neues Geschöpf!" — Zeus warf einen erhaltenden Blick auf das Kameel — — „und das Pferd erblicke Dich nie, ohne zu schaudern." *) Lessing.

---

19. Die Ärte.

Ein Zimmermann ließ seine Art in einen tiefen Strom fallen, und bat den Flußgott **) inbrünstig, er möchte ihm, da er arm sei, wieder dazu verhelfen. Der Flußgott war so gnädig, stieg auf, und brachte eine — goldene Art zum Vorschein.

„Das ist die meinige nicht!" sprach der Zimmermann ganz gelassen. — Der Geist tauchte von neuem unter und langte eine silberne hervor.

„Auch diese gehört mir nicht!" sprach der Arme, und zum dritten Male langte der Flußgott eine Art von Eisen mit einem hölzernen Stiele heraus.

„Das ist die rechte! das ist sie!" rief der Arbeitsmann fröhlich.

„Gut; ich sehe, Du bist eben so wahrhaft und ehrlich, als arm," sprach der mitleidige Geist. „Zur Belohnung nimm alle drei mit!" —

Diese Geschichte ward bald in der ganzen Gegend ruchtbar. Ein Schalk, der sie erfahren, nahm sich vor, zu versuchen, ob auch gegen ihn der Flußgott so mildthätig sein würde. Er ließ seine

---

*) Man meinte früher, daß das Pferd einen Widerwillen gegen das Kameel habe und vor ihm scheue, und darauf beziehen sich die letzten Worte, welche Zeus hier spricht. Aber diese Meinung ist falsch; denn bei den Reisen, welche man in Afrika macht, werden Kameele und Pferde ohne die mindeste Störung mitgenommen und stehen unterwegs friedlich und geduldig in einem Stalle beisammen.

**) Die Alten glaubten, daß jeder Fluß seinen eignen Schutzgott habe, welcher in demselben wohne.

Art mit Willen in den Strom fallen, flehte zum Flußgott und hatte das Vergnügen, ihn aufsteigen zu sehen. Er klagte ihm seinen Verlust, und der Geist brachte, wie ehemals, eine goldene Art hervor.

„Ist sie das, mein Sohn?"

„Ja, ja! das ist sie!" antwortete der Lügner und griff schon danach. „Halt! Nichtswürdiger," erscholl die Stimme des erzürnten Geistes; „glaubst Du denjenigen hintergehen zu können, der bis ins Innere Deines Herzens blicken kann? Zur Strafe Deines Lugs und Betrugs verliere auch dasjenige, was bisher Dein war!" Und ohne Art mußte er nach Hause wandern. —

Gemeiniglich ist auch hier auf Erden schon unser eigener Schaden die Folge unserer Lügen. Meißner.

---

20. Der geheilte Kranke.

Reiche Leute haben, trotz ihrer gelben Vögel, doch manchmal auch allerlei Lasten und Krankheiten auszustehen, von denen Gottlob! der arme Mann Nichts weiß; denn es giebt Krankheiten, die nicht in der Luft stecken, sondern in den vollen Schüsseln und Gläsern und in den weichen Sesseln und seidenen Betten, wie jener reiche Amsterdamer ein Wort davon reden kann. Den ganzen Vormittag saß er im Lehnsessel und rauchte Tabak, wenn er nicht zu träge war, oder hatte Maulaffen feil zum Fenster hinaus, aß aber zu Mittag doch wie ein Drescher, und die Nachbarn sagten manchmal: „Windet's draußen, oder schnauft der Nachbar so?" — Den ganzen Nachmittag aß und trank er ebenfalls bald etwas Kaltes, bald etwas Warmes, ohne Hunger zu haben, aus lauter langer Weile bis an den Abend, also, daß man bei ihm nie recht sagen konnte, wo das Mittagessen aufhörte und wo das Nachtessen anfing. Nach dem Nachtessen legte er sich ins Bett und war so müde, als wenn er den ganzen Tag Steine abgeladen oder Holz gespalten hätte.

Davon bekam er zuletzt einen dicken Leib, der so unbeholfen war, wie ein Malterſack. Essen und Schlaf wollte ihm nimmer schmecken, und er war lange Zeit, wie es manchmal geht, nicht recht gesund und nicht recht krank; wenn man aber ihn selber hörte, so hatte er 365 Krankheiten, nämlich alle Tage eine andere. Alle

Aerzte, die in Amsterdam sind, mußten ihm rathen. Er verschluckte ganze Feuer-Eimer voll Mixturen und ganze Schaufeln voll Pulver und Pillen so groß wie Enten-Eier, und man nannte ihn zuletzt scherzweise nur die zweibeinige Apotheke. Aber alle Arzeneien halfen ihm nichts; denn er folgte nicht dem, was ihm die Ärzte befahlen, sondern sagte: „Tausend, wofür bin ich denn ein reicher Mann, wenn ich soll leben wie ein Hund, und der Doctor will mich nicht gesund machen für mein Geld?“

Endlich hörte er von einem Arzte, der 100 Stunden weit von ihm entfernt wohnte, der wäre so geschickt, daß die Kranken gesund würden, wenn er sie nur recht anschaue, und der Tod ginge ihm aus dem Wege, wo er sich sehen lasse. Zu dem Arzte faßte der Mann ein Zutrauen und schrieb ihm seinen Umstand. Der Arzt merkte bald, was ihm fehle, nämlich nicht Arzenei, sondern Mäßigkeit und Bewegung, und sagte: „Wart', dich will ich bald geheilt haben!“ — Deßwegen schrieb er ihm ein Brieflein folgenden Inhalts: „Guter Freund! Ihr habt einen schlimmen Umstand; doch wird Euch zu helfen sein, wenn Ihr folgen wollt. Ihr habt ein böses Thier im Bauch, einen Lindwurm mit sieben Mäulern. *) Mit dem Lindwurm muß ich selber reden, und Ihr müßt zu mir kommen. Aber fürs erste dürft Ihr nicht fahren oder auf dem Rößlein reiten, sondern auf des Schuhmachers Rappen; sonst schüttelt Ihr den Lindwurm, und er beißt Euch die Eingeweide ab, sieben Därme auf einmal ganz entzwei. Fürs andere dürft Ihr nicht mehr essen, als zweimal des Tages einen Teller voll Gemüse, Mittags ein Bratwürstlein dazu und Abends ein Ei, und am Morgen ein Fleischsüpplein mit Schnittlauch darauf. Was Ihr mehr esset, davon wird nur der Lindwurm größer, also, daß er Euch die Leber erdrückt, und der Schneider hat Euch nimmer viel anzumessen, aber der Schreiner (Tischler). Dies ist mein Rath, und wenn Ihr mir nicht folgt, so hört Ihr im andern Frühjahr den Kuckuck nimmer schreien. Thut, was Ihr wollt!“

Als der Patient so mit sich reden hörte, ließ er sich sogleich den andern Morgen die Stiefel wichsen und machte sich auf den Weg, wie ihm der Doctor befohlen hatte. Den ersten Tag ging

*) Ein erdichtetes Ungeheuer, welches man sich in Gestalt einer vierbeinigen und geflügelten Schlange und wohl auch mit mehreren Köpfen vorstellte.

es so langsam, daß wohl eine Schnecke hätte können sein Vorreiter sein, und wer ihn grüßte, dem dankte er nicht, und wo ein Würmlein auf der Erde kroch, das zertrat er. Aber schon am zweiten und am dritten Morgen kam es ihm vor, als wenn die Vögel schon lange nicht so lieblich gesungen hätten wie heute, und der Thau schien ihm so frisch und die Kornrosen im Felde so roth, und alle Leute, die ihm begegneten, sahen so freundlich aus, und er auch, und alle Morgen, wenn er aus der Herberge ging, war's schöner, und er ging leichter und munterer dahin; und als er am achtzehnten Tage in der Stadt des Arztes ankam und den andern Morgen aufstand, war es ihm so wohl, daß er sagte: „Ich hätte zu keiner ungeschicktern Zeit können gesund werden, als jetzt, wo ich zum Doctor soll. Wenn mir's doch nur ein wenig in den Ohren brauste oder das Herzwasser lief!"

Als er zum Doctor kam, nahm dieser ihn bei der Hand und sagte: „Jetzt erzählt mir denn doch einmal von Grund aus, was Euch fehlt!" Da sagte er: „Herr Doctor, mir fehlt Gottlob! Nichts, und wenn Ihr so gesund seid wie ich, so soll's mich freuen." Der Doctor sagte: „Das hat Euch ein guter Geist gerathen, daß Ihr meinem Rathe gefolgt seid. Der Lindwurm ist jetzt abgestanden. Aber Ihr habt noch Eier im Leibe; deßwegen müßt Ihr wieder zu Fuße heimgehen und daheim fleißig Holz sägen und nicht mehr essen, als Euch der Hunger ermahnt, damit die Eier nicht ausschlupfen; so könnet Ihr ein alter Mann werden;" und er lächelte dazu. Aber der reiche Fremdling sagte: „Herr Doctor, ihr seid ein feiner Kauz, und ich versteh' Euch wohl," und hat nachher den Rath befolgt und 87 Jahr, 4 Monat, 10 Tage gelebt, wie ein Fisch im Wasser so gesund, und hat alle Neujahr dem Arzte 20 Dublonen zum Gruße geschickt.

Hebel.

---

21. Der Taucher und der Geier.

1.

Einem Taucher,*) der in einem kleinen Teiche auferzogen worden war, fiel es ein, auch einmal sein spannenlanges Vaterland

*) Der Taucher ist ein bei uns einheimischer Wasservogel, welcher zum Gehen äußerst unbehülflich ist, und daher nur selten auf das Land kommt.

zu verlaſſen und ſich in der ihm noch fremden Welt um ſich her umzuſehen. Er flatterte auf, und ein lautes Geſchnatter verkündigte, wie wohl ihm in der neuen Welt war. Kaum hatte er ſich jedoch baumhoch emporgeſchwungen, ſo erſah ihn ein Geier und ſtürzte pfeilſchnell auf ihn zu.

Wie gefährlich iſt es, ſich aus dem angewieſenen Wirkungskreiſe ohne Noth und Beruf in einen andern zu erheben, den man nicht kennt! —

2.

Doch noch zu rechter Zeit bemerkte der Taucher die Gefahr. Plötzlich ſtürzte er in ſeinen Teich zurück und tauchte ſo tief unter, daß auch der ſcharfſichtigſte Geier ihn nicht mehr erſehen konnte.

Wie gut, daß auch der wehrloſe Redliche noch einen Schlupfwinkel findet, wohin ſelbſt die Macht des gewaltigſten Böſewichts nicht dringen kann!

3.

Allein der Geier war einmal im Fluge und vermochte ſich, getrieben von der Begierde, die Beute zu erhaſchen, nicht mehr zu halten. Er ſtürzte dem Taucher nach und fand im Teiche, ſtatt der Beute, ſein — Grab.

Wie gefährlich, ſich einer heftigen Leidenſchaft zu überlaſſen! Sie begräbt den Unglücklichen, der ſich von ihr hinreißen läßt, in eben dem Grabe, worin ſie ſelbſt erſtickt. Mauchart.

---

22. Kannitverſtan.

Der Menſch hat wohl täglich Gelegenheit, in Emmendingen und Gundelfingen *) ſo gut als in Amſterdam, Betrachtungen über den Unbeſtand aller irdiſchen Dinge anzuſtellen, wenn er will,

---

Deſto größer iſt ſeine Geſchicklichkeit im Schwimmen und im Untertauchen; beſonders taucht er ſchnell unter und kann lange und weit unter dem Waſſer ſchwimmen. Wie andere Vögel durch ihren Flug der Gefahr zu entrinnen ſuchen, ſo nimmt er, wenn er Gefahr merkt, ſeine Zuflucht zum Untertauchen. Er kann ſehr hoch fliegen, fliegt aber ſelten.

*) Zwei kleine Städte, die eine in Baden, die andere in Baiern, welche hier beiſpielsweiſe ſtatt jeder kleinen Stadt genannt werden.

und zufrieden zu werden mit seinem Schicksal, wenn auch nicht viel gebratene Tauben für ihn in der Luft umherfliegen. Aber auf dem seltsamsten Umwege kam ein deutscher Handwerksbursche in Amsterdam durch den Irrthum zur Wahrheit und zu ihrer Erkenntniß. Denn als er in diese große und reiche Handelsstadt voll prächtiger Häuser, wogender Schiffe und geschäftiger Menschen gekommen war, fiel ihm sogleich ein großes und schönes Haus in die Augen, wie er auf seiner ganzen Wanderschaft von Tuttlingen*) bis nach Amsterdam noch keines erlebt hatte. Lange betrachtete er mit Verwunderung dies kostbare Gebäude, die sechs Kamine auf dem Dache, die schönen Gesimse und die hohen Fenster, größer als an des Vaters Hause daheim die Thür. Endlich konnte er sich nicht enthalten, einen Vorübergehenden anzureden. „Guter Freund," redete er ihn an, „könnt Ihr mir nicht sagen, wie der Herr heißt, dem dieses wunderschöne Haus gehört mit den Fenstern voll Tulipanen, Sternblumen und Levkojen?"

Der Mann aber, der vermuthlich etwas Wichtigeres zu thun hatte, und zum Unglück so viel von der deutschen Sprache verstand, als der Fragende von der holländischen, nämlich Nichts, sagte kurz und schnauzig: „Kannitverstan!" und schnurrte vorüber. Dies ist ein holländisches Wort, oder drei, wenn man's recht betrachtet, und heißt auf deutsch so viel, als: Ich kann Euch nicht versteh'n. Aber der gute Fremdling glaubte, es wäre der Namen des Mannes, nach dem er gefragt hatte. Das muß ein grundreicher Mann sein, der Herr Kannitverstan, dachte er und ging weiter.

Gass' aus Gass' ein kam er endlich an den Meerbusen, der da heißt: Het Ey oder auf deutsch: das Ypsilon. Da stand nun Schiff an Schiff und Mastbaum an Mastbaum; und er wußte anfänglich nicht, wie er es mit seinen zwei einzigen Augen durchfechten werde, alle diese Merkwürdigkeiten genug zu sehen und zu betrachten, bis endlich ein großes Schiff seine Aufmerksamkeit auf sich zog, das vor Kurzem aus Ostindien angelangt war und eben jetzt ausgeladen wurde. Schon standen ganze Reihen von Kisten und Ballen auf und neben einander am Lande. Noch immer wurden mehre herausgewälzt, und Fässer voll Zucker und Caffee, voll Reiß und Pfeffer. Als er aber lange zugesehen hatte, fragte er endlich Einen,

*) Eine Stadt in Würtemberg.

der eben eine Kiste auf der Achsel heraustrug, wie der glückliche Mann hieße, dem das Meer alle diese Waaren brächte. „Kannitverstan," war die Antwort. Da dachte er: Haha, schaut's da heraus? Kein Wunder; wem das Meer solche Reichthümer an das Land schwemmt, der hat gut solche Häuser in die Welt stellen und solcherlei Tulipanen vor die Fenster in vergoldeten Scherben!

Jetzt ging er wieder zurück und stellte eine recht traurige Betrachtung bei sich selbst an, was für ein armer Mensch er wäre unter so vielen reichen Leuten in der Welt. Aber als er eben dachte: Wenn ich's doch auch nur einmal so gut bekäme, wie dieser Herr Kannitverstan es hat! kam er um eine Ecke und erblickte einen großen Leichenzug. Vier schwarz vermummte Pferde zogen einen ebenfalls schwarz überzogenen Leichenwagen langsam und traurig, als ob sie wüßten, daß sie einen Todten in seine Ruhe führten. Ein langer Zug von Freunden und Bekannten des Verstorbenen folgte nach, Paar und Paar, verhüllt in schwarze Mäntel und stumm. In der Ferne läutete ein einsames Glöcklein. Jetzt ergriff unsern Fremdling ein wehmüthiges Gefühl, das an keinem guten Menschen vorübergeht, wenn er eine Leiche sieht, und er blieb mit dem Hut in den Händen andächtig stehen, bis Alles vorüber war. Doch machte er sich an den Letzten vom Zug, ergriff ihn sachte am Mantel und bat ihn treuherzig um Entschuldigung. „Das muß wohl auch ein guter Freund von Euch gewesen sein," sagte er, „dem das Glöcklein läutet, daß Ihr so betrübt und nachdenklich mitgeht." — „Kannitverstan!" war die Antwort. Da fielen unserm guten Tuttlinger ein Paar große Thränen aus den Augen, und es ward ihm auf einmal schwer und wieder leicht ums Herz. „Armer Kannitverstan!" rief er aus, „was hast Du nun von allem Deinem Reichthum? — Was ich einst von meiner Armuth auch bekomme: ein Todtenkleid und ein Leintuch, und von allen Deinen schönsten Blumen vielleicht einen Rosmarin auf die kalte Brust oder eine Raute."

Mit diesen Gedanken begleitete er die Leiche, als wenn er dazu gehörte, bis ans Grab, sah den vermeinten Herrn Kannitverstan hinabsenken in seine Ruhestätte und ward von der holländischen Leichenpredigt, von der er kein Wort verstand, mehr gerührt, als von mancher deutschen, auf die er nicht Acht gab. Endlich ging er leichtes Herzens mit den Andern wieder fort, verzehrte in einer

Herberge, wo man deutsch verstand, mit gutem Appetit ein Stück Limburger Käse, und wenn es ihm wieder einmal schwer fallen wollte, daß so viele Leute in der Welt so reich wären und er so arm, so dachte er nur an den Herrn Kannitverstan in Amsterdam, an sein großes Haus, an sein reiches Schiff und an sein enges Grab. Hebel.

---

23. Die Biene und die Fliege.

Eine Biene sah eines Tages eine Fliege sich nahe an ihrem Korbe niedersetzen. „Was hast Du hier zu schaffen?“ sagte sie entrüstet zu ihr; „wie unterstehst Du elendes Geschöpf Dich, uns Königinnen der Luft zu nahen?“

„Ihr habt Recht,“ antwortete die Fliege kaltblütig, „Euch so zu ärgern. Nur Thoren würden sich mit so händelsüchtigen Geschöpfen, als Ihr seid, abgeben wollen.“

„Es giebt kein weiseres Volk, als das unsrige,“ sagte die Biene; „wir haben die heilsamsten Gesetze, und kein Staat ist so ordentlich und vernünftig eingerichtet, als der unsrige; wir saugen nur die am besten riechenden Blumen, und der Honig, den wir machen, ist so herrlich als Nektar. Packe Dich fort, unverschämter Schurke, der Du bloß umher sumsest und von Nichts als von Koth und Unflath lebst!“

„Wir nähren uns, so gut wir können,“ versetzte die Fliege. „Armuth ist kein Verbrechen; aber Zorn ist ein großes. Euer Honig ist zwar süß; aber Euer Herz ist so bitter als Galle. In Eurer Gesetzgebung seid Ihr zwar weise genug; aber Eure Gemüthsart ist blutdürstig. Der Verdruß, den Ihr gegen Eure Feinde ausstoßet, richtet Euch selber zu Grunde, und Ihr fühlt die verderblichen Wirkungen Eurer thörichten Wuth mehr, als sie.*) Viel besser ist's, weniger glänzende Eigenschaften, aber dagegen Verstand und Mäßigung zu besitzen.“ Schiller.

---

*) Es geschieht den Bienen oft, daß, wenn sie mit ihrem Stachel stechen, derselbe abbricht und in der Wunde stecken bleibt; in diesem Falle sterben sie bald darauf.

---

24. Der Grenzlauf.

Einſt ſtritten die Urner mit ihren Nachbarn, den Glarnern,*) bitter um ihre Landesgrenze und beleidigten und ſchädigten einander täglich. Da ward von den Biedermännern der Ausſpruch gethan: zur Tag- und Nachtgleiche ſolle von jedem Theile früh Morgens, ſobald der Hahn krähe, ein rüſtiger, kundiger Felsgänger ausgeſandt werden, und Jedweder nach dem jenſeitigen Gebiete zulaufen, und da, wo ſich beide Männer begegneten, die Grenzſcheide feſtgeſetzt bleiben. Die Leute wurden gewählt, und man dachte beſonders darauf, einen ſolchen Hahn zu halten, der nicht verkrähte und die Morgenſtunde auf das allerfrühſte anſagte. Die Urner nahmen einen Hahn, ſetzten ihn in einen Korb und gaben ihm ſparſam zu freſſen und zu ſaufen, weil ſie glaubten, Hunger und Durſt würden ihn früher wecken. Dagegen die Glarner fütterten und mäſteten ihren Hahn, daß er freudig und hoffährtig den Morgen grüßen könnte, und dachten damit am beſten zu fahren.

Als nun der Herbſt kam und der beſtimmte Tag erſchien, da geſchah es, daß zu Altorf der ſchmachtende Hahn zuerſt krähte, kaum wie es dämmerte, und froh brach der Urner Felſenklimmer auf, der Mark zulaufend. Allein im Linththal ſtand ſchon die volle Morgenröthe am Himmel, die Sterne waren verblichen, und der fette Hahn ſchlief noch in guter Ruh'. Traurig umgab ihn die ganze Gemeinde; aber es galt die Redlichkeit, und Keiner wagte es, ihn aufzuwecken; endlich ſchwang er die Flügel und krähte.

Aber dem Glarner Läufer wird's ſchwer ſein, dem Urner den Vorſprung wieder abzugewinnen! Aengſtlich ſprang er und ſchaute gegen das Scheideck; wehe! da ſah er oben am Giebel den Mann ſchreiten und ſchon bergabwärts niederkommen; aber der Glarner ſchwang die Ferſen und wollte ſeinem Volke noch vom Lande retten ſo viel als möglich. Und bald ſtießen die Männer auf einander, und der von Uri rief: „Hier iſt die Grenze!" — „Nachbar," ſprach betrübt der von Glarus, „ſei gerecht und gieb mir noch ein Stück von dem Weidland, das Du errungen haſt!" Doch der Urner wollte nicht; aber der Glarner ließ ihm nicht Ruh', bis er barmherzig wurde und ſagte: „So viel will ich Dir noch gewähren, als Du, mich an Deinem Halſe tragend, bergan läufſt."

*) Uri und Glarus ſind zwei Cantone der Schweiz.

Da faßte ihn der rechtschaffene Sennhirt von Glarus *) und klomm noch ein Stück Felsen hinauf, und manche Tritte gelangen ihm noch; aber plötzlich versiegte ihm der Athem, und todt sank er zu Boden. Und noch heutiges Tages wird das Grenzbächlein gezeigt, bis zu welchem der einsinkende Glarner den siegreichen Urner getragen habe. In Uri war große Freude ob ihres Gewinnstes; aber auch die zu Glarus gaben ihrem Hirten die verdiente Ehre und brachten seine große Treue in stete Erinnerung.

Grimm (nach Wyß).

---

25. Die Schlangen. **)

1.

Kein Theil der Naturgeschichte sollte dem Menschen unbekannt bleiben; am allerwenigsten sollte man sich durch die Häßlichkeit oder Schädlichkeit eines Thiers abhalten lassen, es näher kennen zu lernen; denn immer wird man, was für ein Thier es auch sein mag, Neues und Merkwürdiges erfahren. Auch von den Schlangen, diesen so verschrieenen Thieren, will ich doch zeigen, daß es möglich ist, Etwas von ihnen zu erzählen, was merkwürdig und lehrreich ist und gewiß Jeden begierig machen wird, noch mehr davon zu hören. —

Du wirst wohl, mein lieber Leser, erst sehr wenige Schlangen gesehen haben? Vielleicht eine Ringelnatter ***), die bei uns am gemeinsten ist? oder die hübsche braun glänzende Blindschleiche †); oder vielleicht gar schon einmal eine giftige Kreuz-

---

*) Senne heißt in der Schweiz eine Heerde Rindviehs, welche sich den ganzen Sommer hindurch auf den Alpen aufhält; derjenige, der eine solche Heerde beaufsichtigt, heißt ein Sennhirt oder Senner.

**) Die Schlangen gehören zu den Amphibien, d. h. zu den Thieren, welche auf dem Lande und im Wasser leben können.

***) Die Ringelnatter hat ihren Namen von großen, weißen Flecken am Halse, welche oft so zusammenstehen, daß sie wie ein Halsband aussehen. Sie frißt die Mäuse sehr gern, und deßwegen suchen die Italiener sie in ihren Häusern zu halten; aber sie ist auch eine große Freundin der Milch und daher besonders da zu finden, wo Milchtöpfe aufbewahrt werden.

†) Die Blindschleiche hat ihren Namen daher, weil man sie früher fälsch-

otter*)? Nun, das wäre schon genug; denn außer diesen und der gemeinen Otter oder Natter**) würdest Du schwerlich eine andere in Deutschland finden können. Gottlob! wirst Du vielleicht sagen. Nun gut, ich gebe Dir Recht; aber dann kennst Du auch die Schlangen so wenig, als wenn der versichern wollte, er kenne die Vögel, welcher doch keinen als das Huhn, die Gans, die Ente, den Canarienvogel und allenfalls den Spatz gesehen hat. Was sagst Du dazu, daß man schon über 220 verschiedene Schlangenarten kennt, und daß man noch alle Jahre in fremden Ländern neue dazu entdeckt? Einige Arten davon sind so klein, daß Du sie vielleicht für Regenwürmer halten würdest; auf der Insel Cypern findet man eine Art davon, die wirklich auch so heißt, in großer Menge. Man sieht ihren schnellen Bewegungen und ihren munteren Sprüngen gerne zu; denn sie ist ganz unschädlich, kaum 4 bis 6 Zoll lang und so dick, wie ein starker Bindfaden. Die kleinen Augen, so groß wie feine Pünktchen, würdest Du kaum bemerken, wenn sie Dir nicht ein guter Freund zeigte.***)

Aber nun begleite mich einmal schnell in eine heißere Gegend der Erde, nach dem mittleren Amerika, und laß Dir erzählen, was dort einmal geschehen ist. Achtzehn Spanier, die den ganzen Tag über in der kühlen und feuchten Jahreszeit einen starken Marsch gemacht hatten, kamen einst am Abend in einen dichten Wald; ermüdet von den Strapazen des Tages beschließen sie, daselbst

---

lich für blind hielt; sie sieht recht gut und hat nur kleine Augen. Sie ist von aschgrauer, ins Röthliche spielender Farbe und zerbricht bei einem harten Anstoße sehr leicht in Stücke.

*) Die Kreuzotter hat auf ihrem Kopfe zwei, von einander abgekehrte Halbzirkel, von welchen sie ihren Namen haben soll, welche aber nicht viel Ähnlichkeit mit einem Kreuze haben. Ihr Biß ist sehr gefährlich. Sie heißt auch Kupferschlange oder Kupfernatter wegen des kupferfarbenen Aussehens ihrer Haut.

**) Diese ist an zwei Fuß lang und von verschiedener Farbe, bald aschgrau, bald schwärzlich; sie lebt von Mäusen, Insecten u. dergl., und ist durch ihren Biß gefährlich.

***) Die Naturforscher nennen dieses Thierchen das regenwurmartige Blödauge. — Eine andere etwas größere Art ist die sogenannte Schoßnatter; diese ist eine Spanne lang und so niedlich, daß die asiatischen Damen sie zu ihrem Vergnügen in Zimmern halten und mit ihnen spielen, wie die unsrigen mit den Schoßhündchen.

zu übernachten. Das dürre Laub, das den Boden fußhoch bedeckt, soll ihnen zum Nachtlager dienen. Sie machen ein Feuer an, um die reißenden Thiere zu verscheuchen und ruhig schlafen zu können*); ermüdet setzen sie sich auf einen umgeworfenen Baumstamm, der unter dem abgefallenen Laub hervorragt und dicht am Feuer liegt. Kaum haben sie sich niedergesetzt und das Feuer geschürt, da wankt es unter ihnen; siehe! der vermeinte Baum ist eine Riesenschlange, die sich fortbewegt**). Der fürchterlichste Schrecken ergreift die Gesellschaft, und Alles flieht vor dem Unthier mit wüstem Geschrei. So groß ist die größte unter den Schlangen, daß man sie für einen Stamm halten kann, der wenigstens 30 bis 40 Fuß lang und anderthalb dick ist. Zwischen diesem Riesen und jenem Zwerge unter den Schlangen liegen nun alle anderen Arten in der Mitte, doch so, daß nur wenige die Länge von 10 bis 12 Fuß erreichen, und nur die einzige Riesenschlange, wie etwa der Elephant unter den Land- und der Wallfisch unter den Seethieren, die übermäßige Größe von 20 bis 30 Fuß zuweilen, obgleich sehr selten, noch übertrifft.

Aber Du wirst Dich, lieber Freund! wundern, daß die Schlange anfangs so geduldig sich zum Sessel brauchen ließ? Hast Du Dir vielleicht schon einmal den Magen überfüllt? Dann hast Du sicher gleich nach dem Essen eine Unbehaglichkeit bei Dir verspürt, die Dich unfähig machte, sogleich etwas Vernünftiges mit Deinem Verstande vorzunehmen; und selbst Dein Körper war nicht so zum Springen und Hüpfen aufgelegt, als vor Tische. In einem ähnlichen Zustande, nur in weit höherem Grade, mußte die Schlange

---

*) Die meisten reißenden Thiere scheuen das Feuer, und darum ist dieses in den heißen Ländern, in denen man oft Wochen lang reisen muß, ehe man an eine menschliche Wohnstätte kommt, das Schutzmittel der unter freiem Himmel schlafenden Reisenden. Die Raubthiere gehen immer um solche Lagerstätten herum, besonders wenn die Reisenden Thiere erlegt haben und jene das Fleisch derselben riechen; aber wegen des Feuers wagen sie nicht, auf die Gelagerten einzudringen.

**) Diese größte von allen Schlangen, welche auch die Königsschlange heißt, wird manchmal über 40 Fuß lang und ist so dick als ein Mann und oft noch dicker. Ihre Haut ist gelblich grün und mit schwarzen Flecken versehen. Sie ist nicht giftig; aber sie ist durch ihre ungeheure Kraft selbst großen vierfüßigen Thieren gefährlich. Einige wilde Völker beten sie an, und daher hat sie auch den Namen Abgotts-Schlange.

gewesen sein. Die Kinnladen aller Schlangen öffnen sich so außerordentlich weit, daß sie mit Leichtigkeit weit dickere Thiere, als sie selbst sind, verschlingen können. Die Ringelnatter, die kaum einen Zoll im Durchmesser hat, verschlingt Kröten und Frösche, die ihr dann wie dicke Knäuel im Magen liegen. Die Riesenschlange, die bekanntlich durch ihre große Muskelkraft den Schafen, Ziegen, Gazellen, ja selbst den Ochsen die Knochen im Leibe zerknacken kann, indem sie sie umschlingt, schluckt diese Thiere ganz hinunter, ohne sie zu kauen, obgleich ihre Zähne so groß wie die eines ordentlichen Hühnerhundes sind. Keine Schlange zerkaut ihre Speise; ihre Zähne scheinen ihnen nur zum Festhalten ihrer Beute zu dienen.

Aber was für ein Magen gehört nun wohl dazu, um ein nicht zerkautes Rind, mit Haut, Haaren und Knochen zu verdauen! Die Wände des Magens mögen noch so hart und der Magensaft zur Auflösung noch so scharf sein: auf jeden Fall gehört eine große Anstrengung der innern Theile des Thiers dazu; kein Wunder, daß es von außen in eine Art von Starrsucht verfällt und ruhig da liegt, wenn der ganze Leib von der Nahrung aufgeschwellt ist. Begiebt sich nicht auch sogar der Tiger zur Ruhe, wenn das Verdauungsgeschäft nach einer tüchtigen Mahlzeit in ihm anfängt, und kaucht sich der gefräßige Geier nicht auch in einen unförmlichen Federklumpen zusammen, wenn er sich vollgestopft hat? Er sitzt dann da, ohne zu sehen und zu hören, steckt seinen Kopf ganz in die Schultern zurück, so daß alle nackten Theile seines Halses *) verschwinden, und läßt die Flügel hängen, so daß sie ihm die Beine verbergen; alle seine Federn starren dann nur so von ihm weg.

2.

Aber nicht die Größe und diese Starrsucht allein macht die Schlangen merkwürdig. Ihr ganzer Körperbau ist wunderbar eingerichtet. Es erstaunt wohl Jeder, wenn er von den großen Schlangen hört, daß man sie leicht mit einem einzigen Schlage auf den Kopf tödten kann. Aber nichts ist begreiflicher; die Hirnschale der Schlangen ist wie ein Dreieck gestaltet, dessen Spitze nach

*) Der Hals des Geiers ist bekanntlich oben kahl; nach unten zu umgiebt ihn ein dichter Federkragen.

hinten zu liegt; sie bedeckt das Gehirn des Hinterkopfes nicht, und durch einen einzigen leichten Hieb mit einem Stock ist es verletzt und die Schlange todt. Ihr Skelet ist das einfachste, das sich denken läßt: eine Rückenwirbelsäule (ein Rückgrath) mit Rippen ohne alle Knochen für Flügel, Beine oder Arme; und doch bewegt sich das Thier ohne diese Glieder so schnell wie ein Pfeil!

Ja, es schwimmt auch und lebt gern im Wasser. Oft setzen die Schlangen von einer Insel zur andern über, und wandern z. B. in Westindien von einem Meerbusen in den andern. Ihre Lunge ist ganz zum Untertauchen gemacht; bei den meisten Schlangen nimmt sie die Hälfte des Körpers ein, bei manchen zwei Drittheile, und liegt mit den übrigen Eingeweiden in derselben Höhle, läßt aber die Luft nicht durchgehen. Mit einem Athemzuge füllt die Schlange die ganze Lunge mit Luft, und nur nach und nach giebt sie sie wieder von sich; sie braucht lange nachher keinen zweiten Athemzug zu thun. Die Fische verstehen die Kunst, durch ihre Kiemen auch unter dem Wasser die nöthige Luft sich zuzubereiten, sie haben darum keine Lungen und können immerfort unter dem Wasser bleiben. Der gewöhnliche Aufenthalt der Schlangen ist das Land; doch müssen sie auch zuweilen im Wasser leben; sie können dann lange darunter bleiben, aber die Kunst der Fische verstehen sie nicht; sie müssen immer von Zeit zu Zeit auf der Oberfläche nach Luft schnappen.

3.

Man sagt, die Schlangen haben rothes kaltes Blut, das heißt: die Wärme ist nicht sehr bemerkbar; ganz kalt ist es niemals. Das Herz hat aber nur eine Herzkammer, welche das Blut durch die Pulsadern in die entferntesten Spitzen des Körpers treiben soll.*) Der Umlauf des Blutes kann nicht sehr schnell, die dadurch hervorgebrachte Wärme nicht sehr bedeutend sein. Leicht müßte

*) Manche Thiere, wie die Säugethiere und die Vögel, haben ein Herz mit zwei Herzkammern; bei andern, wie bei den Amphibien, hat das Herz nur eine Herzkammer. Mit jenen zwei Herzkammern verhält es sich so: Das Herz ist durch eine fleischige Scheidewand in zwei Theile getheilt, welche man die rechte und die linke Herzkammer nennt. Aus der rechten läuft das Blut in die Lungen, um durch die eingeathmete Luft gereinigt zu werden; von den Lungen läuft es in die linke Herzkammer, und aus dieser verbreitet

daher die Schlange erstarren, zumal da die Wärme sich aus ihrem langgedehnten Körper leichter, als aus einem kugelrunden, verlieren muß.

Aber die Natur, die für Alles so herrlich sorgt, hat auch der Schlange einen Pelz gegeben, der den Mangel der innern Wärme ersetzt. „Einen Pelz?“ wirst Du fragen, lieber Leser, „wo ist der? Ich sehe ihn nicht!“ Die Natur hat aber tausend verschiedene Mittel, sage ich Dir, um ihre Zwecke zu erreichen; hier hat sie den Pelz unter die Haut gelegt. Es ist eine dicke Fettlage, mit welcher fast alle Schlangen umwickelt sind; sie hält sie warm und geschmeidig. Bei manchen, z. B. bei der Klapperschlange, ist sie oft so dick, daß man Oel daraus bereitet, indem man es an der Sonne schmelzen läßt. Von den meisten Schlangen verzehren es die Wilden mit dem größten Appetit.

Und wie schön ist die äußere Decke bei so mancher Schlange mit Schuppen, Schilden und Farben geziert! Mehre Wilde schmücken sich damit, und in Florida und Meriko wird die Carmoisin-Schlange ganz allgemein zum Putze um den Hals oder in die Haare geflochten getragen. *) Fast sollte man sagen, daß die giftigsten unter ihnen am meisten verführerisch gekleidet wären. Aber das Merkwürdigste dabei sind unstreitig die Ringe am Bauche; jeder ist gleichsam eine Art von Glied, das die Schlange wie einen Fuß gebrauchen kann, je nachdem sie ihn hebt oder andrückt. Aber wie ist es möglich, daß sie alle die Bewegungen damit machen kann? Nur dadurch, daß ein jeder seinen Muskel hat, der ihn in Bewegung setzt; und wie viele solcher Ringe hat eine jede Schlange? Die Natter nicht unter hundert, die Riesenschlange nahe an dreihundert. Nur dies Eine bedenke, und Du wirst über den künstlichen Bau auch der gemeinsten Natter staunen! Aber was sagst Du zu der Gattung der Amphisbänen unter den Schlangen, die diese Ringe so gut rückwärts wie vorwärts bewegen, so schnell rückwärts wie vorwärts laufen können **)?

---

es sich mittelst der Pulsadern durch den ganzen Körper. — Von den Thieren, bei welchen das Herz nicht in zwei Theile getheilt ist, sagt man, sie haben nur eine Herzkammer.

*) Diese Schlange hat ihren Namen von der hochrothen Farbe ihrer Haut und ist ungefähr einen Fuß lang.

**) Daher haben sie auch ihren Namen; denn Amphisbäne ist ein griechi-

Aber gesetzt auch, wir wüßten es gewiß, was einige Naturforscher nur vermuthen, daß nur einige Schlangenarten ihre Bauchschuppen zum Gehen gebrauchen: so müssen wir die Schnellkraft aller bei ihren Sprüngen bewundern. Indem sie ihren Körper in mehre Windungen falten und diese nun alle auf einmal plötzlich mit der größten Geschwindigkeit ausstrecken, können sie, indem sie dies schnell hinter einander wiederholen, in kurzer Zeit einen Raum zurücklegen, wie verhältnißmäßig fast kein anderes Thier mit gleicher Eile. Aber gewöhnlich sind sie listig genug, um auf den ersten Sprung sogleich ihre Beute zu erhaschen; ihre Schwanzspitze gebrauchen sie wie einen elastischen Fuß, auf dem sie sich aufrichten und fortschnellen. Einige Schlangen, wie die Brillenschlange, können sich Viertelstunden lang auf der Schwanzspitze in die Höhe gerichtet erhalten; sie ringeln sich schneckenförmig darüber, bald gerade aufwärts, bald seitwärts oder vorwärts; das nennt man denn einen Schlangentanz. *)

Nicht alle Schlangen sind giftig; die giftigen aber stechen — das ist ausgemacht und gewiß — nicht mit der Zunge, wie viele Leute glauben, sondern sie sprühen ihr Gift durch zwei besondere Zähne aus. Diese sitzen vorn an der oberen Kinnlade, sind hakenförmig gebogen, wie die Klauen der Katzen, und können, wie diese,

---

sches Wort und heißt Doppelgänger. Auch die Franzosen haben dieser Schlange danach ihren Namen gegeben, und nennen sie le double marcheur.

*) Die Brillenschlange lebt in Ostindien und hat ihren Namen von einem auf ihrem Nacken befindlichen braunen Flecken, der einer Brille sehr ähnlich ist. Sie ist 3 — 6 Fuß lang und hat einen kleinen Kopf. Ihr Biß ist sehr gefährlich und zieht oft in wenigen Minuten den Tod nach sich; aber dessen ungeachtet wird sie von den Ostindiern zum Tanzen abgerichtet, und man zieht mit ihr in den Städten umher, um für Geld den Schlangentanz sehen zu lassen. — Unter den Schlangen, welche auf ihrem Schwanze aufgerichtet stehen können, ist auch die ägyptische Otter merkwürdig. Diese richtet sich oft auf und blickt rechts und links umher, als wenn sie die Felder zu hüten hätte; das ist denn auch den alten Ägyptern auffallend gewesen, und sie haben sie daher in ihrer Bilderschrift zum Sinnbild der die Welt beschützenden Gottheit gemacht. Auch sie läßt man für Geld sehen, aber nicht allein um ihrer Stellung willen, sondern besonders deßwegen, weil, wenn man sie hinter dem Genicke anfaßt, sie so steif wie ein Stock wird; das machen denn umherziehende Gaukler den Leuten vor und sagen, sie könnten Schlangen in Stöcke verwandeln.

von der Schlange in eine Scheide zurückgezogen und wieder hervorgestoßen werden; sie sind hohl und haben an der Spitze ein Loch, unten aber stehen sie mit einem Bläschen, in welchem das Gift bereitet wird, in Verbindung. Beißt nun die Schlange, so spritzt sie zugleich durch jenes Loch an den zwei Giftzähnen das Gift in die Wunde. Bei manchen Schlangen tödtet dieser Biß auf der Stelle, bei andern erfolgt der Tod erst einige Zeit nachher; bei noch andern bringt der Biß bloß Geschwulste hervor oder tödtet nur zuweilen. Die Wilden essen selbst giftige Schlangen ohne Nachtheil, wenn diese nicht etwa sich selbst gebissen haben. *)

Nun noch einige Schlangengeschichtchen zum Beschlusse meiner Erzählung.

Ein Pachter in einer nordamerikanischen Colonie trat einst beim Mähen einer Wiese auf eine Klapperschlange, die sich sogleich gegen ihn aufbäumte und in einen seiner Stiefel biß. **) Zum Glück

---

*) Das Fleisch der giftigen Schlangen ist nämlich nicht nur nicht ungesund oder tödtlich, sondern es soll vielmehr sehr nahrhaft und wohlschmeckend sein, und wird daher sowohl von vielen Vögeln, als auch von wilden Völkern gegessen; denn das Gift der Schlangen ist nicht in ihrem ganzen Körper verbreitet, sondern es befindet sich nur in den beschriebenen Bläschen. Auch verliert der Schlangen-Biß seine gefährliche Wirkung, wenn die Schlange diese Bläschen verloren hat, was durch Herausreißen der Giftzähne geschieht. Deßwegen fängt man auch giftige Vipern dadurch, daß man sie erst reizt, ihnen dann ein Tuch hinhält, und, indem die Viper in dasselbe sich fest beißt, die Giftzähne herausreißt. Uebrigens tödtet das Schlangengift nur dann, wenn es in das Blutsystem des Gebissenen dringt, und die Wilden pflegen deßwegen einen Schlangenbiß dadurch unschädlich zu machen, daß sie die Wunde sogleich nach dem Biß aussaugen. Doch hat dies nur dann eine Heilung zur Folge, wenn durch den Biß nicht ein großes Blutgefäß, sondern nur ein kleines Aederchen getroffen wurde und das Aussaugen der Wunde eher geschieht, als das Gift sich weiter verbreitet hat.

**) Die Klapperschlange ist giftig; ihr Körper ist braun, 4 bis 8 Fuß lang und armsdick und endigt in eine Klapper, welche aus einer Reihe lose zusammenhängender, hohler und knochenartiger Gelenke besteht, und sich jährlich um ein Gelenk vergrößert. Bewegt die Klapperschlange diese Spitze ihres Schwanzes, so entsteht durch das Zusammenschlagen der Gelenke ein klappernder Ton. Wenn diese Schlange einen Angriff machen will, so klappert sie zuerst, und man kann ihr dadurch leichter entgehen als manchen

hieb er sie mit der Sense durch, da sie ihren Anfall wiederholen wollte. Einige Zeit nachher, als sich der Mann zu Bette gelegt hatte, empfand er heftige Herzensangst, schwoll entsetzlich auf und starb fünf Stunden nachher, ohne daß man ihm zu Hilfe kommen konnte. Der Tod des Mannes hatte nicht den mindesten Argwohn erweckt, und sein Sohn bediente sich einige Tage nachher seiner Stiefel. Bald darauf bekam er eben dieselben Zufälle und starb noch vor Anbruch des Tages. Ein Nachbar kaufte nachher diese Stiefel, und es erfolgte gleiche traurige Wirkung. Zum Glück wurde bei diesem betrübten Vorfalle der beste Arzt der Colonie herbeigerufen. Sobald dieser kam, erschrak er über alle die besondern Vorfälle, die ihm erzählt wurden, entdeckte glücklich die Ursache und gab die besten Mittel zur Wiederherstellung. Da man die fatalen Stiefel sorgfältig untersuchte, so zeigte sich's, daß die Giftzähne der Schlange darin stecken geblieben waren, und daß das kleine Bläschen, welches das Gift enthält, noch daran saß. Vater und Sohn hatten sich beim Anziehen derselben unmerklich an den Beinen geritzt, und das war die Ursache ihres Todes geworden.

Zum Glück sind diese Schlangen leicht auszurotten, weil sie sehr träge sind und selbst die Kinder sich nicht scheuen, sie mit Steinen und Prügeln todt zu machen. Ihre größten Feinde sind die Schweine, denen ihr Biß, vielleicht wegen ihres dicken Fettes, gar nichts schadet.

Es ist bekannt, daß die Liebe der Thiere zu ihren Jungen oft macht, daß sie ihren eigenen Tod nicht scheuen, um nur die Ihrigen zu retten. So hat man auch in Nord-Amerika beobachtet, daß mehre kleine Vögelchen während der Brütezeit sehr oft die Beute der Schlangen werden. Nähert sich z. B. die Schlange dem Neste

---

andern Schlangen; überdies kriecht sie langsam und beißt, wie man sagt, nur, wenn sie getreten oder gereizt wird. Während des Winters liegen die Klapperschlangen, wie alle andern Schlangen, erstarrt in Höhlen und werden dann schaarenweise von den Einwohnern getödtet. Auszurotten sind sie leider! nicht, da sie sich sehr stark vermehren; einmal hat man sogar in einem getödteten Weibchen über 70 Junge angetroffen. Sie wird fast in allen Ländern Amerika's gefunden.

eines Baltimore-Vogels, eines carolinischen Fliegenfängers, *) eines Zaunkönigs oder eines Rebhuhns, welche alle ihre Nester nahe an der Erde haben: so bietet die erschrockene Mutter Alles auf, um ihren Jungen das Leben zu retten. Sie hüpft auf die Schlange zu, springt von ihr zurück und sucht durch dieses Annähern und Entfernen ihren Feind mit sich selbst zu beschäftigen; ja, sie greift ihn zuweilen selbst, ihrer Schwächlichkeit ungeachtet, mit Angstgeschrei und Verzweiflung an. Die Schlange sucht sich indessen der Jungen im Neste zu bemächtigen; hierdurch steigt die Bangigkeit der Mutter immer höher; und ihr ängstliches Hin- und Herspringen, ihr trauriges Wimmern und ihr convulsivisches Bewegen dauert fort; ja, sie wird zuweilen wirklich das Opfer ihrer mütterlichen Zärtlichkeit. Herr Rittenhouse in Nord-Amerika hörte einst den Gesang des rothgeflügelten Pirols; **) er vermuthete sogleich, daß eine Schlange dem Vogel das Angstgeschrei abzwinge. Er warf einen Stein nach der Stelle, und der Vogel flog zwar davon, kehrte aber sogleich wieder zum Orte zurück. Beim nähern Hinzutreten fand Hr. Rittenhouse das Vögelchen auf dem Rücken der Schlange sitzend, das voll Wuth auf ihren Kopf loshackte, während diese ihre Jungen ruhig verschlang. Kaum hatte Herr Rittenhouse die Schlange getödtet: so flog das Vögelchen auf immer davon.

St. John, ein nordamerikanischer Landmann, saß einst ganz allein in seiner Laube vor dem Hause, das mit einem Wassergraben

---

*) Der Baltimore-Vogel gehört zu dem Geschlechte der Pirole; er hat buntes Gefieder (orangefarben, weiß und schwarz oder olivengrün), ist so groß wie eine Drossel und lebt in Nord-Amerika von Insecten und Sämereien. — Der carolinische Fliegenfänger ist ein kleiner, aschfarben, gelblich weiß und braun befiederter Vogel, welcher in dem Staate Carolina in Nord-Amerika lebt und Insecten, besonders Mücken, frißt.

**) Dieser Vogel ist schwarz und roth gefärbt und etwas größer, als eine Lerche; er lebt in Nord-Amerika. Dort nennt man ihn nur den Maisdieb, weil er große Verwüstungen in den Maisfeldern anrichtet; es soll nämlich in den Kolben (Ähren) dieses Getreides ein Insect stecken, welches er sehr gern frißt; um dieses nun zu bekommen, pickt er, so lange der Mais noch grün ist, ein Loch in die Kolben; durch dieses Loch dringt aber nachher der Regen ein, und die Ähren sterben ab.

umgeben war. Er hörte ein außerordentliches Geräusch und stieg auf einen Baum, um bequemer sich umsehen zu können. Da sah er, daß eine schwarze, sechs Fuß lange Riesenschlange eine beinahe eben so große Wasserschlange auf einer Fläche, wo erst kürzlich Hanf abgeschnitten war, verfolgte. Es währte nicht lange, so hatte sie diese erreicht, und in einem Augenblick waren sie auch zusammengeflochten. Mit den Schwänzen stemmten sie sich an die Erde, und vorn bissen sie sich mit der äußersten Wuth. Ein sonderbares Schauspiel, diese beiden wüthend kämpfenden Schlangen! Die platten Köpfe und die funkelnden Augen waren rechte Bilder des Zorns. Nach einigen Minuten aber machte sich die Wasserschlange von ihrem Feinde los und flüchtete nach dem großen Graben. Die Riesenschlange, halb aufgerichtet, halb kriechend, verfolgte sie lebhaft, bis sich die Wasserschlange genöthigt sah, eben dieselbe Stellung anzunehmen und sich zur Wehr zu setzen. Was für listige Wendungen sie aber da machten, um sich einander einen tödtlichen Streich zu versetzen, läßt sich nicht beschreiben. Doch suchte die Wasserschlange sich immer mehr ihrem Elemente zu nähern. Sobald die schwarze das merkte, schlang sie sich mit dem Schwanze um einen dicken Stamm, der ihr zur Stütze diente, und nun wickelte sie sich der andern um den Hals, so daß sie nicht entfliehen konnte. In tausenderlei Biegungen wandten sie sich in wenigen Augenblicken um einander herum; in dem Augenblick, da sie am heftigsten kämpften, wurden ihre Hälse außerordentlich dünn, das Übrige des Körpers blies sich aber in schnellfolgenden, wellenförmigen Bewegungen auf. Die Wasserschlange preßte dadurch den Körper ihres Feindes so, daß ihm die Augen fast ganz aus dem Kopfe quollen, und schon schien der Streit entschieden, als auf einmal die schwarze wieder die Oberhand bekam. Beide stürzten nun ins Wasser.

Allein dies neue Element benahm ihrer Erbitterung Nichts; sie wälzten sich bald auf dem Grunde des Wassers umher und ragten dann wieder über die Oberfläche hervor, zusammengeflochten wie beim ersten Angriff. Indessen hielt die schwarze Riesenschlange beständig ihren Kopf über den Kopf der andern und erstickte sie glücklich. Sobald sie das merkte, verließ sie dieselbe ganz plötzlich, ging in das Feld zurück und verschwand.

Während der Reiß-Ernte auf der Küste Malabar in Oſtindien ging ein kleines Kind, das ſeine Ältern, welche aufs Feld gegangen waren, allein zu Hauſe gelaſſen hatten, vor die Hausthür, um ſich wenige Schritte davon unter dem Schatten einiger Bäume auf ein Paar Palmblätter zu legen. Es war ihm heiß; es war müde und ſchlief ein. Die Ältern, welche am Abend hungrig von ihrer Arbeit zurückkehrten, ſahen ihr Kind ruhig ſchlafen; ſie wollten nun das Abendbrod bereiten und es dann erſt wecken. Bald darauf hörten ſie halberſtickte Töne von ihrem Kinde, glaubten aber, es ſeien Äußerungen einer kleinen Unpäßlichkeit, welche das Kind am Morgen gehabt hatte. Da es aber nicht aufhörte zu jammern, ſo ſprang der Vater hinaus und ſah zu ſeinem Schrecken, daß eine große Schlange es ſchon halb verſchluckt hatte. Wie der Vater und die Mutter, die auch ſogleich herbeikam, erſchraken, läßt ſich leicht denken! Sie waren in der größten Verlegenheit ihr Kind zu retten; hätten ſie die Schlange erzürnt, ſo würde ſie das arme Würmchen nur noch mehr zerfleiſcht haben. Der Vater beſann ſich ſchnell, holte einen Säbel und theilte die Schlange glücklich auf den erſten Hieb in zwei Stücke. Da ſie aber nicht in demſelben Augenblick ſtarb, ſo kniff ſie noch einmal ihre Zähne in den zarten Körper, und — — das arme Kind ſtarb wenige Minuten darauf unter den jämmerlichſten Schmerzen. K. Ritter.

---

26. Die Krone des Alters.

Wen der Schöpfer ehret, warum ſollten den nicht auch Menſchen ehren? Auf des Verſtändigen und Tugendhaften Haupte iſt graues Haar eine ſchöne Krone. —

Drei Greiſe feierten zuſammen ihr Jubelfeſt und erzählten ihren Kindern, woher ſie alt geworden. Der Eine, ein Lehrer und Prieſter ſprach: „Nie kümmerte mich, wenn ich zu lehren ausging, die Länge des Weges; nie ſchritt ich anmaßend über die Häupter der Jugend hinweg und hob die Hände nie zum Segnen, ohne daß ich wirklich ſegnete und Gott lobte; darum bin ich ſo alt geworden.“ Der Andere, ein Kaufmann, ſagte: „Nie habe ich mich zum Schaden meines Nächſten bereichert; nie iſt ſein Fluch mit mir zu Bette gegangen, und von meinem Vermögen gab ich gerne den Armen;

darum hat mir Gott die Jahre geschenkt!" Der Dritte, ein Richter des Volkes, sprach: „Nie nahm ich Geschenke; nie bestand ich starr auf meinem Sinne; im Schwersten suchte ich mich jederzeit zuerst zu überwinden; darum hat mich Gott mit meinem Alter gesegnet." Da traten ihre Söhne und Enkel zu ihnen heran, küßten ihre Hände und kränzten ihre Häupter mit Blumen; und die Väter segneten sie und sprachen: „Wie Eure Jugend, sei auch Euer Alter! Eure Kinder seien Euch, was Ihr uns seid, auf unserem greisen Haare ein blühende Rosenkrone!"

Das Alter ist eine schöne Krone; man findet sie auch nur auf dem Wege der Mäßigkeit, der Gerechtigkeit und Weisheit.

Herder.

---

27. Zeus und das Schaf.

Das Schaf mußte vor allen Thieren Vieles leiden. Da trat es vor den Zeus und bat, sein Elend zu mindern.

Zeus schien willig und sprach zu dem Schafe: „Ich sehe wohl, mein frommes Geschöpf, ich habe Dich allzu wehrlos erschaffen. Nun wähle, wie ich diesem Fehler am besten abhelfen soll. Soll ich Deinen Mund mit schrecklichen Zähnen und Deine Füße mit Krallen rüsten?" —

„O nein," sagte das Schaf; „ich will Nichts mit den reißenden Thieren gemein haben."

„Oder," fuhr Zeus fort, „soll ich Gift in Deinen Speichel legen?"

„Ach," versetzte das Schaf, „die giftigen Schlangen werden ja so sehr gehaßt." —

„Nun, was soll ich denn? Ich will Hörner auf Deine Stirn pflanzen und Stärke Deinem Nacken geben."

„Auch nicht, gütiger Vater; ich könnte leicht so stößig werden, wie der Bock."

„Und gleichwohl," sprach Zeus, „mußt Du selbst schaden können, wenn sich Andere Dir zu schaden hüten sollen."

„Müßt' ich das?" seufzte das Schaf. „O, so laß mich, gütiger Vater, wie ich bin. Denn das Vermögen schaden zu können erweckt, fürchte ich, die Lust schaden zu wollen; und es ist besser, Unrecht leiden, als Unrecht thun."

Zeus segnete das fromme Schaf, und es vergaß von Stund' an zu klagen.

Lessing.

---

28. Die geprüfte Treue.

Der Khalif*) Mutewekul hatte einen fremden Arzt, Namens Honain, der ein Christ war. Da dieser Mann einen unbescholtenen Lebenswandel hatte und seine Feinde ihm also Nichts anhaben konnten, so suchten sie ihn durch Verleumdung zu Grunde zu richten und erregten in dem Khalifen den Verdacht, Honain möchte wohl von seinem Feinde, dem griechischen Kaiser (welcher ebenfalls ein Christ war), gedungen worden sein, Angriffe auf das Leben seines Herrn zu machen. Der Khalif, um sich von der Treue oder Untreue seines Arztes zu überzeugen, beschloß, dessen Tugend auf eine sehr schwere Probe zu stellen. „Honain!" sagte er eines Tages zu ihm, „ich habe unter meinen Emirn**) einen gefährlichen Feind, gegen den ich seines starken Anhanges wegen keine Gewalt gebrauchen kann. Daher befehle ich Dir, daß Du ein feines Gift zubereitest, das an dem Todten keine Spur von sich zurückläßt. Ich will ihn morgen zu Tische einladen und mich seiner auf diese Weise entledigen."

„Herr," antwortete Honain mit getroster Zuversicht, „meine Wissenschaft erstreckt sich blos auf Arzeneien, die das Leben erhalten; andere kann ich nicht zubereiten. Ich habe mich auch nie bemüht, es zu lernen, weil ich glaubte, daß der wahre Beherrscher der Gläubigen keine solchen Kenntnisse von mir fordern würde. Habe ich hierin Unrecht gethan, so erlaube mir, Deinen Hof zu verlassen, um diese mir mangelnde Wissenschaft in einem andern Lande zu erlernen."

Mutewekul antwortete, dies sei eine leere Entschuldigung; wer die heilsamen Mittel kenne, der wisse auch die schädlichen. Er bat, er drohte, er versprach Geschenke. Umsonst; Honain blieb bei seiner Antwort. Endlich stellte sich der Khalif erzürnt, rief die Wache und befahl, diesen widerspenstigen Mann ins Gefängniß zu

---

*) Khalif ist ein arabisches Wort und heißt Stellvertreter. Man gab früher unter den Mohammedanern den Nachfolgern Mohammed's diesen Namen; denn sie wurden als die Stellvertreter dieses Religionsstifters angesehen, und regierten mit unumschränkter Gewalt über die Anhänger seiner Lehre (oder, wie diese sich selbst nannten, über die Gläubigen).

**) Emir heißt Oberhaupt und bedeutet einen Statthalter, welcher über einen Theil der Länder des Khalifen regiert.

führen. Das geschah; auch ward ein Kundschafter unter dem Scheine eines Gefangenen zu ihm gesetzt, der ihn ausforschen und dem Khalifen von Allem, was Honain sagen würde, Nachricht geben sollte. So unwillig Honain über eine solche Begegnung war, so ließ er doch mit keinem Worte gegen den Mitgefangenen merken, warum der Khalif auf ihn zürne. Alles, was er hierüber sagte, bestand darin, daß ihm Unrecht geschehe.

Nach einiger Zeit ließ ihn der Khalif wieder vor sich bringen. Auf einem Tische lag ein Haufen Gold, Diamanten und köstlicher Stoffe; daneben aber stand der Henker mit einer Geißel in der Hand und einem Schwerte unter dem Arme. „Du hast Zeit gehabt," fing Mutewekul an, „Dich zu bedenken und das Unrecht Deiner Widerspenstigkeit einzusehen. Nun wähle: entweder nimm diese Reichthümer und thue meinen Willen, oder bereite Dich zu einem schimpflichen Tode."

„Herr," antwortete Honain, „die Schande besteht nicht in der Strafe, sondern in dem Verbrechen. Ich kann sterben, um nicht die Ehre meiner Wissenschaft und meines Standes zu beflecken. Du bist Herr meines Lebens, thue, was Dir gefällt."

„Geht hinaus!" sagte der Khalif zu den Umstehenden, und als er allein war, reichte er dem gewissenhaften Honain die Hand und sprach: „Honain, ich bin mit Dir zufrieden; Du bist mein Freund und ich der Deinige. Man hatte mir Deine Treue verdächtig gemacht; ich mußte Deine Ehrlichkeit prüfen, um gewiß zu werden, ob ich mich vollkommen auf Dich verlassen könne. Nicht zur Belohnung, sondern als Zeichen meiner Freundschaft werde ich Dir diese Geschenke senden, die Deine Tugend nicht verführen konnten."

So sprach der Khalif und befahl, das Gold, die Edelsteine und die Stoffe in Honain's Zimmer zu tragen.

Aus den Palmblättern.

---

29. Die Bäuerinn und der Falke.

Ein königlicher Falke, der sich von der Jagd verirrt hatte, *) setzte sich auf das Fenster einer unwissenden Bäuerin. Da diese

*) Man richtet die Art von Falken, welche man in der Naturgeschichte die gemeinen Falken nennt, durch allerhand Mittel zur Jagd ab. Ein so

den Vogel nicht kannte, so fing sie an, ihm Federn auszurupfen, von denen sie glaubte, sie hätten großen Werth. Sie setzte ihm zu fressen vor; der Falke fraß nicht. „Ei des Armen!“ sagte sie, „sein Schnabel ist zu lang und zu krumm, ich muß denselben abschneiden;“ und sie schnitt ihn ab. Der Falke sträubte sich. — „Auch die Krallen sind ihm zu lang gewachsen,“ sagte sie und verschnitt dieselben. So glaubte sie nun den Vogel recht schön ausstaffirt zu haben, um damit ihr Glück zu machen.

So geht es Vielen, die da wollen, daß ihr Glück ihrer Hände Werk sei.

Aus dem Rosenöl.

---

30. Der Wind und der Schiffer.

„Wenn ich hinauf will, so weheſt Du hinab, und wenn ich hinab will, so weheſt Du hinauf.“ Also sprach der Schiffer zum Windegott Äolus.

„Weißt Du was?“ erwiederte dieser; „wenn ich hinabblaſe, so fahr' Du hinab, und wenn ich hinaufblaſe, so fahr' Du hinauf. Dient Dir aber das nicht, und findeſt Du mich Dir dennoch entgegen, so arbeite Du gegen mich, wie ich gegen Dich!“

Peſtalozzi.

---

31. Der gute Rath.

Ein Tatar-Chan *) ritt einſt mit ſeinen Großen auf die Jagd. Unterwegs begegnete ihnen ein Derwiſch, **) welcher ein Mal

---

abgerichteter Falke ſitzt, mit einer ſeine Augen bedeckenden Kappe verſehen, auf der Hand des Jägers; wird dieſer nun eines jagdbaren Vogels gewahr, ſo nimmt er dem Falken die Kappe ab; dieſer ſteigt ſogleich hoch in die Luft hinauf, erſieht ſich den Vogel, ſtürzt dann ſchnell auf ihn herab, tödtet ihn und fliegt wieder auf die Hand des Jägers zurück. Selten fliegt ein Jagdfalke fort; aber nach der Zeit des Mauſerns entflieht er dem Jäger für immer, und kehrt zu ſeiner natürlichen Art und Weiſe zurück.

*) Chan oder Khan heißt bei den Tartaren, einem im Innern von Aſien wohnenden Volke, das Oberhaupt eines Volksſtammes.

**) Derwiſche heißen die Mönche der Mohammedaner. Sie haben ein recht hartes Leben; denn es iſt ihnen vorgeſchrieben, ſehr oft zu faſten, ganz ſchlechte, ja ſelbſt zerriſſene Kleider zu tragen u. dgl. mehr.

nach dem andern laut ausrief: „Wer mir hundert Goldstücke giebt, dem will ich einen guten Rath geben!“ Der Chan ward neugierig und fragte den Derwisch, worin sein guter Rath bestehe. „Du sollst ihn hören, Herr,“ antwortete der Derwisch, „wenn Du Befehl ertheilst, daß mir die hundert Goldstücke ausgezahlt werden.“ Der Chan ließ ihm die Summe reichen, und der Derwisch sagte mit warnender Stimme: „Unternimm Nichts, ohne vorher den Ausgang reiflich zu erwägen!“ — Darauf zog er seine Straße.

Das Gefolge des Chan lachte und spottete übet den Rath des Derwisches, welchen er sich so theuer bezahlen ließ. Indessen der Chan äußerte darüber eine ganz andere Meinung. „Der gute Rath,“ sagte er, „welchen mir der Derwisch ertheilt hat, ist freilich eine sehr gewöhnliche Klugheitsregel; allein eben weil sie so allgemein ist, wird sie am wenigsten befolgt; und dies war es vielleicht, weßwegen sie der Derwisch so hoch anschlug. In Zukunft soll sie mir nie aus dem Gedächtniß kommen. Sie soll über alle Thüren meines Palastes, an alle Wände meiner Gemächer und auf meine sämmtlichen Geräthschaften mit deutlicher Schrift geschrieben werden.“ —

Nach einiger Zeit faßte ein ehrgeiziger Statthalter den Vorsatz, den Chan aus dem Wege zu schaffen und sich des Thrones zu bemächtigen. Er erkaufte den Leibarzt für eine große Summe, und dieser versprach, dem Chan, sobald die Gelegenheit dazu sich zeigen würde, mit einer vergifteten Lanzette zur Ader zu lassen.

Diese Gelegenheit ereignete sich bald. Als aber dem Arzte in dem silbernen Becken, welches zur Auffangung des Blutes vorgehalten wurde, die Worte „Unternimm Nichts, ohne vorher den Ausgang reiflich zu erwägen!“ in die Augen fielen, stutzte er, und mit sichtbarer Angstlichkeit legte er die giftige Lanzette zurück und nahm eine andere.

Der Chan bemerkte dies und fragte, warum er die andere Lazette weglege. Auf die Antwort, daß sie eine stumpfe Spitze habe, verlangte er, sie zu sehen, weil ihm die Angstlichkeit des Arztes auffallend war. Als der Arzt zögerte, sprang der Chan auf und rief: „Nur ein offenes Geständniß kann Dir das Leben retten. Deine sichtbare Angst macht Dich verdächtig.“ Der Arzt stürzte dem Chan zu Füßen, und entdeckte ihm den Anschlag auf sein Leben, welchen auszuführen ihm die warnende Inschrift im Becken den Muth benommen habe.

„Habe ich wohl," sagte darauf der Chan, „dem Derwische seinen Rath zu theuer bezahlt?"

Er schenkte dem Arzte das Leben, befahl, den Statthalter zu erdrosseln, und ließ den Derwisch überall aufsuchen, um ihn noch mehr zu belohnen. Aus den Palmblättern.

---

32. Von den Pflanzen.

1.

Man kann sich nicht genug über die Menge und Mannichfaltigkeit der Pflanzen verwundern, mit welchen die Natur alle Jahre die Erde bekleidet. In dem kleinen Raume, den das Auge auf einmal überschauen kann, welch' eine Vielfachheit der Gestalten, welch ein Spiel der Farben, welche Fülle in der Werkstätte der reichsten Kraft und der unerforschlichen Weisheit! Nicht weniger muß man sich wundern über die Geschwindigkeit, mit welcher die Natur jede leere Stelle auf öden Feldern, verlassenen Wegen, kahlen Felsen, Mauern und Dächern, wo nur eine Handvoll fruchtbarer Erde hingefallen ist, ansäet, und mit Gras, Kräutern, Stauden und Buschwerk besetzt. Das sieht man oft und achtet's nicht, eben weil man es von Kindheit an so oft sieht; die größte Weisheit verräth sich in der einfachen und natürlichen Einrichtung der Dinge, und man erkennt sie nicht, eben weil Alles so einfach und natürlich ist.

2.

Die meisten Pflanzen haben eine wunderbare Vermehrungskraft, wie jeder aufmerksame Beobachter wohl weiß. Tausend Samenkerne von einer einzigen Pflanze, so lange sie lebt, ist zwar schon viel gesagt, nicht jede trägt's, aber es ist auch lange noch nicht das Höchste. Man hat schon an einer einzigen Tabackspflanze 40,000 Körnlein gezählt, die sie in einem Jahre zur Reife brachte. Man schätzt einer Eiche, daß sie 500 Jahre leben könne. Aber wenn wir uns nun vorstellen, daß sie in dieser langen Zeit nur fünfzigmal Früchte trage und jedes Mal in ihren weit verbreite-

ten Äſten und Zweigen nur 500 Eicheln, ſo liefert ſie doch 25,000, wovon jede die Anlage hat, wieder ein ſolcher Baum zu werden. Geſetzt, daß dieſes geſchehe, ſo hätte ſich die einzige Eiche in der zweiten Abſtammung ſchon zu einem Walde von 625 Millionen Bäumen vermehrt. Wie viel aber eine Million oder 1000 mal 1000 ſei, glaubt man zu wiſſen, und doch erkennt es nicht Jeder. Denn wenn Ihr ein ganzes Jahr lang vom 1. Jenner bis zum 31. December alle Tage 1000 Striche an eine große Wand ſchreibet, ſo habt Ihr am Ende des Jahres noch keine Million, ſondern erſt 365,000 Striche, und das zweite Jahr noch keine Million, ſondern erſt 730,000 Striche, und erſt am 26. September des dritten Jahres würdet Ihr zu Ende kommen. Aber unſer Eichenwald hätte 625 ſolcher Millionen, und ſo wäre es bei jeder andern Art von Pflanzen nach Verhältniß in noch viel kürzerer Zeit, ohne an die zahlreiche Vermehrung durch Augen, Wurzelſproſſen und Knollen zu denken. Wenn man ſich alſo einmal über die große Kraft in der Natur gewundert hat, ſo hat man ſich über den großen Reichthum an Pflanzen aller Art nicht mehr zu verwundern. Obgleich viele 1000 Kerne und Körnlein alle Jahre von Menſchen und Thieren verbraucht werden, viele Tauſend im Boden erſticken, oder im Aufkeimen durch ungünſtige Witterung und andere Zufälle wieder zu Grunde gehen, ſo bleibt doch Jahr aus Jahr ein ein freudiger und unzerſtörbarer Überfluß vorhanden. Auf der ganzen weiten Erde fehlt es nirgend an Geſäme, überall nur an Platz und Raum.

3.

Aber wenn jeder reife Kern, der ſich von ſeiner Mutterpflanze ablöſet, unter ihr zur Erde fiele und liegen bliebe: ſo lägen alle auf einander, keiner könnte gedeihen, und wo vorher keine Pflanze war, käme doch keine hin. Das hat die Natur vor uns bedacht und nicht auf unſern guten Rath gewartet. Denn einige Kerne, wenn ſie reif ſind, fliegen ſelbſt durch eine verborgene Kraft weit auseinander, die meiſten ſind klein und leicht, und werden durch jede Bewegung der Luft davongetragen, manche ſind noch mit kleinen Federlein beſetzt, wie der Löwenzahn (die Butterblume, Kettenblume); Kinder blaſen ſie zum Vergnügen auseinander und thun damit der Natur auch einen kleinen Dienſt, ohne es zu wiſſen.

Andere gehen in zarte, breite Flügel aus, wie die Samenkerne von Nadelholzbäumen. Wenn die Sturmwinde wehen, wenn die Wirbelwinde, die im Sommer vor den Gewittern hergehen, Alles von der Erde aufwühlen und in die Höhe führen, dann säet die Natur aus, und ist mit einer Wohlthat beschäftigt, während wir uns fürchten oder über sie klagen und zürnen; dann fliegen und schwimmen und wogen eine Menge von unsichtbaren Keimen in der bewegten Luft umher, und fallen nieder weit und breit, und der nachfolgende Staub bedeckt sie. Bald kommt der Regen und befeuchtet den Staub, und so wird's auf Flur und Feld, in Berg und Thal, auf First und Halden auch wahr, daß Etliches auf dem Wege von den Vögeln des Himmels gefressen wird, Etliches unter den Dornen zu Grunde geht, Etliches auf trockenem Felsengrund in der Sonnenhitze erstirbt, Etliches aber gut Land findet und hundertfältige Frucht trägt.

Weiter sind manche Kerne für den Wind zu groß und zu schwer; aber sie sind rund und glatt, rollen auf der Erde weiter, und werden durch jeden leichten Stoß von Menschen oder Thieren fortgeschoben. Andere sind mit umgebogenen Spitzen oder Häklein versehen, sie hängen sich an das Fell der Thiere oder an die Kleider der Menschen an, werden fortgetragen und an einem andern Orte wieder weggestreift oder abgelesen und ausgesäet, und der es thut, weiß es nicht oder denkt nicht daran. Viele Kerne gehen unverdaut und unzerstört durch den Magen und die Gedärme der Thiere, denen sie zur Nahrung dienen sollen, und werden an einem andern Orte wieder abgesetzt. So haben wir ohne Zweifel durch Strich-Vögel schon manche Pflanze aus fremden Gegenden bekommen, die jetzt bei uns daheim ist und guten Nutzen bringt. So gehen auf hohen Gemäuern und Thürmen Kirschbäume und andere Bäume auf, wohin gewiß kein Mensch den Kern getragen hat. Noch andere fallen von den überhangenden Zweigen ins Wasser, oder sie werden durch den Wind und durch Überschwemmungen in die Ströme fortgerissen, und weiter geführt und an andern Orten durch neue Ueberschwemmungen wieder auf dem Lande abgesetzt. Ja, einige schwimmen auch wohl auf den Strömen bis ins Meer, erreichen das jenseitige Gestade, und heimen sich alsdann in einer landesfremden Erde ein. Es sind da und dort schon Pflanzen als Unkraut aufgegangen, von denen man wohl wissen kann, daß der

Same dazu auf dieſe Art über das Meer gekommen iſt. Alſo müſſen alle Kräfte und Elemente die wohlthätigen Abſichten des Schöpfers befördern, Schnee und Regen, Blitz und Hagel, Sturm und Winde, die ſeine Befehle ausrichten.

4.

„Aber das iſt ja eben die Plage des Landmannes! Daher kommt alſo das viele Unkraut im Garten-Gelände und auf den Acker-Furchen, das der ſchönen gereinigten Saat Raum und Nahrung ſtiehlt, ſo viel Mühe macht, und doch mit aller Geduld und Sorgfalt nicht vertilgt werden kann!“ Die Sache iſt nicht ſo ſchlimm, wie ſie ſcheint. Denn zum erſten, ſo iſt der Menſch nicht allein auf der Erde da. Viele tauſend Thiere aller Art, von mancherlei Natur und Bedürfniſſen wollen auch genährt ſein, und warten auf ihre Speiſe zu ſeiner Zeit. Manche von ihnen ſind uns unentbehrlich, und wir wiſſen's wohl; manche ſchaffen uns großen Nutzen, und wir wiſſen's nicht; und es muß doch wahr bleiben, woran wir uns ſelber ſo oft erinnern, daß ſich eine milde Hand aufthut und ſättiget Alles, was da lebet mit Wohlgefallen. Zum andern, ſo hat doch der Menſch auch ſchon von manchem Kräutlein Nutzen gezogen, das er nicht ſelber geſäet und gepflanzet, nicht im Frühlingsfroſte gedeckt und in der Sommerhitze begoſſen hat, und eine einzige unſcheinbare und verachtete Pflanze, deren Kraft Dir oder Deinen Kindern oder auch Deinem Vieh eine Wunde heilt, einen Schmerz vertreibt oder gar das Leben rettet, bezahlt die Mühe und den Schaden reichlich, den tauſend andere verurſachen. Aber wer ſtellt den Menſchen zufrieden? Wenn die Natur nicht ſo wäre, wie ſie iſt, wenn wir Baldrian und Wohlgemuth, Ehrenpreis und Augentroſt und alle Pflanzen im Felde und Walde, die uns in geſunden und kranken Tagen zu mancherlei Zwecken nützlich und nöthig ſind, ſelber anſäen, warten und pflegen müßten, wie würden wir alsdann erſt klagen über des viel bedürftigen Lebens Mühe und Sorgen! Hebel.

33. Der Araber und sein Gast.

Ein arabischer Pferdedieb hatte sich zu einem Stamme Beduinen*) verirrt, der ihn gastfreundlich aufnahm. Alle Tage schlachteten sie seinetwegen ein Kameel. Er bat zwar, sie möchten sich seinetwegen nicht so viel Ungelegenheit machen; aber sie ließen sich nicht abhalten, und schlachteten jeden Tag ein Kameel.

Der Dieb vergalt ihnen ihre Freundlichkeit mit dem größten Undanke; denn eines Tages ersah er die Gelegenheit, trieb ein schnell laufendes Kameel ab, setzte sich darauf und eilte davon. Der Eigenthümer aber, der ihn und das Kameel bald irre gegangen war, kam hart hinter ihm nachgeritten. Als er ihn eingeholt hatte, wies er auf eine Schlange hin, die im Sande lag. „Siehst Du," sprach er, „den Schweif der Schlange dort? Ich will ihn treffen mit diesem Pfeile." Er drückte ab, und der Pfeil durchbohrte den Spitze des Schweifes; „und mit diesem Pfeile," sagte er, indem er einen zweiten hervorzog, „werde ich den Kopf treffen." Er schoß den Schlangenkopf entzwei. „Du siehst nun wohl," sprach er, „daß ich mit diesem dritten Pfeile Deine Brust nicht verfehlen würde, und Du verdientest es, weil Du unsere Freundschaft mit Flucht und Diebstahl belohnest. Aber — weil Du unser Gast warest, so ziehe hin in Gottes Namen und wähle Dir noch zwanzig andere Kameele!" — Aus dem Rosenöl.

---

34. Der Wanderer, der Tiger und der Krokodil.

Auf einem schmalen Wege, wo zur Rechten ein hohes Gebirge emporstieg, zur Linken ein großer Strom vorbeirauschte, ging ein Wanderer. Plötzlich sah er vom Berge herab einen grimmigen

---

*) Beduine heißt ein Wüstenbewohner, und man versteht unter diesem Namen besonders die Bewohner der arabischen Wüste, welche in viele Stämme vertheilt sind, sich hauptsächlich mit Viehzucht beschäftigen, und meist ohne festen Wohnort ein umherstreifendes (nomadisches) Leben führen. Die Gastfreundschaft ist ihnen unverletzlich, und wie heilig sie dieselbe halten, zeigt folgende Anekdote. Ein flüchtiger Beduine kam einmal ohne sein Wissen in das Haus seines Feindes, der ihm den Tod geschworen hatte; dieser war gerade abwesend; seine Frau aber nahm ihn sehr gastfreundlich auf, bewirthete ihn reichlich und entließ ihn sodann wieder. Als der Araber nach Hause kam und

Tiger auf sich zueilen; diesem zu entgehen, wollte er sich geradezu in den Strom stürzen und sich durch Schwimmen zu retten suchen, als aus diesem ein Krokodil emporfuhr. „O ich Elender," rief der Wanderer aus, „wohin ich blicke, ist der gewisse Tod." — Voll unaussprechlicher Angst sank er bei diesen Worten zu Boden. Der Tiger, schon hart an ihm, that einen jähen Sprung und fiel dem Krokodil in den Rachen.

Auch in der höchsten Noth verzweifle nicht! Oft dient zu Deiner Erhaltung, was im ersten Augenblick Deinen Untergang zu vollenden schien. Meißner.

---

35. Tamerlan und Ibrahim.

Tamerlan oder Timur-Lenk *), der berühmte Eroberer von Asien und zugleich der Schrecken desselben, geboren in der großen Tartarei, war ein Unterthan Hussain's, welcher damals die Provinz Turkhestan besaß. Er schwang sich durch Empörung auf den Thron dieses Fürsten, stellte sich an die Spitze der Tataren, eroberte Parthien, Assyrien, Persien und einen großen Theil von Indien. Jede neue Eroberung machte seine Länder-Begierde nur noch brennender. Er hatte sich unter andern auch Schirwan's, einer Provinz des persischen Reiches, mit einem zahlreichen Heere genähert, um diese Provinz zu unterjochen. Bisher hatte dieselbe das Glück eines langen Friedens genossen, und die Einwohner ehrten und liebten ihren Fürsten, Namens Ibrahim, wie er es verdiente. Selten findet man unter den morgenländischen Fürsten

---

dies hörte, zürnte er nicht nur nicht seiner Frau, sondern er sagte sogar, er würde sie getödtet haben, wenn sie Jenen nicht aufgenommen und freundlich bewirthet hätte. Die Araber haben unter ihren Volksliedern einen berühmten Vers, welcher ihre große Gastfreundschaft am besten beurkundet. Er besteht in einer Anrede an den Sklaven und heißt:

Zünde, mein Knecht, das Feuer an,
Daß, wer vorbeizieht, es sehen kann.
Ziehst Du mir einen Gast herbei,
So bist Du frei.

*) Er lebte um das Jahr 1360 und heißt eigentlich Timur; den Beinamen Lenk, d. h. lahm, bekam er, als er durch eine, bei der Belagerung einer Stadt erhaltene, Wunde lahm wurde.

seines Gleichen. Das Wohl seiner Unterthanen lag ihm mehr am Herzen, als seine Vergnügungen; er suchte sein Volk durch weise Gesetze zu beglücken, wachte mit väterlicher Sorgfalt über die Aufrechthaltung dieser Gesetze, theilte mit strenger Unparteilichkeit Belohnungen und Strafen aus, und hatte durch seine rastlosen Bemühungen seine Unterthanen auf den Gipfel des Wohlstandes erhoben.

Sobald die Nachricht von Tamerlan's Annäherung in Schirwan erscholl, versammelte der edle Ibrahim, weniger für sich selbst als für seine Unterthanen besorgt, sogleich alle seine Minister, um sich mit ihnen über die Maßregeln zu berathschlagen, welche bei dem, ihnen drohenden, gewaltigen Sturme zu ergreifen wären. Der Oberfeldherr Ibrahim's mit Namen Osman, ein tapferer Soldat, erklärte sich sogleich für den Krieg und meinte, er wäre kräftig genug, den Stolz des kühnen Eroberers zu beugen und ihn durch die Stärke seines Armes zu demüthigen. Mit feurigem Ungestüme versprach er, den letzten Blutstropfen für seinen Fürsten zu vergießen und eher zu sterben, als zuzugeben, daß sich Ibrahim unter das Sklaven-Joch Tamerlan's beugen sollte.

Als Osmann geendet hatte, nahm Usbeck, der Schatzmeister Ibrahim's, das Wort und versicherte, daß er nicht weniger als Osmann bereit wäre, Blut und Leben für seinen Fürsten zu opfern, sobald dieser glaube, durch die Gewalt der Waffen sich und sein Volk am sichersten retten zu können. „Doch," fuhr er fort, „wird wohl ein Volk, so gering an Zahl und durch einen langen Frieden der Waffen entwöhnt, sich mit einem mächtigen, sieggewohnten Heere messen dürfen? Ich sehe daher keine wahrscheinliche Rettung, als in der Flucht. Meine Meinung ist also: Deine Schätze und deine Person so schnell als möglich in eine andere Gegend zu flüchten, wohin wir Dich als treue Unterthanen ohne Weigern begleiten werden. Es ist nicht wahrscheinlich, daß Tamerlan sich in einem leeren Lande lange aufhalten wird. Sein Ehrgeiz treibt ihn gewiß zu entfernten Eroberungen; und ist der Sturm vorüber — so kehren wir dann in unser Vaterland zurück, um mit desto größerem Vergnügen der Ruhe zu genießen."

So waren die Meinungen der Großen getheilt. Die Wenigsten stimmten für den Krieg, die Meisten für den Frieden oder für die Flucht. Ibrahim hörte Alles, was man ihm rieth, mit Ruhe an,

dankte für die guten Gesinnungen, welche man für seine Person zeigte, und setzte endlich hinzu: „Es ist wahr, Flucht würde meine Person am besten sichern; aber meine Unterthanen würden unstreitig am meisten dabei leiden. Schrecklich würde die Rache des Eroberers mein armes Land treffen, wenn ich selbst es aller Mittel der Vertheidigung beraubte. Ich danke daher dem Himmel, daß mir noch ein besseres Mittel zu Gebote steht, Euch Alle zu retten. Bald sollt Ihr mehr hören; bittet unterdessen den Himmel, daß er mein Vorhaben gelingen lassen wolle!"

Nachdem die Versammlung mit großer Spannung auseinander gegangen war, und keines der Mitglieder dieses hohen Rathes errathen konnte, was für ein Rettungsmittel der Fürst ausgedacht hatte, ließ unterdessen Ibrahim reiche Geschenke zubereiten, wie sie bei morgenländischen Fürsten gewöhnlich gegeben und angenommen zu werden pflegen. Tamerlan hatte überhaupt den Befehl ergehen lassen, daß von jeder Art der ihm darzubringenden Geschenke es immer neun Stück sein sollten. Ibrahim ließ daher neun schöne Pferde, mit Gold und Perlen reich geschmückt, eben so viel Leoparden mit goldenen Halsbändern, neun seidene Zelte, eben so viel indische Teppiche und mehre ähnliche Geschenke fertig machen. Zu diesen fügte er noch acht Sklaven hinzu und begab sich, in Begleitung dieser und einiger andern Diener, gerade zu Tamerlan's Hauptquartier.

Der siegreiche Eroberer warf einen stolzen Blick auf die Geschenke, und fragte sogleich bei Erblickung der acht Sklaven, wo der neunte wäre. „Hier zu Deinen Füßen!" antwortete Ibrahim, indem er sich vor Tamerlan niederwarf; „Du sollst keinen gehorsameren Sklaven haben, als mich; und ich werde mich, selbst in Ketten, glücklich schätzen, wenn mein Volk frei bleibt. Ja, mächtigster Fürst! schenke meinem Volke die Freiheit und laß mich Deinen Sklaven sein! Nie sollst Du einen Dir ergebeneren Diener besitzen, wenn Du meine Bitte erhören willst." — Die Tugend behauptet überall und unter jedem Volke ihre hohen Rechte; sie hat ihre eigene siegende Kraft, welcher nur ein völliger Barbar zu widerstehen vermag. Tamerlan wurde durch Ibrahim's Benehmen so erschüttert und zugleich so gerührt, daß er den Knieenden mit Huld aufhob. „Du sollst," sprach er zu Ibrahim, „hinfort mein Freund, nicht aber mein Sklave sein; eine solche Tugend

verdient ein besseres Loos, als Sklavenketten. Triebe mich mein Muth nicht zu weiteren Unternehmungen: ich würde mich in einem kleinen Reiche, wie das Deinige ist, nach Dir bilden und Dir ähnlich zu werden trachten. Du bist indeß frei; kehre zu Deinem Volke zurück und mache es ferner glücklich, wie Du es bisher thatest!"

Mit stiller Bewunderung entließ Tamerlan den neuen Freund, und mit lautem Jubel empfing seinen ihm wiedergegebenen Fürsten das beglückte Volk. Aus den Beispielen des Guten.

---

36. Das Ei des Columbus.

Es ging dem Columbus, wie es vielen Menschen geht, er erntete am Ende Undank. Einige suchten sogar seine Entdeckung herabzuwürdigen; denn sie kam ihnen nun, nachdem sie gemacht war, so natürlich und leicht vor, daß sie meinten, es hätte sie ein Jeder eben so gut machen gekonnt.

Mit einer so überklugen Gesellschaft saß Columbus eines Tages bei Tische, als gekochte Eier aufgetragen wurden. Columbus nahm ein Ei und fragte: „Wer von den Herrn kann wohl ein Ei auf die Spitze stellen, daß es frei stehen bleibt?" — Mehre versuchten es, aber vergeblich. Da nahm Columbus das Ei, drückte es an einer Ecke ein, und das Ei stand. „Ja!" riefen jetzt Alle, „so hätten wir es auch machen gekonnt." — „Aber meine Herrn," sagte Columbus lächelnd, „warum haben Sie es denn nicht so gemacht? Der Unterschied zwischen uns ist, daß Sie es so machen konnten, und daß ich es so gemacht habe. Heinsius.

---

37. Die Eidechsen.*)

1.

Daß viele Menschen sich vor den Schlangen fürchten, davonspringen oder sie des Lebens berauben, das ist noch wohl begreiflich, weil man sie für gefährlich hält, und im zweifelhaften Falle lieber eine ungiftige todtschlägt, als von einer giftigen sich beißen läßt.

*) Die Eidechsen gehören zu den Amphibien; die meisten von ihnen leben aber gewöhnlich auf dem Lande.

Aber warum sind viele Leute sogar den Eidechsen feind, diesen unschuldigen Thieren, die Niemanden beleidigen, Niemanden schaden, vielmehr dem Landmanne nützlich werden, indem sie von allerlei kleinen Insecten oder sogenanntem Ungeziefer sich nähren? Höchstens können sie Euch ein wenig erschrecken, wenn Ihr so in Euren stillen Gedanken dahin wandelt, und auf einmal Etwas im Laube rauscht. Aber wer ein gutes Gewissen hat, muß sich gewöhnen, nicht vor Allem zu erschrecken. Wer ein böses Gewissen hat, dem ist freilich in diesem Punkt übel rathen.

„Der Wind im Wald', das Laub am Baum' sauf't ihm Entsetzen zu."

Nun, alle Leute sind so furchtsam freilich auch nicht, und im Frühjahr, wenn man wieder ins Feld und ins Grüne geht, und überall in der mannichfaltigsten Gestalt das frohe Leben hervorwimmelt und laut wird, bleibt auch wohl ein verständiger Knabe einen Augenblick vor einer Eidechse stehen, betrachtet ihr grünes Gewand, wenn es schöner als Smaragd an der Sonne schimmert, bewundert ihre unnachahmliche Geschwindigkeit und sieht mit Vergnügen ihren unschuldigen Spielen zu. Dann geht er mit guten Gedanken seines Weges weiter, riecht an seinem Frühlingsstrauße, und kann sich nicht genug erschauen an den blühenden Bäumen und farbigen Wiesen umher.

Gott sorgt auch für diese Thiere. Sie haben nicht Wärme genug in sich, um den Winter über dem Boden auszuhalten; auch würde es ihnen an Nahrung und Gebüsch zum verborgenen Aufenthalte fehlen. Sie verkriechen sich daher, und bringen den Winter im Schlafe zu. Ohne Kalender wissen sie ihren Monat. Wenn im Frühjahr das Volk der kleinen Mücken lebendig wird, und alle Keime im Grase und alle Knospen im Laube aufgehen, ruft die tiefer dringende Frühlingssonne auch dieses Geschöpf aus seinem Schlafe und Winterquartier, und wenn es erwacht, ist schon für Alles gesorgt, was zu seines Lebens Nahrung und Nothdurft gehört. — Bekanntlich haben nicht alle diese Thiere einerlei Farbe; aber eine Art derselben muß um ihrer Nahrung willen sich am meisten aus dem dunkeln Gebüsche heraus ins Grüne wagen. Darum ist auch ihre Farbe grün. In dieser Farbe wird sie im Grase weder von den Thieren, welchen sie nachstellt, so leicht entdeckt, noch von dem Storche, der ihr selber aufs Leben geht.

2.

Es giebt auch Eidechsen im Wasser, und diese sind zum Schwimmen abgerichtet.*) Selbst auf dem Grunde der klaren Brunnenquellen findet man sie oft, und darf sich deßwegen vor dem Wasser nicht scheuen. Auch diese sind nicht giftig und theilen dem Wasser keine Unreinigkeit mit. Vielmehr loben es viele Brunnenmeister als ein gutes Zeichen. Solch ein Thierlein in seiner verschlossenen Brunnenkammer hat ein geheimliches Leben und Wesen, sieht nie die Sonne auf- oder untergehen, weiß nicht, ob's noch mehr solcher Brunnenstuben in der Welt giebt, oder ob die seinige die einzige ist, und ist doch in seinem nassen Elemente des Lebens froh und hat keine Klage und keine lange Weile.

An der großen, schwarz und gelb gefleckten, warzigen und schmuzzig feuchten Eidechse, die man den Salamander oder gelben Molch nennt, hat Niemand Freude. Noch weniger aber freuet es ihn selbst, wenn er einen Menschen erblicket; denn selten kommt er unangefochten davon. Er hält sich nur an dunkeln, feuchten und kühlen, auch moderigen Orten auf, und das Beste ist, daß man ihn dort sitzen lasse. Wer aber Lust hat, darf ihn herzhaft in die Hände nehmen; er thut Euch gewiß Nichts zu Leide. —

3.

Wer sich aber mit Recht vor den Eidechsen fürchten oder eine Heldenthat durch die Erlegung derselben vollziehen will, der muß nach Afrika und Asien oder Amerika gehen.

Der fürchterliche Krokodil ist nichts Anderes, als eine 20 bis 50 Fuß lange Eidechse. Davor muß Jedermann Respect haben. Er ist oben braun oder schwarz gefleckt, unten weißlich gelb. Durch die schuppige Rückenhaut geht kein Flintenschuß; am Bauche ist er weich. In jedem Kiefer des großen Rachens stehen 50 scharfe Zähne. Der Schwanz beträgt mehr als die Hälfte der ganzen Länge. Damit wirft er im Wasser kleine Schiffe um und tödtet einen Menschen mit einem Schlage. Er lebt im Wasser, z. B. im Nil-Fluß in Ägypten, und geht ans Land, frißt Fische und andere Thiere, Buben und Mägdlein, auch erwachsene Ägypter. Schnell wie ein Pfeil geht er in gerader Richtung auf seinen

*) Dies sind die sogenannten Wasser-Eidechsen, deren es mehre Arten giebt.

Raub, kann sich aber nur langsam umdrehen. Mit einem glücklichen Seitensprunge ist man außer Gefahr. Das Weibchen legt hundert häutige Eier, so groß wie die Gänse-Eier, und verscharrt sie in den Sand. Die Sonnenwärme brütet sie aus; die meisten werden aber, ehe es dazu kommt, von einer ägyptischen Ratte *) gefressen. Auch von Menschen werden sie aufgesucht und zerstört oder gegessen. Wohl bekomm's! —

Daß es nicht nur auf der Erde und im Wasser, sondern auch in der Luft Eidechsen gebe, nämlich solche, die da fliegen, wird Mancher nicht gern glauben. Freilich ist es Keinem zu verargen, daß er lächelnd den Kopf schüttelt, wenn ihm ein Fabelhans von Drachen spricht, die auf hohen Felsen und in alten zerstörten Bergschlössern hausen und Feuer speiend durch die Luft schießen, Brunnen vergiften und den Ritter und das Roß mit Spornen und Hufeisen Schluck und Druck verschlingen. Aber bei dem Allen bleibt doch so viel wahr, daß es in Asien und andern Welttheilen Eidechsen von einem bis anderthalb Fuß Länge giebt, die auf Bäumen leben, wie bei uns der Laubfrosch, und durch Hülfe von häutigen Auswüchsen große Sprünge in die Luft machen und von einem Baume auf den andern schießen können. **) Einige haben dabei nur zwei, andere vier Füße; sie sind unschädlich und leben, wie andere Eidechsen, von Insecten. Andere Basilisken und Drachen giebt es in Asien nicht, außer unter den Menschen, wenn einer den andern gern mit dem Blick vergiften oder durchbohren möchte, und giftige Verleumdungen und Scheltworte über ihn ausgießt, wie man denn viele dergleichen auch schon in Europa, auch am Rhein und in andern Gegenden Deutschlands, will gesehen haben.

Hebel.

---

*) Sie heißt der Ichneumon oder die Pharaons-Ratte (Pharaons-Maus), und ist so groß wie eine Katze. Sie frißt auch Mäuse und Schlangen und wird daher in den Ländern, wo man sich vor den leicht in die Häuser sich einschleichenden Schlangen fürchtet, als Hausthier gehalten.

**) Diese Eidechsen-Art heißt der Basilisk; er hat unter dem Halse Glocken, fast wie ein Hahn, und auf dem Rücken einen Kamm. Dadurch, daß er diesen aufbläs't, vermag er Sprünge zu machen. Man fabelte früher von ihm, daß er durch seinen bloßen Blick jeden Menschen tödtlich vergiften könnte, und daß es keine andere Art ihn zu tödten gäbe, als daß man ihm einen Spiegel vorhalte, und so seinen tödtlichen Blick auf ihn selbst zurückfallen mache. Deßwegen nennt man auch jetzt noch einen recht grimmigen Blick bildlich einen Basilisken-Blick.

38. Der uneigennützige Groß-Vezier.

Giafar, Groß-Vezier des Khalifen Harun*), wollte den folgenden Tag sich vermählen, und befahl seinem Haushofmeister Masul, Alles darauf vorzubereiten. Er schärfte ihm besonders ein, eine reichliche Mahlzeit für die Armen, welche er seine Freunde nannte, zuzurichten und jedem, der sich zeigte, ein reichliches Almosen zu reichen.

„Dein Knecht," erwiderte Masul lächelnd, „wird Alles mit dem besten Willen thun, wenn Du ihm nur die Mittel dazu giebst. Eben wollte ich Dir meine Rechnung ablegen, da unsere Casse ganz ausgeleert ist."

„Die ganze beträchtliche Summe?" erwiderte Giafar.

„Du hast freilich Wenig davon genossen, mein Gebieter," fuhr Masul fort; „allein lies nur selbst: diese große Summe mußte ich auf Deinen Befehl Deinen Verwandten zahlen; diese haben Deine Freunde aus der Nähe und Ferne erhalten; und diese kleine hast Du für Dich verwendet. Willst Du morgen wirklich Dich vermählen, so mußt Du Deine Braut zwischen Armuth und Tugend setzen, zwei Gäste, welche gewiß selten in dem Palaste eines Groß-Veziers erschienen sind."

„Ich verzeihe Dir Deine kühne Spötterei," versetzte Giafar, „und künftig wollen wir zusehen, daß unser Vorrath länger dauere. Auf morgen mußt Du jedoch Rath schaffen; morgen kann ich unmöglich sparen. In dem Palaste sind so viele kostbare Sachen, welche ich nicht brauche; verwandle sie in Geld!"

„Ich vollziehe unbedingt Deine Befehle," erwiderte Masul; „allein Alles, was in diesem Palaste ist, hat mir der Khalif übergeben, und ich muß mit meinem Kopfe dafür haften. Dieser Palast, sagte er zu mir, als er mir ihn übergab, gleicht einer Herberge, deren Geräthschaften man sich nur so lange bedienen darf, als man darin herbergt."

---

*) Groß-Vezier heißt bei den Mohammedanern der erste Staatsbeamte; er hat nächst dem Herrscher über Alles zu gebieten, und ist im Kriege Oberfeldherr. — Giafar oder Dschiafar, aus der Familie der Barmeciden, ist wegen seiner Weisheit und Menschenfreundlichkeit sehr berühmt. — Harun, mit dem Beinamen al Raschid (d. h. der Gerechte), ein sehr tapferer, weiser und mildthätiger Mann, lebte zu gleicher Zeit mit Karl dem Großen, dem er ja auch einmal, um ihm seine Achtung zu bezeigen, ein kostbares Geschenk schickte.

„Dieſe Worte ſind golden," antwortete Giafar, „und wenn wir wieder Gold haben, bezahle ich Dir hundert Dirhem dafür. Für jetzt — kannſt Du Nichts von meinen Gütern erheben, wenigſtens unterdeſſen darauf borgen?"

„Du haſt Deine Güter unter Deine zahlreiche Verwandtſchaft zum Gebrauche vertheilt," antwortete Maſul. „Iſt das pachtweiſe geſchehen, ſo will ich ſogleich Boten abſenden; allein zu morgen — ehe die Boten wieder zurückkommen —"

„Meine Verwandten ſollen nicht beunruhigt werden," fiel Giafar ein, „allein eben ſo wenig kann meine Hochzeit Aufſchub leiden. Geh zum Schatzmeiſter, guter Maſul, und laß Dir Etwas auf meinen künftigen Gehalt auszahlen."

„Du weißt vielleicht nicht," antwortete Maſul, „daß der Khalif ſchon vor Dir einen ſehr ſtrengen Befehl ergehen ließ, Niemanden Etwas vorauszuzahlen, damit ſich Jeder nach ſeinem Einkommen richte. Indeſſen wird der Schatzmeiſter bei Dir eine Ausnahme machen, und wenn der Khalif Deine Lage erfährt, wird er eilen, Deine leere Caſſe zu füllen, damit Deine Freunde nicht mehr ſo leer ausgehen, wie in dieſen Tagen."

„Das war ſehr weiſe vom Khalifen," verſetzte Giafar, „dieſe Verordnung zu geben, und um meinetwillen ſoll ſie nicht verletzt werden. Daß meine Freunde leer ausgehen, iſt mir hart; indeſſen müſſen ſie ſich gedulden, bis ich reicher werde. Hochzeit will ich aber doch halten; der Garten am Palaſt iſt voll Gemüſe und guter reifer Früchte; Braut und Bräutigam lieben ſie; richte damit unſre Tafel aus!"

„So mag ein Derwiſch in ſeiner verborgenen Zelle leben," erwiderte Maſul, „aber nicht ein Groß-Vezier, auf welchen ganz Aſien die Augen richtet! Lieber will ich Etwas borgen; wer darf es mir abſchlagen, wenn ich Deinen Namen nenne!"

„Eben darum ſoll es nicht geſchehen, Maſul," erwiderte Giafar. „Es bleibe bei unſern Früchten; was der Groß-Vezier ißt, kann Aſien gleich viel ſein, nicht aber, was er thut. Weiſe mir die Dürftigen ſanft ab; verſprich ihnen zweifach, ſobald ich wieder reicher bin. Es bleibt bei unſern Früchten! Die Namen der Gäſte will ich Dir ſchriftlich geben."

„Am Hofe werde ich ſie nicht zu ſuchen haben," ſagte Maſul, „da wir ſo nüchtern leben wollen. Erlaube nur, Herr, daß ich

Dir den reichen Juden Nabal anmelde; seit diesem Morgen wartet er schon in der Halle."

„Sage ihm," erwiderte Giafar, „er möchte sich wohl bedenken, ehe er vor mir erscheint; wenn das, was er mir vorzubringen hat, nicht Stand hält, so möchte es ihn gereuen." —

Nabal hatte eine reiche Karawane*) eingeführt und die Zölle des Khalifen betrogen. Nach dem Gesetze hatte Giafar diesen Morgen die ganze Ladung dem Schatze des Khalifen zugesprochen.

Der reiche Israelit trat mit einigen der Ältesten seines Volkes herein, erwähnte aber von dem Vorfalle keine Silbe, sondern dankte Giafar im Namen seines Volkes, als dessen Abgesandter, für seine großmüthigen Gesinnungen gegen dasselbe in prunkvollen Worten, stellte ein Kästchen mit Juwelen auf den Tisch, fügte hinzu, daß ein mit Gold beladenes Thier vor dem Thore des Palastes hielte, und bat, daß er das Ueberbrachte als einen Beweis der Dankbarkeit dafür annehmen möchte, daß er die Juden schütze und ihren Armen eben so großmüthig Almosen spende, wie dem Muselmanne.

Eine starke Röthe färbte Giafar's Wangen, und Masul war außer sich vor Freude über den glücklichen Zufall zu so gelegener Zeit.

„Daß ich den Armen Deines Volkes wohl will," sagte Giafar nach einigem Nachdenken, dessen er bedurft hatte, um seinen Unwillen zu unterdrücken, „will ich Dir beweisen. Die schlechte That, welche Du beabsichtigest, soll in eine gute übergehen, und deßwegen bloß untersuche ich Deine Absicht nicht genauer und strenger. Masul, rufe einen Kadi**) herein!"

Der Kadi kam.

„Freund," sagte Giafar zu ihm, „hier habe ich ein Geschäft für Dich, welches der wahre Muselmann für das angenehmste hält,

---

*) Karawane nennt man eine Gesellschaft von Reisenden in Asien und Afrika, welche vereint eine Reise machen, um in den nur schwach bewohnten, unsicheren Gegenden durch ihre Menge gegen Räuber geschützt zu sein. Sie führen Kameele mit sich, welche das Gepäck, die Waaren und die Lebensmittel tragen. Die Größe einer solchen Reisegesellschaft ist natürlich verschieden; indessen sind Karawanen, welche tausend Kameele bei sich haben, nicht selten, und es giebt selbst Karawanen von sechstausend Kameelen.

**) Kadi oder Khadi heißt bei den mohammedanischen Völkern der Richter, welcher in einer Stadt die Gesetze handhabt und die Streitigkeiten der Einwohner unter einander schlichtet.

und wofür Du mir danken wirst. Dieser Jude, welchen Du kennen wirst, bringt mir dieses Kästchen mit Juwelen und, wie er sagt, ein Thier mit Gold beladen, welches vor der Thüre steht. Dies bringt er mir, wie er sagt, im Namen seiner Brüder, weil ich kein Feind seines Volkes sei. Nun sind die Menschen seines Volkes mir Menschen, die des Schutzes mehr bedürfen, als der Muselmann, welchen das Schicksal zu ihrem Herrn gemacht hat. Nimm also den Betrag dieses Schatzes und das Gold, womit das Thier beladen ist, und theile Alles in drei gleiche Theile. Mit dem einen begieb Dich in die Synagoge der Juden; laß ihre Vorsteher rufen und diese die Armen ihres Volkes versammeln, und vertheile die Summe im Namen Nabal's unter sie. Den zweiten Theil laß unter die Dürftigen unsres Volkes in Nabal's Namen vertheilen; vielleicht daß diese Gabe sie milder gegen Jene denken lehrt; und den dritten gieb den armen Christen, und zwar in Deinem Namen, damit auch Du Gewinn und Dank einernteſt."

Der Kadi entfernte sich, den Befehl zu vollstrecken. Der Jude folgte ihm beschämt und traurig nach, und Masul konnte es kaum vor Ungeduld und Unwillen erwarten, bis sie fort waren.

„Wir haben keinen Dirhem mehr," sagte er; „morgen soll Hochzeit sein, und Du wirfst hier einen Schatz weg, der uns auf einmal in Ueberfluß versetzen könnte!"

„Sei nicht böse, Masul," erwiderte Giafar vergnügt; „nun wird mir erst die Mahlzeit bei der Hochzeit schmecken; ich speise nun morgen mit Tausenden, und der Gedanke ihrer unerwarteten Freude, die Stillung ihrer Noth macht mich reicher und glücklicher als alle Schätze Indien's. Siehe, so reich sind wir durch Zufall plötzlich geworden."

„Reich? Wie?" fragte Masul.

„Freilich reich," fiel Giafar ein. „Du weißt nicht, wie reich, frei und glücklich das Geben macht und wie traurig, abhängig und klein das Nehmen. Darum empfahl der Prophet seinen Schülern dieses Mittel zur Freude so oft und nachdrücklich.

Aus den Palmblättern.

39. Unglück der Stadt Leiden.

Diese Stadt heißt schon seit undenklichen Zeiten Leiden, und hat noch nie gewußt, warum, bis am 12. Jenner des Jahres 1807. Sie liegt am Rhein in dem Königreiche der Niederlande, und hatte an diesem Tage elftausend Häuser, welche von 40,000 Menschen bewohnt waren, und war nach Amsterdam wohl die größte Stadt im ganzen Königreiche. Man stand an diesem Morgen noch auf, wie alle Tage; der Eine betete sein: „Das walt' Gott," der Andere ließ es sein, und Niemand dachte daran, wie es am Abend aussehen würde, obgleich ein Schiff mit siebzig Fässern voll Pulver in der Stadt war. Man aß zu Mittage und ließ sich's schmecken, wie alle Tage, obgleich das Schiff noch immer da war. Aber als Nachmittags der Zeiger auf dem großen Thurm auf halb fünf stand, — fleißige Leute saßen daheim und arbeiteten, fromme Mütter wiegten ihre Kleinen, Kaufleute gingen ihren Geschäften nach, Kinder waren beisammen in der Abend-Schule, müßige Leute hatten lange Weile und saßen im Wirthshause beim Kartenspiel und Weinkruge, ein Bekümmerter sorgte für den andern Morgen, was er essen, was er trinken, womit er sich kleiden werde, und ein Dieb steckte vielleicht gerade einen falschen Schlüssel in eine fremde Thür, — da geschah plötzlich ein Knall. Das Schiff mit seinen 70 Fässern Pulver bekam Feuer, sprang in die Luft, und in einem Augenblick (Ihr könnt's nicht so geschwind lesen, als es geschah), in einem Augenblick waren ganze lange Gassen voll Häuser mit Allem, was darin wohnte und lebte, zerschmettert und in einen Steinhaufen zusammengestürzt oder entsetzlich beschädigt. Viele hundert Menschen wurden lebendig und todt unter diesen Trümmern begraben oder schwer verwundet. Drei Schulhäuser gingen mit allen Kindern, die darin waren, zu Grunde; Menschen und Thiere, welche in der Nähe des Unglücks auf der Straße waren, wurden von der Gewalt des Pulvers in die Luft geschleudert, und kamen in einem kläglichen Zustande wieder auf die Erde. Zum Unglück brach auch noch eine Feuersbrunst aus, die bald an allen Orten wüthete, und konnte fast nicht mehr gelöscht werden, weil viele Vorrathshäuser voll Öl und Thran mitergriffen wurden. Achthundert der schönsten Häuser stürzten ein oder mußten niedergerissen werden.

Da sah man auch, wie es am Abend leicht anders werden kann, als es am frühen Morgen war, nicht nur mit einem schwachen Menschen, sondern auch mit einer großen und volkreichen Stadt. Der König von Holland setzte sogleich ein namhaftes Geschenk auf jeden Menschen, der noch lebendig gerettet werden könnte. Auch die Todten, die man aus dem Schutte hervorgrub, wurden auf das Rathhaus gebracht, damit sie von den Ihrigen zu einem ehrlichen Begräbnisse könnten abgeholt werden. Viele Hülfe wurde geleistet. Obgleich Krieg zwischen England und Holland war, so kamen doch von London ganze Schiffe voll Hülfsmittel und große Geldsummen für die Unglücklichen; und das ist schön — denn der Krieg soll nie ins Herz der Menschen kommen. Es ist schlimm genug, wenn er außen vor allen Thoren und vor allen Seehäfen donnert.

Hebel.

---

40. Die Spinnen.

1.

Die Spinne *) ist ein verachtetes Thier, viele Menschen fürchten sich sogar vor ihr, und doch ist sie auch ein merkwürdiges Geschöpf und hat in der Welt ihren Nutzen. Zum Beispiel die Spinne hat nicht zwei Augen, sondern *acht*. Mancher wird dabei denken, da sei es keine Kunst, daß sie die Fliegen und Mücken, die an ihren Fäden hängen bleiben, so geschwind erblickt und zu erhaschen weiß. Allein das macht's nicht aus; denn eine Fliege hat nach den Untersuchungen der Naturkundigen *viele hundert* Augen, und nimmt doch das Netz nicht in Acht und ihre Feindinn, die groß genug darin sitzt. Was folgt daraus? Es gehören nicht nur Augen, sondern auch Verstand und Geschick dazu, wenn man glücklich durch die Welt kommen und in keine verborgenen Fallstricke gerathen will. — Wie fein ist ein Faden, den eine Spinne in der größten Geschwindigkeit von einer Wand bis an die andere zu ziehen weiß! Und doch versichern abermals die Naturkundigen, daß

*) Die *Spinne* gehört zu den Insecten, d. h. zu den Thieren, welche einen gegliederten Körper, statt des Blutes einen kalten weißlichen Saft und meistentheils Fühlhörner haben.

ein solcher Faden, den man kaum mit den Augen sieht, wohl sechstausendmal zusammengesetzt sein könne. Das bringen sie so heraus: Die Spinne hat an ihrem Körper nicht nur eine, sondern sechs Drüsen, aus welchen zu gleicher Zeit Fäden hervorgehen. Aber jede von diesen Drüsen hat wohl tausend feine Öffnungen, von welchen keine umsonst da sein wird. Wenn also jedesmal aus allen diesen Öffnungen ein solcher Faden herausgeht, so ist an der Zahl sechstausend Nichts auszusetzen, und dann kann man wohl begreifen, daß ein solcher Faden, obgleich so fein, doch auch so fest sein könne, daß das Thier mit der größten Sicherheit daran auf- und absteigen und sich in Sturm und Wetter darauf verlassen kann. Muß man nicht über die Kunst und Geschicklichkeit dieser Geschöpfe erstaunen, wenn man ihnen an ihrer stillen und unverdrossenen Arbeit zuschaut, und an den großen und weisen Schöpfer denken, der für Alles sorgt, und solche Wunder in einem so kleinen und unscheinbaren Körper zu verbergen weiß?

2.

Das mag Alles gut sein, denkt wohl Mancher, wenn sie nur nicht giftig wären, und läuft davon oder zertritt sie, wo er sie findet. Aber wer sagt denn, daß unsere Spinnen giftig seien? Noch kein Mensch ist in unsern Gegenden von einer Spinne vergiftet worden. Giebt es nicht hier und da Leute, die sie auf's Brod streichen und verschlucken? Wohl bekomm's, wem es schmeckt! Auch sonst thun diese Thierlein, die nur für die Erhaltung ihres eigenen Lebens besorgt sind, keinem Menschen Etwas zu Leide. Im Gegentheil leisten sie in der Natur einen großen Nutzen, den man aber, wie es oft geschieht, nicht hoch anschlägt, weil jede Einzelne wenig dazu beizutragen scheint. Es ist das Geringste, daß sie hier und da einer Stuben-Fliege den Garaus machen. Für diese wäre noch anderer Rath. Aber sie verzehren auch jährlich und täglich eine große Anzahl anderer sehr kleinen Mücklein, die uns durch ihre Menge erstaunend beschwerlich und schädlich werden, und gegen welche man sich nicht erwehren könnte, wenn sie überhand nähmen. Sind nicht manchmal ganze Acker-Furchen mit Spinnengeweben überzogen und glänzen im Morgenthau? Da geht manches Mücklein zu Grunde, das die aufkeimende Saat vielleicht angegriffen und verletzt hätte.

Ein Gefangener machte einſt in ſeinem einſamen Kerker eine Spinne ſo zahm, daß ſie ſeine Stimme kannte und allemal kam, wenn er ſie lockte und Etwas für ſie hatte. Sie verkürzte ihm an einem Orte, wo kein Freund zu ihm kommen konnte, manche traurige Stunde. Aber als der Kerkermeiſter es bemerkte, brachte er ſie ums Leben.

Was iſt verabſcheuungswürdiger? Ein ſolches Thier, das doch noch einem Unglücklichen einiges Vergnügen machen kann, oder ein ſolcher Menſch, der dem Unglücklichen auch dieſes Vergnügen mißgönnt und zerſtört?

Ein anderer Gefangener, der ſonſt Nichts zu thun wußte, gab lange Zeit auf die Spinnen Acht und merkte, daß ſie auch Wetter-Propheten ſind. Bald ließen ſie ſich ſehen und arbeiteten, bald nicht; einmal ſpannen ſie träge, ein andermal hurtig, lange Fäden oder kurze, einmal näher zuſammen, ein andermal weiter aus einander, ſo oder ſo; und endlich konnte er daran erkennen, was für Wetter kommt, Sturm, Regen oder Sonnenſchein, anhaltend oder veränderlich.

Alſo auch dazu ſind ſie gut; und wenn ſich Jemand verwundet hat und findet geſchwind ein Spinnengewebe, das er auf die blutende Wunde legen kann, ſo iſt er doch froh darüber. Wenn es rein iſt, ſo kann es Blut und Schmerzen ſtillen; wenn es aber voll Staub iſt, ſo ſchmerzt es noch mehr, weil der unreine Staub in die Wunde kommt.

3.

Daß es mancherlei Thiere dieſer Gattung gebe, ſieht man ſchon an der Verſchiedenheit ihres Gewebes in der freien Luft, an Fenſterſcheiben, in den Winkeln, auf den Feldern, da und dort. Manche ſpinnen gar nicht, ſondern ſpringen nach ihrer Beute. Im Frühjahr und noch viel mehr im trockenen, warmen Nach-Sommer ſieht man oft gar viele weiße Fäden in der Luft umher fliegen; alle Bäume hängen manchmal voll, und die Hüte der Wanderer auf der Straße werden davon überzogen. Man konnte lange nicht errathen, woher dieſe Fäden und Flocken kommen, und machte ſich allerlei wunderliche Vorſtellungen davon. Jetzt weiß man gewiß, daß es lauter Geſpinnſt iſt von unzählig vielen ſchwarzen Spinnen, welche deßwegen die Spinnen des fliegenden Sommers genannt

werden. Da ſieht man wieder, wie viel auch durch kleine Kräfte kann ausgerichtet werden, wenn nur Viele das Nämliche thun. —

Aber eine gefürchtete Spinne lebt in dem unterſten heißen Italien. Sie iſt unter dem Namen Tarantel bekannt und beinahe einen Zoll lang. Dieſe ſoll wohl die Menſchen beißen und durch den giftigen Biß krank und ſchwermüthig machen. Ein Mittel dagegen ſoll ein gewiſſer Tanz ſein, die Tarantala genannt. Wenn die Kranken die Muſik dazu hören, ſo fangen ſie an zu tanzen, bis ſie vor Müdigkeit umfallen, und ſind alsdann geneſen. Es ließe ſich wohl begreifen, daß durch die heftige Bewegung das Gift aus dem Körper herausgetrieben werde; allein es iſt doch, wie man für gewiß weiß, viel Einbildung und Übertreibung dabei.

Ein anderes merkwürdiges Thier dieſer Art lebt in einer Gegend von Amerika und heißt Buſchſpinne. Dieſe nimmt nicht mit Stuben-Fliegen und Mücklein fürlieb. Nein, einer gewiſſen Art von Vögeln geht ſie nach, greift ſie an und zwingt ſie, tödtet ſie und ſaugt ihnen das Blut und die Eier aus. *)

Worüber ſoll man ſich am meiſten verwundern, über die große Spinne oder über die kleinen Vögel? Hebel.

---

41. Der Rangſtreit der Thiere.

1.

Es entſtand ein hitziger Rangſtreit unter den Thieren. „Ihn zu ſchlichten," ſprach das Pferd, „laſſet uns den Menſchen zu Rathe ziehen; er iſt keiner von den ſtreitenden Theilen und kann deſto unparteiiſcher ſein." — Aber hat er auch den Verſtand dazu?" ließ ſich ein Maulwurf hören; „er braucht wirklich den allerfeinſten, unſere oft tief verſteckten Vollkommenheiten zu entdecken." — „Ja wohl!" rief auch der Igel; „ich glaube es nimmermehr, daß der

*) Dieſe Spinne iſt anderthalb Zoll lang. Die Vögel, welchen ſie nachſtellt, ſind die bekannten Kolibri's, die kleinſten aller Vögel; dieſe ſucht ſie aber nicht bloß in ihren Neſtern auf, ſondern ihr Gewebe iſt auch ſo ſtark, daß die Kolibri's, wie die Mücken in den Geweben unſerer Spinnen, ſich leicht darin verſtricken, und dann nicht wieder herauskommen können.

Mensch Scharfsinnigkeit genug besitzt.“ — „Schweiget Ihr!“ befahl das Pferd; „wir wissen es schon: wer sich auf die Güte seiner Sache am wenigsten zu verlassen hat, ist immer am fertigsten, die Einsicht seines Richters in Zweifel zu ziehn.“

2.

Der Mensch ward Richter. — „Noch ein Wort,“ rief ihm der majestätische Löwe zu, „bevor Du den Ausspruch thust! Nach welcher Regel, Mensch, willst Du unseren Werth bestimmen?“ — „Nach welcher Regel? Nach dem Grade ohne Zweifel,“ antwortete der Mensch, „in welchem Ihr mir mehr oder weniger nützlich seid.“ — „Vortrefflich,“ versetzte der beleidigte Löwe. „Wie weit würde ich alsdann unter den Esel zu stehen kommen! Du kannst unser Richter nicht sein, Mensch! Verlaß die Versammlung!“

3.

Der Mensch entfernte sich. — „Nun,“ sprach der höhnische Maulwurf — und ihm stimmten der Hamster und der Igel wieder bei — „siehst Du, Pferd? Der Löwe meint es auch, daß der Mensch unser Richter nicht sein kann. Der Löwe denkt, wie wir!“ — „Aber aus besseren Gründen, als Ihr!“ sagte der Löwe, und warf ihnen einen verächtlichen Blick zu.

4.

Der Löwe fuhr weiter fort: „Der Rangstreit, wenn ich es recht überlege, ist ein nichtswürdiger Streit. Haltet mich für den Vornehmsten oder für den Geringsten; es gilt mir gleich viel. Genug, ich kenne mich!“ Und so ging er aus der Versammlung. Ihm folgte der weise Elephant, der kühne Tiger, der ernsthafte Bär, der kluge Fuchs, das edle Pferd; kurz Alle, die ihren Werth fühlten oder zu fühlen glaubten. Die sich am letzten wegbegaben und über die zerrissene Versammlung am meisten murrten, waren — der Affe und der Esel.

Lessing.

---

42. Die Schlacht bei Thermopylä.

Fünfhundert Jahr zuvor, ehe Christus geboren ward, geriethen die Perser, welche den größten Theil von Asien beherrschten, und die Hellenen, die in Europa gar kein großes Stück Land inne hatten,

in einen denkwürdigen Krieg mit einander, den die Hellenen mit solchem Ruhme führten, daß nicht leicht ein andermal so viele große Thaten gethan wurden, als damals von den Hellenen. Wie nun dieser Krieg entstanden ist, und wie tapfer die Hellenen am Anfange desselben bei Thermopylä gegen die Perser gefochten haben, das soll hier erzählt werden. —

Die Jonier, welche am Ende von Asien längs dem Meere wohnten, und früher frei gewesen, aber nachher von den Persern unterjocht worden waren, wollten die fremde Herrschaft nicht länger dulden und sagten dem Perserkönige den Gehorsam auf. Sie waren aber Stamm-Verwandte der Hellenen in Europa, und diese schickten ihnen daher Hülfe, damit sie sich besser wehren könnten gegen den König der Perser, und machten demselben die Sache sehr schwer, so daß sie ihm viele Leute tödteten und selbst seine Residenzstadt verbrannten. Aber dessen ungeachtet vermochten die Joner nicht Stand zu halten gegen des Königes Übermacht, und wurden besiegt und mußten wieder persische Unterthanen werden.

Der König aber war sehr erzürnt über sie und bestrafte sie hart und grausam. Den Hellenen aber zürnte er noch mehr und konnte es ihnen gar nicht verzeihen, daß sie ihren Brüdern so nachdrücklich beigestanden hatten, und darum beschloß er, sich also an ihnen zu rächen, daß er ein Heer in ihr Land sendete und auch sie unterjochte. Demnach rüstete er ein großes Heer aus und ließ es mit zwei Anführern gegen die Hellenen zu Felde ziehen. Diese rückten nun zwar in der Hellenen Land ein und eroberten auch einen Theil; als sie aber an die Stadt Athenä kamen, so fürchteten sich die Athener nicht vor ihnen, obgleich ihrer hunderttausend waren, sondern sie stellten sich, nur zehntausend Mann stark, ihnen keck und muthig entgegen. Da spotteten denn wohl die Perser ihres kleinen Häufleins; aber sie ließen sich das nicht anfechten, entbrannten nur noch mehr in Zorn gegen die Perser und fochten so tapfer, daß diese ihnen nicht widerstehen konnten und eiligst nach Asien zurückflohen.

Da war nun wohl viel Freude und Frohlocken im ganzen Lande der Hellenen, und Alles rühmte und pries die Athener wegen ihrer Tapferkeit; aber die Perser gedachten ihnen ihre Freude schon zu verkümmern, und rüsteten, um die ihnen angethane Schmach zu tilgen und Rache zu nehmen an den Athenern, aus allen Völkern,

welche ihnen untergeben waren, ein so großes Heer, daß sie zehn Jahre nachher mit 3 Millionen Soldaten zu Land und mit zwölfhundert und sieben Schiffen gegen die Hellenen anrückten; und ihr König selbst, Xerres mit Namen, zog jetzt mit an der Spitze des Heeres. Als dies die Hellenen hörten, dachten sie zwar, daß dieser Feldzug hauptsächlich gegen die Athener ginge; aber das sahen sie doch auch sogleich ein, daß es damit auch auf das übrige Hellenenvolk abgesehen sei. Deß fürchteten sich nun Einige von ihnen und unterwarfen sich von freien Stücken dem Könige der Perser; die Andern aber hielten fest an ihrem Vaterlande und verließen sich auf der Götter Beistand und auf ihren Muth.

Diese nun kamen zusammen in einer großen Versammlung und beriethen sich mit einander, wie sie sich am besten vertheidigen könnten. Es liegt aber da, wo der Hellenen Land seinen Anfang nimmt, ein langes und steiles Gebirge, und ist für den, der mit einem Heere in dasselbe einbrechen will, kein anderer Weg über dieses Gebirge, als durch eine einzige Schlucht, die man die Thermopylen nennt. Diese Schlucht nun, beschlossen die Hellenen in ihrer Versammlung, sollten Etliche von ihnen besetzen, damit der Feind durch dieselbe nicht einbreche in das Land; die Andern aber sollten zu Schiffe steigen und der Flotte der Perser entgegenrücken, ehe sie an Hellas anlande. Solches beschlossen die Hellenen und versprachen einander, muthig auszuhalten, Jeder an seinem Theil, und sagten, daß ihnen nicht bange wäre vor des Königs Übermacht; denn nicht ein Gott griffe Hellas an, sondern ein Mensch; es gäbe aber keinen Sterblichen und würde auch keinen geben, dem niemals in seinem Leben ein Unglück widerfahren, und zwar dem größten das größte; es müßte also auch dem angreifenden Feinde, weil er sterblich wäre, sein Vorhaben zu Schanden werden.

Derer nun, die nach Thermopylä rückten, waren um fünftausend Mann, nämlich diese: dreihundert Schwergerüstete aus Sparta oder Lakedämon, tausend aus Tegea und Mantinea, von jeder Stadt die Hälfte, aus Orchomenos in Arkadien hundert und zwanzig und aus dem übrigen Arkadien tausend; ferner von Korinthos vierhundert, von Phlius zweihundert und von Mykene achtzig. Diese Alle waren aus dem Theile von Hellas, den man den Peloponnes nennt; von den andern Hellenen aber waren dabei: siebenhundert aus Thespiä und 400 aus Thebä, und dann noch die opuntischen Lokrer mit

aller ihrer Macht und tausend Mann Phoker. Der Oberste des gesammten Heerhaufens war Leonidas, König von Sparta. Unter diesen Kriegern aber waren die dreihundert Sparter die tapfersten; denn diese hatte sich Leonidas, als er von Hause wegzog, besonders ausgewählt, lauter Männer von gesetztem Alter und die schon Kinder hatten. Die Thebäer aber waren die schlechtesten; denn dieselbigen waren nicht mit willigem Herzen mitgezogen, sondern Leonidas hatte sie dazugenommen, weil man sie sehr im Verdachte hatte, daß sie persisch gesinnt wären; er hatte sie also zum Kriege aufgeboten, um zu sehen, ob sie Beistand schickten, oder ganz offenbar von dem hellenischen Bunde sich lossagen würden. Aber sie hatten geschickt, obgleich sie ganz anders gesinnt waren. Dies war die gesammte Schaar derer, die sich bei Thermopylä aufstellten; es waren ihrer aber nicht mehr, weil gerade ein Fest vor der Thür war. Dieses wollten die Hellenen erst feiern und dann mit größerer Macht in das Feld ziehen; denn sie glaubten gar nicht, daß der Kampf in Thermopylä so schnell würde entschieden werden; darum schickten sie diese nur unterdessen voran.

Sie nun setzten sich bei Thermopylä fest, und ihnen gegenüber bei der Stadt Trachis hatte der Perserkönig sein Lager. Der aber schickte alsbald einen Späher zu Pferde ab, um zu sehen, wie stark sie wären, und was sie vornähmen; denn er hatte gleich anfangs gehört, daß sich hier ein kleines Heer versammelt hätte, und daß Leonidas von Sparta der Anführer wäre. Da nun der Reiter an das Lager heranritt, überschaute und sah er zwar nicht das ganze Lager — denn die jenseit der Mauer standen, welche sie aufgerichtet hatten und bewachten, konnte er nicht übersehen, — sondern er bemerkte nur die, welche außerhalb vor dem Eingange lagerten. Es hatten aber gerade zu derselbigen Zeit die Lakedämonier draußen die Wache, und er sah, wie einige Männer turnten, andere aber ihr Haar kämmten. Als er das erblickte, verwunderte er sich und merkte sich ihre Zahl; und als er sich Alles genau gemerkt, ritt er ganz ruhig wieder zurück — denn Keiner verfolgte ihn, und sie bekümmerten sich gar nicht um ihn — und als er zurückkam, sagte er dem Xerres Alles, was er gesehen.

Als Xerres das hörte, begriff er nicht, daß sie sich eigentlich bereiteten zum Tode oder zum Siege nach allen Kräften, sondern ihr Thun kam ihm lächerlich vor. Darum ließ er zu sich rufen

den Demeratos, welcher früher König von Sparta gewesen und nachher, aus seinem Vaterland vertrieben, zu den Persern gegangen war; wie der nun kam, so fragte ihn Xerres nach Allem; denn er wollte gern wissen, was die Lakedämonier thäten. Der aber sprach: „Schon zuvor, als wir aufbrachen nach Hellas, hab' ich mit Dir, o König, über diese Männer geredet, und Du hast mich ausgelacht, als ich Dir sagte, wie diese Sache nach meiner Einsicht kommen würde; denn es ist für mich ein gefährliches Amt, Herr, die Wahrheit zu reden vor Dir; jedoch vernimm sie auch jetzt. Diese Männer sind gekommen, um uns den Paß streitig zu machen, und dazu bereiten sie sich; denn das ist Sitte bei ihnen: wenn sie ihr Leben aufs Spiel setzen wollen, dann schmücken sie ihr Haupt. Wisse aber wenn Du diese und was in Sparta geblieben bezwingest, so ist kein Volk auf der Erde mehr, das es wagt, wider Dich, o König, den Arm aufzuheben; denn jetzt hast Du es mit den tapfersten Männern zu thun." Das däuchte aber dem Xerres ganz unglaublich, und er fragte zum andern, auf welche Art ein so kleiner Haufe sein Heer sollte bekämpfen können. Jener aber sprach: „Herr, Du sollst mich für einen Lügner ansehen, wenn es nicht so kommt, wie ich sage."

Xerres aber glaubte ihm dennoch nicht. Er ließ nun 4 Tage vorbeigehen — denn er hoffte immer, sie würden davonlaufen —; am fünften aber, als sie sich nicht zurückzogen, sondern er deutlich einsah, sie wären unverschämt und unklug genug, stehen zu bleiben, schickte er von Wuth entbrannt aus seinem Heere die Meder und Kissier gegen sie ab, und befahl ihnen, sie lebendig zu fahen und vor sein Angesicht zu führen. Ehe nun diese heranrückten, soll, als im Lagen der Hellenen ein Mann aus Trachis aussagte, daß, wenn die Feinde ihr Geschoß abschössen, die Sonne würde verdunkelt werden durch die Menge der Pfeile, so groß wär' ihre Menge, da soll einer der Lakedämonier, unerschrocken und unbekümmert um die große Zahl der Feinde, ausgerufen haben, das wäre ja recht schön für sie, was der Trachinier berichte; wenn die Perser die Sonne verdunkelten, so würde man mit ihnen im Schatten fechten und nicht in der Sonne. So wenig fürchteten sich die Hellenen vor der Ueberzahl der Perser.

Als nun die Meder andrangen und ihren Angriff machten auf die Hellenen, fielen eine Menge von Jenen, die Andern aber rück

ten näher und konnten sie nicht zum Weichen bringen, obwohl ihr Verlust beträchtlich war. Da ward denn aller Welt und vornehmlich dem Könige offenbar, daß es wohl viel Menschen wären, aber wenig Männer. Das Treffen aber dauerte den ganzen Tag. Nachdem aber die Meder hart zugerichtet waren, wichen sie zurück, und an ihre Stelle rückten die von den Persern vor, welche, zehntausend an der Zahl, auserlesen waren von allen Persern, und die der König die Unsterblichen nannte; denn wenn einer an der Zahl fehlte, entweder durch den Tod oder durch Krankheit, so wurde sogleich ein anderer genommen, und es waren niemals weder mehr noch weniger als zehntausend Mann; sie aber hatten am meisten Glanz vor Allen und waren auch die Tapfersten im ganzen Heere der Perser. Diese nun ließ der König jetzt vorrücken, als würden sie eher mit den Hellenen fertig werden. Als aber auch sie mit ihnen handgemein wurden, richteten sie nicht mehr aus als das medische Heer, sondern es ging ihnen eben so, weil sie in dem engen Passe stritten und kürzere Speere hatten, als die Hellenen, und von ihrer Uebermacht nicht Gebrauch machen konnten. Die Lakedämonier aber fochten wacker und brav und zeigten, daß sie den Krieg verstanden, der Feind aber nicht, besonders dadurch: sie wandten ihnen zuweilen den Rücken und flohen dann Alle auf einmal; die Feinde aber, die sie fliehen sahen, jagten ihnen nach mit Lärm und Geschrei; sie aber wandten sich, wenn Jene nahe an sie gekommen, den Feinden entgegen, und auf diese Art erlegten sie eine unzählige Menge von Persern; es fielen aber auch von den Spartern einige wenige. Als nun die Perser den Paß nicht erstürmen konnten, obwohl sie in einzelnen Schaaren und mit der ganzen Macht angriffen, zogen sie sich zurück. Während dieses Handgemenges soll Xerxes, der da zusah, dreimal von seinem Stuhle aufgesprungen sein, aus Besorgniß für sein Heer.

Damals nun kämpften sie also; am folgenden Tage aber fochten die Feinde nicht glücklicher. Nämlich sie griffen an in der Hoffnung, weil der Hellenen nur so wenig wären, so würden sie Alle verwundet und nicht mehr im Stande sein, einen Arm zu rühren. Aber die Hellenen standen in ihren Gliedern nach den Völkerschaften und fochten, Jeder an seinem Theil, ohne die Phoker; die standen auf dem Berge, einen heimlichen Fußpfad zu bewachen, auf welchem

man den Paß umgehen und nach Hellas gelangen konnte. Da es nun die Perſer um Nichts anders fanden, als den vorigen Tag, ſo zogen ſie ſich zurück.

Als aber Xerres nicht wußte, was er dabei thun ſollte, trat vor ihn Ephialtes, ein Hellene von Geburt, in der Meinung, eine große Belohnung von dem Könige zu erhalten, und verrieth ihm jenen Fußpfad und verderbte alſo die Hellenen, welche bei Thermopylä ſtanden. In der Folge entwich er aus Furcht vor der Strafe aus ſeiner Heimath; aber es wurde ein Preis auf ſeinen Kopf geſetzt, und als er wieder heimkam, erſchlug ihn ein Mann aus Trachis und erhielt von den Lakedämoniern den Preis. Dieſer nun kam zu Xerres und bot ihm an, er wolle ſein Heer auf jenem Wege hinüberführen. Dem Könige aber gefiel, was Ephialtes auszurichten verhieß, und er ward alsbald ſehr erfreut, und ſchickte mit ihm den Oberſten Hydarnes und die Schaar der Unſterblichen ab. Dieſe brachen um die Zeit, da man die Leuchten anzündet, aus dem Lager auf und zogen auf dem Fußpfade einher die ganze Nacht durch, und als die Morgenröthe hervorkam, waren ſie auf der Höhe des Berges. Hier ſtanden eben, wie ſchon zuvor geſagt iſt, tauſend Mann ſchwergerüſtete Phoker, um den Fußpfad zu bewachen; denn der Paß unten war vertheidigt von den Leuten, die wir ſchon kennen. Es merkten aber die Phoker, daß jene heraufſtiegen, auf dieſe Art: die Perſer nämlich waren unbemerkt bis oben auf den Berg gekommen, weil Alles dicht voll Eichen ſtand. Es war aber ganz ſtilles Wetter, und als ein großes Geräuſch entſtand, wie natürlich, weil das Laub unter ihren Füßen rauſchte, ſprangen die Phoker auf und legten ihre Rüſtung an; und alsbald erſchienen auch die Feinde, und da ſie dort Männer ſahen, die ihre Rüſtung anlegten, verwunderten ſie ſich; denn ſie hatten gehofft, es würde ihnen ſich Nichts entgegenſtellen, und nun ſtießen ſie auf einen Heerhaufen. Da fürchtete Hydarnes, die Phoker möchten Lakedämonier ſein, und fragte den Ephialtes, was für Leute das wären; und als er es erfuhr nach der Wahrheit, ſtellte er die Perſer in Schlachtordnung; und als die Phoker von einem dichten Pfeilregen getroffen wurden, entflohen ſie auf den Gipfel des Berges; denn ſie glaubten, die wären eigentlich ihretwegen gekommen, und bereiteten ſich zum Tode. Alſo dachten ſie; die Perſer aber mit dem Ephialtes und Hydarnes kümmerten ſich um die Phoker gar nicht, ſondern gingen eilends den Berg hinab.

Dem Leonidas aber sagten Überläufer und die Späher, die er auf den Höhen aufgestellt hatte, an, daß die Perser über den Berg gingen; und wie er das erfuhr, berief er eine Versammlung und hieß die Andern nach Hause zurückziehn; er aber mit seinen Lakedämoniern wolle bleiben und in den Tod ziehen. — Die entlassenen Bundesgenossen also zogen ab und gehorchten dem Leonidas; die Thespier und Thebäer aber blieben allein da bei den Lakedämoniern: die Thebäer blieben wider ihren Willen und ungern — denn Leonidas hielt sie fest und betrachtete sie als Geißeln, — die Thespier aber mit freudigem Herzen und sagten, sie wollten den Leonidas und seine Leute nicht verlassen und nach Hause gehen, sondern sie blieben da und starben mit ihnen.

Xerxes aber rückte einige Stunden nach Sonnenaufgang aus seinem Lager gegen die Thermopylen heran; denn so hatte er es mit Ephialtes verabredet. Und die Hellenen unter Leonidas, weil sie nun in den Tod hinauszogen, gingen jetzt viel weiter vor in die Breite der Schlucht als am Anfange. Die vorigen Tage waren sie in die Enge hervorgekommen zum Streite; nun aber trafen sie sich jenseit der Engen, und da fiel eine Menge der Feinde; denn hinter ihren Gliedern standen die Hauptleute mit Geißeln, die hieben darauf los und trieben sie immer vorwärts. Viele von ihnen nun stürzten ins Meer und ertranken, weit mehr aber wurden lebendig zertreten; es mochte sterben, was starb. Denn weil die Hellenen wußten, ihr Tod wäre ihnen gewiß durch die, welche den Berg umgangen, so setzte ein Jeglicher alle seine Kraft daran wider die Feinde, und schonte weder sein noch des Feindes.

Nun waren aber damals schon den Meisten ihre Lanzen zerbrochen; da gingen sie den Persern mit dem Schwerte zu Leibe. Und Leonidas fiel in diesem Getümmel, nachdem er heldenmäßig gekämpft, und viele Sparter. Aber auch von den Persern fiel eine große Zahl, und darunter zwei Brüder des Königes selbst. Und über dem Leichnam des Leonidas entstand ein großes Gedränge der Perser und Lakedämonier, bis daß die Hellenen ihn durch Tapferkeit fortbrachten und den Feind viermal in die Flucht jagten. Das dauerte so lange, bis die mit Ephialtes dazu kamen. Als aber die Hellenen diese ankommen sahen, da gewann der Streit eine andere Gestalt; denn sie wichen zurück in die Enge des Weges und gingen wieder hinter die Schutzmauer und kamen und setzten sich auf dem

Hügel fest Alle zusammen auf einen Haufen, ohne die Thebäer. Hier wehrten sie sich mit den Schwertern, die noch Schwerter hatten, und mit Hand und Mund; aber die Feinde begruben sie unter ihren Schlägen; denn ein Theil jagte ihnen nach und riß die Schutzmauer nieder, die Andern aber umringten sie von allen Seiten; und da fielen sie denn Alle bis auf den letzten Mann.

Sie wurden später an der Stelle begraben, auf welcher sie gefallen waren, und für sie und die da gestorben, ehe Leonidas die Andern entlassen, ward dort eine Inschrift errichtet, die da lautete also:

Mit dreihundertmal Zehntausenden kämpften einstmals
Hier viertausend Mann Peloponnesier-Volk.

Diese Inschrift ging auf Alle, folgende aber auf die Sparter besonders:

Fremdling, melde dem Volk' Lakedämon's, daß wir allhier ruhn,
Weil in Gehorsam wir seine Gebote befolgt!

Zwei aber von den Dreihundert, Eurytos und Aristodemos, waren vor dem Kampfe von Leonidas aus dem Lager fortgeschickt worden und lagen in einer benachbarten Stadt an einer sehr schlimmen Augenkrankheit darnieder. Als diese erfuhren, daß die Perser über den Berg gegangen wären, legte Eurytos schnell seine Rüstung an und befahl seinem Knechte, ihn zu den Kämpfenden zu führen, und als ihn dieser dahin geführt, lief der Führer davon, er selbst aber fiel in den Haufen und ward erschlagen. Aristodemos aber hatte sein Leben zu lieb und rettete sich durch die Flucht; als er jedoch nach Lakedämon zurückkam, fiel er in Schimpf und Unehrlichkeit, und Keiner sprach mit ihm, und man nannte ihn nur den Flüchtling Aristodemos. In der nächsten Schlacht aber tilgte er durch tapferen Kampf alle seine Schuld wieder aus. — Man erzählt auch, daß noch einer von den Dreihundert, welcher als Bote aus dem Lager war fortgeschickt worden, übergeblieben wäre, und der hätte Pantites geheißen; der hätte sich, als er nach Sparta zurückgekommen und unehrlich geworden, erhenkt. —

Aber die Thebäer hatten so lange mit den Hellenen wider des Königes Heer gefochten, als sie mußten; als sie aber sahen, daß die Perser die Oberhand gewannen, da die Hellenen auf den Hügel zusammen gedrängt wurden: so trennten sie sich von ihnen und

ſtreckten ihre Hände aus und gingen den Feinden entgegen, indem ſie ſagten, wie es denn auch in der That ganz richtig war, daß ſie ſchon längſt perſiſch geſinnt wären, daß ſie aber aus Noth gedrungen nach Thermopylä gekommen und ganz unſchuldig wären an dem Verluſte, den der König erlitten. Dadurch nun retteten ſie zwar ihr Leben, aber ſie kamen doch nicht ganz glücklich davon; denn als ſie herabkamen, faßten die Feinde ſie und tödteten ihrer Etliche, die Meiſten aber brandmarkten ſie auf Xerxes Befehl mit dem königlichen Male.

Alſo kämpften die Hellenen bei Thermopylä; und es ſtarben daſelbſt von ihnen viertauſend Mann, von den Perſern aber zwanzigtauſend.

Xerxes aber war voll Verwunderung über ihren Heldenmuth, und er rief den Demaratos und ſagte ihm: „Demaratos, Du biſt ein redlicher Mann, deß iſt die Wahrheit ſelber Zeuge; denn wie Du geſagt, ſo iſt es Alles gekommen.“ Darauf beſichtigte er die Leichname, und dem Leichnam des Leonidas — weil er gehört, daß er König und Oberſter der Lakedämonier geweſen — ließ er den Kopf abſchneiden und ihn ans Kreuz ſchlagen. Es iſt aber offenbar, daß König Xerxes auf keinen Menſchen ſo ergrimmt geweſen, als auf den Leonidas; denn ſonſt hätte er ſeinen Leichnam nicht ſo grauſam behandelt wider Sitte und Recht, weil von allen Völkern, die ich kenne, die Perſer am meiſten tapfere Kriegsmänner ehren. Die nun, welche dazu beſtellt waren, vollzogen den Befehl. —

Auf dieſe Weiſe rückte Xerxes in der Hellenen Land ein und gedachte, dasſelbe bald zu unterjochen; aber wie Leonidas und die Seinigen den Hellenen ein Beiſpiel gegeben hatten, ſo hielten ſie auch jetzt tapfer aus und ſchlugen den Perſer und trieben ihn mit Schimpf und Schande nach Aſien zurück.

Nach dem Lange'ſchen Herodot.

---

43. Der Held.

Ein gewaltiger Krieg erhob ſich, und das Heer des Königes zog an die ferne Grenze, die Feſten des Feindes zu belagern. Der Sohn des Königes und der Erbe ſeines Thrones begleitete das

Kriegsheer, dessen Muth zu beleben durch seine Gegenwart. Aber die Räthe, die um ihn waren, meinten es übel mit ihm und gedachten, ihn zu reizen durch allerlei Lüste, daß sie statt seiner herrschen möchten.

Darum sprachen sie zu ihm: „Es geziemet dem Königssohne nicht, daß er sich der Gefahr bloßstelle und unter dem Heere wohne, wie ein Kriegsknecht. Dazu hat er seine Hauptleute und Obersten. Genug, daß er in der Nähe sei, wenn die Zeit ihn erfordert. So wird er höher geachtet."

Also führten sie ihn in eine große Stadt und bereiteten allerlei Feste und verführten sein Herz, daß er in stetem Taumel lebte.

Aber siehe, da kam Botschaft von diesem Allen zu den Ohren eines alten, treuen Dieners des königlichen Hauses, und er machte sich auf und begab sich zu dem Sohne des Königes. Und als er ihn fand, redete er frei und getrost zu ihm und sprach: „Höre mich! Sie meinen es übel mit Dir und wollen den Sohn meines Herrn schwächen und verderben, um selber zu herrschen nach ihrem Gelüste. Wohlan, ehre Dich selbst und fleuch die Lüste der Jugend, welche wider den Geist streiten; ermanne Dich selbst!"

Da drang die Stimme der Wahrheit in das Herz des fürstlichen Jünglings; und er erhob sich, legte den Harnisch an, gürtete sein Schwert um und begab sich in das Feldlager und sprach zu dem Heerführer: „Ich will forthin mit Euch streiten und der Erste sein in Kampf und Entsagung!"

Da ward der alte Feldherr tief bewegt in seinem Innern und ergriff die Hand des Jünglings und sprach: „O mein Herr und Fürst, wer sich selbst überwindet, ist größer, als wer Städte und Festen gewinnt!" — Krummacher.

---

44. Wenn die Noth am höchsten, ist Gott am nächsten.

(Eine alte, wahre Geschichte aus Hamburg.) *)

Das Handelshaus Gruit van Steen war im Beginne des siebzehnten Jahrhunderts eines der angesehensten, reichsten und festbegründetsten in Hamburg. Inhaber der Handlung war damals

*) Der Namen des Handelshauses ist absichtlich verändert, aber noch heute

Herr Hermann Gruit, der nach dem Tode des ehrwürdigen Vaters mit der Handlung und dem Hause auch den alten Jansen als Erbstück mit überkommen hatte, einen goldtreuen Diener des Hauses, mit Leib und Seele, wie sonst dem alten, nun dem jungen Herrn zugethan, welchen er schon als Kind auf den Knieen geschaukelt hatte. Wenige verstanden das Handelswesen damaliger Zeit bis in seine äußersten Verzweigungen so von Grund aus, wie der alte Jansen; daher galt auch sein Wort in der Schreibstube wie das des Herrn selbst.

Der dreißigjährige Krieg*) verheerte schon seit zwanzig Jahren unser armes Vaterland durch Raub, Mord und Brand von einem äußersten Ende zum andern; Städte und Dörfer waren zu Hunderten verheert und verlassen von den Bewohnern, die mit dem Vieh in die Wälder geflohen waren, um sich vor den räuberischen, blutigen Händen der gottlosen Lanzenknechte zu retten. Bei diesem Allen und der Unsicherheit der Straßen in allen Ländern war es kein Wunder, daß der Handel stockte, und vorzüglich der Vertrieb ins Innere von Deutschland gelähmt war. Das fühlte man auch im Comptoir des Herrn Hermann Gruit, da schon seit längerer Zeit viel seltener und weniger bepackt die Saumrosse und Frachtwagen vor dem Hause hielten; und im Hause war's oft Wochen lang so still, wie in einer Kirche, während es sonst manchen Tag in und vor dem Hause fast so lebhaft herging, als auf dem großen Markte.

Da geschah es eines Morgens, daß, nachdem Herr Jansen im Comptoir lange den Kopf geschüttelt und dann noch länger gedankenvoll von seinen Briefen weg hinauf an die braungetäfelte Zimmerdecke so starr geschaut hatte, als wollte er die Fliegen oben zählen, er sechsmal nach einander mit seinem Schwanenkiel in das große silberne Dintenfaß tunkte, die übervolle Feder gewaltig auf den Tisch stampfte und dadurch den vor ihm liegenden angefangenen Brief, von oben bis unten mit Dintenflecken marmorirt, auf einmal fertig machte. Herr Hermann, ihm gegenüber sitzend, fuhr fast

---

zeigt man in Hamburg das Haus in der grünen Straße, in welchem sich die Begebenheit zugetragen hat.

*) Der von 1618 — 1648 von den Deutschen, die in zwei Parteien zerfallen waren, und den Schweden, die einer derselben Beistand leisteten, geführte Krieg.

erschrocken vom Sitze auf und sagte: „Ei, Jansen, seid Ihr denn heute vielleicht, zum ersten Mal in Eurem Leben, in den Rathhauskeller gerathen und habt von einem spanischen Fäßlein gekostet?“ — „Nein, Herr,“ antwortete Jansen mürrisch, „aber so geht's nimmer; — bei uns in Deutschland ist's aus mit dem Gewinn auf gewöhnlichem Wege bei dem verwetterten Kriege. Potz Blitz und Gustav! was hilft uns unser großes Schiff, das immer an der Küste wie eine Schnecke sich hinwindet, um uns die sündtheuren Waaren von den geizigen **Myn Heern** *) aus Holland herbeizuholen? Wir müssen zwanzigfach bezahlen, was wir einfach aus der ersten Hand haben könnten von ihren Nachbarn, den Engländern, und in Amerika selbst. Gebt mir auf ein Jahr das Schiff und so viel Geld und Nürnberger Waaren als möglich, und laßt mich nach der neuen Welt fahren; Ihr wißt, der alte Jansen war schon zweimal dort und versteht den Kram. Zwar der alte Herr war auch immer ängstlich und meinte, es lasse sich ja ohne großes Wagniß schon bei uns was gewinnen; aber das ist nun anders geworden, drum muß man's anders treiben.“

Da standen die beiden Herrn auf, gingen lange im Zimmer auf und ab und berathschlagten. Nachdem nun jedes Für und Wider hinreichend erwogen worden, wie es verständigen Männern ziemt, wurde beschlossen, daß Jansen reisen sollte. Vier Wochen später schritt Herr van Steen in seinem Rathsherrngewande, mit Jansen neben und zwei schwer bepackten Dienern hinter sich, dem Hafen zu. Die den ganzen Hafendamm bedeckende Menge Volks, die unter Musik und Jauchzen der Zurüstung und Abfahrt des großen Handelsschiffes harrte, machte, als Herr Gruit mit Jansen ankam, ehrerbietig Platz; denn der wackere Mann war geliebt und geachtet von Alt und Jung, Vornehm und Gering. Einige Rathsherrn, Freunde der Beiden, traten freundlich grüßend hinzu, und der Älteste, ein Mann mit greisem Haare und Barte, sprach: „Freund Hermann, Euer Schiff ist schwer bepackt und geladen; Ihr habt doch nicht zu viel gewagt? Denn weit ist der Weg und gefährlich die Fahrt, und unser Jansen ist eben auch keiner der Jüngsten mehr.“ Herr Hermann zuckte die Achsel und sprach: „Der Jansen hat's auf sich;

*) So nennt man scherzweise die Holländer wegen der bei ihnen gewöhnlichen Anrede **Myn Heern** (meine Herrn).

ihm, seiner Treue, Kenntniß und Geschicklichkeit hab' ich vertraut und Alles überlassen." Aber Jansen antwortete munter: „Laßt's Euch nicht anfechten, Ihr Herrn! Es ist das dritte Mal, daß ich die Fahrt mache, und alle guten Dinge sind ja drei; drum hoffe ich fest, wir sehen uns gesund und freudig wieder; wir haben ja das Sprichwort: „Gott verläßt keinen Deutschen" — und den alten Jansen nun schon einmal gar nicht; drum lebt wohl!"

Da donnerte der erste Signalschuß zur Abfahrt, und das Boot, das ihn einnehmen sollte zur Ueberfahrt nach dem Schiffe, war eben gelandet. Der ehrliche Jansen drückte seinem Herrn noch einmal kräftig beide Hände, ein Paar Thränen träufelten doch dem alten Knaben in den grauen Bart, und er stieg ein. Die Musik ertönte lebhafter; leicht hintanzend über die spiegelglatte Fläche langte schnell das Boot am Schiffe an. Die Leiter ward herabgelassen; hinauf stieg Jansen; schnell war die Leiter zurückgezogen, eben so schnell ward der große Anker aufgewunden und das Boot befestigt; und nun donnerte der letzte Kanonenschuß zur Abfahrt, alle Wimpel flaggten, und stolz flog das Schiff dahin, alle Segel geblähet vom günstigen Winde; vom Verdecke winkte noch einmal Jansen mit dem Tuche das letzte Lebewohl, und bald war das Schiff dem Auge kaum mehr sichtbar. Die Menge verlief sich, und die Herrn schritten unter freundlichen Gesprächen ihren Wohnungen zu.

Drei Vierteljahre waren seitdem verflossen, und kein Jansen kam zurück, noch irgend eine Nachricht von ihm; wohl aber hatten sich dunkle Gerüchte von deutschen Handelsschiffen, welche in der Gegend von Neu-Amsterdam (in Süd-Amerika) gescheitert wären, verbreitet. Immer bedenklicher ward die Miene des Herrn Hermann, und immer sorgenvoller seine Stirn. Einen großen Verlust nach dem andern hatte er erlitten durch den Fall mehrer Handelshäuser zu Braunschweig, Nürnberg, Augsburg und Ulm, und täglich noch trafen Unglücksbriefe ein. Herr Gruit war eben daran, die Bilanz zu ziehen *), drum war's stille wie im Grabe im Comptoir; kaum hörte man athmen und das leise Schnarren der Federn

*) Die Bilanz ziehen heißt beim Kaufmanne: die Rechnung abschließen. Das Wort Bilanz kömmt von dem Italiänischen bilancia und bedeutet so viel als Wage, weil durch das Abschließen der Rechnung Gewinn und Verlust abgewogen werden.

der emsig schreibenden Commis, die nur manchmal ängstlich die Augenlieder hoben, ohne ihre Körperstellung zu verändern, wenn ein schwerer Seufzer des Herrn Gruit wie ein klagender Geist durchs Zimmer klang, oder ein großer Schweißtropfen von der gefalteten Stirn auf das Papier niederfiel. Endlich schlug der Herr die Augen auf, sah starr nach dem ihm gegenüber hangenden Bilde seines Vaters, und eine große schwere Thräne tropfte herab auf das Hauptbuch. Da schrak er zusammen, fuhr mit der Hand über Stirn und Augen, wie aus schwerem Traume erwachend, legte langsam die Feder nieder, klappte leise das Buch zu und ging langsam hinauf in das Familienzimmer. Dort kleidete er sich in seine volle Amtskleidung als Rathsherr, küßte seine Frau und seine drei muntern Knaben und ging mit der Aeußerung, daß heute Sitzung wäre, sie sollten mit dem Essen nicht warten, hinunter. Die grüne Gasse entlang schritt er dem Rathhause zu; ein Diener trug ihm das schwere Hauptbuch nach. Im Rathssaale legte er vor den erstaunten Collegen die Ehrenzeichen seiner Würde ab und gab sich als insolvent*) an. Die Herrn erschraken, sahen seine Bücher ein, erkannten daraus seine Schuldlosigkeit und beschlossen einstimmig, daß ihm noch eine halbjährige Frist gestattet sein sollte, als die äußerste Zeit, in welcher man Jansen noch zurückerwarten könne, wenn das Schiff nicht verunglückt sei.

Das halbe Jahr und zwei Monate darüber waren schon verstrichen — Jansen war nicht gekommen. Herrn Hermann's Umstände hatten, statt sich zu heben, sich nur verschlimmert; da drangen die schon durch die Fristvergünstigung erbitterten Gläubiger so ungestüm auf den strengsten Vollzug des Gantes (der Versteigerung seiner Besitzthümer), daß der Magistrat nothgedrungen dem Rechte in voller Ausdehnung seinen Gang lassen mußte. Es war versiegelt worden, und dem armen Gruit nebst Familie nur das kleine Stübchen, in welchem sonst der Hausknecht schlief, links am Haupteingange des Hauses geblieben. Eben hatte die Versteigerung seiner Habe im geräumigen Comptoir, jenem Stübchen gegenüber, begonnen; gedrängt voll Menschen war das Zimmer; laut tönte die Stimme des Ausrufers. Schrecklich klang dieser Ruf Herrn Her-

*) D. h. als einen, der in seinen Geschäften so sehr zurückgekommen ist, daß er nicht mehr im Stande ist, das, was er Andern schuldet, zu bezahlen.

mann drüben im Stübchen, und mit jedem Niederfallen des Hammers fuhr es ihm wie ein Schwert durchs Herz; er saß, den Kopf in die Hand gestützt, tiefsinnig am Fenster und starrte das Schild seines Nachbarn, des Wirths zum Westindienfahrer, an, als wollte er es mit den Augen festnageln. Die gute Frau Elisabeth aber saß am Ofen, die rothgeweinten Augen zur Erde gewendet, die Hände gefaltet und fest zusammengepreßt, während die beiden jungen Knaben, unbekümmert um Alles, mit der großen Angora-Katze *) spielten; Fritz, der Älteste, aber hielt den quer vor der Thür liegenden zottigen Boll, den Haushund, bei beiden Ohren fest, als er auf ein Anklopfen an die Thür knurrend aufspringen wollte, und sagte begütigend: „Sei nur still, Boll, ich leid's nicht, daß sie dich verkaufen." Vorsichtig über den Hund wegschreitend, trat Stephan, der Rathsdiener, herein, ein gutmüthiger Alter, der früher so oft mit freundlichem Bücklinge Herrn Hermann in bessern Zeiten die Thür des Rathsaales geöffnet hatte, und sagte mit vor Mitleid zitternder Stimme: „Herr Senator, den Lehnsessel soll ich holen." Da wendete Herr Hermann den Blick und sprach seufzend: „Ach, das ist das Härteste; doch Dein Wille, o Gott, geschehe!" Es war der mit grünem Sammt beschlagene Lehnsessel des seligen alten Herrn, worin er sanft verschieden war, nachdem er noch den väterlichen Segen ertheilt hatte, bis dahin als unberührbares Heiligthum im Hause gehalten.

Hinaus ward der Sessel getragen, und ihm folgte mechanisch die ganze Familie nach, als könnte sie sich nicht davon trennen, Fritz mit dem Boll voraus. Der Auctionator (Ausrufer) rief: „Nr. 120, ein noch wohl conditionirter Lehnsessel, mit Sammt beschlagen!" — und eine lange Pause folgte, da sich alle Blicke nach der jammernden Familie gewandt hatten. Endlich rief die schnarrende Stimme eines dicken Fleischers: „Vier Mark!" — „Also vier Mark zum ersten," rief der Auctionar mißmuthig; — in diesem Augenblick riß sich der schon seit einigen Minuten unruhig schnüffelnde Boll von Fritz los und sprang wie besessen,

*) Die Angora-Katzen sind von weißer oder blaßgrauer Farbe und haben sehr weiches und langes Haar; deßwegen sind sie theurer, als die andern Katzen, und nur in den Häusern reicher Leute zu finden. Ihren Namen haben sie von der Stadt Angora in Kleinasien, aus deren Umgegend sie herstammen.

freudig bellend vors Haus, und zum offenstehenden Fenster herein rief eine starke Baßstimme: „40 Mark zum ersten!“ Augenblicks darauf trat hastig ins Zimmer ein vor Eile glühender Mann mit sonneverbranntem Gesichte in Schiffertracht, begleitet vom wedelnden Boll, und wiederholte mit Donnerstimme: „400 Mark zum andern, zum dritten und letzten Mal!“ und schlug mit seinem spanischen Rohre dergestalt auf den Tisch, daß des Auctionators Papiere umherflogen, und dieser wie die ganze Menge zusammenschrak. „Herr Gott, unser Jansen!“ rief Herr Hermann und fiel ihm um den Hals; der aber fuhr fort: „Ja, ich bin's; unser Schiff liegt voll Goldbarren und Waaren im Hafen; aus ist die Auction; nun fort ihr Alle!“ — dabei schwenkte er das Rohr über den Köpfen hin, — „morgen kommt aufs Rathhaus, da soll Alles sammt Interessen bezahlt werden; denn wissen sollt Ihr: unser alter Herr Gott lebt noch, unser gutes Haus steht noch, und die Firma Hermann Gruit van Steen florirt noch, und nun seid erst freudig gegrüßt in der Heimath, mein Herr Hermann und Frau Elisabeth, von Euerm alten Jansen!“ C. B.

---

45. Der Krokodil.

1.

In der grauen Vorzeit wanderte eine Schaar Menschen aus ihren alten Wohnsitzen und zog hernieder in das Land, welches der Nil durchströmt *). Sie freuten sich des herrlichen Stromes und seines lieblichen Gewässers und bauten sich Wohnungen an seinen Gestaden. Aber bald stieg aus seinen Fluthen das gewaltige Unthier, Krokodil genannt, und zermalmte Menschen und Thiere mit furchtbarem Gebisse. Da flehten die Menschen mit lauter Stimme zu ihrem Gott Osiris und baten ihn, sie von dem Ungeheuer zu befreien. Aber Osiris antwortete durch den Mund der weisen Priester: „Ist es nicht genug, daß die Gottheit Euch Kraft und Verstand verlieh? Wer sie um Hülfe anruft, wo er selber helfen kann, fleht vergebens!“

2.

Nun ergriffen sie Schwerter und Stangen und bestürmten das

*) Ägypten.

Ungeheuer in seiner Schilfwohnung; sie errichteten Schutzwehren und Dämme und vollendeten in wenig Tagen Werke, die sie vorher sich nicht zugetraut hatten. So wurden sie der inneren verborgenen Kraft sich bewußt, welche in späteren Zeiten die gewaltigen Pyramiden und Spitzsäulen *) gründete, und erfanden manche Kunst und manches Geräth, die sie noch nicht gekannt hatten.

Denn der Kampf mit den Schwierigkeiten weckt und stärkt die schlummernden Kräfte des Menschen.

Aber noch fehlte es den Nil-Anwohnern an Werkzeugen, um das bepanzerte Ungeheuer in seinen Fluthen völlig zu besiegen. Sie konnten es nur auf kurze Zeit zurückdrängen, und hiermit begnügten sie sich. —

Allmälig aber verließ sie der Eifer des Widerstandes. Das Unthier ward größer und vermehrte sich. Furchtbarer ward auch sein Grimm. Da beschloß das thörichte und erschlaffte Volk, den Krokodil als Gottheit zu verehren. Man brachte freiwillig ihm fette Opfer, und das Unthier ward mächtiger als je; aber das Volk versank in Unthätigkeit und Stumpfsinn.

Denn Frohn und Sklavensinn erzeugt Schmach und Feigheit.

3.

Endlich bricht der überspannte Bogen, und den Tyrannen erreicht die Rache. Osiris nahm sich der Verlassenen an, und forderte sie durch den Mund des weisen Priesters zu neuem Kampfe auf. Der Streit begann, und der Strom ward roth von dem Blute der erschlagenen Thiere. Schon begannen die Kämpfer zu ermüden, da flehten der Priester und das bedrängte Volk Osiris um Hülfe an, und die Gottheit erhörte ihr Flehen. — Ein kleines

---

*) Die Pyramiden sind ungeheure Gebäude von vier Seiten, welche oben in eine abgestumpfte Spitze zusammenlaufen; inwendig haben sie theils über, theils unter der Erde Gemächer. Sie waren zu Begräbnissen bestimmt. Sie sind zum Theil von erstaunlicher Größe; denn die größte unter denen, die noch erhalten sind, ist 447 Fuß hoch, und jede ihrer vier Seiten ist unten 753 Fuß breit. — Die Spitzsäulen, welche eigentlich Obelisken genannt werden, sind aus einem einzigen Steine gehauene, viereckige und oben spitz zulaufende Säulen, welche auf einem altarartigen Postamente stehen. Sie wurden auf öffentlichen Plätzen, vor Tempeln und Palästen als Denksteine aufgerichtet und waren von verschiedener Größe; die größten hatten 150 und mehr Fuß Höhe und 12 Fuß Breite.

Thier, Tezerdah*) genannt, ſtand am Ufer des Nilſtroms. „Seht,“ rief der Prieſter, hier ſendet Oſiris Euch Hülfe.“ — „Wie! ſpotteſt Du unſer?“ rief ihm die Schaar des Volks entgegen.

Da antwortete der Prieſter und ſprach: „Harret des Ausganges und vertrauet der höheren Macht! In ihrer Hand vermag das kleinſte Mittel die größte Noth zu enden.“

4.

Die Zahl der ſchrecklichen Nil-Ungeheuer nahm bald ſichtbarlich ab. Das Volk ſah mit Bewunderung dem kleinen Thier zu. In ſtiller Thätigkeit ſpürte es den Eiern und der Brut des Krokodils nach. Alſo zerſtörte es in einem Augenblick die Keime von hundert furchtbaren Nil-Tyrannen und befreite das Land von ſeiner Plage, was ſo viele Köpfe und Hände nicht vermocht hatten.

„Seht!“ ſagte darauf der weiſe Prieſter, „wollet Ihr ein Übel vernichten, ſo greift es im Keime und in der Wurzel an. Dann wird ein kleines Mittel leicht bewirken, was ſpäterhin ein Heer nicht vermag.“ —

Krummacher.

---

46. Mancherlei Regen.

Der beſte Regen iſt doch immer der, mit welchem der Himmel unſere Felder und Weinberge tränkt und den Segen fruchtbarer Zeiten ſendet. Aber was ſagen wir dazu, wenn es Schwefel oder Blut, Fröſche, Steine oder gar Soldaten-Hüte regnet?

1. Schwefel-Regen. Nach den Gewittern im Frühjahr, wenn ſie mit ſtarken Regengüſſen verbunden waren, ſieht man oft am Rande der Lachen, die vom ſtehenden Regen-Waſſer entſtanden ſind, ein gelbes Pulver, das wie klein geriebener Schwefel ausſieht. Nun meinen ohnehin noch viele Leute, daß die Gewitter von ſchwefelichten Dünſten entſtehen, die ſich in den Wolken erzeugen, und bilden ſich alsdann ein, es ſei mit dem Regen ſolcher Schwefel vom Gewitter herabgefallen, und denken daran, daß ja auch ſchon einmal Feuer und Schwefel vom Himmel regnete auf

*) Gewöhnlich heißt dieſes Thier Ichneumon oder Pharaons-Ratte; ſ. oben S. 65.

Sodom und Gomorra. Allein fürs erste wohnen wir Gottlob! nicht in Sodom und Gomorra. Fürs andere kann manchmal Etwas so oder so aussehen, und es ist doch etwas Anderes, wie man schon oft mit Schaden erfahren hat. Und so ist auch das gelbe Pulver auf den Regenpfützen kein Schwefel — auch wenn es sich am Feuer entzündet, nicht —, sondern Blüthen-Staub von den Bäumen. In den Tulpen stehen inwendig im Ringe sechs kleine Säulen, auf deren Spitzen ein schwarzer Staub sitzt; wer daran riecht, bekommt daher eine schwarze Nase. Auf den Lilien ist er schön gelb, und wer an einer weißen Lilie riecht, bekommt davon eine gelbe Nase. Das ist Blüthen-Staub. Er findet sich in allen Blumen und in allen Blüthen; denn er ist unentbehrlich und nothwendig, wenn aus der Blüthe Frucht und Samen entstehen soll. Wenn es nun im Frühjahr, wo die Bäume blühen, starke Regengüsse giebt, so schwemmt der Regen diesen Staub von den Blüthen ab, und dieß ist auch eine Hauptursache, warum kein gutes Obst-Jahr zu erwarten ist, wenn es viel in die Blüthen geregnet hat. Wo nun viele solcher blühenden Bäume beisammen stehen, da schwemmt auch der Regen viel Blüthen-Staub herab. Dieser sammelt sich alsdann auf der Erde und bleibt liegen, wenn das Wasser verdünstet, und das ist der vermeintliche Schwefel-Regen. Im Sommer und Spätjahr, wo doch die Gewitter meistens heftiger sind, wird Niemand mehr Etwas von Schwefel-Regen sehen, weil dann das Blühen ein Ende hat. Da regnen Äpfel, Nüsse, Eicheln u. s. w. von den schweren Ästen der Bäume herab, aber kein eingebildeter Schwefel mehr.

2. Blut-Regen. Im Frühjahr und im Sommer kann es wohl geschehen, daß man hier und da viele rothen Tropfen, wie Regentropfen, noch naß oder vertrocknet auf dem Laube oder auf Gegenständen von hellerer Farbe, wahrnimmt, die auf der Erde liegen, z. B. auf Tuch, das zum Bleichen in Grasgärten ausgebreitet wird. Und weil man nicht begreifen kann, woher das kommen mag, und weil man lieber etwas Unglaubliches, als etwas Natürliches glaubt, so faßt man's kurz und sagt, es habe Blut geregnet, und das bedeute Krieg.

Allein, wie nicht Alles Schwefel ist, was gelb aussieht, so ist auch nicht Alles Blut, was eine rothe Farbe hat. Diesmal geht die Sache so zu: Aus einem kleinen Ei, das den Winter über

irgendwo an einer Hecke oder an einem Baumzweige klebte, brütet im Frühjahr die Sonnenwärme ein kleines lebendiges Räuplein aus. Nach wenig Wochen, wenn sich die Raupe groß und rund gefressen hat, kriecht sie irgendwo in die Höhe, wenn sie nicht schon oben ist, hängt sich mit dem Hintertheil des Körpers fest, mit dem Kopfe abwärts, streift die Raupen-Hülle ab und verwandelt sich in eine eckige Gestalt, die man Puppe nennt, ohne Kopf, ohne Füße und Flügel. Man sieht dem Dinge nicht an, was es sein und werden soll. Aber wieder nach kurzer Zeit spaltet sich die Haut, und es kommt Etwas mit kleinen, zusammengeschrumpften Flügeln und einem dicken, unförmlichen Hinterleibe hervor, dem man wohl ansieht, daß es gern ein Schmetterling oder Sommervogel werden möchte. Nach wenigen Stunden, während welcher es stille sitzen bleibt, sind die schönen farbigen Flügel gewachsen und ausgebreitet. Aus dem Hinterleibe gehen sechs bis acht rothe Tropfen ab, die auf die Erde herabfallen; alsdann ist der Sommervogel gemacht, und flattert leicht und fröhlich in der Luft umher und von Blume zu Blume. Das kann der liebe Gott, aus einer häßlichen und verachteten Raupe einen schönen und fröhlichen Sommervogel machen. Wo nun ganze Hecken oder Bäume im Frühjahr mit Gespinst überzogen sind, in welchem viele tausend solcher Eier verborgen sein können, da brütet auch die Sonnenwärme alle auf einmal aus. Alle, die davon kommen, können daher auch, wenn sie reichliche Nahrung haben, zu gleicher Zeit ihre Vollkommenheit erreichen, zu gleicher Zeit sich in Puppen verwandeln, und zu gleicher Zeit als Schmetterlinge wieder aus der Puppe zurückkehren. Wo nun Viele dergleichen nahe beisammen sind, da geben sie auch viele rothe Tropfen von sich, ehe sie davon fliegen. Hundert in einem Garten können schon 6 bis 800 Tropfen geben, und das ist alsdann der eingebildete Blut-Regen *).

*) Auch Gewässer bekommen zuweilen ein blutiges Ansehen, was ebenfalls nicht in hineingeregnetem Blute seinen Grund hat, sondern auf ganz natürliche Weise entsteht. So zeigten sich im Murtener See vom Herbst des Jahrs 1824 bis zum Mai 1825 täglich gegen Mittag lange röthliche Streifen, die bis gegen Abend dauerten, und bei den Anwohnern des Sees Staunen und Schrecken erregten. Als Naturforscher die Sache näher untersuchten, fand sich, daß es kleine röthliche Thiere waren, die jene vermeintlichen Blutstreifen bildeten.

3. Frosch-Regen. Man spricht auch von einem Frosch-Regen. Aber das wird noch Niemand gesehen haben, daß es Frösche aus der Luft herabregnete. Die Sache verhält sich ganz kurz so: Im Sommer, bei anhaltend trockner Hitze zieht sich eine Art von Landfröschen in benachbarte Wälder und Buschwerke zurück, weil sie dort einen kühlern und feuchtern Aufenthalt haben, und sie verhalten sich ganz stille und verborgen, so daß sie Niemand bemerkt. Wenn nun ein sanfter Regen fällt, so kommen sie in zahlreicher Menge wieder hervor und erquicken sich in dem nassen, kühlen Grase. Wer alsdann in einer solchen Gegend ist und auf einmal so viele Fröschlein sieht, wo doch kurz vorher kein einziges zu sehen war, der kann sich nicht vorstellen, woher auf einmal so viele Frösche kommen, und da bilden sich einfältige Leute ein, es habe Frösche geregnet. Denn aus lieber Trägheit läßt man eher die unvernünftigsten Dinge gelten, als daß man sich Mühe giebt, über die vernünftigen Ursachen dessen nachzudenken oder zu fragen, was man nicht begreifen kann.

4. Stein-Regen. Aber mit dem Stein-Regen verhält es sich anders. Das ist keine Einbildung. Denn man hat darüber viele alte glaubwürdige Nachrichten und neue Beweise, daß bald einzelne schwere Steine, bald viele mit einander von ungleicher Größe, mir nichts, dir nichts, aus der Luft herabgefallen sind. Die älteste Nachricht, welche man von solchen Ereignissen hat, reicht bis in das Jahr 462 vor Christus Geburt. Da fiel in Thracien oder der jetzigen türkischen Provinz Rumili ein großer Stein aus den Lüften herab, und seit jener Zeit bis jetzt, also in beinahe 2300 Jahren, hat es, so viel man weiß, 38mal Steine geregnet; z. B. im Jahre 1492 am 4. November fiel bei Ensisheim in Frankreich ein Stein, der 260 Pfund schwer war; im Jahre 1672 bei Verona in Italien zwei Steine von 200 und 300 Pfund. Nun kann man denken, von alten Zeiten sei gut Etwas erzählen. Wen kann man fragen, ob's wahr sei? Aber auch ganz neue Erfahrungen geben diesen alten Nachrichten Glauben. Denn im Jahre 1789 und am 24. Juli 1790 fielen in Frankreich und am 16. Juni 1794 in Italien viele Steine vom Himmel, das heißt, hoch aus der Luft herab; und den 26. April 1803 kam bei dem Orte l'Aigle in Frankreich ein Stein-Regen von 2000 — 3000 Steinen auf einmal mit großem Getöse aus der Luft.

Sonntags den 22. Mai 1808 sind in Mähren Steine vom Himmel gefallen. Der Kaiser von Östreich ließ durch einen sachkundigen Mann Untersuchung darüber anstellen. Dies ist der Erfund:

Es war ein heiterer Morgen, bis um halb sechs Uhr ein Nebel in der Luft einrückte. Die Filial-Leute von Stannern waren auf dem Wege in die Kirche und dachten an Nichts. Plötzlich hörten sie drei so starke Knälle, daß die Erde unter ihren Füßen zitterte, und der Nebel wurde auf einmal so dicht, daß man nur 12 Schritt weit zu sehen vermochte. Mehre schwächere Schläge folgten nach, und lauteten wie ein anhaltendes Flintenfeuer in der Ferne oder wie das Wirbeln großer Trommeln. Das Rollen und das Pfeifen, das zwischen drein in der Luft gehört wurde, brachte daher einige Leute auf den Gedanken, jetzt käme die Garnison von Telisch mit türkischer Musik; an das Kanoniren dachten sie nicht. Aber während sie vor Verwunderung und Schrecken einander ansahen, fing in einem Umkreise von ungefähr drei Stunden ein Regen an, gegen welchen kein Mantel oder Maltersack über die Achseln schützt. Eine Menge von Steinen, von der Größe einer welschen Nuß bis zu der Größe eines Kinderkopfes und von der Schwere eines halben Lothes bis zu 6 Pfund, fielen unter beständigem Rollen und Pfeifen aus der Luft, einige senkrecht, andere wie in einem Schwunge. Viele Leute sahen zu; und die Steine, welche sogleich nach dem Fallen aufgehoben wurden, waren warm. Die ersten schlugen nach ihrer Schwere tief in die Erde; einer wurde sogar 2 Fuß tief herausgegraben. Die späteren ließen es beim nächsten bewenden und fielen nur auf die Erde. Ihrer Beschaffenheit nach waren sie inwendig sandartig und grau und von außen mit einer schwarzen glänzenden Rinde überzogen. Die Zahl derselben kann Niemand angeben. Viele mögen in das Fruchtfeld gefallen sein und noch in der Erde verborgen liegen. Diejenigen, welche gefunden und gesammelt wurden, betragen an Gewicht $2^1/_2$ Centner. Alles dauerte 6 bis 8 Minuten, und nach einigen Stunden verzog sich auch der Nebel, so daß gegen Mittag Alles wieder hell und ruhig war, als wenn Nichts vorgegangen wäre.

Dies ist die Begebenheit. Was für eine Bewandtniß es aber mit solchen Steinen, die vom Himmel fallen, habe, das ist bis jetzt auch den Gelehrten ein Geheimniß.

5. Hut-Regen. Am unbegreiflichsten ist es, daß es einmal Soldaten-Hüte soll geregnet haben. Ein Bürger aus einem kleinen Landstädtchen in Sachsen soll eines Nachmittages nicht weit von einem Berge auf seinem Felde gearbeitet haben. Auf einmal ward der Himmel stürmisch; er hörte ein entferntes Donnern; die Luft verfinsterte sich; eine große, schwarze Wolke breitete sich am Himmel aus, und ehe der gute Mann es sich versah, fielen Hüte über Hüte rechts und links und um und an aus der Luft herab. Das ganze Feld ward schwarz, und der Eigenthümer desselben hatte unter vielen Hunderten die Wahl. Voll Staunen lief er heim, erzählte was geschehen war, brachte zum Beweise davon so viele Hüte mit, als er in den Händen tragen konnte, und der Hutmacher des Ortes mag keine große Freude daran gehabt haben. Nach einigen Tagen erfuhr man aber, daß hinter dem Berge in der Ebene ein Regiment Soldaten exercirt hatte. Zu gleicher Zeit kam ein heftiger Wirbelwind oder eine sogenannte Windsbraut, riß den Meisten die Hüte von den Köpfen, wirbelte sie in die Höhe über den Berg hinüber und ließ sie auf der andern Seite wieder fallen.

So erzählt man. Ganz unmöglich wäre wohl die Sache nicht; indessen gehört doch eine starke Windsbraut und folglich auch ein starker Glauben dazu. Hebel.

---

47. Von Wilhelm Tell und dem, was zu seiner Zeit in der Schweiz geschehen.

Das Land der Schweizer gehörte in alten Zeiten zu Deutschland und gehorchte, wie jedes andere Land im deutschen Reiche, Allem, was der Kaiser oder die Reichsversammlung beschloß. Es war aber, wie das übrige Deutschland, in mehre Gebiete abgetheilt, und von diesen waren einige erblichen Fürsten und Herrn untergeben, andere wählten sich selbst ihre Obrigkeit aus ihrer Mitte. Zu den Letzteren gehörten vornehmlich die drei kleinen gebirgigen Landstriche, welche um den Waldstädter See herum lagen und die Waldstädte Schwyz, Uri und Unterwalden hießen. Diese gehorchten natürlich dem Kaiser als dessen Unterthanen und zahlten

ihm die Steuern, die er ihnen auferlegte, und stellten die Truppen zu seinem Heere, die er verlangte; und der Kaiser ernannte Reichsvögte, welche von Zeit zu Zeit in die Waldstädte gingen, um sie anzuhalten zu dem, was sie dem Kaiser schuldig waren, und ihre Streitigkeiten zu schlichten, wenn sie uneins wurden unter einander. Auch lag es diesen Vögten ob, im Namen des Kaisers Recht zu sprechen über Leben und Tod, wenn Einer eines schweren Verbrechens angeklagt war. Die Waldstädte aber waren wohl zufrieden damit und dünkten sich glücklich, daß sie den Schutz und Schirm des mächtigen Kaisers genossen. Auch gehorchten sie immer willig und froh seinen Geboten, und waren dafür geliebt von Allen, die auf dem deutschen Kaiserthrone saßen. Besonders gnädig und gewogen aber war ihnen der edle Kaiser Rudolf von Habsburg; dieser bestätigte ihnen von freien Stücken alle ihre Rechte und beschirmte sie kräftig, und blieb ihnen gewogen bis an seinen Tod; denn er war selbst ein Schweizer und liebte das Land seiner Geburt.

Aber andere Zeiten kamen, als er gestorben war und sein Sohn Albrecht, Herzog von Östreich, an seiner Stelle oberster Herr und König in Deutschland wurde. Denn von diesem ward bekannt, wie er nur darauf ausgehe, die Länder, die sein Familieneigenthum waren, zu vermehren, und wie er deßwegen die Freiheiten der Städte und Länder wenig achte. Darum fürchtete sich Jeder; und als die drei Waldstädte dies hörten, so traten sie zusammen (im Jahre 1291) und erneuerten, in Erwägung der bösen und gefährlichen Zeiten, einen alten Bund unter sich und schworen einander, sich und die Ihrigen mit Hab' und Gut gegen Alle und Jede, wer sie auch seien, zu vertheidigen und einander mit Rath und That Hülfe zu leisten. Davon wurden sie Eidgenossen genannt. Auch andere Länder schlossen Bündnisse unter einander zu Schutz und Trutz gegen Albrecht's Absichten, und die deutschen Wahlfürsten wählten den Grafen Adolf von Nassau zum König und Herrn von Deutschland. Nun entstand Parteiung und Krieg aller Orten für und wider Albrecht oder Adolf von Land zu Land, von Stadt zu Stadt. Am Rhein, nicht weit von Worms kam es zu einer blutigen Schlacht zwischen Beiden; Adolf verlor, von Albrecht selbst verwundet, sein Leben auf dem Schlachtfelde, und Albrecht ward auf diese Weise Herr in Deutschland. Darüber erschraken die

drei Waldstädte nicht wenig; denn sie hatten zu Adolf gehalten; sie sendeten aber sogleich Abgeordnete zu Albrecht und baten, daß er ihre alten Freiheiten bestätigen und schirmen wolle, wie sein glorwürdiger Vater gethan. Er aber antwortete, daß er gedenke, ihnen nächstens eine Veränderung ihres Zustandes anzutragen. Deß erschrak denn die Eidgenossenschaft am Waldstädter See noch mehr.

Bald darauf meldete ihnen Albrecht, daß er sie zu seines königlichen Hauses lieben Kindern haben wolle, und daß sie wohl thun würden, sich in den Schirm Östreichs zu begeben, als getreue Unterthanen, da sie ja ihm und seinem unermeßlichen Heere doch nicht würden widerstehen können. Weil aber jene antworteten, sie begehrten viel lieber in den alten Rechten ihrer Väter zu bleiben und unabhängige Glieder des deutschen Reiches zu sein, so schwieg Albrecht zwar dazu und schickte ihnen, wie es von jeher Gebrauch war, die kaiserlichen Reichsvögte; aber er wählte dazu harte und böse Leute aus, und befahl diesen, sie sollten die Waldstädte auf alle Weise drücken und quälen, damit sie froh wären, vom deutschen Reiche abzukommen und sich unter die Herrschaft des Hauses Östreich zu begeben. Diese Vögte waren Hermann Geßler von Brunegg und Beringer von Landenberg.

Diese nun thaten, was nie zuvor die Reichsvögte gethan hatten, und nahmen ihre beständige Wohnung im Lande: Geßler baute sich einen Twinghof*) in Uri, und Landenberg zog auf ein Schloß Albrecht's bei Sarnen. Die Zölle wurden erhöht, die kleinsten Vergehen mit Kerker und schwerer Buße gestraft und die Landleute mit Stolz und Verachtung mißhandelt. Als Geßler vor dem neuen, schönen Hause Werner Stauffacher's, eines angesehenen und begüterten Landmannes zu Steinen im Lande Schwyz, vorbeiritt, sprach er höhnisch: „Kann man's auch dulden, daß das Bauernvolk so schön baue?“ Und als Arnold Anderhalden, von Melchthal im Unterwaldner Lande, der ein sehr eifriger Anhänger der alten Einrichtungen war, wegen eines geringen Fehlers um ein Paar schöne Ochsen gestraft ward, riß Landenberg's Knecht die Ochsen vom Pfluge und sprach: „Bauern können ihren Pflug selbst

*) Twinghof oder Zwinghof ist ein Schloß, welches gebaut ist, um die Bewohner der umliegenden Gegend im Zaum zu halten und zur Befolgung dessen, was von ihnen verlangt wird, zu zwingen.

ziehen.“ Aber der junge Arnold, über diese Rede ergrimmt, schlug den Knecht so, daß er demselben zwei Finger zerbrach. Darum floh er ins Gebirge; Landenberg ließ aber zur Strafe dem alten Vater Arnold's beide Augen ausstechen. Wer hingegen mit den Vögten hielt und ihren Willen that, dem ward Alles nachgesehen, und er hatte immer Recht.

Weil nun auf diese Weise Recht und Gerechtigkeit nicht mehr im Lande zu finden war, so geschah es, daß Jeder sich selbst half und viel Unheil entstand. Die Vögte aber lachten und fuhren fort nach ihrer Weise, also, daß sie nicht nur des Volkes von Kaisern und Königen verliehene und bestätigte Rechte mit Füßen traten, sondern selbst das ewige Recht verhöhnten, das Gott jeglichem Menschen als sein unveräußerliches Gut verliehen hat. —

Als nun in den Thälern der Waldstädte Demuth weinte und Hochmuth lachte, sprach im Dorfe Steinen des Werner Stauffachers Frau zu ihrem Manne: „Wie lange muß Hochmuth lachen und Demuth weinen? Sollen Fremdlinge Herren dieser Erde und Erbe unsers Gutes sein? Wozu taugen denn die Männer des Gebirges? Sollen wir Mütter an unsern Brüsten Bettler und Sklaven erziehen? Das sei fern!“ Darauf ging schweigend Werner Stauffacher zum Orte Brunnen am See, und fuhr über das Wasser nach Uri zu Walther Fürst, seinem Freunde, in Attinghausen. Bei demselben fand er verborgen den Arnold von Melchthal, welcher vor dem Grimme Landenberg's aus Unterwalden entwichen war. Und sie redeten von der Noth des Landes und dem Gräuel der Vögte, die ihren angestammten Rechten und Freiheiten zuwider sie mißhandelten. Auch gedachten sie, wie sie gegen die Bosheit der Vögte vergebens geklagt hätten vor dem Könige, und wie dieser selbst gedroht, sie müßten trotz den Siegeln und Briefen alter Kaiser und Könige ab vom deutschen Reiche und der Herrschaft von Östreich zugewendet werden. Da nun Gott keinem Könige Gewalt gegeben, auf daß er Unrecht thue, so sei keine andere Hülfe, als durch Gott und eigenen Muth, und der Tod sei viel leichter, als so schmähliches Joch. Darum beschlossen sie, Jeder solle in seinem Lande mit vertrauten, herzhaften Männern sprechen und erforschen, weß Sinnes das Volk sei, und was es für Freiheit und Sicherheit einsetzen wolle.

Nach diesem kamen sie oft in verabredeten nächtlichen Stunden

zuſammen an einem heimlichen Orte am See. Der lag faſt mitten inne zwiſchen Uri, Unterwalden und Schwyz auf einer ſchmalen, umbüſchten Wieſe am Fuße des Seelisberges, gegenüber dem Dörflein Brunnen. Man hieß ihn vom ausgereuteten Geſtrüppe das Rütli; da waren ſie von Menſchen und Wohnungen weit. Bald brachte Jeglicher frohe Botſchaft mit, allem Volke ſei viel leichter der Tod, als das ſchmähliche Joch.

Als ſie aber in der Nacht des ſiebzehnten Wintermonates des dreizehnhundert und ſiebenten Jahres zuſammenkamen, und Jeder von den Dreien mit ſich zur Matte auf Rütli zehn treue Ehrenmänner geführt hatte, entſchloſſen, die alte Landesfreiheit über Alles, das Leben für Nichts zu achten, erhoben die frommen Drei ihre Hände zum geſtirnten Himmel und ſchwuren zu Gott dem Herrn, vor welchem Könige und Bauern gleich ſind: in Treuem für die Rechte des unſchuldigen Volkes zu leben und zu ſterben; Alles gemeinſchaftlich, Nichts eigenmächtig zu wagen und zu tragen; kein Unrecht zu dulden, aber auch kein Unrecht zu thun; des Königes Albrecht Eigenthum und Recht zu ehren und keinem ſeiner Vögte Übels zuzufügen, aber auch ihnen wehren, das Land zu verderben. Und die dreißig Andern ſtreckten die Hände auf und thaten den Eid, wie Jene, zu Gott und allen Heiligen, die Freiheit mannhaftig zu behaupten. Und ſie erwählten die Neujahrsnacht zur Ausführung. Dann gingen ſie aus einander, Jeder in ſein Thal zu ſeiner Hütte, und winterten das Vieh. —

Dem Vogte Hermann Geßler aber ward nicht wohl zu Muthe, denn er hatte böſes Gewiſſen. Es dünkte ihm, als wenn das Volk muthiger einherginge und trotziger ausſähe. Darum ließ er den herzoglichen Hut von Öſtreich erhöhen auf einer Stange in Uri, und befahl, wer vorübergehe, ſolle demſelben Ehrerbietung erweiſen. Daran wollte er erkennen, wer wider Öſtreich ſei.

Und Wilhelm Tell, der Schütze aus Bürglen, ging vorüber, einer von den Männern aus dem Rütli; aber er beugte ſich nicht. Da führten ſie ihn gefangen zum Vogte, und dieſer ſprach ergrimmt: „Trotziger Schütze, ſo ſtrafe Dich Deine eigene Kunſt! Einen Apfel lege ich auf das Haupt Deines Söhnleins, den ſchieße herab und fehle nicht!“ Und ſie banden das Kind, und legten auf das Haupt desſelben einen Apfel und führten den Schützen weit davon. Er zielte. Da ſchwirrte die Bogenſehne. Da brach der

Pfeil den Apfel. Alles Volk jauchzte freudig. Geßler aber fragte den Schützen: „Wozu trägst Du noch den andern Pfeil bei Dir?“ Es antwortete Tell: „Hätte der erste nicht den Apfel getroffen, dann gewiß der andere Dein Herz!“

Deß erschrak der Vogt, und ließ den Schützen greifen und auf ein Schiff führen nach Küßnacht, wohin er selbst zu fahren gedachte. Denn Tell im Lande Uri einzukerkern, schien, wegen des Volkes, nicht rathsam; ihn aber in ausländische Gefangenschaft zu schleppen, war wider des Landes Rechtsame. Darum fürchtete der Vogt Zusammenlauf des Volkes und fuhr schleunig ab, wiewohl der warme Föhnwind blies.*) Der See ging hohl, und die Wellen schlugen schäumend über, daß Allen bange ward und die Schiffleute verzagten. Je weiter im See, je größer die Todesnoth; denn da steigen Uferberge jähe aus dem Abgrunde des Gewässers wie Mauern zum Himmel. In schwerer Angst ließ Geßler dem Tell die Fesseln abnehmen, damit derselbe, als guter Schiffer, das Fahrzeug lenke. Aber Tell lenkte gegen die kahle Wand des Arenberges, wo eine nackte Felsplatte wenige Schritte weit in den See hervortritt. Schwung und Sprung; — der Tell hinaus auf die Platte, das Schiff hinaus in die See.

Nun kletterte der Erlöſete den Berg hinauf und floh durch das Land Schwyz. Und er dachte in seinem bekümmerten Herzen: „Wohin fliehen vor dem Zorn des Gewaltherrn? Und entrinne ich seiner Bosheit, so hat er in der Heimath mein Weib und Kind zum Pfande. Was wird nicht Geßler über die Meinigen verhängen, wenn Landenberg schon um zwei gebrochener Finger seines Knechtes willen dem Alten von Melchthal beide Augen ausbohrte! Wo ist der Richterstuhl, vor den ich Geßler lade, wenn der König selbst des ganzen Volkes Klage nicht mehr anhört? Ist aber kein Gesetz gültig und Keiner, der da richtet zwischen mir und Dir: so stehen wir, Geßler, Du und ich, gesetzlos Beide, und Nothwehr richtet!“

So dachte Tell und flog mit Pfeil und Bogen nach Küßnacht und harrte in der hohlen Gasse.**) Da kam der Vogt; da

---

*) Der Waldstädter See ist, wenn der Föhn, ein stürmischer Südwind, weht, für die Schiffenden sehr gefährlich.

**) So heißt ein Hohlweg in der Nähe von Küßnacht.

schwirrte die Bogensehne; da brach der freie Pfeil das Herz des Gewaltherrn.

Das ganze Volk erschrak freudig, als es den Tod seines Unterdrückers vernahm. Die That Tell's verlieh höheren Muth; — und nun kam die Neujahrsnacht des dreizehnhundert und achten Jahres. Da ging einer der Jünglinge, die im Rütli geschworen hatten, zur Burg Roßberg in Unterwalden und kam durch List heimlich hinein. Drunten aber im Burggraben warteten noch zwanzig Andere; die zog er an einem Seile hinauf. Als Alle droben waren, bemeisterten sie sich des Amtmannes und seiner Knechte und der ganzen Burg.

Als es Tag ward, ging zu Sarnen Landenberg aus der königlichen Burg hervor zur Messe. Da kamen ihm aus Unterwalden zwanzig Männer entgegen und brachten Hühner, Geißen, Lämmer und andere Gaben zum Neujahrgeschenke. Der Vogt hieß sie freundlich in die Burg hineingehen. Da stieß unter dem Thore einer von ihnen ins Horn. Schnell zogen sie alle scharfe Eisen hervor, steckten dieselben auf ihre Stäbe und nahmen die Burg ein, während dreißig Andere zu Hülfe kamen, die im Erlengebüsche versteckt gewartet hatten. Landenberg floh erschrocken nach der Landesgrenze zu; sie aber fingen ihn und ließen ihn und alle die Seinigen Urfehde schwören *), die Waldstädte zu meiden ewiglich. Dann gestatteten sie ihm, abzuziehen nach Luzern. Keinem war Leides gethan worden.

Mit den Leuten von Schwyz zog Stauffacher an den Lowerzer See und brach die Burg Schwanau daselbst ab. — Es zogen die Leute von Uri hinaus, und Geßler's Twinghof ward eingenommen.

Das geschah am Neujahrstage. Am nachfolgenden Sonntage kamen die Boten der drei Länder zusammen und beschworen den uralten Bund wieder auf zehn Jahre; und der Bund ward oft erneut und dauerte ewiglich. Sie hatten ihr altes Recht an sich genommen, keinen Tropfen Blut vergossen und Nichts beschädigt von Allem, was dem deutschen Könige in ihrem Lande angehörte.

---

*) Jemanden Urfehde schwören lassen heißt: ihm das eidliche Versprechen abnehmen, daß er sich wegen einer erlittenen Beleidigung nicht rächen wolle. Dieser Gebrauch findet jetzt, wo es überall wohleingerichtete Gerichte giebt, nicht mehr Statt, war aber in den früheren Zeiten, in welchen oft viele Verwirrung herrschte und Jeder sich selbst half, höchst nöthig.

Dieser, als er die Begebenheiten vernahm, ward höchlich entrüstet, ließ Kriegsvolk sammeln und zog aus gegen die Waldstädte; aber unterwegs ward er von seinem Neffen, dem Herzoge Johann von Schwaben, einem hoffährtigen Jünglinge, den er durch Ungerechtigkeit gereizt hatte, hinterlistig ermordet.

Nach Zschokke.

---

48. Die Hunde auf Kamtschatka.

Eine Thiergattung, die zwar in allen Ländern zu den Hausthieren gehört, aber nur in Rußland auf eine höchst sonderbare Art zum Nutzen und zur Bequemlichkeit der Menschen angewendet wird, sind die Hunde, von denen man fast bei allen Nomaden zahlreiche Heerden findet, und die besonders bei den Kamtschadalen, Ostjäken, östlichen Samojeden, Tungusen und bei einigen Stämmen der Mandschuren *) als Zugvieh gebraucht werden: eine Bestimmung, die sie sogar unter den Russen in der Irkutskischen Statthalterschaft (in Sibirien) haben, wo sie in einigen Gegenden die Stelle der Postpferde vertreten. Nirgends aber ist die Zucht dieser Thiere so wichtig und nothwendig, als in Kamtschatka **), wo

---

*) Die Ostjäken und Samojeden wohnen in den nördlichsten Theilen von Asien; sie leben in unterirdischen Hütten, beschäftigen sich mit Jagd, Fischerei und Rennthierzucht, und führen wegen des kalten Klimas ein sehr gedrücktes Leben. — Die Tungusen wohnen ebenfalls im nördlichen Asien, aber mehr süd-östlich; sie sind Nomaden und beschäftigen sich, wie Jene, theils mit der Jagd, theils mit Fischerei, theils mit Rennthierzucht. Von Geld wissen sie Nichts, sondern sie bezahlen der russischen Regierung, der sie größtentheils unterworfen sind, ihre Abgaben in Zobelfellen und anderen Pelzwaaren. Einige von ihnen gebrauchen zu ihren Wanderungen Hunde, Andere Pferde; die Letzteren sind aber ein wahres Reitervolk; denn selbst ihre Frauen und Mädchen sind alle beritten. — Die Mandschuren wohnen neben den Tungusen und sind Unterthanen des Kaisers von China. Sie haben schön gebaute Körper, leben von Viehzucht und Fischerei und gehören zu den tapfersten Völkern von ganz Asien.

**) Kamtschatka ist eine russische Halbinsel an dem östlichen Ende von Nord-Asien. Sie ist von sehr bedeutender Größe; denn wenn man den ganzen Strich Landes zusammenfaßt, welchen Würtemberg, Baiern, Baden, die beiden Hessen, Nassau, das großherzogl. und die herzogl. sächsischen Länder, das preußische Westfalen, die preußischen Rheinlande und Alles, was zwischen diesen Ländern liegt, einnehmen: so ist diese ganze Länderstrecke noch nicht einmal

ſie die einzige Gattung von zahmen einheimiſchen Thieren ausmachen, und wo man ihrer eben ſo wenig entbehren kann, als in andern Ländern des Hornviehs oder der Pferde.

Die kamtſchatkiſchen Hunde ſind in der Größe und Geſtalt nur wenig von den großen ruſſiſchen Bauern-Hunden verſchieden *); aber ihre Sitten haben ſie durch die Art ihrer Erziehung, Nahrung und Behandlung faſt gänzlich verändert. Sie werden für die beſten und dauerhafteſten Läufer unter allen ſibiriſchen Hunden gehalten, und ihr Feuer iſt ſo groß, daß ſie ſich oft im Ziehen die Glieder verrenken, und daß ſich ihre Haare von der heftigen Anſtrengung, durch welche das Blut in die äußeren Theile getrieben wird, röthlich färben. Sie beſitzen ſo viel Kräfte, daß vier derſelben, die man gewöhnlich vor einen Schlitten ſpannt **), drei erwachſene Menſchen nebſt anderthalb Pud Gepäck ***) mit großer Leichtigkeit fortziehen. Die gewöhnliche Ladung auf vier Hunde beträgt fünf bis ſechs Pud, und ein einzelner Mann kann auf dieſe Weiſe bei ſchlech-

---

ſo groß, als Kamtſchatka. Dagegen haben die genannten Länder 12 Millionen Einwohner, Kamtſchatka aber (nach der neueſten Zählung) bloß etwas über 4400, d. h. ſo viel, als in Deutſchland viele kleine Städte haben. Der Grund von dieſer ſchwachen Bevölkerung liegt in dem rauhen und kalten Klima und in der fürchterlichen Verheerung, welche vor 60 Jahren die hier zwei Jahr lang hauſenden Blattern (Kinder-Pocken) anrichteten. Die Einwohner ſind friedliche und gaſtfreie, aber ſehr träge Menſchen. Sie nähren ſich von Fiſchen und Thran, und beſchäftigen ſich faſt bloß mit Fiſcherei und Jagd; denn in dem Meere bei Kamtſchatka und in den Flüſſen dieſes Landes giebt es eine Menge großer und kleiner Fiſche, und die ungeheueren Waldungen des Landes ſind voll von Wild mit vortrefflichen Pelzen. Man ſchätzt die Zahl der Pelzthiere, welche jährlich erlegt werden, auf 30,000 Stück. Der Schnee bedeckt 7 — 8 Monate hindurch die Halbinſel, und zwar oft in ſolcher Menge, daß die Häuſer von ihm verdeckt ſind und die Bewohner ſich Ausgänge aus denſelben graben müſſen.

*) Die kamtſchatkiſchen Hunde ſind eine Art Spitze von verſchiedener Farbe; ſie ſind ſo groß wie unſre gewöhnlichen Haushunde, und unterſcheiden ſich von dieſen nur durch ſehr grobes Haar, einen großen Kopf und längere Beine.

**) Dieſe vier werden je zwei zuſammengeſpannt; vor ſie ſpannt man aber gewöhnlich noch einen fünften als Leithund.

***) Das Pud iſt ein ruſſiſches Gewicht und beträgt ungefähr 35 unſerer Pfunde.

ten Wegen dreißig bis vierzig, bei guten aber achtzig bis hundert und vierzig Werste *) in einem Tage zurücklegen.

Der hohe Schnee, über welchen die Hunde, ohne einzubrechen, weglaufen, die steilen Gebirge und engen Thäler, die dichten, unwegsamen Wälder, die vielen Ströme und Quellen, die entweder gar nicht oder nicht fest genug zufrieren, die Stürme, welche den Schnee verwehen und keine gebahnten Wege möglich machen — alle diese Umstände zusammengenommen würden das Reisen mit Pferden, selbst bei dem größten Ueberflusse an denselben, im Winter wenigstens, verhindern, und es ist also sehr wahrscheinlich, daß die Hunde, auch bei der größten Cultur, die Kamtschatka erhalten könnte, immer die vorzüglichsten und brauchbarsten Zugthiere bleiben werden. Auch ist die Liebhaberei für Hunde hier so groß, als sie es anderswo für Pferde ist, und nicht selten wendet man beträchtliche Summen auf den Ankauf derselben und auf die Schönheit ihres Geschirres.

Die Art, wie diese Thiere zu ihrer seltsamen Bestimmung erzogen werden, ist höchst sonderbar. Zu eigentlichen Zughunden sucht man vorzüglich diejenigen aus, welche hohe Füße, lange Ohren, eine spitze Schnautze, ein breites Kreuz und dicke Köpfe haben und eine größere Munterkeit verrathen. Sobald diese Thiere sehen können, werden sie in eine finstere Grube geworfen, wo sie so lange eingeschlossen bleiben, bis man sie für stark genug hält, einen Versuch mit ihnen anstellen zu können. Alsdann spannt man sie mit andern, schon abgerichteten Hunden an den Schlitten, vor welchem sie aus allen Kräften laufen, weil sie durch das Licht und durch so viele unbekannte Gegenstände in Schrecken gesetzt sind. Nach dieser kurzen Probe werden sie abermals in ihren finstern Kerker gesperrt, und diese Übung wird so lange wiederholt, bis sie des Ziehens gewohnt und ihrem Führer folgsam geworden sind. Von diesem Augenblick an beginnt ihr härtestes Schicksal, das nur durch die kurze Erholung gemildert wird, die ihnen der Sommer gewährt. Da sie nämlich in dieser Jahreszeit von keinem Nutzen sind, so bekümmert sich auch Niemand um sie, sondern sie genießen eine völlige Freiheit, welche sie vorzüglich zur Stillung ihres Hungers benutzen. Ihre einzige Nahrung besteht in Fischen, denen sie diese ganze Zeit

*) Eine Werste beträgt den siebenten Theil einer deutschen Meile.

über an den Flüssen auflauern, und die sie mit vieler Behendigkeit und List zu fangen wissen. Wenn sie einen Überfluß an denselben haben, fressen sie, gleich den Bären, bloß die Köpfe und lassen den Überrest liegen.

Doch diese Ruhe dauert nur bis in den October; denn dann versammelt jeder Eigenthümer seine Hunde und bindet sie in der Nähe seiner Wohnung an, wo sie zuerst weidlich hungern müssen, um sich ihres überflüssigen Fettes zu entladen und dadurch zum Laufen behender zu werden. Sobald der erste Schnee fällt, geht ihre Plagezeit an, und dann hört man Tag und Nacht ihr schreckliches Geheul, durch welches sie gleichsam ihr hartes Schicksal zu beklagen scheinen. Bei dem schweren Loose, das diese Thiere den Winter hindurch zu tragen haben, besteht ihre Kost nur aus gesäuerten oder in Fäulniß übergegangenen und getrockneten Fischen; und doch werden ihnen erstere als die bessere Speise nur zur Erquickung und Stärkung gereicht, weil man bemerkt hat, daß sie weichlich werden und leichter ermüden, wenn sie diesen Leckerbissen kurz vor dem Antritt einer Reise erhalten. Ihr gewöhnliches Futter sind verschimmelte und an der Luft getrocknete Fische, ein Schmaus, bei welchem sie sich selten anders, als mit blutendem Maule sättigen können, weil Gräte und Zähne den größten Theil desselben ausmachen. Für diese Härte rächen sie sich aber auch durch ihre erstaunliche Gefräßigkeit, die keinen Gegenstand verschont, dessen sie habhaft werden können. Mit diebischer List steigen sie die Leitern hinauf in die luftigen Vorrathskammern ihrer tyrannischen Herrn; mit unnatürlichem Heißhunger fressen sie Riemen und Lederwerk an, wo sie es finden; und so weit geht ihre Entartung, daß sie sich selbst um die ekelhaftesten und von allen andern Thieren verabscheuten Dinge mit einander bis auf das Blut streiten.

Aber nicht bloß in ihrer Gefräßigkeit, sondern in der ganzen Eigenthümlichkeit der thierischen Sitten zeigt sich diese Entartung. Statt der Wachsamkeit, Treue und Anhänglichkeit, die der Hund überall seinem Ernährer zeigt, haben die kamtschatkischen Hunde den Charakter heimtückischer Sklaven angenommen. Scheu und unfreundlich meiden sie ihren Herrn, unbekümmert um die Sicherheit seines Eigenthums, das sie gegen keinen Unbekannten zu vertheidigen wagen. Furchtsam und traurig schleichen sie einzeln umher und blicken beständig aus Mißtrauen um sich. Mit List und Be-

trug muß man sie vor die Schlitten zu spannen suchen: während dies geschieht, strecken sie sämmtlich die Köpfe empor und erheben ein wehmüthiges Geschrei; sobald aber die Fahrt beginnt, verstummen sie plötzlich, und dann scheinen sie durch hundert tückische Streiche wetteifernd die Geduld ihres Führers ermüden oder sein Leben in Gefahr bringen zu wollen. Wenn sie an eine gefährliche Stelle kommen, verdoppeln sie ihre Schnelligkeit im Laufen, und um nicht von einem steilen Berge heruntergestürzt oder in einen Fluß geworfen zu werden, sieht man sich gewöhnlich gezwungen, ihnen den Schlitten zu überlassen, den man selten anders als zerbrochen oder erst beim nächsten Dorfe wiederfindet, wenn es ihnen nicht gelungen ist, sich gänzlich in Freiheit zu setzen.

Doch so entartet auch die Hunde auf Kamtschatka sind, so fehlt es ihnen dennoch nicht an Eigenschaften, durch welche sie den Menschen mit ihrem guten Willen nützlich werden können. Außer dem Vortheil, daß man mit diesen leichten Geschöpfen in den unwegsamsten Gebirgen und über den tiefsten Schnee fortkommen kann, sind sie auch treffliche Wegweiser, die in der größten Dunkelheit und beim fürchterlichsten Schneegestöber das Ziel der Fahrt zu finden wissen. Wird der Sturm so heftig, daß man liegen bleiben muß, wie dies nicht selten geschieht, so legen sich die Hunde neben ihren Herrn und erhalten durch ihre natürliche Wärme sein Leben. Auch geben sie die sicherste Anzeige von bevorstehenden Stürmen, indem sie Höhlen in den Schnee graben und sich darin zu verbergen suchen.

Durch diese und viele anderen guten Eigenschaften ersetzen die kamtschatkischen Hunde bei weitem den Nachtheil, den ihre Unarten stiften; und welche Ursache sonst, als die hartherzige Tyrannei der Menschen, trägt die Schuld dieser Entartung? So groß ihre Tücke sein mag, so kommt sie doch dem kalten Eigennutze und der Undankbarkeit noch nicht gleich, die diese herabgewürdigten und zur härtesten Knechtschaft gemißbrauchten Thiere von den Menschen erdulden. Kaum hat der kamtschatkische Hund durch das Übermaß seiner Leiden das frühe Alter erreicht, so fordert ihm sein unerbittlicher Herr das Letzte ab, was er noch herzugeben vermag — seine Haut; und eben der hart behandelte Sklave, der seinem Tyrannen während eines kurzen und mühseligen Lebens so oft seine thierische Wärme mitgetheilt hatte, leistet ihm seinen Dienst auch nach dem Tode auf eine ähnliche Weise. Storch.

49. Fliegende Fiſche.

Im Meere giebt es Fiſche, welche auch aus dem Waſſer gehen und in der Luft fliegen können. Man ſollte meinen, es ſei erdichtet, weil bei uns ſo Etwas nicht geſchieht. Aber wenn ein Menſch auf einer Inſel wohnte, auf welcher er keine andern Vögel, als Meiſen, Diſtelfinken, Nachtigallen und andere dergleichen luſtige Muſikanten des Waldes, könnte kennen lernen, ſo würde er es eben ſo unglaublich finden, wenn er hörte, daß es irgendwo ein Land gebe, in welchem Vögel auf dem Waſſer ſchwimmen und darin untertauchen; und doch können wir dieſes auf unſern Gewäſſern alle Tage ſehen, und wir müſſen daher auch nicht glauben, daß alle Wunder der Natur nur in andern Ländern und Welttheilen ſeien. Sie ſind überall; aber auf diejenigen, die uns umgeben, achten wir nicht, weil wir ſie von Kindheit an und täglich ſehen.

Was nun die Fiſche und Vögel betrifft, ſo ſchwimmt eine Ente freilich nicht eben ſo wie ein Fiſch, und ein Fiſch fliegt nicht wie ein Storch, ſondern damit hat es folgende Bewandtniß: Die Floßfedern an der Bruſt dieſer Thiere ſind ſehr lang und mit einer weichen Haut überzogen. Mit Hülfe dieſer kann ſich der Fiſch eine Zeit lang in der Luft erhalten. *) Aber erſtlich, das thut nicht länger gut, als dieſe Haut naß iſt; ſobald ſie trocknet, fällt der Fiſch ins Waſſer zurück. Zweitens, er geht nicht aus dem Waſſer ohne Noth, fliegt nicht ſpazieren für Kurzweile oder um ſeine Kunſt zu zeigen, ſondern nur wenn ihn ein Raubfiſch verfolgt, dem er nicht mehr anders entrinnen kann, und darin iſt er klüger, als mancher Menſch, der ſchon Hals und Bein gebrochen hat; denn der Fiſch ſagt: Man muß ſeiner Natur und ſeinem Stande getreu bleiben, ſo lange man kann, kein Wagſtück treiben, wenn's nicht ſein muß, nicht oben zum Fenſter hinausſpringen, wenn die Thür offen ſteht.

Solche fliegende Fiſche geben den Schifffahrenden, die viele Wochen lang Nichts als Himmel und Waſſer um ſich haben, auf ihrer langweiligen Reiſe manche Kurzweile, beſonders wenn der Raubfiſch, welcher ſie verfolgt, ebenfalls fliegen kann und ihnen nacheilt. Da ſieht man eine ſeltſame Fiſch-Jagd in der Luft. Oft erhaſcht

*) Ein deutſcher Reiſender ſah auf ſeiner Ueberfahrt nach Südamerika, daß ſich Fiſche 12, 15, ja ſogar 18 Fuß in die Luft erhoben und in einer Länge von 24 Fuß ſich fortbewegten, ehe ſie wieder ins Waſſer fielen.

der Raubfisch seine Beute und zieht sie wieder in das Wasser hinab; oft entgeht sie durch Geschwindigkeit oder Glück. Manchmal ist noch ein ganz anderer Spaß zu sehen; denn gewisse Vögel fliegen über dem Wasser hin und her und stellen den Fischen nach, können ihnen aber Nichts anhaben, so lange diese daheim im Wasser bleiben, wohin sie gehören. Wenn aber ein solcher Luftkrieg zwischen ihnen angeht, so wird bald der Fliehende, bald der Feind, bald Beide von dem Vogel, der das Fliegen besser versteht, erhascht und kommen ihr Lebenlang nimmer ins Wasser; und dazu lachen die Schiffer.

Merke: Solcher Spaß, bei dem man aber oft lieber weinen als lachen möchte, ist manchmal auch mitten auf dem trockenen Lande zu sehen, wenn zwei Brüder oder Verwandte oder Bundsgenossen Prozeß und Streit mit einander führen, und ein Dritter dazu kommt und Beide des Vortheils beraubt, den Jeder von ihnen allein haben wollte und Keiner dem Andern gönnte. Merke: Wenn die Fische im Meere Händel haben, ist's lauter Freude für die losen Vögel in der Luft.

Hebel.

---

50. Valentin Jamerai Düval.

Valentin Jamerai Düval, welcher im Jahre 1775 als Director des kaiserlichen Münz-Cabinets in Wien starb, wurde 1695 in einem armen, elenden Dörfchen Frankreich's geboren. Sein Vater, ein armer Bauersmann, war schon sehr frühe gestorben, und er lebte mit seiner Mutter in der größten Dürftigkeit; denn die Kriege, welche damals der französische König mit andern europäischen Fürsten führte, brachten eine große Theuerung und Hungersnoth in Frankreich hervor. Dieses und andere traurige Umstände zwangen den armen Knaben, schon in seinem zehnten Jahre seine Mutter zu verlassen und sich sein Brod selbst zu verdienen zu suchen. So jung er damals, als er das mütterliche Haus verließ, war, so unwissend war er auch; denn Landschulen waren zu jener Zeit eine Seltenheit, und seine Ältern, die selbst ungebildet waren, konnten in ihrer Armuth Nichts zu seiner Bildung beitragen, und hatten ihn, sich selbst überlassen, immer umherlaufen gelassen. So hatte er denn von allen Dingen die wunderlichsten und verworrensten Vorstellungen. Als er von der Stadt Paris erzählen hörte, daß

es dort viele Häuser gäbe, welche so groß wie die Kirche in seinem Dorfe wären, so meinte er, auch die Einwohner von Paris müßten die gewöhnlichen Menschen eben so sehr an Größe übertreffen, als die Kirche vor den elenden Hütten des Dorfes hervorragte; den König von Frankreich dachte er sich, weil er so viel von seiner Macht und Gewalt hörte, selbst noch unendlich viel größer, als die vermeintlichen Pariser Riesen; und von Leben und Tod konnte er sich so wenig einen Begriff machen, daß er meinte, wenn man nur immer tüchtig äße, so würde man niemals sterben, und daß er einmal einen alten Mann fragte, warum er denn solche Runzeln im Gesichte und einen so schwachen und zusammengekrümmten Körper habe, und warum er nicht lieber jung geblieben wäre.

So unwissend ging er fort, sich Arbeit und Brod zu suchen. Beides erhielt er zuerst auf einem Pachthofe; hier nahm man ihn auf mit der Bedingung, die Schafe zu hüten. Der arme Junge fühlte sich bei dem guten Pächter recht wohl, bis ein trauriger Vorfall ihn aus dem Hause trieb. Er war nämlich sehr munter und kindisch, und vertrieb sich bei seinen Schafen die Zeit zuweilen damit, daß er ihnen nachlief und sie zwang, ihre drolligen Sprünge zu machen. Das wollte er denn auch einmal in einem Obstgarten thun, welcher nahe beim Hause lag und in dessen Mitte ein Ziehbrunnen war; die Thiere fingen an, hin und her zu rennen, und ein Hammel, welchem er sehr zusetzte, wollte über den Brunnen springen und fiel hinein. In der Angst seines Herzens ließ sich Düval, um den Hammel zu retten, ohne Überlegung am Brunnenseile hinunter; dieses rollte sich schnell ab, und Düval plumpte ins Wasser. Ein Querbalken, der glücklicher Weise unten im Brunnen stak, errettete ihn vom Tode; er umfaßte den Hammel und schrie aus Leibeskräften um Hülfe. Ein Mann, welcher durch einen glücklichen Zufall am Garten vorbeiging, eilte herbei und zog Mensch und Thier aus dem Brunnen heraus. Den Pächter erzürnte die Unbesonnenheit des Knaben, und er schickte ihn fort.

Düval zog nun auf einen neuen Dienst aus und war so glücklich, ihn im nächsten Dorfe zu finden. Ein armer Bauer nahm ihn auf und übertrug ihm, eine Heerde welscher Hühner zu hüten. Aber auch hier brachte ihn sein Muthwillen bald ins Verderben.

Er gewann nämlich einen Puterhahn in seiner Heerde ganz besonders lieb, und schmückte ihn daher immer mit Blumenkränzen; einmal nun kam ihm der Gedanken, seinem Lieblinge, um ihn noch mehr herauszuputzen, sein eignes rothes Röckchen anzubinden. Dem Hahne war aber kaum das Kleid umgebunden, als die ganze Heerde, welche bekanntlich die rothe Farbe scheut, vor Angst davon lief; der Hahn selbst kam in Verwirrung und Angst, und flatterte in den sonderbarsten Bewegungen auf dem Felde umher. Die abergläubischen Landleute, welche auf ihren Äckern arbeiteten, meinten, der Puterhahn wäre behext, und liefen vor Schrecken fort oder versteckten sich hinter Hecken und Bäume; einige Bauern aber gingen mit Sensen und Sicheln auf das Thier los und verfolgten es, bis es endlich vor Ermattung todt hinstürzte. Der arme Düval, den der Tod seines Lieblinges sehr schmerzte, erhielt, ungeachtet aller seiner Bitten und Versprechungen, von dem erzürnten Pächter den Abschied, und trat verlassen und ohne zu wissen wohin? von neuem die Reise an.

Die Straße, welche er ging, führte ihn bald in einen großen Wald; in diesem kam er durch gedankenloses Hinschlendern vom Wege ab und irrte nun verlassen umher. Als er aber von einer Anhöhe aus in der Ferne mitten im Walde Rauch aufsteigen sah, so ging er diesem nach und kam an einen freien Platz, auf welchem eine Köhlerfamilie Kohlen brannte. Die guten Leute nahmen ihn freundlich auf und ließen ihn an ihrem ärmlichen Mahle Theil nehmen; in der Nacht schlief er mit ihnen unter freiem Himmel und wurde am folgenden Morgen mit einem Stücke Brod entlassen, indem ihn ein Köhlerjunge bis an den Ausgang des Waldes begleitete.

Düval zog nun unter allerlei Schicksalen von Dorf zu Dorf, fand da und dort Arbeit und Brod und wurde wieder entlassen. Auf diese Weise trieb er sich bis in sein vierzehntes Jahr umher, und lernte dabei viel Neues und Nützliches; denn er war sehr aufmerksam auf Alles, was um ihn vorging, und sehr gelehrig. Aber bald kam er in die kläglichste Lage, in die er nur kommen konnte; denn es war im Anfange des außerordentlich kalten Winters von 1708 auf 1709, als er, von einem harten Dienstherrn fortgeschickt, umherzog, um einen neuen Herrn zu suchen. Dieser Winter war einer der strengsten, die es jemals in Europa gegeben

hat; denn es froren alle Waſſer zu; das Wild in den Wäldern und die Vögel in der Luft erfroren; Bäume zerplatzten; die Kirchen und alle öffentlichen Häuſer waren geſchloſſen; kein Menſch wagte das Haus zu verlaſſen; täglich fand man Erfrorene, und von dem ſchwediſchen Heere, welches damals (unter Karl XII.) in Rußland Krieg führte, fielen an einem Tage zweitauſend Mann todt hin.

Wie mochte es da dem armen, verlaſſenen Düval ergehen? Ohne alle Nahrungsmittel irrte er umher, und fand Niemanden, der ſich ſeiner angenommen hätte. Endlich ward er krank; ein heftiger Froſt überfiel ihn, und er bekam ſo ſchmerzliches Kopfweh, daß er faſt ſeiner Sinne beraubt wurde. In dieſer traurigen Lage kam er fünf Meilen vor Paris an einen Meierhof, deſſen Bewohner er mit kläglichem Geſchrei um Mitleid anflehte. Der Hausherr, der nur Pächter des Hofes und äußerſt dürftig war, konnte ihm kein anderes Obdach anweiſen als den Schafſtall. Hier bekamen zwar die vor Kälte erſtarrten Glieder des armen Kranken durch die Ausdünſtung der Schafe wieder etwas Wärme; allein ſein Kopfweh nahm ſo zu, daß er die Beſinnung verlor. Am andern Morgen beſuchte ihn der Pächter, und ſah zu ſeinem Schrecken, daß er die Blattern (Kinder-Pocken) habe; er erklärte ſogleich dem armen Patienten, daß er ſterben müſſe, weil er kein Bett und keine Arzeneien für ihn habe, und ohnehin zu arm ſei, ihn in einer ſo langwierigen Krankheit zu ernähren.

Der kranke Düval war vor Mattigkeit nicht im Stande, ihm zu antworten; aber eben dies rührte den guten Bauer. Er ging weg, kam aber bald wieder mit einem Bündel altes Leinenzeuges, zog dem Knaben ſeine Lumpen ab und hüllte ihn in jenes. Darauf machte er ihm von Schafmiſt und Spreu ein Lager, legte ihn auf daſſelbe und bedeckte ihn mit Spreu und einigen Schichten Miſt. Dann befahl er ihn Gott und verließ ihn mit dem Troſte, daß er ohne Wunder nicht am Leben bleiben könne. So lag der unglückliche Knabe — nicht etwa auf dem Miſte, ſondern bis an den Hals in Miſt eingeſcharrt. Seine Schwachheit war ſo groß, daß er wirklich den nahen Tod erwartete, den er aber für nichts Schmerzliches hielt. Es ging jedoch anders, als er erwartet hatte; denn die Wärme des Miſtes und der Athem der Schafe brachten ihn zum Schweiße, und der Ausbruch der Blattern erfolgte; in

kurzer Zeit war sein ganzer Körper mit unzähligen Geschwüren bedeckt. Da er äußerst schwach war, so mußte er es dulden, daß ihm die Schafe mit ihren rauhen Zungen die Blattern, zur Vervielfachung seiner Schmerzen, wegleckten. Unterdessen stieg die Kälte dieses außerordentlichen Winters zu ihrer höchsten Höhe, so daß die größten Steine bersteten und die höchsten Eichbäume bis auf die Wurzeln gespalten wurden, mit einem Getöse, das dem stärksten Donner glich, und den kleinen Patienten oft aus seinem Schlummer weckte. Als er in der Folge der Krankheit etwas Appetit bekam, konnte ihm sein Wirth, der unterdessen selbst in größere Noth und Dürftigkeit gekommen war, nichts Anderes vorsetzen, als täglich eine Flasche Wasserbrei, welche Düval, um seine kümmerliche Nahrung vor dem Erfrieren zu bewahren, in den Mist stecken mußte. Von dieser Nahrung lebte er vierzehn Tage lang; dann aber, als er zu gesunden anfing und sein Hunger sich vermehrte, gab ihm der arme Wirth, der nichts Anderes hatte, Wassersuppe und etwas schwarzes Hausbrod, welches gewöhnlich so hart gefroren war, daß es erst mit einem Beile auseinander gehauen werden mußte, und daß es der Patient nicht eher genießen konnte, als nachdem er es erst einige Zeit in den Mist gesteckt hatte. Gleichwohl erklärte ihm sein Wirth, daß er ihm auch diese armselige Speise nicht ferner reichen könnte. Düval, der noch nicht ganz genesen war, brach in bittere Thränen aus bei der Vorstellung, daß er nun mit seiner noch großen Schwäche dem Hunger und der Kälte preisgegeben werden sollte. Doch stillte er seine Thränen wieder, als ihm sein Wohlthäter meldete, daß der Pfarrer des drei Viertelstunden vom Meierhofe entfernten Dorfes sich erboten habe, ihn zu sich zu nehmen.

Der Patient wurde also aus seinem Mistlager herausgezogen, in alte Lumpen und einige Bündel Heu gehüllt und so auf einen Esel gebunden, neben welchem eine Person ging, die den schwachen Reisenden halten mußte. Die Langsamkeit des Thiers und der hohe Grad der Kälte machten, daß der unglückliche Knabe ganz steif und erfroren ankam. Jedermann, der ihn sah, glaubte, daß, wenn er auch mit dem Leben davon kommen sollte, er doch lahm an den Gliedern werden würde. Allein der Vater im Himmel, der den Knaben auf ungewöhnlichem Wege zum Ziele führen wollte, schützte ihn auch hier und gab dem Geistlichen den Gedanken ein,

daß er den erfrorenen Knaben nicht sogleich in die Wärme brachte; im Gegentheil ließ dieser ihn erst einige Stunden lang mit Schneewasser reiben, bis seine erstarrten Glieder wieder Empfindung bekamen. Dann brachte er ihn zuerst in einen Stall, wo er ihm jedoch ein bequemeres Lager gab, als es ihm der Pächter hatte geben können; nach acht Tagen wurde er in ein Zimmer gebracht und in ein ordentliches Bett gelegt. Auf diese Weise kam der Erstarrte allmählich zur Erholung, während eine schnelle Erwärmung ihn nothwendig getödtet haben würde. Nach vierzehn Tagen war er von seiner Blatterkrankheit glücklich genesen.

Der gute Knabe dankte Gott für seine wiedererlangte Gesundheit und freute sich ungemein bei der Vorstellung, daß er sich in den Händen eines braven Geistlichen befände; allein dieser war zu arm, um ihn noch länger ernähren zu können, und kündigte ihm an, daß er nun sein Haus verlassen und sich einen Dienst suchen müsse. Düval küßte dankbar dem Geistlichen die Hand und ergriff aufs neue mit schwerem Herzen seinen Wanderstab. Lange irrte er hülflos umher; allenthalben fand er Verwüstungen des fürchterlichen Winters, nirgends eine Aufnahme; es war ihm nicht möglich, so viel zusammenzubetteln, daß er seinen Hunger stillen konnte, der ihn auf die grausamste Weise quälte. Einen Dienst konnte er nicht finden, weil durch die schreckliche Kälte und ihre Zerstörungen die reichsten Leute arm geworden waren und Jedermann sich einschränken mußte. Da hörte er, der immer sehr wißbegierig war und über Alles, was seine Aufmerksamkeit erregte, sich erkundigte, einmal, daß es Länder gäbe, in welchen gar kein Winter wäre, weil sie der erwärmenden Sonne näher lägen; und sogleich beschloß er, sich auch der Sonne zu nähern; denn weil er immer von der Sonne hatte sagen gehört, sie ginge auf, sie käme hervor, sie ginge am Himmel u. dgl., und weil er sie (z. B. in Kalendern) immer in der Gestalt eines umstrahlten Menschenkopfes vorgestellt sah, so glaubte er in seiner Unwissenheit, sie wäre ein großes menschliches Wesen. Da er nun meinte, sie habe ihre Wohnung in Osten, so ging er nach dieser Weltgegend zu.

Nachdem er mehre Wochen hindurch gegangen war, kam er in das schöne Lothringer Land, voll freundlicher Dörfer und blühender Felder. Er meinte also schon der Sonne nahe zu sein, bis ein Mann, dem er von seiner Wanderschaft nach Osten erzählte, seine

irrige Vorstellung berichtigte. In einem kleinen Dorfe ward er darauf Knecht bei einem Schäfer und fühlte sich recht wohl bei ihm. Der gute Mann sagte Düval des Abends, wenn er seine Schafe heimgetrieben hatte, Manches aus der heiligen Schrift, so gut er's wußte, und der lernbegierige Schüler hörte es mit Freuden an; denn dies war eigentlich die erste religiöse Belehrung, die er empfing, weil man ihn vorher außer einigen wenigen, nicht verstandenen Gebeten, die man ihn auswendig lernen ließ, Nichts von göttlichen Dingen gelehrt hatte.

Düval fand auch in dem Wenigen, was der Schäfer von der Welt und den Menschen ihm zu erzählen wußte, Nahrung für seinen Geist; aber dies steigerte nur seinen unauslöschlichen Durst nach Kenntnissen, und da er bald Alles vom Schäfer gelernt hatte, was dieser wußte, so hatte er keine Ruhe mehr, sondern ergriff den Wanderstab von neuem. Nach einigen Tagen eines planlosen Hin- und Herwanderns kam er vor die Einsiedelei La Rochette am Fuße des Vogesischen Gebirges. Hier nahm man ihn gütig auf, und verstattete ihm den Aufenthalt. Für diese Wohlthat erbot sich Düval, dem ältesten Einsiedler, welcher Palemon hieß, als Bedienter aufzuwarten und nebenbei die kleine Kühheerde der Einsiedler zu hüten. Er war sechzehn Jahr alt, als er hieher kam, wußte aber noch nicht so viel, als mancher Knabe von sieben Jahren. Allein immer stärker ward seine seltene Wißbegierde, und er fiel mit dem größten Heishunger über jedes Buch her, das er fand, und las es so schnell durch, daß er die Bibliothek der Einsiedler gar bald im Kopfe hatte.

Doch sein Aufenthalt in dieser Einsiedelei dauerte nicht lange, indem er seinen Platz bald einem jungen, neu aufgenommenen Einsiedler einräumen mußte. Er ging also fort, und Palemon gab ihm ein Empfehlungsschreiben an einen andern Einsiedler, dessen Wohnung eine halbe Stunde von Lüneville, der Residenz des damaligen Herzoges von Lothringen, entfernt war. In diese Einsiedelei, welche den Namen Sanct Anna führte, kam er im Jahre 1713 und wurde freundschaftlich aufgenommen, mußte aber eben so, wie vorher, der Hüter einer kleinen Heerde Kühe werden. Mit diesem einsamen und niedrigen Geschäfte war jedoch der junge Hirte so sehr zufrieden, daß er Alles that, was er seinen Wohlthätern an den Augen absehen konnte. Er war jetzt achtzehn Jahr

alt, und noch konnte er nicht ſchreiben; aber ſeine Lernbegierde war ſo groß, daß er dieſe Kunſt in kurzer Zeit dadurch ſich zu eigen machte, daß er die Buchſtaben ſeiner Vorſchrift an einer Fenſterſcheibe durchzeichnete. Eben ſo geſchwind lernte er die Rechenkunſt; es fielen ihm nämlich einige Bogen gedrucktes Papier in die Hand, die zum Umſchlage eines Buches gedient hatten. Er fing an ſie zu durchleſen, und fand zu ſeiner großen Freude, daß ſie eine Anweiſung zur Rechenkunſt enthielten. Wie glücklich war Düval durch dieſen Fund! Er legte die Bogen ſorgfältig zuſammen, nahm ſie mit auf die Weide, und in kurzer Zeit hatte er Alles, was die Bogen enthielten, begriffen. Sein Gefallen an der Rechenkunſt war ſehr groß, und es durchdrang ihn eine immer mehr wachſende Luſt, ſie und überhaupt ſämmtliche Wiſſenſchaften, welche ſich mit Mathematik beſchäftigen oder damit verwandt ſind, zu erlernen. Daher ſuchte er jedes dahin einſchlagenden Buches, jeder geographiſchen Karte habhaft zu werden, die er nur in ſeiner Einſiedelei auftreiben konnte; und bloß durch eigenes Nachdenken und durch unüberwindlichen, ausdauernden Fleiß brachte er es ohne alle andere Hülfe ſo weit, daß er viele richtige und aufgeklärte Begriffe in der Mathematik, der Erdbeſchreibung und der Sternkunde erhielt. Um in der letzteren Wiſſenſchaft immer weiter zu kommen, ſuchte er ſich in ſeinem Walde eine hohe Eiche aus, und baute von Schilf und Reiſern einen Korb darauf, der nicht viel anders als ein Storchneſt ausſah; von dieſer Sternwarte aus beobachtete er des Abends die Sterne. Da er von Ferngläſern noch Nichts wußte, ſo gab ihm ſein Scharfſinn den Einfall ein, ſich einen Hollunderſtab auszuhöhlen, um ihn ſtatt eines Fernrohres zu gebrauchen.

Es dauerte nicht lange, ſo hatte der unermüdliche Jüngling alle Bücher durchſtudirt, die nur in der Einſiedelei zu finden waren. Die Begierde, andere Bücher zu bekommen, brachte ihn auf den Einfall, ſich durch die Jagd das Geld dazu zu verdienen. Er fing alſo Haſen, Füchſe, wilde Katzen, Marder, Vögel und andere Thiere, verkaufte ihre Bälge und Federn und ſchaffte ſich für das Geld die erwünſchten Bücher an. Auch in dieſer Kunſt brachte er es in kurzer Zeit ſo weit, daß er es wagte, Rehe und Hirſche anzufallen, und daß er ſich in drei Monaten über vierzig Thaler verdient hatte. Freilich gerieth er hierbei oft in Gefahr, ſeine Ge-

ſundheit oder ſein Leben zu verlieren; allein keine Schwierigkeit, keine Gefahr vermochte ihn von ſeinem raſtloſen Beſtreben, Etwas zu lernen, abzubringen. So ward er einſt im Walde einer wilden Katze gewahr, deren ſchöner Balg ihn ungemein lüſtern nach ihr machte. Er kletterte ſchnell den Baum hinauf, auf welchem ſie ſaß; das Thier aber zog ſich bis in die Spitze zurück; er folgte ihr nach und verſetzte ihr mit ſeinem Stock einen Schlag, der aber das Thier nur leicht traf; mit einem Sprung ſtürzte ſie von ihrer Höhe herab, und flüchtete ſich in einen hohlen Baum; Düval aber eilte ihr auch dorthin nach, und wühlte nun mit ſeinem Stock im Baume herum, um ſie herauszutreiben; da ſtürzte das Thier plötzlich hervor, ſprang wüthend in ſeine Haare und zerfleiſchte ſeinen Nacken. Düval achtete dieſes Alles nicht und ſah nicht mehr die Katze, ſondern nur die Bücher, welche ihm aus ihrem ſchönen Balge kommen ſollten. Er faßte alſo die Katze und ließ ſie ſchlechterdings nicht los, bis er ſie, aber auch mit ihr manches Stück ſeiner Haut herunter riß, und nun zerſchmetterte er ihr am nächſten Baume den Kopf. Freudig hing er die mit ſo großer Gefahr errungene Beute an ſeinen Stab und eilte im Triumphe nach Hauſe. Die Einſiedler erſchraken ſehr, als ſie ihn mit Blut bedeckt ſahen; er aber machte ſich Nichts daraus, und freute ſich nur ſeines ſchönen Gewinſtes.

Einſt fand er in einem Walde ein goldenes Petſchaft; gleich am nächſten Sonntage — eher konnte er nicht von ſeiner Heerde abkommen — ging er nach Lüneville, und bat einen Geiſtlichen um die Bekanntmachung, daß der Eigenthümer des Petſchaftes ſich bei ihm melden möchte. Das Petſchaft gehörte einem reichen Engländer, Namens Forſter, der ſich in Lüneville aufhielt. Dieſer wurde von der Redlichkeit des jungen Hirten ſo gerührt, daß er ihm zwei Louisd'or ſchenkte und ihm erlaubte, ihn jeden Sonntag zu beſuchen und ein Morgenbrod bei ihm zu eſſen. Düval benutzte dieſes gütige Anerbieten, und bekam noch außerdem jedesmal einen Laubthaler zum Geſchenke. All dieſes Geld verwendete er zum Ankauf guter und nützlicher Bücher.

Ein andermal ſaß Düval, umgeben von ſeiner kleinen Heerde, unter einem Baume und ſtudirte in ſeinen Landkarten, als die jungen Prinzen von Lothringen, Franz und Leopold, die ſich eben auf einer Jagdpartie verirrt hatten, zu dem ſeltſamen Studenten

kamen. Sie thaten viele Fragen an ihn, die er mit einer Offenherzigkeit und zugleich mit einer Geschicklichkeit beantwortete, welche sie und ihre Begleiter in das größte Erstaunen setzte und eine herzliche Zuneigung gegen den bescheidenen Hirten in ihnen erregte. Der eine Prinz, Franz, nachheriger römischer Kaiser, bot ihm an, ihm alle Mittel zur Fortsetzung seiner Studien und zur Erweiterung seiner Kenntnisse zu geben. Düval nahm dies gnädige Anerbieten an, und verließ, obgleich höchst erfreut über seine herrlichen Aussichten, mit Thränen die Einsiedler zu St. Anna, bei denen er vier Jahre zugebracht hatte.

Nun konnte er seiner Neigung ungehindert nachleben, und er that dies auch mit solchem Eifer, daß er in kurzer Zeit ein sehr gelehrter Mann ward. Er wurde daher von einem Amte zum andern befördert, und hatte das Glück, seinen hohen Wohlthäter auf dessen Reisen nach Frankreich und Italien zu begleiten; und als dieser Prinz als römischer Kaiser nach Wien zog, nahm er ihn mit und machte ihn dort zum Oberaufseher der kaiserlichen Bibliothek und des Münzcabinets. Düval blieb mitten im Geräusche des Hofes und bei einer sehr guten Einnahme doch immer seinen ländlichen Sitten getreu; er lebte sehr mäßig, kleidete sich sehr einfach und studirte mit eben dem Eifer, als ob er noch in der Einsiedelei St. Anna wäre. Sein erspartes Geld verwendete er zu lauter wohlthätigen Handlungen; er kaufte sein väterliches Haus an sich, ließ es einreißen, baute ein sehr schönes Schulhaus auf dem Platze und machte der Gemeinde ein Geschenk damit. Vorzüglich freigebig bewies er sich gegen seine ehemaligen Wohlthäter, die Einsiedler zu St. Anna. Er ließ nämlich mit einem Kosten-Aufwande von neuntausend Thalern ihre kleine Hütte einreißen und dafür ein großes Gebäude mit einer niedlichen Kapelle errichten. *) Zugleich suchte er das Geschäft dieser Einsiedler dadurch wohlthätig zu machen, daß er ihnen die Pflicht auferlegte, edle Baumarten zu ziehen und Jedermann in der Nachbarschaft umsonst damit zu versorgen.

---

*) Eine an dieser Kapelle auf einer Marmortafel angebrachte Inschrift enthält die Worte: „Diesen Tempel baute Valentin Düval, früherhin Kuhhirte in dieser Einöde, später herzoglich lothringischer Hofbibliothekar zu Lüneville, im Jahre 1736."

Der ausgezeichnete Mann starb, von Allen betrauert, am 3. Nov. 1775 in einem Alter von ein und achtzig Jahren.

---

51. Der Steuermann.

Ein Schiff fuhr auf dem hohen Meere, da erhob sich plötzlich ein gewaltiger Sturm, also daß Alle, die auf dem Schiffe waren, verzagten, und es entstand unter ihnen ein großes Jammern und Geschrei. Der Steuermann aber verhielt sich ruhig und lenkte das Schiff, so gut er vermochte.

Als die Schiffenden Solches sahen, faßten sie Muth und sprachen: „Wirst Du uns retten?“ Darauf antwortete der Steuermann: „Wie kann ich Euch Solches versprechen? Vermag ich dem Sturme zu gebieten? Begnüget Euch, daß ich meine Pflicht erfülle!“ — Darauf begannen Jene von Neuem zu jammern, denn der Sturm nahm überhand; der Steuermann aber verblieb ruhig und lenkte das Schiff in Sturm und Wellen.

So schwebten sie hin und her, und das Schiff ward voll Wassers. Da erhob sich der Steuermann und sprach: „Ich kann das Schiff nicht erhalten, doch hoffe ich Euer Leben zu retten. So mache sich ein Jeder gefaßt auf den Schiffbruch!“ Da entstand ein lautes Murren und Wehklagen; der Steuermann aber verblieb ruhig und schaute auf die Nadel *) und befahl jedem Bootsknechte zu thun, was ihm gebühre. Jetzt lief das Schiff, nach dem Willen des Steuermanns, auf eine Bank nahe am Lande, und der Vordertheil stand unbeweglich fest, aber der Hintertheil zerbrach durch die Gewalt der Wellen. Da hieß der Steuermann, die da schwimmen konnten, sich zuerst in das Meer lassen und entgehen an das Land, die Andern aber, Etliche auf Brettern, Etliche auf dem, was vom Schiffe selbst übrig war. So geschah, daß sie Alle erhalten zu Lande kamen, der Steuermann zuletzt. Da versank das ganze Schiff.

Als Jene, die gerettet waren, Solches sahen, murrten sie gegen den Steuermann, daß er sie auf eine Sandbank geführet und das Schiff sammt aller Habe verderbet habe. Der Steuermann aber ging zwischen ihnen durch und achtete ihres Murrens nicht.

Krummacher.

---

*) Die Magnetnadel oder den Compaß.

52. Bossaldab.

Alboram war der einzige Sohn des ägyptischen Sultans Bossaldab. Sein Vater liebte ihn, wie ein Greis sein Leben liebt, in welchem er die Arbeit seiner Jugend noch zu genießen hofft. Schon hatte Bossaldab große Schätze gesammelt, benachbarte Länder erobert und Alles aufgewendet, um diesem geliebten Sohne eine große Herrschaft und einen glänzenden Thron zu hinterlassen. Aber als er das Ziel seiner Wünsche beinahe erreicht hatte, da wurde der Jüngling, der einst dies Alles erben sollte, auf der Jagd von einem unglücklich abgeschossenen Pfeile in das Herz getroffen, so daß er auf der Stelle starb. Bossaldab war untröstlich. Er zerriß den Bart und benetzte den Todten mit heißen Thränen. Sein Klaggeschrei tönte von den fernen Felsen wieder; aber er rief dem Jünglinge das entflohene Leben nicht wieder zurück. Seine Diener traten auf und sprachen ihm Trost zu; aber er hörte sie nicht. Er verwünschte seinen Palast, sein Reich, ja sogar sich selbst und verbarg sich in eine finstere Höhle des Waldes. Hier lag er im Staube, schrie laut in seiner Verzweiflung und klagte die Vorsehung der Ungerechtigkeit an.

„Warum bin ich ein Herr so vieler Länder und Reichthümer geworden," rief er, „wenn mein einziger Sohn in der Blüthe seines Lebens durch einen unglücklichen Tod mir entrissen wird? Nein, es giebt keinen Gott, der die Menschen liebt! Er hat seine Lust daran, die Armen zu quälen und ihre mühsam aufgebaute Glückseligkeit zu zerstören!"

So brachte er drei Tage ohne Speise und Trank in wilder Verzweiflung zu. Seine Kräfte waren erschöpft; er lag abgemattet am Boden und sah dem Tode mit Verlangen entgegen, daß er kommen und sein Herzeleid endigen sollte, als ihn auf einmal ein glänzendes Licht umgab. Er hob seine Augen auf und sah einen Jüngling in einem himmelblauen Gewande, die Schläfe mit einem Lilienkranz geschmückt, vor sich stehen. Der Jüngling berührte mit dem Zweige, den er in der Hand hielt, des Sultans Stirn. Neues Leben floß durch seine Glieder, sein Herz ward wieder stark; er stand auf und sah den Boten des Himmels schweigend an.

„Bossaldab," sprach dieser, „ich bin Kolok, der Engel des Friedens und gesandt, Dich zu belehren. Komm und folge mir!"

Er nahm ihn bei der Hand, führte ihn auf ein hohes Gebirge, stellte ihn auf die vorderste Klippe und sprach: „Schaue hinab in dieses Thal!“ Bossaldab hob seine Augen auf und sah eine dürre, wüste Insel. Die Wogen des Meeres stürmten um sie her und warfen eben einen nackten Schiffbrüchigen ans Ufer. Der Unglückliche trug in der einen Hand ein Gefäß voll Diamanten; mit der andern half er sich den Felsen hinan. Er hatte den Gipfel beinahe erstiegen; seine frohe Geberde zeugte von seiner Hoffnung, eine bewohnte Gegend zu finden; als er aber mit dem letzten Schritte hinauftrat und eine öde Sandwüste vor sich sah, schien er vor Schrecken zu erstarren. Er warf seine Juwelen auf die Erde, rang seine Hände und heulte so laut als die See. Er lief durch die Ebene und suchte Speise; allein hier wuchsen weder Bäume noch Gesträuche; viermal ging die Sonne auf und unter, ohne daß er nur eine wilde Beere oder ein Baumblatt für seinen Hunger gefunden hätte. Bleich und abgemattet legte er sich endlich auf den Klippen des Ufers nieder, scharrte aus den Felsritzen dürres Gras und erwartete den Tod. „Ach!“ rief Bossaldab und wandte sich zum Engel, „sei gnädig und gieb nicht zu, daß dieser Arme so kläglich stirbt!“ — „Sei stille,“ antwortete der Engel, „und merke auf das, was Du siehst!“

Er sah wieder hin und erblickte ein Schiff, das sich der Insel näherte. Der Hungrige ward des Schiffes gewahr; er bekam neuen Muth, sprang auf seine Füße, breitete seine Hände aus und winkte den Schiffleuten zu. Da sie ihn auf der Klippe sahen, fuhren sie an. Er fiel vor dem Schiffsherrn nieder, klagte seine Noth und versprach, die Hälfte der Juwelen für seine Rettung zu geben. Als der Hauptmann des Schiffes die köstlichen Steine sah, winkte er seinen Gefährten. Sie banden dem Unglücklichen Hände und Füße, nahmen ihm seine Juwelen, ließen ihn gebunden am Ufer liegen und fuhren mit ihrem Raube fröhlich davon.

„O Sohn des Himmels!“ rief Bossaldab wehmüthig aus, „kannst Du diesen Frevel ansehen und dulden? Sieh! die Bösewichte segeln fort und lassen den Beraubten vor Hunger sterben.“ — „Schaue noch einmal hin,“ sagte der Engel; „das Schiff der Frevler scheitert dort an einer Klippe. Höreſt Du ihr Geschrei? Keiner kommt davon; sie versinken Alle unter der Last ihrer Sünden. Und auf diesem Schiffe, das dem Verderben entgegenging,

wolltest Du den Verlassenen retten? Vermesse Dich nicht, die Wege der Vorsehung zu tadeln! Der Mann, den Du bedauerst, soll erhalten werden, wenn es gleich nicht auf die Art geschieht, welche Du vorschreiben wolltest. Die Vorsehung hat mehr als einen Weg, denjenigen zu retten, den sie erhalten will. Dieser Mann war geizig und hart gegen Dürftige; er hatte mehr, als er brauchte; dennoch trieb ihn seine Habsucht auf die See, um noch mehr zu gewinnen. Die Vorsehung führte ihn daher in diese Wüste, um sein eisernes Herz zu erweichen und seine karge Hand milder zu machen. Selig ist der Mann, der sich durch Trübsal belehren läßt! Jetzt aber wende Dich und sieh ein neues Gesicht!"

Bossaldab wandte sich und sah von den Felsen hinab. Das Meer war verschwunden, und die Tiefe hatte sich in eine blühende Ebene verwandelt. Bossaldab's Augen verweilten noch auf dem schönen Gefilde, als ein hoher Palast von Marmor nahe vor seinen Augen aufstieg. Die elfenbeinenen Thore thaten sich auf und zeigten einen königlichen Thron, mit Gold und Edelsteinen geschmückt. Reichthümer ohne Zahl lagen in großen Haufen auf beiden Seiten des Thrones, den die Fürsten des Landes und die Gesandten fremder Völker in demüthigen Geberden umgaben, indem sie dem jungen Könige, der auf dem Throne saß, den Eid der Treue schworen. Dieser junge König aber war Alboram, Bossaldab's Sohn.

„Gnädiger Allah *), es ist mein Sohn!" rief der Sultan. „O laß mich hin, daß ich ihn umarme!" — „Bleibe!" sprach der Engel, „es ist ein leeres Bild, in welchem ich Dir die Thorheit Deines Lebens und Deiner Verzweiflung zeigen will. Sieh hin und betrachte ihn recht!"

Die Huldigung endigte sich in ein Gastmahl. Der junge König ließ die angehäuften Schätze unter die Gäste vertheilen. In wenigen Augenblicken waren die Reichthümer, an denen die größte Sparsamkeit Jahre lang gesammelt hatte, zerstreut. Die Fürsten hatten sich kaum mit den Diamanten ihres Königes geschmückt, als sie stolz thaten und sich gegen ihn erhoben. Vier neue Throne stiegen aus den Trümmern des vorigen hervor, auf welchen vier

*) Allah, ein arabisches Wort, welches übersetzt der Verehrte heißt, ist bei den Mohammedanern der Namen Gottes.

neue Könige saßen, die den Sohn des Bossaldab, der sich bei dem Gastmahle berauscht hatte, in seiner Trunkenheit binden und in einen Kerker werfen ließen, in welchem er nach langem Leiden aus der Hand eines Sklaven den Tod empfing.

Der Sultan wendete seine Augen hinweg. „Ach, es ist genug!" rief er, „es ist genug!" — „Demuth und Geduld," sprach der Engel, „hätten Dir dieses traurige Gesicht erspart." — „Ich habe gesündigt," antwortete Bossaldab, „da ich über jenen Tod des Friedens murrte, der meinen Sohn in seiner Unschuld hinwegnahm und von einer Menge künftiger Übel befreite."

„Ja," sprach der Engel, „glücklich ist der, den ein früher Tod vor Verbrechen bewahrt! Gehe hin, Bossaldab, und trage Dein Leiden mit Geduld! Die irdischen Werke des Menschen sind vergänglich; seine stolzen Gebäude versinken unter der Last weniger Jahre. Die Namen des Geizigen und des Eroberers verhallen in Spott, wenn die Namen der Wohlthätigen bei der Nachwelt gesegnet werden."

So sprach der Engel des Friedens, hob sich mit ausgebreiteten Schwingen in die Luft, und das Rauschen seiner Flügel glich dem Getöse eines Wasserfalles, bis es sich nach und nach in ein sanftes Säuseln verlor.

Der Sultan erwachte. Er lag in der Höhle des Waldes mit dem Gesichte auf der Erde. Er stand auf, ging in seinen Palast zurück und suchte in einer langen und friedlichen Regierung die Wunden, die er seinen Völkern durch Geiz und Eroberungssucht geschlagen hatte, durch Gerechtigkeit und wohlthätige Weisheit wieder zu heilen.

Nach der Jugendzeitung.

---

53. Ludwig der Baier und Friedrich der Schöne von Östreich.

Im Jahre 1314 wurde durch eine doppelte Kaiserwahl großes Unglück über Deutschland gebracht. Der eine Theil der Kurfürsten *) wählte den damaligen Herzog Ludwig von Baiern,

*) Die deutschen Kurfürsten, d. h. diejenigen Fürsten, welche bei dem Abgange eines deutschen Kaisers immer den neuen Kaiser wählten, waren da-

der andere Friedrich den Schönen, einen Sohn des ermordeten Königes Albrecht,*) zum Kaiser. Beide Fürsten suchten nun ihr Recht geltend zu machen; beide bemühten sich einander zu vernichten, und hieraus entstand ein achtjähriger Verwüstungskrieg, durch welchen Schwaben, Baiern und die Länder am Rhein unbeschreiblich litten.

Um die Mitte des Monates September 1322 kam es zwischen Beiden zu einer hitzigen Schlacht. Friedrich der Schöne drang nämlich über Salzburg in Baiern ein und lagerte sich bei Mühldorf am Inn, während sein Bruder, Herzog Leopold von Östreich, eine solche Stellung nahm, daß er dem Feinde nöthigenfalls in den Rücken fallen konnte. Nicht ohne Sorgen sahen die Baiern die Menge von Landsknechten, Schützen und Reisigen**), die sich in Friedrich's Lager bewegten. Ludwig war viel schwächer an Mannschaft und noch schwächer an Geld und Lebensmitteln; den Tag vor der Schlacht hatte er in seiner Casse nur noch elf Pfund Silbergeld. Krone und Leben hingen an dem Kampfe, der nun beginnen sollte. War es rathsam, ihn bei so ungleichen Kräften zu wagen? Man hatte damals großen Glauben an Sterndeuterei; Ludwig zog daher die Sterndeuter zu Rathe; sie machten ihre Beobachtungen und sprachen für das Unternehmen, weil die Gestirne günstig ständen.

So wurden denn sogleich in größter Eile alle Anstalten zum Treffen gemacht; denn Friedrich mußte geschlagen werden, ehe Leopold Zeit hatte, sich mit ihm zu vereinigen. Friedrich, welcher Nachricht von dem erhielt, was in dem feindlichen Lager vorging, fertigte augenblicklich Eilboten an seinen Bruder ab, damit sie ihn sogleich herbeirufen möchten. Aber die Pflichtvergessenen ließen sich aufhalten durch den köstlichen Wein der verschmitzten Mönche des Klosters Fürstenfeld, die es mit Ludwig hielten. Als sie sich nun toll und voll getrunken und den Rausch wieder ausgeschlafen hatten, waren nirgends ihre Pferde zu finden, weil die Klosterknechte

---

mals: die Erzbischöfe und Kurfürsten von Mainz, Trier und Köln und die Kurfürsten von der Pfalz, von Brandenburg, von Sachsen und Böhmen.

*) Siehe oben S. 99 und 104.

**) Landsknecht hieß früher jeder gemeine Soldat; besonders verstand man aber unter diesem Worte die Soldaten zu Fuß. Reisige hießen die Soldaten zu Pferd.

sie heimlich losgemacht und in Freiheit gesetzt hatten. Darum erfuhr Herzog Leopold zu spät die Gefahr, die seinem Bruder drohte, und blieb ruhig vor der Burg des Grafen von Montfort stehen, der es mit Kaiser Ludwig hielt.

Indeß brach der entscheidende Tag an. Bei dem Dorfe Ampfing (welches etwa 16 Stunden von München entfernt ist) ging Ludwig mit seinem Heere über den Inn und stellte es dem Feinde gegenüber in Schlachtordnung; sein Freund aber, der Burggraf Friedrich von Nürnberg *), legte sich mit seinen Reitern am andern Ufer des Flusses in Hinterhalt.

Der wichtigste Mann in Ludwig's Heere, der die ganze Anordnung zur Schlacht machte, war Seifried Schweppermann, ein erfahrener Nürnberger Krieger. Ihm hatte Ludwig die Leitung des ganzen Feldzuges überlassen. Von Person war dieser Held ganz unansehnlich, desto furchtbarer aber an Hülfsmitteln und voll Geistesgegenwart und Tapferkeit in Gefahren. Darum stand er auch ungemein hoch in der öffentlichen Meinung.

Unter seiner Oberanführung begann die Schlacht. König Ludwig befand sich in gemeiner Rüstung im Mitteltreffen bei der Sturmfahne, umgeben von der Schaar seiner Getreuen. Sein Gegner Friedrich aber prangte an der Spitze seiner Leibwache auf einem stolzen Rosse in vergoldeter Rüstung, mit einem Helm geschmückt, auf welchem der Reichsadler sich erhob. Durch seine edle Gestalt und die Pracht, mit welcher er erschien, kündigte er sich sogleich als das Haupt seines Heeres an. Schweppermann bemerkte ihn, zeigte ihn seinen Reitern und gebot ihnen, diesen goldenen Ritter ja nicht aus den Augen zu verlieren.

Friedrich focht auf dem linken Flügel, und seine Ungarn eröffneten die Schlacht. Mit wildem Geheul stürzten sie auf den Vortrab der Baiern los, so daß Menschen und Pferde stutzten und der rechte Flügel der Feinde in Unordnung gerieth. Der Kampf wurde nun allgemein, und bald war die Erde mit Todten und

*) Burggraf war früher der Name dessen, welcher in einer Burg die Besatzung commandirte und das Gerichtswesen leitete. Die Burggrafen zu Nürnberg waren ursprünglich die Vorsteher der kaiserlichen Burg in dieser Stadt und hatten sehr viele Rechte, Besitzthümer und Einkommen in der Stadt Nürnberg und ihrer Umgegend.

Verwundeten bedeckt. Das Glück schien die Östreicher zu begünstigen. Schnell aber machte Schweppermann eine unerwartete Schwenkung mit dem ganzen Heere, so, daß die Feinde Sonne, Wind und Staub ins Gesicht bekamen. Die Baiern benutzten ihren Vortheil und stürmten auf ihre Gegner. Schon fingen die Hartbedrängten an zu weichen, als sie einen langen Zug Reiter mit Östreich's Banner das Thal heraufsprengen sahen. Wer konnte zweifeln, daß es der sehnlichst erwartete Herzog Leopold sei? Ein schallendes Jubelgeschrei ertönte durch die wankenden Reihen; Alle fühlten sich von neuem Muthe belebt; allein — o Schrecken! — es war nicht Leopold, es war der Burggraf von Nürnberg, welcher plötzlich mit seinen Reitern aus dem Hinterhalte hervorgebrochen war und den Ungarn in den Rücken fiel. Was da laufen und reiten konnte, ergriff nun die Flucht. Fünfhundert gefangene Böhmen entwaffneten ihre Wächter und stürzten sich rachedürstend unter die feindlichen Haufen. Noch immer aber kämpfte Friedrich mit Löwenmuth. Eine Menge getödteter Baiern, die er eigenhändig erlegt hatte, lagen um ihn her; er und die Tapfern, die an seiner Seite fochten, drohten Alles niederzuhauen, was sich ihnen näherte. Friedrich's Pferd fiel; aber noch immer wehrte er sich hinter den Leichnamen seiner Feinde, bis endlich nach einem langen Kampfe ein tapferer baierischer Anführer, dessen Namen schon furchtbar klang — Albert Rindsmaul — Meister über ihn wurde. In dem Augenblick, da er sich überwältigt sah, kam der Burggraf von Nürnberg angesprengt. An ihn ergab sich Friedrich, nachdem die Schlacht zehn Stunden gewüthet hatte und neben vielen tausend Menschen 5000 todte Pferde auf der Wahlstatt lagen.

Der Gefangene sollte nun dem Kaiser vorgestellt werden. Er gerieth darüber in nicht geringe Bestürzung; denn er glaubte seinen Feind eigenhändig niedergehauen zu haben, und dies war ihm bis jetzt der einzige Trost in seinem Unglück gewesen. Gebeugt und zaghaft erschien er vor ihm; denn er sah tiefen Demüthigungen und der rauhesten Behandlung entgegen. Ludwig aber empfing ihn mit Würde und Freundlichkeit und sprach, indem er ihm die Hand bot, die freilich etwas zweideutigen Worte: „Vetter, wir sehen Euch gern, sehr gern.“ Was zwischen ihnen bei dieser ersten Unterredung weiter gesprochen wurde, sagt die Geschichte nicht. Dem hohen Gefangenen wurde aber erst ein Aufenthalt in dem Schloße Dorn-

berg angewiesen, und späterhin wurde er dem Vicedom *) Weigel von Lengenfeld zur Aufsicht übergeben, welcher ihn in seine Burg Trausnitz (nicht weit von der Stadt Amberg in Baiern) in Verwahrung brachte.

Nach der heißen Schlacht setzten sich die ermüdeten Sieger an die Tafel zu einem dürftigen Mahle. Es war Nichts zu haben, als Brod und eine Schüssel voll Eier, und zwar von Letzteren nur so viel, daß auf den Mann ein Ei kam, doch aber noch ein einziges übrig blieb. Nun fragte sich, wer dieses bekommen sollte. Ludwig nahm es nicht für sich; er legte es mit seiner gewöhnlichen Freundlichkeit seinem Feldherrn Schweppermann auf den Teller. „Dem Mann ein Ei," sagte er, „und dem Schweppermann zwei!"

Kaiser Ludwig gerieth nun in große Mißhelligkeiten mit dem Papste, welcher es mit seinem Gegner hielt und ihn aller Rechte auf das deutsche Reich für verlustig erklärte. Des gefangenen Friedrich's Bruder, Leopold, suchte diesen günstigen Umstand sogleich zu benutzen und machte Anstalt, den Willen des Papstes zu vollziehen; allein ohne Erfolg. Da dieser Versuch mißlang, wandte er sich mit freundlichen Geberden an Ludwig, sendete ihm die Reichskleinode **) und bat um Befreiung des Bruders; denn so lange dieser in des Gegners Händen war, konnte nichts Ersprießliches vorgenommen werden. Er that noch mehr, er gewann einen Kerkerknecht Friedrich's, welcher versprach, ihn aus seiner Haft zu entlassen; Friedrich aber widersetzte sich diesem Versuche heimlicher Befreiung.

Bald darauf erlangte er auf eine viel edlere Art seine Freiheit wieder. Ludwig, welcher, arm an Geld und Menschen, sich nach Ruhe sehnte, ritt hinaus auf die Trausnitz, ließ sich in Fried-

---

*) Vicedom oder Vizdom (von dem schlecht-lateinischen Worte vicedominus) hieß derjenige, welcher in einem bestimmten Theil eines Landes der Statthalter des regierenden Fürsten war und an seiner Stelle Recht und Gerechtigkeit handhabte.

**) Die Reichskleinode oder Reichsinsignien waren die Zeichen der kaiserlichen Würde in Deutschland, welche theils in Nürnberg, theils in Aachen aufbewahrt und bei jeder Kaiserkrönung gebraucht wurden; die vorzüglichsten waren: das Schwert Karl's des Großen, die Krone, das Scepter und der Mantel.

rich's Gefängniß führen und bot ihm Befreiung und Versöhnung an, unter der Bedingung, daß er der Kaiserkrone entsagen und ihm Beistand wider den Papst leisten sollte. Friedrich, welcher der Gefangenschaft müde war und eben so gut als Ludwig das Unglück einsah, welches die Fortsetzung ihres Krieges über Deutschland bringen würde, versprach und unterschrieb, was man von ihm verlangte. Unverzüglich wurde er hierauf in Freiheit gesetzt und reiste nach Wien zurück.

Herzog Leopold bezeigte große Freude über des Bruders Befreiung; als er aber die Bedingungen des Vertrages vernahm, wollte er Nichts davon hören und wandte sich an den Papst mit der Bitte, denselben, als erzwungen, für ungültig zu erklären. Dies geschah auch; allein Friedrich, der mehr Gewissen und Ehrliebe hatte, wollte ritterlich seinem gegebenen Worte treu bleiben; und da er durch seinen Bruder abgehalten wurde, das zu thun, was er versprochen hatte, so machte er sich auf und kehrte freiwillig in sein Gefängniß zurück.

Ludwig, der nun aus Friedrich's eignem Munde erfuhr, was vorgegangen war, wurde tief gerührt von einem so seltenen Beweise unverbrüchlicher Treue und Redlichkeit. Er sah ein, daß in der Seele eines Fürsten wie Friedrich kein Falsch wohnen könne, daß er seines ganzen Vertrauens, seiner ganzen Achtung werth sei, und daß sie nicht geschaffen seien, sich als Feinde zu verfolgen, sondern als Freunde zu lieben. Darum öffnete er ihm seine Arme, schloß ihn an sein Herz, benetzte ihn mit seinen Thränen, ließ ihn an seinem Tische essen, in seinem Bette bei sich schlafen und nahm ihn zum Mitregenten an. Es wurde von ihnen ein neuer feierlicher Vertrag unterzeichnet, nach welchem Beide gemeinschaftlich regieren und römische Kaiser heißen sollten.

So erlangte Friedrich durch Edelmuth, was er durch Waffengewalt vielleicht nie würde erzwungen haben. Er blieb Ludwig's Mitregent bis an seinen Tod, der im Jahre **1330** erfolgte.

Ludwig lebte nach ihm noch siebzehn Jahr. Er wurde im Jahre **1347** ganz unvermuthet auf einer Bärenjagd von dem Tode überrascht. Vom Schlage getroffen, sank er vom Pferde und starb in den Armen eines Bauern unweit des Klosters Fürstenfeld. Ein vierzig Fuß hoher Obelisk bezeichnet den Ort, an welchem er fiel.

Jerrer.

54. Der Biber.

Der Biber hält sich in den meisten Theilen des nördlichen Asiens und Europa's (in Deutschland am Rhein, an der Weser, an der Elbe und der Donau) auf; am häufigsten aber ist er in Nord-Amerika. Er hat im Großen fast die Gestalt und das Ansehen der Wasserratte und kommt an Umfang einem mittelmäßigen Hunde gleich. Seine Farbe ist gewöhnlich graubraun.

Der Biber ist von Natur sanft und ruhig. Er läßt sich sowohl jung als alt einfangen und ziemlich leicht zähmen und hört dann auf die Stimme des Menschen. Er hat einen schleppenden und langsamen Gang; im Wasser hingegen ist er nicht nur im Schwimmen, sondern auch im Untertauchen sehr schnell. Er hat einen sehr feinen Geruch, und auch die übrigen Sinne sind sehr scharf. Seine Stimme ist ein dumpfes Winseln, welches manchmal wie ein Gebelle lautet.

Der Biber lebt auf dem Land und im Wasser; doch ist das Land sein eigentlicher Aufenthalt, wenigstens kann er im Nothfalle des Wassers als Aufenthaltsortes gänzlich entbehren; hingegen hält er es ohne Luft nicht lange aus und muß, wenn er im Wasser ist, oft Athem schöpfen.

In Europa bewohnen die Biber die Ufer der Flüsse und Seen und halten sich in Gruben auf. Die geselligen Biber aber halten sich nicht bloß an süßen, fließenden und stehenden, Gewässern auf, sondern bauen auch gemeinschaftliche Baue. *) Wegen dieser Baue sind sie besonders berühmt geworden. Einige Reisende in Nord-Amerika, wo der Biber gesellig lebt, können die Kunst und Ordnung gar nicht genug rühmen, die man an solchen Bauen bemerkt.

Die Vorderzähne der Biber sind sehr stark und vortrefflich zum Benagen des Holzes eingerichtet. Sie leben von Blättern und Baumrinden, und wenn sie fressen, sitzen sie aufrecht und führen

*) Die nord-amerikanischen Biber leben allein in großen Gesellschaften beisammen, die europäischen aber nicht. Dies hat höchstwahrscheinlich darin seinen Grund, weil die europäischen in bevölkerten Gegenden leben; dadurch sind sie in zu geringer Anzahl da, als daß sie eine Gesellschaft bilden könnten. Uebrigens bauen sie mitunter auch, aber nur ganz kleine Hütten von einem Stockwerk.

das Futter, wie die Eichhörnchen, nach dem Munde; den Schwanz haben sie dabei zwischen den Beinen liegend, und er dient ihnen gewissermaßen zum Teller. Sie leben in Gesellschaften von zwei- bis dreihundert zusammen und halten sich den ganzen Winter hindurch in Wohnungen auf, die sie sechs bis acht Fuß hoch über der Oberfläche des Wassers errichten. Sie wählen hierzu wo möglich einen Teich, errichten ihre Häuser auf Pfeilern und geben ihnen eine kreisförmige oder ovale Gestalt, welche oben zugewölbt ist, weßhalb ihre Baue an der Außenseite das Ansehen von einem Dome haben; inwendig hingegen haben sie etwas Ähnliches mit einem Ofen. Die Anzahl der Häuser beläuft sich im Ganzen von zehn bis zu dreißig. Finden sie keinen Teich, wie sie ihn wünschen, so lassen sie sich an einem Strome nieder und richten dann den Platz zu ihren Wohnungen mit einer Kunstfertigkeit ein, welche großes Erstaunen erregt.

Das Erste nämlich, was die Biber in diesem Falle anlegen, ist ein Damm, welchen sie auf folgende Weise bauen: Sie legen Pfähle kreuzweise in mehren Reihen über einander, weben Baumzweige dazwischen und füllen sie mit Lehm, Steinen und Sand aus. Dies Alles machen sie so fest, daß, obgleich die Dämme öfters hundert Fuß lang sind, doch ein Mensch mit der größten Sicherheit darüber gehen kann. Unten sind diese Dämme zehn bis zwölf Fuß dick, nach oben hin aber werden sie immer dünner; denn oben an der Spitze sind sie nur zwei bis drei Fuß breit. Sie haben von einem Ende zum andern eine gleiche Höhe, nach dem Strome hin sind sie senkrecht, auf der entgegengesetzten Seite aber schief. Auf diesen Dämmen wächst nun bald Gras, welches die Erde immer fester macht; auch fassen die Zweige, welche in den Damm gelegt sind, gewöhnlich Wurzel, und es entsteht so nach und nach eine Hecke, in welche selbst Vögel ihre Nester bauen. An diesen Damm werden die Wohnungen angelegt und mit der größten Einsicht von Erde, Steinen und Zweigen erbaut; die vorragenden Spitzen werden glatt abgebissen, und das Gebäude auswendig und inwendig mit der größten Nettigkeit übertüncht. Die Mauern sind gegen zwei Fuß dick, und der innere Raum beträgt sechs bis sieben Fuß im Durchmesser; die Fußböden sind um so viel höher als die Wasserfläche, als nöthig ist, um nicht überschwemmt zu werden. Einige Wohnungen haben bloß einen Fußboden, andere aber drei. Ein

Reisender versichert sogar, daß er in Nord-Amerika in einer Wohnung, die er untersuchte, nicht weniger als fünfzehn verschiedene Zellen gefunden habe. — Das größere Holz zu ihren Bauen schaffen sie in Flüssen so herbei, daß sie es oberhalb des dazu gewählten Platzes in den Fluß werfen und hinter ihm herschwimmend nach der beliebigen Stelle leiten. Das kleinere Holz schleppen sie in den Zähnen fort; Schlamm und Steine aber tragen sie mit ihren kleinen Vorderpfoten, die sie dicht am Halse zusammen halten.

Die Anzahl der Biber beläuft sich in jeder Wohnung von zwei bis zu dreißig. Sie schlafen auf dem Boden, der mit Blättern und Moos bestreut ist, und jeder Biber soll seine besondere Stelle haben. Sie bleiben immer in einer Wohnung. Werden sie aber in dieser durch ihre Feinde beunruhigt, so bauen sie sich eine neue, und dann fangen sie schon im Sommer an zu bauen und bringen eine ganze Jahrszeit zu, ehe sie fertig werden und ihre Wohnungen mit Wintervorrath versehen. Dieser besteht vorzüglich in Rinden und zarten Bauntzweigen, die sie nach einer bestimmten Länge zerschneiden und unter dem Wasser auf Haufen legen. Die Indianer geben genau auf die Höhe dieser Haufen Acht, weil sie daraus auf die größere und geringere Kälte des kommenden Winters schließen.

Jede Biberwohnung hat nur eine Öffnung; sie befindet sich unter dem Wasser und ist jedesmal tiefer, als das Wasser im Winter gefriert. Auf diese Art haben sie Nichts von dem Froste zu besorgen. Sind ihre Wohnungen völlig fertig, so legen sie dessen ungeachtet immer noch Werke an, und sie hören nicht eher damit auf, als bis das Wasser zugefroren ist; ja, sie setzen sogar, wenn die Kälte nicht etwa gar zu heftig ist, ihre Arbeit noch einige Nächte hinter einander fort, indem sie in dieser Absicht immer ein Loch im Eise offen erhalten.

Im Sommer zerstreuen sie sich aus ihren Wohnungen, laufen von einem Orte zum andern und schlafen unter dem Schutze von Gebüschen, welche nahe bei Gewässern sind, in Erdhöhlen, die sie sich graben. Beim geringsten Geräusche fliehen sie ins Wasser, um daselbst einen Zufluchtsort zu suchen; und sie stellen Schildwachen aus, welche durch ein besonderes Geschrei Nachricht von jeder Gefahr geben. Im Winter gehen sie niemals weiter, als nach ihren Vorrathshäusern unter dem Wasser; während dieser Jahreszeit werden sie daher auch außerordentlich fett. —

Ein Reisender, mit Namen Dupratz, beobachtete einmal genau das Treiben der Biber und berichtete nachher Folgendes darüber. Er fand nämlich in einem nord-amerikanischen Flusse an einer sehr einsamen Stelle einen Biberdamm, und errichtete, um die Arbeiten der Biber ungestört und genau beobachten zu können, mit seinen Gefährten nicht weit davon, aber doch so, daß ihn die Biber nicht sahen, eine Hütte. In dieser warteten sie, bis der Mond sehr hell schien*); alsdann nahmen sie Zweige in die Hände, um sich hinter denselben zu verbergen, und begaben sich mit großer Vorsicht und in der größten Stille nach dem Damme. Hierauf befahl Dupratz einem von seinen Leuten, so still als möglich ein ungefähr einen Fuß breites Loch in denselben zu hauen und gleich darauf nach dem versteckten Orte zu laufen.

„Sobald das Wasser durch das Loch ein Getöse zu machen anfing," erzählt Dupratz, „hörten wir einen Biber aus einer der Hütten kommen und ins Wasser springen. Alsdann sahen wir ihn ans Ufer steigen und bemerkten deutlich, daß er es untersuchte. Hierauf schlug er mit dem Schwanze mit aller Kraft viermal deutlich auf den Boden, und sogleich stürzte die ganze Colonie ins Wasser und kam auf den Damm. Als Alle beisammen waren, schien Einer durch Murmeln eine Art Befehl zu ertheilen; denn sie verließen augenblicklich insgesammt die Stelle und kamen in verschiedenen Richtungen an das Ufer. Diejenigen, welche uns zunächst waren, befanden sich zwischen unserm Standorte und dem Damme; daher konnten wir alle ihre Verrichtungen sehr deutlich sehen. Einige machten eine Art Mörtel, Andere nahmen diesen auf ihre Schwänze, die ihnen hierzu statt der Schlitten dienten. Ich sah, daß sich zwei und zwei zusammen hielten, und daß einer den andern belud. Sie schleppten den Mörtel, der ziemlich unbiegsam war, bis nach dem Damme hin, wo Andere standen, um denselben in Empfang zu nehmen; diese thaten ihn in das Loch und machten ihn mit ihren Schwänzen fest."

„Der Lärm auf dem Wasser hörte bald auf, und die Öffnung war völlig ausgebessert. Ein Biber schlug alsdann mit seinem Schwanze zweimal auf den Boden, und sogleich eilten alle Biber ohne Geräusch nach dem Wasser und verschwanden."

---

*) Denn der Biber verrichtet alle seine Arbeiten bei Nacht.

Dupratz begab sich hierauf nebst seinen Gefährten in seine Hütte, um auszuruhen, und störte die Biber bis zum andern Tage nicht weiter. Den folgenden Morgen gingen sie zusammen nach dem Damme, um seine Bauart zu besehen; sie mußten daher ein Stück davon herunter hauen. Der Lärm aber, den dies verursachte, machte die Biber wieder aufmerksam. Sie schienen durch das, was Dupratz und seine Gefährten thaten, sehr unruhig zu werden; besonders sah man einen ganz nahe an sie herankommen, als ob er sehen wollte, was vorginge. Da nun Dupratz besorgte, die Biber möchten sich in die Wälder flüchten, wenn sie dieselben weiter störeten, so rieth er seinen Gefährten, sich nochmals zu verbergen.

„Einer von den Bibern," fährt Dupratz fort, „wagte sich dann hervor und ging an die Öffnung, nachdem er sich mehrmals genähert hatte und wie ein Spion zurückgekehrt war. Er sah sich auf dem Platze um, dann gab er wie den verhergehenden Abend mit seinem Schwanze vier Schläge. Alle kamen darauf wieder hervor und gingen zur Arbeit; einer von ihnen schlich sich an mir vorbei, und da ich einen zu meiner Untersuchung zu haben wünschte, so schoß ich ihn. Beim Flintenknalle aber rissen alle weit schneller aus, als es bei hundert Schlägen ihrer Wache der Fall gewesen sein würde; und als ich noch mehre Male auf sie feuerte, flohen sie Alle äußerst schnell in die Wälder davon." — —

Die Biber zeigen eine große Anhänglichkeit an einander. Zwei junge Biber, die man lebendig gefangen und nach einer nahen Factorei an der Hudsons-Bai gebracht hatte und da eine Zeit lang fütterte, fühlten sich in diesem Zustande recht wohl und wurden sehr fett, bis einer durch einen Zufall getödtet wurde. Der Überlebende fühlte sogleich den Verlust, fraß Nichts mehr und starb bald darauf. —

Man weiß, daß Biber vollkommen zahm geworden sind. Der Major Roderfort in Neu-York hatte einen zahmen Biber über ein halbes Jahr lang in seinem Hause, wo er, wie ein Hund, frei umherlief. Alle Lumpen und weichen Sachen, die er antraf, schleppte er in einen Winkel, wo er gewöhnlich schlief, und machte sich ein Bett daraus. Die Katze im Hause hatte Junge und nahm von diesem Bette Besitz, und der Biber machte keinen Versuch, sie davon zu verjagen. Wenn die Katze ausging, nahm der Biber oft

die junge Katze, die man am Leben gelassen hatte, zwischen seine Vorderpfoten, hielt sie an seine Brust, um sie zu wärmen, und schien ganz in dieselbe vernarrt zu sein. Sobald die Katze zurückkam, gab er ihr das Kätzchen wieder. Bisweilen murrte er, that aber Niemanden Etwas zu Leide; auch versuchte er nicht, Jemanden zu beißen. —

Im Anfange des Frühlinges bringt das Biberweibchen drei bis vier Junge zur Welt. Dann gehen die Männchen von Zeit zu Zeit schon aus, um frische Nahrung zu suchen, kehren aber immer nach ihren Wohnungen zurück, bis endlich die Weibchen nach einigen Monaten ebenfalls mit ihren Jungen die Hütten verlassen; dann zerstreuen sie sich in der Gegend.

Das Biberfleisch wird nicht nur von den amerikanischen Wilden, sondern auch von Europäern in Nord-Amerika gegessen. Viele finden es unschmackhaft und fischicht; der Schwanz hingegen soll sehr lecker schmecken.

Am schätzbarsten ist der Biber wegen seines Felles, welches man sowohl als Pelzwerk, als auch zu feinen Hüten (Castor-Hüten) benutzt. Die Felle der europäischen, zerstreut und in Höhlen lebenden Biber taugen wenig; sie sind schmutzig, und das Haar ist abgestoßen. Die nord-amerikanischen Biber dagegen, besonders die canadischen, liefern sehr schöne Felle, und zwar in solcher Menge, daß man an der Hudsons-Bai in kurzer Zeit oft schon 50,000 und darüber erhalten hat. Sie machen einen beträchtlichen Handelszweig aus. Nach Bingley.

---

55. Gustav Wasa, der Befreier der Schweden.

Gustav Wasa, ein edler Schwede, stammte aus der alten königlichen Familie und war ein Sohn des Reichsraths Erich Wasa von Grypsholm, welchem er im Jahre 1490 geboren wurde.

Er war kaum zum Manne herangewachsen, als Christian II., König von Dänemark und Norwegen, den Versuch machte, sich Schweden, welches nach dem Tode seines Königes von einem Statthalter beherrscht wurde, zu unterwerfen. Die Schweden widersetzten sich aber, und es kam zu einem hartnäckigen Kampfe;

Christian wurde geschlagen und bat um Frieden. Die Schweden nahmen sein Gesuch an und forderten ihn, der gerade mit seiner Flotte vor ihrer Hauptstadt Stockholm lag, auf, in diese Stadt zur Unterhandlung zu kommen; und damit er sich nicht etwa vor Hinterlist fürchtete, so schickten sie ihm sechs Adelige, unter denen auch Gustav Wasa war, als Geißeln. Christian aber kam nicht nach Stockholm, sondern segelte mit den Geißeln nach Dänemark zurück. Hier wurden sie sehr hart behandelt; Christian sah sie nicht als Geißeln, sondern als Gefangene an, und Gustav Wasa kam nicht eher aus dem Kerker, als bis ein dänischer Edelmann, Namens Baner, 6000 Thaler Bürgschaft für ihn leistete.

Eine Zeit lang lebte nun Gustav Wasa auf Baner's Schlosse. Als er aber hier vernahm, daß Christian, anstatt sich mit den Schweden zu vergleichen, ein großes Heer rüstete und im Begriffe wäre, sich Schweden zu unterjochen: so hatte er länger keine Ruhe, fern von seinem Vaterlande zu bleiben; er wollte zurück, wollte mit den Waffen in der Hand für die Freiheit seines Volkes sterben. Nur des Freundes Bürgschaft hielt ihn noch ab, zu entfliehen; Baner hatte ja aber nur Geld versprochen, und es war leicht, ihm die 6000 Thaler zu ersetzen. Gustav Wasa ließ sich daher durch dieses Bedenken nicht länger in seinem Vorsatze irre machen. Er entfloh in Bauernkleidung und erreichte glücklich die Stadt Flensburg, wo er deutsche Viehhändler antraf, die in Jütland Ochsen aufgekauft hatten; er trat als Knecht in ihre Dienste und kam in ihrer Gesellschaft nach Lübeck, damals der mächtigsten unter den deutschen Hanseſtädten. *)

Hier entdeckte er sich ohne Bedenken dem Stadtrathe und fand bei ihm Schutz und Unterstützung. Die Natur hatte ihm eine einnehmende Gestalt, ein edles Aussehen, einen schönen, freundlichen Blick und eine seltene Überredungsgabe verliehen. Er benutzte diese Eigenschaften zur Ausführung seines Planes und bewog den Rath, ihm Geld und Truppen zu versprechen, wenn die Umstände eine solche Unterstützung nöthig machten. Nach einem

*) Zu jener Zeit bestand zwischen mehren deutschen Handelsstädten, von denen Hamburg und Lübeck die bedeutendsten waren, eine mächtige Verbindung, welche man die Hanse nannte, und welche zum Zweck hatte, sich einander gegen jede Beeinträchtigung ihres Handels zu beschützen.

Aufenthalte von sieben Monaten ließ er sich auf einem Kaufmannsschiffe von Lübeck nach Schweden übersetzen und suchte zuerst den Commandanten der Festung Calmar zu gewinnen. Dieser nahm aber seinen Antrag so frostig auf, daß Gustav es für rathsam hielt, auf das schnellste in Bauernkleidung landeinwärts zu entfliehen. Er ging nach der Provinz Südermannland, wo eine von seinen Schwestern an einen Reichsrath verheirathet war. Sie erschrak mit ihrem Manne vor seinem Vorhaben, welches er ihnen entdeckte, so sehr, daß sie ihn mit Thränen bat, sich aus ihrem Hause zu entfernen und sie nicht unglücklich zu machen. Ihre Bitte wurde erfüllt, und Gustav Wasa verbarg sich zu Refsnäs, einem Rittergute seiner Familie.

Während er hier verborgen lebte, brach Christian in Schweden ein und schlug das schwedische Heer. Die Schweden, durch die Noth gedrängt, baten um Frieden und unterwarfen sich dem dänischen Könige; dieser versprach ihnen, sich auf keine Weise wegen ihrer hartnäckigen Widersetzlichkeit zu rächen, zog in Stockholm ein und ließ sich feierlich krönen und den Eid der Treue leisten. Die Schweden waren, seinem Worte trauend, über die Folgen ihres hartnäckigen Kampfes ganz beruhigt und gaben sich dem Genusse der Festlichkeiten, mit welchen die Krönung gefeiert wurde, sorglos hin; aber Christian's rachsüchtiges Herz dürstete nach Blut, und dieser Blutdurst mußte befriedigt werden. Er versammelte unter einem täuschenden Vorwande die vornehmsten Schweden in einem Saale seines Palastes und verkündete hier Allen, von denen er glaubte, daß sie ihm feind wären, den Tod; es traten sogleich Soldaten herein, welche sie in Verhaft nahmen und bewachten. Keiner von den Verurtheilten sah seine Familie wieder. In größter Geschwindigkeit wurden auf allen Märkten der Stadt Galgen und Schafotte errichtet, auf welchen die edelsten Schweden ihr Leben verbluten sollten.

Der 8. November 1520 war zu ihrer Hinrichtung festgesetzt. Ein Trompeter verkündete vorher durch die ganze Stadt, daß, bei Todesstrafe, Niemand seine Wohnung verlassen sollte. Zugleich wurden sämmtliche Stadtthore geschlossen, Geschütz aufgeführt und Wachen ausgestellt. Alles war in banger, dumpfer Erwartung. — Endlich schlug die Glocke zwölf. Die Thore des Palastes öffneten sich, und die Gefangenen traten ihren letzten Weg an. Die höchsten

Reichsbeamten, Reichsräthe, Biſchöfe, Ritter, Bürgermeiſter und Räthe der Stadt, Alle in ihrem vollen Ornate, zogen paarweiſe, von Henkern geführt, dem großen Platze zu: in allem vier und neunzig Perſonen. Das Volk ſtürzte ungeachtet des Verbotes aus den Häuſern und ließ ſich durch keine Wachen, keine Schergen abhalten. Ein däniſcher Rath ſprach den Gefangenen öffentlich das Todesurtheil und führte in ſeiner Rede als Grund an, daß ſie dem Könige nach dem Leben getrachtet hätten. Ein Biſchof, der ſich unter den Verurtheilten befand, ſchalt ihn laut einen Lügner; Andere munterten das Volk auf, ſich zu ermuthigen und von dem Tyrannen zu befreien. Allein alle Arme waren von Furcht und Schrecken gelähmt; der Pöbel murrte und verhielt ſich ruhig. Zuerſt mußten ſechzehn Biſchöfe und weltliche Herren, dann ſechzehn Mitglieder des Stadtrathes, dann die angeſehenſten Bürger das Blutgerüſt beſteigen. Man hörte rings umher unter den Zuſchauern lautes Schluchzen und Wehklagen; die aber zu laut ſchrieen, wurden von den Henkersknechten gepeitſcht, oder von den Soldaten niedergehauen. Das Blut floß in Strömen über den Platz in die Straßen; der König aber ſah ruhig aus dem Fenſter des Rathhauſes der Mordſcene zu, uneingedenk, daß für alle Sünder der Himmel Strafen hat, welche ſie oft ſchon in dieſem Leben ereilen.

Am folgenden Tage wurden die Gräuel fortgeſetzt; Chriſtian watete ſelbſt dabei bis an die Knöchel im Blute herum. Er gab Befehl, die Leichname der Hingerichteten zu muſtern, und Geiſtliche, Adelige, Bürgerliche in beſondere Haufen zu legen; ſo ließ er ſie zwei Tage lang den Geiern und den Hunden zum Raube. Die Galgen aber wurden mit den unſchuldigen Dienern der Hingerichteten behängt. Ein Theil von ihnen wurde in ihren Reiſekleidern, ſo wie ſie in der Stadt ankamen, zum Tode geführt. Viele hatten ſich verſteckt; aber auch ſie entgingen dem Verderben nicht; denn der König ließ allen noch Lebenden Vergebung verkünden, als ſie aber zum Vorſchein kamen, wurden ſie ergriffen und hingerichtet. Sogar die Reiſenden waren auf der Landſtraße nicht ſicher; ſie wurden von den Pferden geriſſen und an den nächſten Galgen aufgeknüpft. Der Wittwe des verſtorbenen Statthalters von Schweden ließ der König die Wahl, ob ſie erſäuft, verbrannt oder lebendig begraben werden wollte; ſie verbat ſich Alles und wurde aus beſonderer Gnade zu lebenslänglicher Ge-

fangenschaft verurtheilt. Ihre alte Mutter aber nähte man, ohne anzufragen, in einen Sack und warf sie in das Wasser.

Nicht menschlicher verfuhr man in den Provinzen. König Christian reiste selbst in dem Lande umher, um neue Opfer seiner Grausamkeit aufzuspüren, und ließ in allen Städten Galgen errichten. Sogar Kinder mußten unter Martern sterben, damit sie nicht den Tod ihrer gemordeten Väter rächen möchten. Gegen sechshundert Personen ließ der Tyrann hinrichten, ehe er nach Dänemark zurückkehrte; und nach seiner Abreise setzten die Statthalter seine Gewaltthätigkeiten, sein Mordsystem und seine Bedrückungen fort. Die Edelleute waren wie gejagtes Wild beständig auf der Flucht.

Dies Alles vernahm Gustav Wasa in seinem verborgenen Aufenthalte mit Schaudern, und sein Schmerz war um so größer, da auch sein Vater und mehre seiner Verwandten bei dem schrecklichen Blutbade zu Stockholm umgekommen waren. Aber er gab sich seinen schmerzlichen Gefühlen nicht hin, sondern ließ sich durch sie nur in dem Entschlusse bestärken, Schweden frei zu machen von den Fesseln des fremden Tyrannen. In dieser Absicht ging er, verfolgt von den umherstreifenden Soldaten, welche Christian gegen ihn ausgeschickt hatte, nach der Provinz Dalekarlien. Der König hatte seinen Aufenthalt in Südermannland in Erfahrung gebracht und einen Preis auf seinen Kopf gesetzt; Jedem, der ihn aufnehmen würde, war mit Todesstrafe gedroht; allenthalben, wo Erichson sich zeigte, fand er daher verschlossene Thüren, und mehr als einmal kam er in Gefahr, ergriffen zu werden. Gleichwohl erreichte er glücklich die Thäler von Dalekarlien, die von einem rohen, derben, freiheitliebenden Volke bewohnt werden, welches durch seine einfachen Sitten und seinen ehrlichen Sinn viel Ähnlichkeit mit den Schweizer-Bauern hat. Ehe er aber ihre Dörfer erreichte, ging ihm ein Diener, von dem er sich hatte begleiten lassen, mit seinem ganzen Gepäcke durch. So sah er sich denn, ohne Geld und ohne Freunde, gezwungen, sich als Knecht bei einem Bauern zu verdingen und mit dem andern Gesinde Korn zu dreschen. Bald aber erregte er Verdacht durch seine Sprache und seine Sitten; eine Magd bemerkte auch an ihm ein feines Hemd, wie Bauernknechte es nie zu tragen pflegen. Der Herr des Gutes, welchem Nachricht davon gegeben wurde, ließ ihn vor sich kommen und erkannte in ihm einen alten Universitätsfreund. Gustav fand jetzt kein Bedenken

mehr, ſich ihm zu entdecken und ihn zur Theilnahme an der Ausführung ſeines großen Unternehmens aufzufordern. Allein der Mann erſchrak darüber und rieth ihm, ſich ſo ſchnell als möglich tiefer in das Gebirge zu flüchten.

Es war ſchon ſpät im Jahre. Guſtav wagte ſich über einen gefrornen See; das Eis brach unter ſeinen Füßen, und er kam in Gefahr zu ertrinken, erreichte aber doch noch glücklich genug einen andern Edelhof. Er kannte den Beſitzer, der ihn ganz freundlich empfing und mit Theilnahme anhörte, aber den Schalk im Herzen hatte. Als der Falſche ihn zur Genüge ausgeforſcht hatte, nahm er ſich vor, den hohen Preis zu verdienen, der auf ſeines Gaſtfreundes Kopf geſetzt war. In dieſer Abſicht ſtieg er unter einem Vorwande zu Pferde und gab dem nächſten däniſchen Statthalter Nachricht von dem Beſuche, den er zu Hauſe hätte. Es wurden ihm ſogleich zwanzig Mann däniſche Soldaten mitgegeben, um den unerwarteten Gaſt aufzuheben; allein ehe ſie anlangten, war Guſtav ſchon über alle Berge. Die Gattin des Edelmannes, welche edler dachte als ihr Gemahl und von deſſen böſen Abſichten wußte, hatte Mitleid mit dem jungen Fremdlinge und ließ ihn durch ihren eignen Knecht auf einem Schlitten nach dem Dorfe Iſala zu dem dortigen Pfarrer, einem ſehr rechtlichen Manne, bringen, der ſich des Flüchtlings wohlwollend annahm, ihn die erſten acht Tage in ſeiner Kirche verſteckte und dann bei einem Bauern als Knecht unterbrachte. Allein ſeitdem man mit Gewißheit wußte, daß Guſtav ſich in dieſen Gegenden aufhalte, durchſtreiften däniſche Soldaten das Land nach allen Richtungen, ihn aufzuſuchen. So kam denn auch ein Trupp von ihnen in des Bauern Haus, als eben der, dem es galt, in der Stube am Ofen ſaß und ſich wärmte. Jetzt wäre er verloren geweſen, wenn die verſtändige Hausfrau ihn nicht auf die Seite geſchafft hätte. Während die Soldaten nämlich mit ihrem Manne ſprachen, kam ſie ſchimpfend und ſcheltend herein und jagte den unnützen Knecht, der den ganzen Tag, ſtatt zu arbeiten, auf der faulen Haut läge, mit einem tüchtigen Schlage, den ſie ihm gab, zur Thüre hinaus. Guſtav entfernte ſich ſogleich, und die Späher zogen wieder ab.

Sein Wirth verſteckte ihn nun in einen Wagen Stroh, mit dem er nach Rätwick fuhr, um ihn weiter zu fördern. Unterweges begegnete ihnen aber ein däniſches Streif-Commando. Einer von

den Soldaten, welcher dem Bauern nicht recht zu trauen schien, stach mit dem Bajonet in das Stroh und brachte dem armen Gustav eine bedeutende Wunde am Schenkel bei; doch merkte er Nichts und ging mit den Andern seines Weges. Der Bauer aber, welcher sah, daß durch das hervorquellende Blut eine rothe Spur im Schnee entstand, welche Verdacht erregen konnte, machte einem seiner Pferde einen Schnitt ins Bein, damit man glauben möchte, es käme das Blut von ihm.

So entging Gustav Wasa wieder glücklich seinen Verfolgern. Er gesellte sich nun am Sonntage beim Ausgange aus der Kirche zu den Bauern, die noch nicht wußten, was in der Hauptstadt vorgegangen war, erzählte ihnen von den Gräuelthaten in Stockholm, schilderte ihnen die Wuth und die Grausamkeit des Königes mit den gräßlichsten Farben und ermahnte sie mit dem ganzen Feuer seiner Beredtsamkeit, das Joch des dänischen Tyrannen abzuschütteln, so lange es noch Zeit wäre. Seine Rede machte einen großen Eindruck; die Bauern meinten, wenn die Andern anfingen, so würden auch sie nicht zurückbleiben. Dies war unserm Gustav genug. Er ging nach Mora, dem volkreichsten Kirchspiele dieser Thäler, unterstützt von einem schwedischen Soldaten, welcher einst unter ihm gedient hatte und ihm die größten Beweise von Liebe und Erkenntlichkeit gab; einer der ersten war, daß er einen dänischen Untervogt, der sich in der Verfolgung des geliebten Herrn besonders thätig bewies, todtschlug. Gustav hielt zu Mora von einem Hügel herab eine feurige Rede an die Bauern. Es waren eben die Weihnachtsfeiertage, wo sie sehr zahlreich aus den Kirchen kamen und Zeit hatten, sich unter einander zu besprechen. Alle Köpfe wurden begeistert, alle Fäuste ballten sich. In eben diesem Augenblick erschienen mit großem Geschrei hundert Mann Dänen, um den Redner aufzuheben. Ihre Grobheit verdroß aber die Bauern; sie nahmen sich ihres Gastfreundes an und zogen die Sturmglocke. Sogleich waren gegen 1000 Mann bereit, alle Dänen todtzuschlagen; sie zwangen sie wenigstens wieder abzuziehen, wie sie gekommen waren, und den Fremdling in Ruhe zu lassen.

Gustav entfernte sich jetzt gegen die westlichen Thäler hin. Kaum war er aber fort, so erschien ein anderer schwedischer Edelmann in dem Dorfe, welcher die Grausamkeiten und Gewaltthaten des Königes mit übertriebenen Worten und erdichteten Zusätzen

ſchilderte. Er erzählte von Chriſtian's Blutreiſen und verſicherte, der Tyrann würde nächſtens nach Dalekarlien kommen und Galgen errichten laſſen; es ſollte eine neue große Schatzung ausgeſchrieben und allen Bauern, damit ſie ſich nicht widerſetzen könnten, ein Arm und ein Bein abgehauen werden. Alles gerieth über dieſe Nachrichten in Schrecken und Wuth. Man bereute jetzt, daß man den verſtändigen Fremdling habe ziehen laſſen, und jagte ihm auf Schlittſchuhen nach, um ihn wo möglich wieder einzuholen. Indeſſen kam noch ein anderer entflohener Edelmann, welcher Alles, was der Erſte geſagt hatte, beſtätigte und das Wüthen des Tyrannen nicht fürchterlich genug ſchildern konnte; er ſetzte vollends den ganzen Ort in Bewegung.

Jetzt brachte man Guſtav im Triumphe zurück. Sogleich ſammelten ſich einige hundert Bauern um ihn her. Der nächſte Burgvogt wurde angegriffen, getödtet, ſein Schloß geplündert. Nach ihm kam die Reihe an den Steuereinnehmer. Die reiche Beute, welche man machte und vertheilte, lockte eine Menge Landleute aus der Gegend herbei, und bald hatte Guſtav einen Haufen von mehr als 3000 Mann unter ſeinen Befehlen, die vom Raube lebten und Schrecken um ſich her verbreiteten. Schon hätte es jetzt eines ganzen Heeres bedurft, um die Aufrührer zu Paaren zu treiben; allein die däniſche Regierung konnte ihnen keine Truppen in hinlänglicher Anzahl entgegenſtellen. So behielt nun Guſtav Zeit genug, die unerfahrnen Leute im Kriegsdienſte zu üben, ſie in geſchloſſenen Gliedern fechten zu lehren, Waffen für ſie ſchmieden zu laſſen, kurz, aus ſeinen Bauern Soldaten zu machen und ſeinen Anhang immer mehr zu vergrößern.

Schon im Monate Mai 1521 ſah er ſich im Stande, dem Könige von Dänemark förmlich den Krieg zu erklären. Eine Menge ſchwediſcher Officiere ging nun zu ihm über; die Stadt Upſala wurde erobert und Stockholm mit 15,000 Mann belagert. Hier fand Guſtav aber eine hartnäckige Gegenwehr. Chriſtian drohte ihm, ſeine Mutter und ſeine zwei Schweſtern, die er in Händen hatte, hinrichten zu laſſen, wenn die Belagerung nicht aufgehoben würde, und er erfüllte die Drohung mit der ihm eigenen Grauſamkeit.

Jetzt war es Zeit, den verſprochenen Beiſtand der Lübecker in Anſpruch zu nehmen. Guſtav erhielt von ihnen zehn ausgerüſtete Schiffe und 900 Mann Landtruppen. Noch erſprießlichere Dienſte

leiſtete aber den Schweden ein Aufruhr, welcher in Kopenhagen ausgebrochen war und zur Folge hatte, daß Chriſtian des däniſchen Thrones entſetzt wurde. Als die däniſche Beſatzung in Stockholm hörte, daß der König abgeſetzt ſei und als Flüchtling ſeine Reſidenz verlaſſen habe, ergab ſie ſich und erhielt freien Abzug.

Schweden war nun von ſeinen Feinden befreit; es fragte ſich aber jetzt, wer ſtatt des vertriebenen Dänenköniges zum Reichsoberhaupte in Schweden ernannt werden ſollte. Ein Reichstag, der ſich zu Strengnäs verſammelte, erklärte einmüthig, Niemand ſei würdiger, die vaterländiſche Krone zu tragen, als der Retter des Vaterlandes; alle Stimmen forderten Guſtav Waſa zum Könige, und Abgeordnete eilten, ihm ſeine Wahl zu verkünden. Allein der hochherzige Mann wollte nicht das Anſehen haben, als habe er mehr für ſich als für ſeine Mitbürger den kühnen Kampf gekämpft; er ſchlug die Krone aus und verſetzte durch ſeine Weigerung das ganze Volk in die ſchmerzlichſte Beſtürzung. Man ließ mit Bitten nicht nach; die vornehmſten Volksvertreter ſanken vor ihm auf die Kniee und baten ihn unter Thränen, die Hand nicht von dem tiefgeſunkenen Vaterlande abzuziehen. Länger konnte er nicht widerſtehen; in ſeinen eignen Augen glänzten Thränen; er gab ſeine Zuſtimmung, und ſogleich bemächtigte ſich ein lauter Freudentaumel der Verſammlung. Mit Wonne wurde ihm der Eid der Treue geſchworen; er aber ſchwor, das Land mit Gerechtigkeit nach ſchwediſchen Geſetzen zu regieren (6. Juni 1523). Guſtav zu Liebe wurde neun Jahr darauf die Nachfolge in der Regierung auch ſeinen Kindern zugeſichert, und Schweden, welches bis dahin ein Wahlreich geweſen war, in eine erbliche Monarchie verwandelt.

Guſtav fuhr fort, Schweden im Innern zu beglücken, es ſeinen Freunden achtungswerth, ſeinen Feinden furchtbar zu machen. Er gab beſſere Geſetze, ſuchte die Sitten des Volkes zu mildern, ermunterte den Gewerbsfleiß, die Gelehrſamkeit, den Handel, die Schifffahrt. Nach einer ſieben und dreißigjährigen ruhmvollen Regierung ſtarb er im Jahre 1560 in einem Alter von ſiebzig Jahren.

Jerrer.

56. Ueber die Vögel Deutschlands.

1.

Nirgends haben wir mehr Ursache, die Weisheit der Vorsehung zu bewundern, als bei dem Baue, der Lebensart und der Bestimmung der Vögel, welche in jeder Hinsicht am vollkommensten den verschiedenen Zwecken entsprechen, zu denen sie bestimmt sind. Ihr Körper ist mit Federn bedeckt, welche weit leichter als eine Haarbedeckung und daher besser zur Unterstützung bei ihrem Fluge berechnet sind; sie liegen dicht auf dem Körper über einander und laufen von vorn nach hinten zu, damit sie desto leichter die Luft durchschneiden können. Zur Erwärmung des Körpers füllen kurze und außerordentlich weiche Flaumfedern alle leeren Stellen zwischen den Spuhlen der Federn aus. Auch sind die Knochen der Vögel im Verhältniß zu ihrer Größe weit leichter, als die der vierfüßigen Thiere.

Damit die Vögel um so leichter ihren Flug in der Luft fortsetzen können, ist der Kopf klein und der Schnabel gewöhnlich etwas keilförmig; der Hals ist lang und bewegt sich leicht nach allen Richtungen; der Körper ist schlank, unten am Bauche scharf und oben auf dem Rücken flach oder rund. Sie helfen sich durch die Flügel fort, welche so gebaut sind, daß sie, wenn sie niederwärts geschlagen werden, sich sehr weit ausbreiten und unten etwas hohl sind. Die Muskeln, welche sie abwärts bewegen, sind außerordentlich groß, und man hat berechnet, daß sie manchmal nicht weniger als den sechsten Theil des Gewichtes des ganzen Körpers ausmachen.

Will ein Vogel von seinem Sitze aus in die Höhe fliegen, so thut er einen Sprung, spannt die Flügel aus und schlägt sie mit großer Stärke unterwärts; durch diesen Schlag wird er eben so vorwärts getrieben, wie das Schiff durch das Zurückschlagen der Ruder. Dann hebt er seine Flügel aufwärts, indem er sie, um weniger Widerstand in der Luft zu finden, zusammenzieht und ihre Spitzen aufwärts richtet. Nun thut er einen zweiten Schlag unterwärts, und der dadurch bewirkte Druck auf die Luft bewegt ihn wieder vorwärts. Diese Schläge wirken indessen bloß als Sprünge, welche er in der Luft macht; will sich aber der Vogel rechts oder links wenden, so schlägt er stark mit dem entgegengesetzten Flügel,

was ihn denn nach der andern Seite treibt. Der Schwanz wirkt beim Fliegen wie ein drittes Ruder mit; nur bewegt er ihn nicht, wie das hinterſte Ruder (Steuerruder) eines Schiffes, ſeitwärts, ſondern bloß auf- oder unterwärts. Will der Vogel in die Höhe fliegen, ſo hebt er den Schwanz in die Höhe; will er aber niederſteigen, ſo drückt er ihn nieder; befindet er ſich in einer horizontalen (wagerechten) Richtung, ſo hält er ihn feſt.

Um das Gleichgewicht beim Fliegen zu erhalten, heben die meiſten Vögel Kopf und Hals in die Höhe. Einige, wie z. B. der Reiher, deſſen kurzer Schwanz und langer Kopf und Hals die vordere Hälfte des Körpers ſchwerer machen, als die hintere, ſtrecken, um das nöthige Gleichgewicht zu erlangen, die langen Schenkel im Fluge aus. — Man weiß, daß einige Vögel im Stande ſind, in einer Minute 3000 Fuß (d. h. eine Viertelſtunde) weit zu fliegen. *)

Damit die Federn der Vögel nicht durch die Reibung in der Luft leiden oder die Feuchtigkeit in der Luft einſaugen, ſo ſind ſie unter dem Schwanze mit zwei Drüſen, die eine Menge Öl enthalten, verſehen; dieſe können ſie nach Belieben ausdrücken, um ihre Federn, wenn es nöthig iſt, regelmäßig zu reinigen und zurecht zu machen.

Da dieſe Thiere faſt beſtändig zwiſchen Hecken und Gebüſchen leben, ſo haben ſie zum Schutze ihrer Augen ſowohl gegen äußere Beſchädigung, als gegen zu vieles Licht, wenn ſie gegen die Sonne fliegen, eine Nickhaut, welche wie ein Vorhang nach Belieben

---

*) Die Fregattvögel trifft man zuweilen über dem Meere gegen 400 Meilen von jedem Lande entfernt an. Dieſe Thiere ſind überhaupt die beſten Flieger von allen Vögeln und haben ihren Namen von dieſer ſie auszeichnenden Eigenſchaft erhalten. Sie ſind auch von der Natur nicht zum Gehen oder Schwimmen geſchaffen, weil ſie einen langen Schwanz, der beim Gehen auf der Erde fortſchleifen würde, und bei einem langen Körper kurze Füße, die das Gleichgewicht nicht halten können, haben, und ihre langen Flügel und kurzen Füße ihnen nicht geſtatten, von ebenem Boden oder vom Meere ſich aufzuſchwingen und Luft zu faſſen. Deßwegen ruhen ſie nur auf hohen Bäumen und Klippen aus, und man kann ſie, wenn ſie etwas weit vom Rand der Felſen entfernt ſind, mit den Händen fangen. — Ein Engländer hat berechnet, daß die amerikaniſchen Schwalben in ihrem ganzen Leben etwa 2,190,000 Meilen durchfliegen, was mehr als 405 mal den Umfang der Erde beträgt.

über das ganze Auge gezogen werden kann. Diese Decke ist weder dunkel noch durchsichtig, sondern sie läßt gerade so viele Strahlen durch, als nöthig sind, um einen Gegenstand nur sichtbar zu machen, und setzt sie in den Stand, ihren Flug durch die Luft fortzusetzen. Vermittelst dieser vorgezogenen Haut soll der Adler in die Sonne sehen können.

Die Vögel athmen vermittelst Luftgefäßen, welche durch den ganzen Körper ausgebreitet und an der untern Oberfläche der Knochen befestigt sind. Diese stoßen durch ihre Bewegung die Luft durch die eigentlichen Lungen, welche sehr klein sind und in dem obersten, äußersten Theile der Brust sitzen. Die Letztern, welche nie durch die Luft ausgedehnt werden, sind bloß dazu bestimmt, das Blut zu läutern. Die Luft, welche bei dem Menschen bloß in die Lungen eingeathmet wird, verbreitet sich bei den Vögeln deßwegen durch den ganzen Körper, damit bei der Schnelligkeit der Bewegung das Athmen durch keinen Widerstand gehemmt oder unterdrückt wird. Je schneller nämlich die Bewegung ist, desto stärker ist der Widerstand der Luft, und ein Mensch würde, wenn es ihm möglich wäre, sich so schnell als eine Schwalbe zu bewegen, durch den Widerstand der Luft außer Stand gesetzt sein zu athmen, und bald ersticken, weil er mit keinen ähnlichen Behältnissen, wie die Vögel, versehen ist.

Der Sinn des Gesichtes ist bei den Vögeln unter allen der schärfste. Auf das Gesicht folgt der Sinn des Gehörs, welcher besonders bei den Eulen sehr fein ist. Alsdann kommt der Geruch, der bei den meisten Vögeln von keiner ausgezeichneten Stärke ist; indeß haben die Krähen und Raben, die Geier und andere vom stinkenden Fleische sich nährenden Vögel einen feinen Geruch, weil sie aus großer Entfernung nach dem Aase hinziehen. Der Sinn des Geschmacks scheint bei den Vögeln, besonders bei den Körner fressenden, ziemlich stumpf zu sein. Dagegen besitzen die Vögel ein sehr feines Gefühl; denn ein leiser Hauch ist hinreichend, sie aus dem tiefsten Schlafe zu erwecken. —

Die Vögel halten sich in allen Gegenden der Erde auf, jedoch so, daß einige Arten bloß auf besondere Länder eingeschränkt, andere hingegen weit verbreitet sind. Viele verlassen zu gewissen Jahrszeiten ihren Aufenthaltsort und ziehen nach Himmelsstrichen, welche ihrer Natur oder ihrer Lebensart auf eine Zeit lang besser ange-

messen sind als die, unter welchen sie seither wohnten (Zug- oder Strichvögel*). Viele Vögel z. B. wandern, durch einen besondern und untrüglichen Instinct getrieben, vor dem Eintritte der kalten Jahrszeit aus unsern Gegenden nach dem wärmeren Afrika und kehren von da im Frühjahr wieder zurück. Je mehr eine Gegend nach Norden zu liegt, desto mehr Zugvögel hat sie. Je zärtlicher ein Vogel ist, oder vielmehr je früher seine ihm angewiesene Nahrung in seinen Geburtslanden abnimmt, desto zeitiger entfernt er sich, und desto später kommt er in der Regel zurück.

Viele Zugvögel, besonders diejenigen, welche früh fortziehen und spät zurückkehren, unternehmen sehr weite Reisen, z. B. die Schwalben, welche bis nach dem Senegal in Afrika ziehen. Andere dagegen, die uns später verlassen und früh zurückkommen, gehen nur einige hundert Meilen weit und bleiben im südlichen Europa, z. B. die weißen Bachstelzen, welche dort den ganzen Winter hindurch solche Witterung antreffen, wie sie sie bei uns im September und Oktober haben. Vögel, welche in unserm Klima immer Zugvögel sind, sind es in milderen europäischen Ländern nicht. So bleiben z. B. manche Schnepfengattungen den ganzen Winter hindurch in dem milderen England**), während sie bei uns alle Jahre fortziehen. Noch mehr ist dies in Portugal, Spanien, Italien u. s. w. der Fall. Viele Vögel sind hingegen wiederum im höheren Norden, z. B. in Norwegen, Schweden, Rußland, Zugvögel, die es bei uns nicht sind. Da diese indessen einmal auf der Reise sind und ihr Vaterland verlassen müssen, so giebt es mehre von ihnen, welche auch nicht einmal bei uns bleiben, sondern weiter gegen Süden ziehen, z. B. die Dohlen. Unsre einheimischen

---

*) Zugvögel nennt man diejenigen Vögel, welche zwei verschiedene Himmelsstriche zur Heimath haben, von denen sie den einen zur bestimmten Zeit des Jahrs verlassen, um in den andern zu ziehen. Strichvögel dagegen heißen diejenigen, welche nur einen Himmelsstrich zur Heimath haben, aber in demselben von Zeit zu Zeit ihren Wohnort ändern. Diejenigen Vögel, welche ihren Geburtsort nie verlassen, nennt man Standvögel.

**) England hat nämlich ein milderes Klima als Deutschland, obgleich es nördlicher als Süddeutschland und ebenso nördlich als Norddeutschland liegt, weil die Nähe des Meeres mildernd auf Hitze und Kälte einwirkt und deßwegen alle Inseln kühlere Sommer und mildere Winter haben, als die mit ihnen gleichweit vom Aequator entfernten festen Länder.

Dohlen bleiben Sommer und Winter bei uns; die aus dem höheren Norden, welche sich in ihrer Heimath nicht halten können, kommen im Herbste in Schaaren an und streifen öfters in Gesellschaft mit den unsrigen eine Zeit lang umher; wintert es aber zu, so gehen sie noch weiter fort. Man hat bemerkt, daß sie die unsrigen zum Mitziehen auffordern; allein diese bleiben bei uns.

Es scheint, daß auch viele von unsern Zugvögeln nicht ununterbrochen ihre Reise fortsetzen, sondern wie jene Dohlen hier und dort eine Zeitlang verweilen, bis es ihnen auch da zu kalt wird. So mag z. B. unser Pirol sich erst in den südlicheren Weinländern, in Italien, Griechenland u. s. w., gütlich thun, ehe er über das mittelländische Meer zieht.

Unsre Zugvögel brechen nicht alle Jahre zu einer und derselben Zeit auf. In Ansehung ihrer Ankunft in südlichen Ländern und ihrer Abreise von dort haben wir noch wenige Nachrichten, weil sich Reisende gewöhnlich nur kurze Zeit daselbst aufhalten und die Einwohner dieser Gegenden wenig Beobachtungen hierüber anstellen.

2.

Eine Übersicht der vorzüglichsten in Deutschland lebenden Vögel, ihrer Wanderungen, ihrer Brütezeit u. dgl. wird der nachfolgende Vogelkalender geben.

Im Januar trifft man im mittlern Deutschland mehre Adlerarten in hohen gebirgigen Waldungen und besonders bei Wildgehegen an. Hier halten sie sich auch die übrigen Wintermonate auf, in welchen sie sonst nirgends Nahrung finden. Der Stockfalke, der Sperber und Andere kommen aus den Waldungen nach den Ebenen in die Gegend der Dörfer, um auf Feld- und Haushühner ꝛc. Jagd zu machen. Die Eulen sieht man an ihren gewöhnlichen Wohnplätzen *) und an andern Orten. Sie streifen umher, um Mäuse, Sperlinge, Ammern u. dgl. zu finden, und kommen deßwegen selbst in Gebäude. Von den Würgern oder Neuntödtern bleibt nur der große graue Würger bei uns, der in Wäldern und auf einzelnen Bäumen im Winter kleinen Vögeln nachgeht. Die Raben- und Krähengattungen, welche meist Alle bei uns bleiben,

*) Auf hohen Thürmen, in altem Gemäuer und im Walde.

sieht man überall, wo es einige Nahrung gibt; wenn Schnee liegt, so sieht man sie besonders in Städten und Dörfern auf den Gassen und Höfen, um alles nur einigermaßen Eßbare, was hingeworfen wird, sogleich in Beschlag zu nehmen. Die Spechte, von denen keiner fortzieht, die gemeine Spechtmeise und der gemeine Baumläufer streifen umher, theils in den Waldungen, theils in Feldhölzern und in den Gärten der Städte und Dörfer; und der Grünspecht klettert sogar an den Wänden der Häuser umher, um aus den Säulenritzen, den Spalten der Giebelbretter, aus den Strohdächern ꝛc. die daselbst versteckten Fliegen und andere Insecten hervorzuziehen.

Der Eisvogel streift von einem Gewässer zum andern und findet an offenen Stellen seine Nahrung. Die Schneegänse ziehen in Schaaren umher, und die gemeine wilde und andere Gattungen von Enten trifft man paarweise und zu mehren auf offenen Gräben, Teichen und Sumpfwassern an. Auer-, Hasel- und Birkhühner bleiben in den Wäldern; die Rebhühner kommen auf Dörfern und in offenen Städten nach den Gärten, um sich vom Braunkohl zu nähren. Der große Trappe fällt in Heerden auf die Getreide- und Rübsaatfelder nieder. Die Amsel findet sich in Gesellschaft in Sumpfgebüschen, an offenen Wassergräben und andern Orten, wo sie einigen Schutz gegen die kalten Winde und Nahrung findet. Von den Lerchen findet man die Hauben- und die Kothlerche hin und wieder in Städten und Dörfern unter den Feld- und Haussperlingen, den Bergfinken und Goldammern auf Straßen und Bauernhöfen. Die gemeinen Finken — doch selten die Weibchen — bleiben bei der strengsten Kälte und dem tiefsten Schnee in unsern Gegenden und ziehen in Schaaren überall hin, wo sie Stroh, Heu und Mist antreffen, besonders auf Meiereien, Landstraßen und Bauernhöfe. Der gemeine Kernbeißer kommt ebenfalls nach den Höfen und Gärten, ist aber auch im Gebüsche zu finden, wo allerlei Strauchwerke ihm Beeren darbieten, deren Samenkerne er verzehrt. Der Gimpel hält sich in Sumpf- und andern Gebüschen auf und kommt auch nach den Gärten. Die gemeinen Zeisige fliegen in großen und kleinen Schaaren da, wo hohe Erlen stehen, und in Tannen- und Nadelwäldern den ganzen Winter umher. Der Kreuzschnabel hält sich in den Schwarzwäldern auf. Stieglitze, die, wie die Hänflinge, bei strenger Witterung nach milderen

Gegenden gehen, sieht man doch auch einzeln hin und wieder, aber sehr niedergeschlagen.

Aus dem Geschlechte der Sänger bleibt gänzlich bei uns der kleine muntere Zaunkönig, der bei der grimmigsten Kälte, wo sogar der Sperling traurig dasitzt, lebhaft bei und in Städten und Dörfern alle Hecken, Sträucher und Zäune durchsucht; ferner das noch kleinere Goldhähnchen, indem es sich im Tannen- und Nadelgebüsche auf der Mittagsseite aufhält. Sonst sieht man einzelne Braunellen in der Nähe der Häuser und vor den Fenstern und eben so hin und wieder ein kümmerlich sich nährendes Rothkehlchen, welches entweder beim Abzuge sich von der Gesellschaft verloren hat und zurückgeblieben, oder — was noch öfter der Fall sein mag — aus der Stube entronnen ist. Alle einheimischen Meisengattungen streifen einzeln oder in kleinen Gesellschaften umher.

Februar. Mit den zurückbleibenden Vögeln geht in diesem Monate, wenn nicht etwa sehr gelinde Tage gegen das Ende desselben einfallen, keine merkliche Veränderung vor, sondern sie treiben ihre Lebensart, wie im Januar. Von wandernden Vögeln kommen aber an, und zwar früher oder später, je nachdem die Witterung fällt: der rauhbeinige Falke, die Misteldrossel, die Feldlerche, die Baumlerche, die weggezogenen Finken, die Hänflinge und Andere dieses Geschlechtes, der gemeine Stahr, die Ringeltaube, die Holztaube und am Ende schon die Waldschnepfe, die auch wohl bei gelinden Wintern ganz hier bleibt, und andere Schnepfen. Auch hat man schon in der letzten Woche des Februars einzelne weiße Bachstelzen gesehen.

März. Bei Kälte und Schnee setzen die zurückgebliebenen Vögel ihre Lebensart noch fort, und die angekommenen streifen umher. Sonst kommen, bald früher, bald später — denn die Beschaffenheit der Witterung ändert Vieles — im Anfange dieses Monates an: die weiße Bachstelze, der Stahr, wenn er nicht schon zu Ende des Februars erschienen ist, der Kiebitz, mehre Falkenarten, Schnepfen und Andere. Die Bergfinken, Hauben- und Koth-Lerchen, die wilden Gänse, Dohlen, Wachholderdrosseln und andere Vögel, welche theils bei uns überwinterten, theils nur durchstreiften, gehen nach Norden zurück, nachdem sie ebenfalls längere oder kürzere Zeit in der Gegend umhergezogen sind. — Um die Mitte des

Monates kommen an: die gelbe Bachstelze, die graue Bachstelze, die Singdrossel, das Rothkehlchen, der Storch, der Kranich, verschiedene Schnepfen und andere Sumpfvögel, die Braunelle, die Rohrammer, der schwarzkehlige Steinschmätzer, auch bisweilen wohl der Weiden-Zeisig und Andere. Mehre Vögel machen nun im März Anstalt zum Nisten und Eierlegen, und bei angenehmer Witterung brüten schon manche; doch ist dies selten.

April. Im Anfange dieses Monates kommen mehre von den Vorhergehenden an, wenn es im März die Witterung noch nicht erlaubte, und außerdem der braunköpfige Würger, verschiedene Schnepfen-Gattungen und das Blaukehlchen. Um die Mitte erscheinen: der große Steinschmätzer, die Haus-, Rauch- und Uferschwalbe, der braunkehlige Steinschmätzer, der Sperlingsammer, mehre Arten von Grasmücken, der Rohrsänger, der Sprosser, die Nachtigall, der Wendehals, der Kuckuck; gegen das Ende: der kleine graue Würger, der Kampfhahn, der Zaun-Ammer, das Laubvögelchen, die Turteltaube, der Dorndreher, die Mauerschwalbe, der Garten-Ammer, der schwarzrückige Fliegenfänger und gemeiniglich auch der Pirol und die Mandelkrähe. Jetzt nisten schon Spechte, Singdrosseln, Sperlinge, Kiebitze und Andere.

Mai. Einige von den Vorigen, welche die rauhe Witterung noch abgehalten hatte, kommen an; außerdem der gemeine Strandläufer, die Meerlerche, die übrigen Fliegenfänger, die Wachtel, der Wachtelkönig, die europäische Nachtschwalbe und alle übrigen Wanderer, und zwar wieder nach Beschaffenheit der Umstände, früher oder später. In diesem Monate machen fast alle Vögel Anstalt zum Nisten, Eierlegen und Brüten. Stahre, Krähen, Spechte ꝛc. haben schon flügge Jungen.

Im Junius und Julius verändern die Vögel ihren Aufenthalt nicht, weil sie theils noch mit Brüten, entweder zum ersten oder zum zweiten Male, theils mit der Erziehung der Jungen beschäftigt sind. Die Jungen aus der ersten Hecke von den früher brütenden Vögeln sind nun ausgeflogen und streifen müßig in der Nähe ihres Geburtsortes umher. In der letzten Hälfte des Julius ziehen sich viele Familien, welche ihre Jungen erzogen haben, nach solchen Orten hin, wo es für sie die meiste Nahrung giebt. Nach der Mitte des Junius oder zu Ende desselben schweigen auch die meisten Singvögel.

Im August nimmt die Mauserung *) bei vielen Vögeln ihren Anfang, und diese ziehen sich in die dicken Gehölze und Gebüsche, wo sie gegen die Nachstellungen der Raubthiere am sichersten sind. Nur solche, die in jedem Jahre zwei- bis dreimal brüten, z. B. die Sperlinge, die weißen und gelben Bachstelzen, die Rauch- und Hausschwalben und Andre, brüten noch. Die übrigen, besonders die finkenartigen Vögel thun sich in Gesellschaften zusammen und streifen umher. In der ersten Hälfte des Augusts zeigen sich auch schon verschiedene Gattungen von Meven mit ihren Jungen, die sie im hohen Norden erzogen haben und nun nach milderen Himmelsstrichen führen. Auch verlassen uns gegen das Ende dieses Monates schon einige Vögel, wie die Mauerschwalbe, der Pirol und der weiße Storch.

In der ersten Hälfte des September verlassen uns: die Nachtigall, der Rohrsänger, das Laubvögelchen und die europäische Nachtschwalbe; in der Mitte: die Mandelkrähe, der Kuckuck, der Wendehals, der gefleckte Fliegenfänger, einige Grasmücken-Arten, die schwarze Mauerschwalbe, der Zaun-Ammer, der Kampfhahn, der gemeine Strandläufer, die Meerlerche, der Wachtelkönig, die Brachlerche und der große Steinschmätzer. Gegen das Ende ziehen fort: die Gabelweihe, der Thurmfalke, der Wiedehopf, die gelbe und graue Bachstelze, der Rohrdommel, der schwarzkehlige Steinschmätzer, einige Schnepfen-Arten, die Turteltaube, das Blaukehlchen und der braunkehlige Steinschmätzer, also überhaupt fast alle die Vögel, welche ihren Einzug im April halten. Bisweilen fliegen noch im Anfange dieses Monates junge Rauchschwalben und gelbe Bachstelzen aus.

Oktober. Wenn einige von den Vorigen, durch das schöne Wetter gelockt, noch hier geblieben sind, so machen sie nun Anstalt zur Abreise. Außerdem ziehen fort: die gemeine Grasmücke, die Rauch- und die Hausschwalbe, die Braunelle, mit Ausnahme einiger, welche hier bleiben, die Baumlerche, der Kranich, der gemeine Stahr und das gemeine Rothschwänzchen. Am Ende dieses Monates nehmen das Rothkehlchen, die weiße Bachstelze und an-

*) Die Mauserung besteht darin, daß die alten Federn abfallen und neue an ihrer Stelle hervorkommen; die Vögel sind während dieser Veränderung gewöhnlich etwas krank. Auch können sie dann nicht gut fliegen.

dere Vögel Abschied. Unterdessen sieht man aus Norden während dieses Monates verschiedene Drosseln, zumal die Sing- und Rohrdrossel, ankommen und weiter ziehen; späterhin kommen: die Haubenlerchen, die Nebelkrähen, die Bergfinken, die Dohlen, die Wachholderdrosseln und Andere bei uns an und streifen umher. Manche von ihnen, wie die Dohlen, thun sich gegen das Ende des Monates, sobald das Wetter rauh und stürmisch wird, in lärmenden Schaaren zusammen, streifen den Tag über umher und lassen sich des Abends mit großem Geschrei in Gehölzen nieder; endlich, wenn die Kälte strenger wird, ziehen sie fort. Mit zunehmender Kälte ziehen auch die Taucher davon. Die übrigen Vögel, welche bei uns bleiben, streifen von einem Orte zum andern und fangen die Winterlebensart an.

Im November sind unsre einheimischen Zugvögel fast alle fort; doch sieht man noch einzelne Feldlerchen. Aus dem Norden kommen viele Gattungen von Enten, welche zum Theil auf offenen Gewässern und in Sumpfgebüschen den ganzen Winter bei uns bleiben, zum Theil auch weiter ziehen. Um diese Zeit und auch schon im Oktober, so wie im März, hört man in der Luft mancherlei Stimmen und das Geräusch der Schwingen, welches diese Zugvögel verursachen, und welches wahrscheinlich zu dem Mährchen von der wilden Jagd oder dem sogenannten wüthenden Heere Veranlassung gegeben hat. Unwissende können allerdings dadurch leicht in Schrecken oder in Verwunderung gesetzt werden; denn die Töne nehmen sich in der hohen Luft und bei der Stille der Nacht, wo man Nichts erblickt, sehr sonderbar aus.

Im December, diesem mehrentheils düsteren und kalten Monate, wo bei uns die Natur bereits in tiefen Schlaf gesunken ist, sieht man bloß die umherstreifenden Vögel, welche bei uns überwintern, einzeln oder in Gesellschaften fliegen. Alles ist stumm und nur darauf bedacht, seine spärliche Nahrung zu finden.

3.

Mehrentheils treten die Vögel des Nachts, vorzüglich gern bei Mondschein, ihre Wanderungen an. Die Zugvögel haben eigene Töne, durch welche sie sich zur Reise ermuntern und während der Reise zusammenlocken; wenn man auf diese Töne Acht gibt, so kann man daraus in den Herbst- und Frühjahrsnächten wissen, was für

Vögel es sind, die des Nachts über der Gegend hinziehen. Viele Vögel, z. B. die Schwalben, versammeln sich mehre Tage vorher an beliebigen Örtern und ziehen dann in großer Gesellschaft fort. — Die Abreise der Vögel wird durch die Beschaffenheit der Witterung bald beschleunigt, bald verzögert; doch beträgt der Unterschied im Ganzen kaum mehr als etwa sieben oder acht Tage, und, wie es scheint, nicht einmal bei allen Vögeln. Ein sanfter Wind, der aus der Gegend kommt, wohin sie ziehen, ist ihnen sehr angenehm; denn der Vogel zieht viel lieber gegen den Wind, als mit demselben, weil im ersten Falle sein Gefieder sich ganz dicht auf den Körper anlegt, im letztern aber zottig auseinander getrieben wird. Nur Vögel, welche schlecht fliegen, z. B. die Wachtel, der Wachtelkönig und andere ähnliche, ziehen lieber mit dem Winde und brechen dann auf, wenn es aus Norden bläst. *).

Im Frühjahr, wo jeder Zugvogel ohne Ausnahme wieder nach seinem Vaterlande zurück zieht, unternehmen sie ihre Wanderungen unter denselben Umständen. Hierbei gilt im Allgemeinen die Regel, daß diejenigen Vögel, welche zeitig fortziehen, auch spät wieder kommen, z. B. der Pirol, und umgekehrt diejenigen, welche spät fortziehen, auch weit früher wieder zurückkommen, z. B. die Feldlerche. Dies hat seinen Grund in der größeren oder geringeren Empfindlichkeit des Vogels gegen die Kälte und in seinen Nahrungsmitteln. — Diejenigen Vögel, welche, wie die Stieglitze, Hänflinge und Finken, uns nur verlassen, wenn Schnee und starker Frost eintritt, und dann nur Gegenden aufsuchen, in welchen dies nicht ist, also oft nur 30 bis 50 Meilen weit ziehen, kommen gemeiniglich schon einen oder ein Paar Tage darauf an, wenn im März der Schnee wegthaut. Eben so zeigen sich auch bald nachher die Zugvögel, die im südlichen Europa überwintern, z. B. Stahre, weiße Bachstelzen, Dohlen und wilde Gänse. Solche aber, die nach Afrika ziehen, wie die Schwalben, kommen nicht so bald nach dem Thauwetter, sondern sie warten ihre gehörige Zeit ab, wenn auch noch so schönes Wetter ist. — Stahre, weiße Bachstelzen, Brau-

*) Manche Vögel, wie die Kraniche und die wilden Gänse, wandern in der Gestalt eines schiefen Winkels, um die Luft besser durchschneiden zu können. Der an der Spitze des Winkels fliegende Vogel, für den der Luftdruck am beschwerlichsten ist, wird dabei oft abgelöst.

nellen und andere früher ins Vaterland zurückkehrenden Zugvögel müssen oft noch großes Ungemach ausstehen, wenn sie sich durch zeitige Wärme verleiten ließen, ihren Winteraufenthalt zu früh zu verlassen. Nicht selten fällt noch tiefer Schnee, Alles gefriert, Würmer und Insecten verkriechen sich; und so mag dann mancher Ankömmling vor Hunger und Kälte umkommen.

Was so viele Vögel bestimmt, zu dieser oder jener Zeit in fremde Länder zu ziehen, ist bis jetzt noch nicht möglich gewesen zu ergründen. Das Gefühl der unangenehmen Witterung und der Mangel an Nahrungsmitteln können es allein nicht sein, was diesen Entschluß in den Zugvögeln hervorbringt; denn sonst würden Andere, denen es auch im Winter kläglich geht und die dennoch bleiben, ebenfalls fortziehen. Wie kümmerlich muß sich bei tiefem Schnee der Sperling, der Gold-Ammer, die Krähe behelfen! und doch fällt es keinem dieser Vögel ein fortzuziehen. Um die bestimmte Zeit der Wanderung hält — mit Ausnahme Einzelner — Nichts die Vögel auf, und wenn die Witterung noch so mild ist und ihnen auch noch keine Nahrung fehlt. Die eingesperrten Zugvögel — dies beweis't am deutlichsten, daß nicht üble Witterung und Mangel an Futter der Grund ist, warum die Vögel auswandern — fühlen zu der Zeit, da ihre Art fortzieht, mehre Tage lang eine Unruhe, flattern, zumal des Nachts, im Käfig umher und zeigen deutlich, daß auch sie — obgleich im warmen Zimmer und beim Überfluß — fortzuziehen wünschen. Gegen die Zeit der Ankunft (wahrscheinlich wenn ihre Brüder ihren Winteraufenthalt verlassen) empfinden sie dieselbe Unruhe. Eine verborgene, uns unerklärbare Kraft ist's also, die dem Vogel fühlbar macht, wann er abziehen soll. Sollte nun nicht eine ähnliche Kraft ihm auch den Weg zeigen, den er nehmen muß? Anders, als durch diesen angebornen Trieb oder Instinct, läßt sich die Sicherheit, mit welcher die Vögel nie den rechten Weg verfehlen, nicht begreifen. Wenn die Zugvögel im Frühjahr zurückkommen, so findet jeder seinen vorjährigen Standort wieder, die Schwalbe das Fenster, das Gesims oder den Stall, der Fink den Baum, der Wiedehopf die Baumhöhle und die Grasmücke den verborgenen Strauch, wo sie im vorigen Jahre ungestört ihre Kinder ernährten. Ja noch mehr! Wenn die Alten unterweges umkommen oder schon im Herbste von ihrem Standplatze weggefangen werden, so findet man dennoch im Frühjahr ihre

Stelle ersetzt; denn eins von den jungen, hier erzogenen Männchen nimmt den Platz in Besitz, gesellt sich ein Weibchen zu und nistet daselbst. So lange nicht eine besondere Veränderung mit dem Platze vorfällt und das Paar nicht gestört wird, brüten alle Jahre Vögel da.

Daß die Zugvögel wärmere Gegenden aufsuchen, ist keinem Zweifel unterworfen. Einige bleiben in den südlichen Gegenden Europa's, Andere ziehen übers Meer nach Afrika oder Kleinasien, wo die gütige Natur sie gegen den Untergang schützt. Allein daselbst verlieren die besten Sänger, z. B. die Nachtigall und Andere, ihre wohlklingenden Stimmen und geben bloß rauhe, unmelodische Töne von sich. Ein Reisender sah einmal in Ägypten im großen, dicken Schilfrohr einen einsamen Vogel umherschleichen, der bei näherer Betrachtung unsere Nachtigall war; ihr schöner, melodischer Gesang war gänzlich verstummt, und das einzige Geschrei, welches sie machte, glich dem rauhen Tone, der in unserer Gegend auf ihren hinreißenden Gesang folgt. Ägypten besuchen die Nachtigallen nicht in großer Menge, weil es keine Wälder hat. Am zahlreichsten kommen die Wachteln in dieses Land, wo sie in sehr großen Schaaren auf den sandigen Ufern anlangen. Beim ersten Anblick erstaunt man, wie diese Vögel, die einen so schweren Flug haben, so weite Wanderungen machen können; dieses Erstaunen aber vermindert sich einigermaßen, wenn man weiß, daß ihnen die Inseln des mittelländischen Meeres und die Schiffe, welche auf demselben fahren, zu Ruhepunkten dienen. Aber selbst an diesen Orten, welche die Wachteln oft aus Schwäche nicht erreichen können, und deren Entfernung häufig ihren Untergang verursacht, finden sehr viele den Tod; denn wenn sie allzusehr ermüdet sind, als daß sie entfliehen könnten, so lassen sie sich leicht fangen. Auf den Schiffen kann man sie mit der Hand erhaschen, und wenn sie sich vor zu großer Ermüdung nicht mehr emporschwingen können, so stoßen sie sich heftig an das Schiff, prallen vom Stoße betäubt zurück und finden ihr Grab in den Wellen.

Wie groß aber auch für die Wachteln die Gefahren einer langen Reise, und wie stark auch ihr Verlust unterweges sein mag, so langt doch in Ägypten noch eine so große Menge an, daß die Anzahl derselben beinahe unglaublich ist. Die ägyptischen Jäger fangen sie im Garne, und in den ersten Tagen ihrer Wanderzeit

findet man sie in so großer Menge auf den Märkten, daß man drei bis vier Stück für einige Pfennige erhält. Eine große Menge Menschen lebt von denselben.

4.

Kein Thier hat so viele verschiedenen Töne in seiner Gewalt, als die meisten Vögel. Der Gesang ist aber den Vögeln eben so wenig angeboren, als den Menschen die Sprache; sie müssen ihn erlernen; von Natur besitzen sie bloß die Anlage dazu. Der Versuch eines jungen Vogels, zu singen, läßt sich genau mit dem unvollkommenen Bestreben eines Kindes vergleichen, welches sprechen will. Der erste Versuch scheint nicht die geringste Spur von dem zukünftigen Gesange zu verrathen; so wie aber der Vogel älter und stärker wird, bemerkt man leicht, welche Richtung im Gesange er nimmt. Während sich der Schüler auf diese Art im Singen übt, erhebt er gewöhnlich seine Stimme, sobald er einer Stelle einmal mächtig ist; er läßt sie aber sinken, wenn er dem Versuche nicht gewachsen ist.

Ein gemeiner Sperling, welchen man noch sehr jung aus dem Neste nahm und in die Nähe eines Hänflinges und eines Stieglitzes that, nahm einen Gesang an, der eine Mischung von den Gesängen Beider war. Man zog einst drei junge Hänflinge auf, den einen unter einer Feldlerche, den andern unter einer Holzlerche, den dritten unter einer Wiesenlerche, und statt des Gesanges, der ihrer eignen Art eigenthümlich ist, nahm jeder den Gesang seines Lehrers an. Ein Hänfling, den man kaum zwei bis drei Tage alt aus dem Neste genommen und in einem Hause aufgezogen hatte, sprach aus Mangel anderer Töne, die er nachahmen konnte, fast die Worte „hübscher Knabe," so wie einige andere kurzen Gedanken aus. Sein Besitzer sagte, daß er weder den Gesang noch das Geschrei eines andern Vogels gehört habe.

Diese und andere beglaubigten Thatsachen scheinen durchaus zu beweisen, daß die Vögel keine angeborenen Töne besitzen, sondern daß sie die Sprache derjenigen annehmen, denen sie bei ihrer Geburt anvertraut werden. Indessen könnte es doch nach diesen Bemerkungen etwas unerklärbar scheinen, warum sie im Freien bloß bei dem Gesange ihrer eigenen Art bleiben, da sie ja die Stimmen so vieler andern Vögel um sich her hören; allein dies

hat seinen Grund in der Aufmerksamkait, mit welcher der junge Vogel dem Unterrichte seiner Ältern zuhört, und darin, daß er sich gewöhnlich um den Gesang aller übrigen Vögel gar nicht bekümmert.

Sonst behauptete man, daß die Vögel des heißen Erdgürtels ein sehr schönes Gefieder, aber einen schlechten Gesang hätten; allein das Letztere scheint ein Irrthum zu sein; denn der berühmte Reisende Forster erzählt, daß die Vögel auf der Insel Otaheiti (in Australien) entzückend schön gesungen hätten. Das Nämliche behauptet man auch von Ostindien und von dem warmen Amerika. *)

5.

Das Futter der Vögel ist bei den verschiedenen Arten sehr verschieden. Einige fressen bloß Fleisch, Andere leben von Fischen, noch Andere von Insecten und Würmern, und Viele von Früchten oder Körnern. Die außerordentlichen Kräfte des Magens bei den körnerfressenden Arten, das harte Futter zu zermalmen und zur Verdauung zuzubereiten, würden allen Glauben zu übersteigen scheinen, wenn dieser Umstand nicht von unwidersprechlichen Thatsachen unterstützt würde, die sich auf Versuche gründen. Man hat viele höchst grausame, obschon merkwürdige Versuche angestellt, um die Stärke des Magens der Vögel zu untersuchen. In die Magen von Truthühnern (welschen Hühnern oder Puterhühnern)

*) Der König aller Singvögel ist der amerikanische Spottvogel, eine Drossel-Art, indem sein Gesang nicht nur höchst melodisch und mannichfaltig ist und seine Stimme einen außerordentlichen Umfang und eine große Biegsamkeit hat, sondern er auch die merkwürdige Fähigkeit besitzt, die Stimme aller übrigen Vögel nachzuahmen. Er täuscht selbst den Hund, indem er den Pfiff seines Herrn nachahmt, schreit wie ein verfolgtes Hühnchen, so daß die Henne herbeieilt, um ihr Junges zu beschützen, und ahmt die Lockstimmen der Männchen anderer Vögel nach, so daß die Weibchen derselben jedesmal sich nähern und ihm antworten. Die Lieder, die er ohne nachzuahmen singt, sind unglaublich mannichfaltig und zeichnen sich durch Wohlklang, Kraft und Anmuth vor denen aller übrigen Vögel aus. Im Nachahmen fremder Töne kommt diesem Vogel der grüne nordamerikanische Fliegenfänger gleich, der aber im eigentlichen Gesang Jenem nachsteht. Er ahmt ebenfalls die Töne der anderen Vögel täuschend nach, miaut wie eine Katze u. dgl. m. und besitzt dabei die Fähigkeit, gleich einem Bauchredner so zu pfeifen, daß die Töne bald aus weiter Ferne, bald aus der Nähe zu kommen scheinen.

zwang man Röhren voll Körner, welche nach vier und zwanzig Stunden zerbrochen, zusammengepreßt und auf die unregelmäßigste Art verdreht waren. Der Magen eines Hahnes zermalmte innerhalb vier und zwanzig Stunden die Ecken von einem Stücke rohes, ausgezacktes Glases, und als man den Magen untersuchte, sah man weder eine Wunde noch eine Verletzung. In einen Lederball steckte man zwölf starz verzinnte Nadeln, deren Spitzen ungefähr einen Viertel-Zoll hervorragten; dann wickelte man ihn in ein papiernes Futteral und zwang ihn einem Truthahne durch den Schlund; der Vogel behielt ihn anderthalb Tage bei sich, ohne die geringste Spur von Übelbefinden zu verrathen; alle Nadelspitzen waren dicht an der Oberfläche des Balls abgebrochen, ausgenommen zwei oder drei, von denen die Stumpfe noch etwas hervorragten. Man steckte zwölf kleine Lanzetten, welche sowohl an den Spitzen als an den Schneiden sehr scharf waren, in einen ähnlichen Lederball, den man auf die nämliche Art einem Truthahne eingab und acht Stunden in seinem Magen ließ; nach Verlauf dieser Zeit tödtete man das Thier und öffnete seinen Magen, fand aber Nichts, als den bloßen Ball; die zwölf Lanzetten waren in Stücke zerbrochen, und der Magen war vollkommen gesund und ganz.

Aus diesen Thatsachen schließt man, daß die Steine, welche man so oft in den Magen vieler Vögel findet, höchst nützlich sind, indem sie den Magen unterstützen, um die Körner und andere harten Dinge, welche ihr Futter ausmachen, zu zermalmen. Die Steine selbst, welche auf diese Art zermalmt werden, sind mit dem Futter vermischt und tragen unstreitig sehr viel sowohl zur Gesundheit als zur Ernährung dieser Thiere bei.

Bei den hühnerartigen Vögeln ist das Innere des Magens ungemein hart und rauh, so daß Stecknadeln nicht durchstechen, sondern umgebogen werden. Alle Vögel, welche ganze Körner verschlucken, wie Haushühner, Tauben, erweichen dieselben erst in dem Kropfe, ehe sie in den Magen kommen. Die Verdauungskraft des Letztern ist bei ihnen unglaublich stark, und zwar vermittelst des Aneinanderreibens der rauhen innern Haut. Man fand schon, daß ein solcher Vogelmagen Haselnüsse, Olivenkerne und Münzen glatt abgerieben hatte.

Die Raubvögel und die insectenfressenden bringen Knochen,

Haare, Federn, Flügeldecken u. s. w., die sie mit der Beute verschluckt haben, in eirunden Klumpen durch den Rachen hervor, weil diese Theile für sie unverdaulich sind.

Die Vögel fressen im Verhältniß ihrer Größe mehr als die Säugethiere, was vielleicht ihrer beständigen Thätigkeit, Anstrengung und Bewegung zuzuschreiben ist. Die eigentlichen Raubvögel können zum Theil lange, manche Falken wohl vierzehn Tage hungern; die insecten- und körnerfressenden hingegen kaum einen ganzen Tag. Die Drosseln und Stahre fressen den Tag über so viel, als sie wiegen, und der Seidenschwanz ist ein wahrer Vielfraß.

Reines Quell- und Flußwasser ist der natürliche Trank der Vögel; nur manchen ist es einerlei, ob ihr Getränk rein oder unrein ist. Auch baden sich die meisten gern in reinem Wasser; bloß die hühnerartigen machen hiervon eine Ausnahme und wühlen sich lieber im Staube ein. Die Natur wies den Vögeln diese Reinigungsmittel darum an, damit das Ungeziefer, welches sich so gern in ihren Federn einnistet, nicht so sehr überhand nehmen möchte. Diejenigen, welche sich im Wasser baden, ziehen nach dem Bade jede einzelne ihrer Federn sorgfältig durch den Schnabel; diesen befeuchten sie mit einer Fettigkeit aus einer am hinteren Theil ihres Körpers befindlichen Drüse; und dies ist die Ursache, daß das Wasser so leicht von den Federn abläuft.

6.

Alle Vögel legen Eier, aus denen nach dem Brüten Junge hervorkommen. Diese Eier unterscheiden sich bei den verschiedenen Arten sowohl in Ansehung ihrer Anzahl, als ihrer Gestalt und Farbe. Sie enthalten die ersten Anfänge der zukünftigen Jungen, zu deren Reifung und Vervollkommnung bei dem Brüten sich jederzeit eine Luftblase am großen Ende zwischen der Schale und der innern Haut befindet. Man nimmt an, daß durch die Wärme, welche von dem brütenden Vogel mitgetheilt wird, das Junge nach und nach vergrößert wird, bis es zur bestimmten Zeit zum Auskriechen kommt.

Um diese Eier auszubrüten und um die zarten Jungen, bis sie herangewachsen sind, gegen das Rauhe der Luft zu schützen, bauen die Vögel Nester. Dieser Nesterbau verdient unsere ganze Aufmerksamkeit, weil sich hier die Vögel zum Theil als bewun-

dernswürdige Künstler zeigen. Die Art und Weise des Baues, die Materialien, der Standort des Nestes sind genau für die Lebensart des Vogels berechnet. Die Örter, an welchen die Raubvögel nisten (horsten), sind immer hohe Baumgipfel, hohe Felsen und Klippen, weil diese eine freie und weite Aussicht umher gestatten. Dem Raubvogel liegt nichts daran, sein Nest vor andern Vögeln oder vor den bäumebesteigenden Raub-Säugethieren, als Mardern, Wieseln ꝛc., zu verbergen; sie können ihm nicht schaden; darum fürchtet er sie auch nicht. Auch die Krähengattungen bauen gern auf hohen Bäumen; die Spechte in Baumlöchern, die sie mit ihrem Schnabel ausarbeiten.

Die Wasservögel und die hühnerartigen Vögel legen ihre Nester auf der Erde an und wissen sie hier im Rohr und Schilfe oder im Grase, in der Saat und hinter einem Erdhäufchen künstlich zu verbergen. Da ihre Jungen nicht so bald fliegen können, wenn sie schon das Nest verlassen haben, so wären Bäume, Klippen und andere erhabene Örter für ihr Nest keine bequemen Standörter. Die kleineren Vögel legen ihre Nester bald auf Bäumen, bald im Gesträuche oder unter demselben auf der Erde im Grase und Moose an; einige, z. B. die Tannenmeise, wählen sogar ein Maus- oder Maulwurfsloch unter der Erde. Immer sehen diese schwachen Geschöpfe darauf, daß sie mit ihren Jungen den Augen der Raubthiere und Menschen verborgen bleiben. Diese Vorsicht wird da geschärfter, wo die Gefahren größer sind; daher heftet der kleine Schneidervogel gar sein Nest an das Blatt eines dünnen, am äußersten Rande einer Baumkrone befindlichen Zweiges *); Andere hängen es in Gestalt von Beuteln an den Spitzen der Zweige

*) Dieses Vögelchen hat von der kunstreichen Art, sein Nest zu bauen, seinen Namen. Es heftet nämlich, indem es sich seines spitzen Schnabels wie einer Nähnadel bedient, vermittelst feiner Fasern mehre Blätter einer breitblätterigen Pflanze so zusammen, daß dadurch eine Art Düte gebildet wird, und kleidet dieselbe mit Federn, Spinnengeweben u. dgl. aus. Statt der Fasern soll der Schneidervogel auch eigentliche Fäden gebrauchen und diese vermittelst seines langen Schnabels und seiner dünnen Beine sich selbst aus Baumwolle verfertigen. Man hat übrigens im brittischen Museum zu London sogar einige Nester dieses Vogels, welche nicht aus den neben einander stehenden Blättern eines und desselben Baumes bestehen, sondern so gebildet sind, daß ein abgefallenes Blatt mit einem noch hangenden zusammengenäht ist. In diesem Falle trägt also ein einziger Blattstiel das Nest, die Mutter und

ſelbſt auf; dies thut unter andern die Beutelmeiſe und die Schwanzmeiſe. Viele Vögel wiſſen das Äußere ihres Neſtes ſo zu verkleiden, daß man kein künſtliches Gebäude, ſondern einen Haufen Moos, in einander gewachſene Zweige u. dgl. vermuthet. *)

Die Materialien ſind bei derſelben Gattung doch bisweilen verſchieden, je nachdem die Gegend ſie darbietet; gemeiniglich aber wählt jede Gattung die ſchicklichſten für ihren Bau. Die Raubvögel, Elſtern, Krähen ꝛc., tragen ſtärkere oder ſchwächere Reiſer und ſelbſt Dornen zuſammen, woraus ſie ein dem Anſcheine nach wirres, bei näherer Unterſuchung aber dennoch mit Vorſicht gebautes Neſt machen, an dem die Reiſer und Dornen ſo in einander verflochten ſind, daß man ſchlechterdings nicht begreift, wie die Thiere mit ihrem Schnabel dies vermochten. Die Materialien zu den Neſtern der übrigen Vögel ſind ſehr mannichfaltig und beſtehen in Stroh, Heu, feinen Wurzeln, Baſt, Birkenrinde, Lehm, Miſt, Moos, Flechten, Thierhaaren, Wolle von Thieren und Pflanzen, Spinnengeweben und Federn. Die härteren dieſer Materialien machen die äußere Lage, die weicheren, zumal die Federn, die Ausfütterung aus. Dieſe Ausfütterung der Neſter mit Federn und andern warmen Materialien iſt ein Mittel, die Wärme beim Brüten anzuhalten und die nackten Jungen zu bedecken. Man findet daher die Vogelneſter in den Nordländern am meiſten mit Federn ausgelegt, in heißen Ländern wenig oder gar nicht.

Bei den meiſten Vögeln iſt das Weibchen der Baumeiſter, und das Männchen trägt ihm die Materialien zu. Die Schwalben machen hiervon eine Ausnahme; es bauen beide Gatten. Die Vögel, welche nicht paarweiſe zuſammen leben, bekümmern ſich eben ſo wenig um den Bau der Neſter, als um die Pflege der Jungen. — Wenn die Unterlage zum Neſte gemacht iſt, wobei auch das Männchen hilft, ſo ſetzt das Weibchen ſich darauf, flicht mit dem Schnabel die Materialien um ſich her an die Unterlage und dreht ſich kreisförmig in dem Neſte herum, wodurch es bald ſeine runde Geſtalt erhält. Dieſe iſt platt bei den Neſtern der Raub-

---

die Jungen. Der Schneidervogel iſt übrigens ſehr klein; das Weibchen hat eine braune Farbe, das Männchen dagegen eine ſehr ſchöne Miſchung von Blau, Purpur, Grün und Gelb.

*) Z. B. der Zaunkönig.

vögel, bei Andern schüsselförmig, halbkugelförmig, backofenförmig, beutelförmig u. s. w.*)

Der Pirol und die Beutelmeise bauen unter den europäischen

---

*) Es gibt elf verschiedene Arten, wie die Vögel ihre Nester bauen. Die Vögel sind nämlich: 1) Minirer, d. h. solche, welche sich Wohnungen in die Erde graben, indem sie diese mit ihrem Schnabel aushöhlen. Hierher gehört die Uferschwalbe, welche am Abhang eines Flußufers oder einer steilen Grube eine 2—3 Fuß tiefe Höhle gräbt und am Ende derselben eine kunstlose Unterlage von Heu und Federn zum Brüten macht. 2) Erde-Nister, d. h. solche Vögel, welche auf dem Erdboden selbst ihre Nester bauen, wie die Wasservögel und die hühnerartigen Vögel. Die Nester derselben sind nicht künstlich, sondern bestehen meist bloß aus zusammengetragenem Gras, Stroh, Schilf u. dgl., welche Stoffe in Vertiefungen zwischen Gras, Moos, Baumwurzeln u. s. w. gelegt sind. Das Nest der Wachtel, welche hierher gehört, besteht nur aus wenigen Grashalmen. 3) Maurer, d. h. Vögel, welche aus Koth, Lehm oder ähnlichen Stoffen bauen, wie die Hausschwalben, die das Innere ihres Koth-Nestes mit Halmen und Federn ausfüttern. 4) Zimmerer, d. h. solche, welche vermittelst ihres Schnabels Löcher in Bäume bohren oder schon vorhandene ausmeiseln und dann in denselben nisten, wie die Spechte. 5) Vögel, welche flache Nester bauen, ohne Erde-Nister zu sein, wie der Storch, der Reiher, die Ringeltaube. Die Materialien der Nester dieser Vögel sind hauptsächlich Reiser. 6) Korbflechter, d. h. Vögel, welche Weidenruthen, Reiser, Wurzeln und ähnliche Stoffe zusammenflechten, und so ein, in sich dicht verschlungenes, Nest bilden, wie der Holzheher, der Gimpel, die Krähe. 7) Weber, d. h. Vögel, welche ihr Nest, wenigstens im Inneren, dadurch bilden, daß sie Haare oder andere Stoffe zusammenwirken wie der Baltimore-Vogel. 8) Schneider, d. h. solche Vögel, welche beim Nestbau mit Hülfe ihres Schnabels nähen, wie der Schneidervogel. 9) Filzmacher, d. h. Vögel, welche den Stoff zu ihren Nestern theilweise in eine dichte Masse zusammenkrämpeln, anstatt denselben, wie die Korbflechter und Weber, Faden für Faden mit einander zu verflechten oder zu verweben; zu diesen gehört der Buchfink. 10) Leimer, d. h. Vögel, welche beim Bauen ihrer Nester ein flüssiges Bindemittel zur Zusammenhaltung der einzelnen Theile anwenden. Dahin gehört die in Asien einheimische eßbare Schwalbe, so benamt, weil ihr Nest in China als ein Leckerbissen gegessen wird: man weiß noch nicht recht, ob das Bindemittel dieser Schwalbe von derselben gesammelt oder in ihrem Körper selbst zubereitet und als Speichel abgesondert wird. 11) Dom-Bauer, d. h. solche, welche ein oben bedecktes und somit bis auf den Eingangsraum ganz geschlossenes Nest machen, wie der Zaunkönig. — Diesen elf Classen sind noch als zwölfte die Schmarotzer-Vögel hinzuzufügen, d. h. diejenigen Vögel, welche kein eigenes Nest bauen, sondern ihre Eier in die Nester anderer Vögel legen und von diesen ausbrüten lassen. Von dieser Art Vögel kennt man nur zwei, den Kuckuck und den amerika-

Vögeln die künstlichsten Nester.*) Auf sie folgen die gemeinen Finken, die Stieglitze, die Goldhähnchen u. s. w. Mehre von den kleinen Vögeln, zumal der Sperling, bauen ein unordentliches

---

nischen Kuhvogel. Einige andere Vögel, wie unser Haussperling, sind in so fern auch Schmarotzer zu nennen, als sie zwar gewöhnlich eigene Nester bauen, manchmal aber auch statt dessen das Nest eines andern Vogels in Besitz nehmen. — Schließlich ist noch zu bemerken, daß manche Vögel in mehre der angegebenen Classen zugleich gehören; z. B. der Gold-Ammer gehört, was das Äußere seines Nestes betrifft, zu den Korbflechtern, nach der Auskleidung desselben aber zu den Webern.

*) Der europäische Pirol, gewöhnlich Goldamsel genannt, gehört zu den Korbflechtern. Er verbindet zwei kleine Zweige, welche eine Gabel bilden, mit einander, indem er von dem einen zum andern Strohhalme, Gräser oder Halme von Hanf zieht. Diese Fäden tragen theils das Nest, theils bilden sie den überragenden Rand desselben; das Innere des Nestes besteht aus zarten Grashalmen, und zwischen diesem und dem äußeren Theile ist eine Menge Moos, Raupengehäuse, Spinnengewebe u. dgl. eingeflochten. Das ganze Nest hat das Ansehen eines Korbes mit zwei, in den Zweigen der Gabel hangenden, Handhaben. — Die Beutelmeise, welche auch der Pendulin heißt und zu den Filzmachern und den Dombauern gehört, baut ein sehr großes Nest, welches die Form eines Beutels hat und an die Gabel eines Zweiges von Pappeln oder Weidenbäumen oder an einen Rohrstengel gehängt ist; es besteht aus der Wolle und den wolligen Knospen der Pappeln, welche in einander gefilzt und mit Bast umzogen sind. Den Eingang bildet eine Röhre, welche oben an der Seite des Beutels hervortritt. — Von den außereuropäischen Vögeln haben besonders der bengalische Kernbeißer, der Baltimore-Vogel und der gesellige Gimpel merkwürdige Nester. Der Erstere, ein an Größe dem Sperling vergleichbarer Vogel, befestigt vermittelst eines aus Gras und Fasern verfertigten Strickes an den schwachen Zweig eines Baumes sein aus denselben Stoffen tuchartig gewobenes und gleich einer Flasche gestaltetes Nest. Der schwache Zweig schützt dasselbe gegen die Schlangen. Das Nest ist in drei Abtheilungen getheilt, in deren vorderster, wie man sagt, das Männchen sich aufhält, während in der zweiten das Weibchen brütet und das dritte und sicherste für die Jungen bestimmt ist. Da man oft in dem Neste des bengalischen Kernbeißers einen oder mehre Glühwürmer an etwas nassem Thon angeklebt gefunden hat: so haben Manche gemeint, diese Thierchen würden deßwegen von dem Vogel in sein Nest gebracht, um dasselbe zu erleuchten. So wunderbar dies wäre, so ist es doch sicherlich nicht wahr, weil kein Thierchen seine Wohnung erleuchtet, und weil die Glühwürmer eins von den Nahrungsmitteln des bengalischen Kernbeißers sind und sich somit ein einfacherer und genügender Grund ihres Vorfindens im Neste dieses Vogels darbietet, zumal da die Glühwürmer im vordersten, also im hellsten Theile des Nestes gefunden werden. Man muß überhaupt beim

Nest. Die meisten Sumpf- oder Wasservögel tragen entweder nur einen Klumpen Reiser, Ginster, Schilf, Stroh u. dgl. zusammen, oder sie legen, wie die Wachteln, die Rebhühner und die Wachtelkönige, ihre Eier wohl gar auf dem Boden in eine Vertiefung hin. Alle die Vögel, welche in Baum- und andern Höhlen bauen, geben sich nicht viele Mühe mit ihren Nestern. Die Nester der Haus- und Rauchschwalben sind noch besonders merkwürdig, weil sie an Gesimsen und Balken angeklebt werden. Jene bauen die ihrigen in Gestalt eines Gewölbes mit einem an der Seite befindlichen Eingange, diese in Gestalt einer in zwei Theile zerschnittenen Halbkugel, welche oben ganz offen ist. Man kann mit Recht behaupten, daß unter der großen Menge von Nestern der einheimischen Vögel nicht zwei von verschiedenen Gattungen gefunden werden, die einander völlig glichen; sondern jede Gattung behält ihre eigenthümliche Bauart durch alle Geschlechter fort, ohne weder künstlicher noch schlechter zu arbeiten.*)

Sobald der Bau des Nestes vollendet ist, legt das Weibchen das erste Ei und sodann nach vier und zwanzig Stunden**) das

---

Betrachten der Thierwelt nur mit Vorsicht über die Gleichheit der Bedürfnisse und Gewohnheiten bei Menschen und Thieren urtheilen. Der Baltimore-Vogel (s. oben S. 46 Anm.) hat ein an einem Gabel-Zweige hangendes Nest, welches aus einer tuchartigen, von Hanf, Flachs, Werg, Haaren u. dgl. gebildeten Masse besteht und die Gestalt eines sechs bis sieben Zoll langen Beutels hat. Die geselligen Gimpel in Afrika, zu den Korbflechtern gehörig, bauen in Colonien von mehren Hunderten ein gemeinschaftliches Nest. Dieses besteht aus einem großen, etwas abhängigen Geflechte von Grashalmen, welches in die Äste eines Baumes geflochten ist und eine solche Dichtigkeit hat, daß der Regen nicht durch dasselbe dringen kann. In demselben befinden sich viele Zellen, je eine für einen Vogel.

*) Die meisten Vögel bauen ihre Nester einzeln und ohne Rücksicht auf die Nester der übrigen Vögel von derselben Gattung. Andere Arten dagegen bauen in großer Anzahl ihre Nester nahe bei einander und bilden so größere oder kleinere Colonien, z. B. die Saatkrähen, deren geselliges Zusammenhalten der Grund des bekannten Sprichworts „Keine Krähe hackt der andern die Augen aus," ist. Noch andere Vögel, wie die Ani's oder Madenfresser Amerika's, bauen je dreißig zusammen und machen ein gemeinschaftliches Nest, welches durch Scheidewände abgetheilt wird. Man sagt, daß die Vögel der letztern Art zum Theil auch die Eier gemeinschaftlich ausbrüten und die Jungen in Gemeinschaft füttern.

**) Dies gilt indessen nicht für alle Vögel. Die meisten legen täglich oder

zweite, dritte u. ſ. f., bis die beſtimmte Zahl vorhanden iſt. Mehre Waſſervögel legen nur ein Ei, die meiſten Raubvögel zwei, eben ſo die Tauben; die Meven drei, die Krähen und Raben vier, die ſinkenartigen Vögel fünf, die Schwalben in der Regel fünf bis ſechs, die Meiſen acht bis zwölf, die Rebhühner zwölf bis vierzehn, die Haushühner, beſonders wenn ihnen die Eier weggenommen werden, achtzig bis hundert. Indeſſen gibt es bei allen dieſen Angaben auch Ausnahmen.

7.

An Liebe und Zärtlichkeit gegen ihre Jungen geben die Vögel den Säugethieren nichts nach. Sie pflegen dieſelben mit der größten Sorgfalt, ſuchen mit weiſer Vorſicht dasjenige Futter auf, von welchem ſie wiſſen, daß es ihnen in dem zarten Alter am zuträglichſten iſt, bringen es im Schnabel herbei, weichen es, wenn es Körner ſind, vorher im Kropfe auf und füttern dann ein Junges nach dem andern, ſo daß ſie Alle ſatt werden.

Die meiſten Vögel bleiben ſo lange im Neſte, bis ſie fliegen können, und dieſe werden von ihren Ältern aus dem Schnabel gefüttert, indem ſie den ihrigen begierig aufſperren. Die hühnerartigen Vögel, ſo wie die Sumpf- und Waſſervögel machen hierin eine Ausnahme. Sie laufen den erſten oder zweiten Tag mit der Mutter und ohne ſie davon und ſuchen ſich, durch die Ältern dazu angeleitet, ihre Nahrung gleich anfangs ſelbſt; doch begeben ſie ſich bei Gefahren, des Nachts, bei regneriſchem und ſtürmiſchem Wetter unter die Flügel der Mutter. — Wenn die Jungen völlig für ſich ſelbſt ſorgen können und von den Ältern in allen zu ihrer Lebensart gehörigen Geſchäften unterrichtet ſind, ſo werden ſie von denjenigen Ältern verlaſſen, welche noch einmal oder zweimal brü-

---

einen Tag um den andern ein Ei, bis die beſtimmte Zahl voll iſt. Manche haben aber auch längere Zeit zum Ausbilden eines Eies nöthig. Das Kuckucks-Weibchen z. B. legt die vier bis ſechs Eier, welche es hervorbringt, nur innerhalb eines Zeitraums von ſechs bis ſieben Wochen, und dies iſt auch höchſt wahrſcheinlich der Grund, warum daſſelbe ſeine Eier nicht ſelbſt ausbrütet, ſondern andern Vögeln unterſchiebt; denn da kein Vogel ſeine Eier eher brütet, als bis die ihnen von der Natur beſtimmte Zahl gelegt iſt: ſo würden die erſten Eier des Kuckucks ſchon faul ſein, wenn das letzte gelegt wird, und er legt ſie deßwegen einzeln in fremde Neſter.

ten; bei den Andern bleiben sie bis zur Abreise oder zum künftigen Frühjahr, wo auch die Jungen eine eigene Haushaltung anlegen. —

Das Alter der Vögel ist in Betracht ihrer Größe von längerer Dauer, als das Leben der Säugethiere. Kleine Singvögel, Stieglitze, Canarienvögel, Finken sind in der Gefangenschaft 20 bis 24, Papageien 100 Jahr alt geworden. In der Freiheit würden die Vögel noch älter werden, wenn da nicht Raubvögel und tausend andere widrige Schicksale im Vaterlande und auf der Reise ihr Leben abkürzten. — Der Feinde haben die schwächeren Vögel eine große Zahl, unter denen der Mensch der mächtigste und gefährlichste ist. Er hat tausend Anstalten ersonnen, um die Thiere theils todt, theils lebendig in seine Gewalt zu bekommen. Unter den Säugethieren thun diejenigen den Vögeln großen Schaden, welche Bäume besteigen, z. B. die Marder, die Iltise und Andere. Der Fuchs und das Wiesel beschleichen die auf der Erde lebenden; die Schlangen, zumal in heißen Ländern, gehen ihnen auch auf den Bäumen nach. Am furchtbarsten sind dem schwächeren Vogel die großen Räuber seiner eigenen Gattung. Von den Fischen steht ihnen auch bisweilen Gefahr bevor; wenigstens verschlingt der gefräßige Hecht sehr leicht ein junges Gänschen und Andere. Manche Vögel werden innerlich von Würmern, noch mehre aber äußerlich von Insecten aus dem Geschlechte der Läuse geplagt.

Nach Bingley.

---

57. Die Seeräuber Horuk und Hayradin Barbarossa und Karl's V. Zug gegen Tunis.

Horuk und Hayradin, die Söhne eines Töpfers auf der kleinasiatischen Insel Lesbos, verließen, durch einen unruhigen und unternehmenden Muth angetrieben, ihres Vaters Handwerk und gingen unter eine Seeräuberbande. Sie zeichneten sich bald durch ihre Unerschrockenheit und Thätigkeit aus, verschafften sich eine kleine Brigantine*) und trieben ihr schändliches Seeräuberhandwerk so

*) Die Brigantine oder Brigg ist eine kleinere Art von Kriegsschiffen; sie hat nur ein Verdeck, führt zehn bis zwanzig Kanonen und hat dieselben

geschickt und glücklich, daß sie eine Flotte von zwölf Galeeren*) und vielen kleinen Schiffen zusammenbrachten. Der ältere Bruder, Horuk, seines rothen Bartes wegen Barbarossa (d. h. Rothbart) genannt, war der Admiral dieser Flotte und Hayradin der zweite Befehlshaber, aber mit fast gleich großer Macht. Sie hießen sich selbst Freunde der See und Feinde aller Seefahrer, und ihre Namen wurden bald von den Dardanellen bis an die Straße Gibraltar furchtbar. Mit ihrem Rufe und ihrer Macht wuchsen und erweiterten sich auch ihre herrschsüchtigen Anschläge. Oft führten sie die an den spanischen und italiänischen Küsten gemachten Prisen**) in die Häfen der Barbarei (in Nord-Afrika); und wie sie die Bewohner derselben durch den Verkauf ihrer Beute und durch die leichtsinnige Verschwendung ihres Schiffvolkes bereicherten, so waren sie an jedem Orte, in den sie einliefen, willkommene Gäste. Die bequeme Lage dieser Häfen, welche den damals größten Handelsplätzen in Europa (Genua, Venedig, Mailand, Florenz u. A.) so nahe lagen, flößte den Brüdern den Wunsch ein, sich in jenem Lande festzusetzen. Bald zeigte sich eine günstige Gelegenheit, diese Absicht zu erreichen, und sie ließen sie nicht aus den Händen. Eutemi, König von Algier, hatte es verschiedene Male vergebens versucht, ein Fort***) zu erobern, welches der spanische Gouverneur von Oran†) nicht weit von Algier erbaut hatte, und gerieth auf den unglücklichen Einfall, Barbarossa zu Hülfe zu rufen, dessen Tapferkeit die Afrikaner für unwiderstehlich hielten. Der thätige Seeräuber nahm mit Freuden diese Einladung an, ließ seinen Bruder Hayradin bei der Flotte und marschirte an der Spitze von 5000 Mann nach Algier, wo er als der Retter der Stadt aufgenommen wurde.

Mastbäume, wie ein großes Kriegsschiff, außer daß der hinterste fehlt. Der Hauptvortheil, welchen sie hat, ist der, daß man damit sehr schnell segeln kann.

*) Die Galeere ist ein Schiff von etwa 150 Fuß Länge, welches nur zwei Masten hat und sich besonders dadurch von andern Schiffen unterscheidet, daß es nicht allein durch Segel, sondern vorzüglich durch Ruder in Bewegung gesetzt wird.

**) Eine Prise nennt man in der Schifferſprache jedes eroberte Schiff.

***) Eine Verschanzung.

†) Einer kleinen Festung in dem Gebiete des Staates Algier, welche damals den Spaniern gehörte.

Durch seine Truppen war er dem Könige an Macht überlegen, und als er sah, daß die Mauren*) weder etwas Böses von ihm argwöhnten, noch sich mit ihren leichtbewaffneten Truppen seinen geübten und erfahrenen Leuten widersetzen könnten: so räumte er insgeheim den König, dem er zu Hülfe gekommen war, aus dem Wege und ließ sich zum Könige von Algier ausrufen. Die Gewalt, deren er sich so kühn bemächtigt hatte, bestrebte er sich durch Kunstgriffe zu sichern, welche dem Geiste des ihm nun unterworfenen Volkes gemäß waren: durch unbegrenzte Freigebigkeit gegen diejenigen, die seine Erhebung begünstigten, und durch eben so unbegrenzte Grausamkeit gegen alle die, in welche er einiges Mißtrauen setzen mußte. Mit dem so erworbenen Throne begnügte er sich aber noch nicht, sondern griff auch den benachbarten König von Telmesan an, überwand ihn in einer Schlacht und vereinigte seine Staaten mit Algier. Indessen fuhr er immer noch fort, die spanischen und italiänischen Küsten mit Flotten heimzusuchen, die eher der Seemacht eines großen Monarchen, als den leichten Geschwadern eines Seeräubers ähnlich sahen. Die Verheerungen, welche sie anrichteten, zwangen Karl den Fünften, Kaiser von Deutschland und König von Spanien, zu Anfang seiner Regierung, den Marquis von Comares, Gouverneur von Oran, mit hinlänglichen Truppen zu verstärken, um Barbarossa anzugreifen. Dieser Befehlshaber führte, unter dem Beistande des verjagten Königes von Telmesan, den Auftrag mit solchem Muthe aus, daß er Barbarossa's Truppen in verschiedenen Gefechten überwand und ihn selbst in Telmesan einsperrte; und als Barbarossa die Stadt bis aufs äußerste vertheidigt hatte, wurde er bei einem Versuche zu entwischen eingeholt und erlegt, indem er noch mit einer hartnäckigen und seines vormaligen Ruhmes und Heldenmuthes würdigen Tapferkeit focht.

Sein Bruder Hayradin, der jetzt den Namen Barbarossa, unter welchem sein Bruder bekannt und gefürchtet war, von ihm annahm, führte das Scepter von Algier mit gleicher Herschsucht und Fähigkeit, aber mit größerem Glück. Da seine Regierung nicht durch die Waffen der Spanier beunruhigt wurde, weil diese in den Kriegen unter den europäischen Mächten genug zu thun hatten: so

*) Ein im Norden von Afrika wohnendes Volk.

ordnete er die innere Polizei seines Königreiches mit bewundernswürdiger Klugheit an, trieb seine Seeunternehmungen mit großem Nachdrucke fort und erweiterte seine Eroberungen auf dem festen Lande von Afrika. Weil er aber bemerkte, daß die Mauren und Araber seine Herrschaft nur mit der äußersten Ungeduld ertrugen, und weil er befürchtete, seine unaufhörlichen Seeräubereien würden einmal die Waffen der Christen gegen ihn wenden: so setzte er seine Staaten unter den Schutz des türkischen Kaisers*) und erhielt ein Corps türkischer Soldaten von ihm, welche ihn sowohl gegen seine einheimischen, als gegen seine auswärtigen Feinde sicher stellten. Endlich, da der Ruf von seinen Thaten sich je länger je weiter verbreitete, bot Soliman II., der damalige Kaiser der Türken,**) ihm das Commando über die türkische Flotte an, als dem einzigen Manne, dessen Tapferkeit und Erfahrung im Seewesen ihn in den Stand setzten, Andreas Doria, dem größten Seehelden der damaligen Zeit,***) die Spitze zu bieten. Stolz auf diesen Vorzug kam Barbarossa nach Konstantinopel und wußte sich hier durch eine bewundernswürdige Geschmeidigkeit das vollkommenste Vertrauen des Kaisers und seines Groß-Veziers zu erwerben. Ihnen eröffnete er einen Anschlag, den er auf Tunis, damals das blühendste Königreich der afrikanischen Küste, gemacht hatte; und da sie ihn genehmigten, so erhielt er von ihnen Alles, was er zur Ausführung desselben verlangte.

Seine Hoffnung, daß ihm diese Unternehmung gelingen würde, gründete sich auf die innere Zwietracht im Königreiche Tunis. Mohammed, der König dieses Landes, hatte, durch die Bitten seiner Gemahlin bestürmt, Mulei Hassan, einen der jüngsten seiner Söhne, zu seinem Thronfolger ernannt. Dieser aber räumte alsbald seinen Vater mit Gift aus dem Wege, damit derselbe seine

---

*) Von dieser Zeit an ist der türkische Kaiser beständig Oberherr von Algier geblieben, bis dieser Staat im Jahr 1830 von den Franzosen erobert wurde.

**) Dies ist derselbe Soliman, welcher im Jahre 1566 bei der Belagerung der Festung Szigeth in Ungarn, in der Zriny mit seinen Leuten sich dem Tode weihte, starb. S. unten Nr. 60 am Anfang.

***) Andreas Doria war das Haupt der damals sehr mächtigen Stadt Genua. Er war zuerst Admiral des französischen Königes und trat dann als Admiral in die Dienste Karl's V.

Ernennung nicht mehr umstoßen möchte, und ließ alle seine Brüder, deren er sich bemächtigen konnte, hinrichten. Raschid, einer der ältesten, hatte das Glück, seiner Wuth zu entwischen. Er fand eine Zuflucht unter den umherwandernden Arabern und versuchte es verschiedene Male, mit Hülfe einiger ihrer Oberhäupter, den Thron wieder zu erlangen, der ihm von Rechts wegen zugehörte. Weil ihm aber alle Versuche fehlschlugen und die Araber ihrer natürlichen Wankelmüthigkeit nach im Begriffe waren, ihn seinem unbarmherzigen Bruder auszuliefern: so entfloh er nach Algier, dem einzigen ihm noch übrigen Zufluchtsorte, und rief Barbarossa um Hülfe an. Dieser, welcher mit einem Blick alle die Vortheile einsah, die er durch Erfüllung des Gesuches Raschid's erlangen könnte, nahm ihn mit allen ersinnlichen Merkmalen der Freundschaft und Höflichkeit auf. Da er eben damals im Begriffe war, nach Konstantinopel zu segeln: so überredete er Raschid, dessen Begierde, eine Krone zu erlangen, ihn geneigt machte, Alles zu erlangen und Alles zu wagen, ihn dorthin zu begleiten; indem er ihm nachdrückliche Hülfe von Soliman versprach, den er ihm als den großmüthigsten und zugleich als den mächtigsten Monarchen der Welt schilderte. Kaum waren sie aber zu Konstantinopel angelangt, als der treulose Seeräuber, ohne sich im Geringsten an die gegebenen Versprechungen zu kehren, dem Sultan den Vorschlag machte, unter dem Vorwande der Unterstützung dieses vertriebenen Fürsten und vermittelst der Partei, die bereit wäre, sich für ihn zu erklären, Tunis zu erobern und mit dem türkischen Reiche zu verbinden. Soliman billigte zu leichtsinnig diesen treulosen Antrag, welcher dem Charakter seines Urhebers ganz angemessen, eines großen Fürsten aber durchaus unwürdig war. Man versammelte bald eine mächtige Flotte und ein zahlreiches Heer, und der leichtgläubige Raschid schmeichelte sich beim Anblick dieser Rüstungen, daß er bald im Triumphe in seine Hauptstadt einziehen würde. Als aber dieser unglückliche Fürst eben an Bord gehen *) wollte, wurde er auf Befehl des Sultans in Verhaft genommen und eingesperrt und kam nie wieder zum Vorschein.

Barbarossa richtete mit einer Flotte von zweihundert fünfzig

*) An Bord gehen heißt in der Schifferſprache so viel als: zu Schiffe steigen.

Segeln seinen Lauf nach Afrika. Als er die Küsten Italiens verheert und das ganze Land in Schrecken gesetzt hatte, erschien er vor Tunis, schiffte seine Truppen aus und erklärte, er käme, Raschid's Rechte zu behaupten, welchen er, wie er vorgab, am Borde der Admiralitäts-Galeere *) krank zurückgelassen habe. Das feste Schloß Goletta, welches die Bai bestreicht,**) gerieth bald, theils durch Barbarossa's eigene Geschicklichkeit, theils durch Verrätherei des Commandanten in seine Hände; und die Einwohner von Tunis, welche der Regierung Mulei Hassan's überdrüssig waren, ergriffen das Gewehr und erklärten sich mit so viel Eifer und Eintracht für Raschid, daß Jener höchst eilfertig die Flucht ergreifen und alle seine Schätze zurücklassen mußte. Die Thore wurden Barbarossa, als dem Wiederhersteller ihres rechtmäßigen Königes, augenblicklich geöffnet; als aber Raschid selbst nicht zum Vorschein kam und man unter dem Freudengeschrei der in die Stadt einrückenden türkischen Truppen nur Soliman's Namen hörte, fing das Volk von Tunis an, des Seeräubers Verrätherei zu muthmaßen; und da ihr Verdacht sich bald in Gewißheit verwandelte, so ergriffen sie mit äußerster Wuth die Waffen und umringten die Citadelle, in welche Barbarossa seine Truppen geführt hatte. Weil er aber einen Aufruhr vorhergesehen und sich darauf vorbereitet hatte, so richtete er augenblicklich das Geschütz von den Wällen auf das Volk, zerstreute mit einer Ladung des Geschützes und des kleinen Gewehrs die zahlreichen, aber verwirrten Stürmenden und zwang sie, Soliman als ihren Landesherrn anzuerkennen und sich ihm selbst als dessen Unterkönige zu unterwerfen.

Nun war er vor allen Dingen darauf bedacht, das so erschnappte Königreich in den gehörigen Vertheidigungszustand zu setzen. Er verstärkte die Citadelle, welche die Stadt bestreicht; er befestigte Goletta regelmäßig und mit sehr großen Kosten und machte es zum Hauptsammelplatze seiner Flotte und zu seinem Haupt-Arsenal***) für Kriegs- und Seevorräthe. Da er nun so weitläufige Staaten besaß, so setzte er seine Räubereien gegen die christlichen

*) So heißt die Galeere, in welcher der Admiral der Flotte wohnt.

**) Eine Festung, eine Schanze oder dgl. bestreicht einen Ort — heißt so viel als: man kann aus der Festung, von der Schanze u. s. w. den Ort beschießen.

***) Zeughause.

Staaten mit größerer Macht und mit noch mehr Verheerung fort. Täglich liefen bei Kaiser Karl dem Fünften von Seiten seiner spanischen und italiänischen Unterthanen neue Klagen über die Gewaltthaten ein, welche von Barbarossa's Seeräubern verübt wurden. Die ganze Christenheit schien es von ihm, als ihrem mächtigsten und glücklichsten Fürsten, zu erwarten, daß er dieser neuen und verhaßten Art Unterdrückung ein Ende machen würde.*) Zur nämlichen Zeit wandte sich Mulei Hassan, der vertriebene König von Tunis, da er keinen unter den mohammedanischen Fürsten in Afrika geneigt oder fähig fand, ihm wieder zu seinem Königreiche zu verhelfen, an Karl, als den einzigen Monarchen, der seine Rechte wider einen so furchtbaren Feind behaupten könnte. Der Kaiser, der eben so begierig war, seine Staaten von der gefährlichen Nachbarschaft Barbarossa's zu befreien, als der Beschützer eines unglücklichen Königes zu werden und den Ruhm zu erwerben, der damals mit jeder Unternehmung gegen die Mohammedaner verknüpft war, schloß sogleich einen Vertrag mit Mulei Hassan, machte Zurüstungen zu einem Zuge gegen Tunis und entschloß sich, in diesem Feldzuge in eigener Person zu commandiren. Die vereinigte Macht seiner Staaten wurde aufgeboten zu einer Unternehmung, an welche der Kaiser seinen eigenen Ruhm wagen wollte, und welche die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich zog. Eine niederländische Flotte führte aus den Niederlanden ein Corps deutscher Fußvölker herbei; die Galeeren von Neapel und Sicilien nahmen die alten italiänischen und spanischen Truppen, die sich durch so viele Siege über die Franzosen hervorgethan hatten, an Bord; der Kaiser selber schiffte sich zu Barcellona mit dem Kern des spanischen Adels ein; und zu ihm stieß ein beträchtliches portugiesisches Geschwader unter dem Befehle des Infanten Don Ludwig, des Bruders der Kaiserin. Andreas Doria führte seine eigenen Galeeren, die am besten ausgerüsteten, welche es damals in Europa gab, und von den erfahrensten See-Officieren commandirt, herbei; der Pabst leistete allen ihm möglichen Beistand zur Ausführung einer so frommen Unternehmung; und der Malteser-

*) Karl war damals der mächtigste Fürst in Europa; denn er war Kaiser in Deutschland und besaß Spanien, die Niederlande, Neapel, Sicilien, Sardinien und einen großen Theil von Süd-Amerika.

Orden, der ewige Feind der Ungläubigen, rüstete ein Geschwader aus, welches zwar klein, aber wegen der Tapferkeit der an seinem Borde dienenden Ritter furchtbar war.*) Der Hafen Cagliari in Sardinien war der allgemeine Sammelplatz. Doria wurde zum Groß-Admiral der Seemacht ernannt und das Ober-Commando der Landtruppen dem Marquis di Guasto anvertraut.

Am 16. Juli 1535 ging die Flotte, welche aus ungefähr fünfhundert Segeln bestand und über 30,000 Mann regelmäßiger Truppen an Bord hatte, von Cagliari unter Segel und landete nach einer glücklichen Fahrt im Angesichte von Tunis. Barbarossa hatte des Kaisers unermeßliche Zurüstungen bei Zeiten erfahren und, weil er ihre Bestimmung muthmaßte, sich gleich klug und thätig zur nachdrücklichen Vertheidigung seines neu eroberten Königreiches gerüstet. Er rief alle seine Seeräuber aus ihren verschiedenen Stationen**) zurück, zog so viel Truppen aus Algier, als er dort er-

*) Vor den Zeiten der Kreuzzüge hatten reiche christliche Kaufleute zu Jerusalem, wohin damals viele Christen wallfahrteten, ein Gasthaus zur unentgeltlichen Aufnahme armer Pilger und zur Verpflegung der Kranken errichtet, und es hatte sich eine Brüderschaft vereinigt, um die Kranken in diesem Hause zu bedienen. Diese Anstalt, welche anfangs sehr arm war, wurde, nachdem die Kreuzfahrer Jerusalem erobert hatten, durch den Beitritt vieler Ritter und durch große Schenkungen und Vermächtnisse so reich, daß sie bald anstatt ihrer ärmlichen Wohnung Paläste erbauten. Jetzt errichteten sie auch eine Kirche, widmeten sie Johannes dem Täufer und nahmen davon den Namen des Johanniter-Ordens an. Mit ihrem mildthätigen Zwecke verbanden sie, da viele Ritter in den Orden getreten waren, nun auch den Zweck, das gelobte Land gegen die Mohammedaner zu beschützen, und gelobten, indem sie eine eigene Kriegerschaar aus ihrer Mitte bildeten, einen unversöhnlichen Kampf gegen die Ungläubigen. Sie zeichneten sich durch Tapferkeit sehr aus und wußten die Mohammedaner, welche immer mehr vom christlichen Gebiete eroberten, lange aufzuhalten; allein endlich unterlagen sie diesen und wurden aus Palästina vertrieben. Da ließen sie sich auf der Insel Rhodos nieder und erhielten von dieser Insel den Namen Rhodiser-Ritter. Von hier wurden sie, nach einer außerordentlich heldenmüthigen Gegenwehr, von dem türkischen Kaiser Soliman II. im Jahre 1522 vertrieben; und nun gab ihnen Kaiser Karl V. die Insel Malta zum Besitze, von welcher sie den Namen Malteser-Ritter erhielten. Von dieser Insel aus kämpften sie immer sehr tapfer gegen die Türken; im Jahre 1800 wurde aber Malta von den Engländern erobert, und seit dieser Zeit ist der Orden, welcher noch besteht, ohne Besitzthum.

**) Standorten.

übrigen konnte, fertigte Boten an alle afrikanischen Fürsten ab, schilderte ihnen Mulei Hassan als einen ruchlosen Abtrünnigen, welchen Herrsch- und Rachsucht verleitet hätten, nicht nur der Vasall eines christlichen Fürsten zu werden,*) sondern auch sich mit ihm zur Ausrottung des mohammedanischen Glaubens zu verschwören, und entflammte dadurch diese unwissenden und abergläubischen, eifrigen Oberhäupter, die Waffen wie für eine ihnen Allen gemeinschaftliche Sache zu ergreifen. Zwanzigtausend Mann Reiterei und ein ungeheures Corps Fußvolkes zogen sich bald nach Tunis zusammen; und Barbarossa wußte dadurch, daß er von Zeit zu Zeit Geschenke unter sie vertheilte, zu verhindern, daß der Eifer, der sie versammelte, erlosch. Weil er aber den Feind, mit welchem er zu thun hatte, zu gut kannte, als daß er sich geschmeichelt hätte, daß dergleichen leichte Truppen der schwerbewaffneten Reiterei und den alten erfahrenen Fußvölkern, aus denen des Kaisers Heer bestand, würden widerstehen können: so setzte er sein Vertrauen vorzüglich auf die starken Festungswerke von Goletta und auf sein Corps türkischer Truppen, welche nach europäischer Art bewaffnet und geübt waren.

Sechstausend Mann von diesen warf er unter dem Commando Sinan's, eines jüdischen Renegaten,**) des tapfersten und erfahrensten unter allen seinen Seeräubern, in diese Festung, welche der Kaiser sogleich berennte. Karl's Truppen wurden durch seine Gegenwart sehr ermuntert, und da sie es für ein verdienstliches Werk hielten, ihr Blut in einer so frommen Sache zu vergießen: so wetteiferten sie mit einander um die gefährlichsten Ehrenposten. Man bildete drei verschiedene Angriffe; und da von diesen der eine den Deutschen, der andere den Spaniern und der dritte den Italiänern anvertraut wurde: so betrieben sie dieselben mit jenem

---

*) Vasall heißt ein Fürst, wenn er sein Land nicht als sein Eigenthum besitzt, sondern als ein ihm von einem andern Fürsten, welcher dann der Lehensherr heißt, unter gewissen Bedingungen übergebenes Besitzthum, so daß dasselbe zwar ihm und seiner Familie für immer angehört, er aber gewisse Pflichten gegen seinen Lehensherrn hat, es z. B. ohne seine Erlaubniß nicht verkaufen kann. Ein solches Land heißt ein Lehen.

**) Renegat heißt Jeder, welcher sich von seiner Religion lossagt und zu einer andern übertritt; besonders aber nennt man die, welche zur mohammedanischen übergehen, so.

eifrigen Muthe, welchen National-Wetteifer einzuflößen pflegt. Sinan dagegen bewies eine Entschlossenheit, Geschicklichkeit und Erfahrung, welche dem von seinem Herrn ihm geschenkten Vertrauen vollkommen entsprachen, und die Besatzung verrichtete den harten Dienst, der ihr befohlen war, mit großer Standhaftigkeit. Allein obgleich Sinan die Belagerer durch häufige Ausfälle unterbrach und die Mauren und Araber das Lager durch beständige Streifereien beunruhigten: so wurden doch, da auch die Flotte die Festungswerke mit eben so großem Eifer als Glück beschoß, die Breschen *) auf der Landseite so groß, daß man von allen Seiten her zugleich einen Angriff machen konnte und so den Platz mit Sturm eroberte. Sinan zog sich mit dem Überreste der Besatzung, nach einer hartnäckigen Gegenwehr, über einen seichten Theil der Bai nach der Hauptstadt zurück. Durch die Eroberung von Goletta bemeisterte sich der Kaiser auch der Flotte Barbarossa's, welche aus sieben und achtzig Schiffen bestand, seines Arsenals und einer Anzahl von dreihundert meistens metallener Kanonen, welche auf die Wälle gepflanzt waren: eine erstaunliche Anzahl für die damalige Zeit und ein auffallender Beweis von der Stärke der Festung und der großen Macht des Seeräubers. Der Kaiser rückte durch die Bresche in Goletta ein, indem er sich zu Mulei Hassan, der ihn begleitete, wandte und sagte: „Hier ist Ihnen ein Thor geöffnet, durch welches Sie zurückkehren und Ihre Staaten wieder in Besitz nehmen können."

Barbarossa fühlte zwar das ganze Gewicht des Schlages, den er erhalten hatte, ließ aber darum den Muth noch nicht sinken, noch die Vertheidigung der Stadt Tunis fahren. Weil aber die Mauern von sehr weitem Umfange und sehr schwach waren und er sich auf die Treue der Einwohner nicht verlassen konnte, noch hoffen durfte, daß die Mauren und Araber die Beschwerlichkeiten einer Belagerung aushalten würden: so faßte er den kühnen Entschluß, mit seinem Heere, das sich auf 50,000 Mann belief, gegen das kaiserliche Lager anzurücken und das Schicksal seines Königreiches durch den Ausgang einer Schlacht zu entscheiden. Diesen Entschluß eröffnete er seinen vornehmsten Officieren; er stellte

*) Breschen heißen Öffnungen, welche man in die Wälle einer Festung schießt, um durch dieselben eindringen zu können.

ihnen zugleich die verderblichen Folgen vor, welche daraus entstehen würden, wenn zehn tausend Christensklaven, die er in der Citadelle eingesperrt hatte, während der Abwesenheit des Heeres einen Aufstand wagten, und schlug als eine für die Sicherheit des Staates nothwendige Vorsicht vor, sie Alle ohne Erbarmen niederzuhauen, ehe er seinen Marsch anträte. Alle seine Officiere billigten eifrig seinen Entschluß, eine Schlacht zu liefern; so sehr sie aber auch auf ihren Seeräuberzügen zu Scenen des Blutvergießens und der Grausamkeit abgehärtet waren, so erfüllte sie doch die Unmenschlichkeit seines Vorschlages in Ansehung der Sklaven mit Grausen und Entsetzen, und Barbarossa ließ sich durch die Furcht, sie zu erbittern, bewegen, den Sklaven das Leben zu lassen.

Der Kaiser hatte nun seinen Marsch nach Tunis angetreten; und obgleich seine Truppen auf ihrem Zuge über brennenden Sand, wo sie kein Wasser fanden und der unerträglichen Hitze der Sonne ausgesetzt waren, unbeschreibliche Beschwerlichkeiten ausstanden: so erreichten sie doch den Feind bald. Die Mauren und Araber, die sich auf ihre weit überlegene Zahl verließen, rannten augenblicklich mit lautem Geschrei zum Angriff; allein ihr ungeübter Muth konnte den Drang regelmäßiger Truppen keinen Augenblick aushalten, und ungeachtet Barbarossa mit bewundernswürdiger Herzhaftigkeit und Gegenwart des Geistes seine eigene Person den größten Gefahren aussetzte und sich bestrebte, sie wieder zusammenzuraffen: so wurde doch die Flucht so allgemein, daß er selbst mit ihnen nach der Stadt hin fortgerissen wurde. Hier fand er Alles in der größten Verwirrung: einige der Einwohner flüchteten mit ihren Familien und Habseligkeiten; andere waren bereit, die Thore dem Sieger zu öffnen; die türkischen Soldaten rüsteten sich zum Abzuge; und die Citadelle, welche allein in dieser Noth ihm einige Zuflucht gewähren konnte, war schon in den Händen der Christensklaven. Diese Unglücklichen, die durch ihre Lage zur Verzweiflung gebracht worden waren, hatten eben die Gelegenheit, welche Barbarossa befürchtet hatte, ergriffen. Sobald sein Heer sich etwas von der Stadt entfernt hatte, hatten sie zwei von den Kerkerwächtern auf ihre Seite gebracht, mit ihrer Hülfe die Ketten abgestreift, ihre Gefängnisse erbrochen, die türkische Besatzung überwältigt und das Geschütz der Festung wider ihre ehemaligen Herrn gerichtet. Verzweifelnd und wüthend schrie Barbarossa nun bald

über das falsche Mitleid seiner Officiere, bald bereuete er sein eigenes Nachgeben und floh in größter Eile nach der Stadt Bona.

Karl begnügte sich indessen mit dem erfochtenen, leichten und fast unblutigen Siege, rückte langsam, mit der in einem feindlichen Lande nöthigen Vorsicht, an und kannte selbst die ganze Größe seines Glücks noch nicht. Endlich aber meldete ihm ein von den Sklaven an ihn abgefertigter Bote das Gelingen ihres muthigen Versuches, sich in Freiheit zu setzen; und zu gleicher Zeit langten Abgeordnete aus der Stadt an, ihm die Thorschlüssel zu überreichen und ihn um Schutz gegen Gewaltthätigkeiten seiner Soldaten anzuflehen. Während er aber über die hierzu erforderlichen Mittel berathschlagte, stürmten die Soldaten, welche ihre erwartete Beute einzubüßen befürchteten, plötzlich und ohne Befehl in die Stadt ein und fingen an, ohne Ansehen der Person zu morden und zu plündern. Nun war's zu spät, ihre Grausamkeit, Raubsucht und unbändige Frechheit hemmen zu wollen; alle Gewaltthaten, welche Soldaten in der Wuth eines Sturmes nur verüben, alle Frevel, welche Menschen nur immer begehen können, wenn ihre Leidenschaften durch Religionshaß und Verachtung angespornt werden, wurden hier begangen. Mehr als dreißigtausend der unschuldigen Einwohner kamen an jenem unglücklichen Tage um, und zehntausend wurden in die Sklaverei geschleppt; Mulei Hassan bestieg einen Thron, der mit Leichen umgeben war; er wurde von seinen Unterthanen, welche er in dieses Elend gestürzt hatte, verabscheut und selbst von denen, deren Unbesonnenheit es veranlaßt hatte, bemitleidet. Der Kaiser bejammerte den traurigen Zufall, welcher den Glanz seines Sieges befleckt hatte, und hatte unter diesen Gräueln nur einen Anblick, der ihm Vergnügen gewährte: zehntausend Christensklaven kamen ihm beim Einzuge in die Stadt entgegen, fielen auf ihre Kniee nieder und dankten und segneten ihn als ihren Erretter.

Indem nun Karl dem maurischen Könige sein Versprechen, ihn in seine Staaten wieder einzusetzen, erfüllte, versäumte er auch das nicht, was zur Dämpfung der Macht der afrikanischen Seeräuber, zur Sicherheit seiner eignen Unterthanen und zum Vortheil der spanischen Krone nöthig war. Er schloß nämlich mit Mulei Hassan einen Vertrag auf folgende Bedingungen: Hassan solle das Königreich Tunis als ein Lehen der spanischen Krone besitzen

und dem Kaiser als seinem Lehensherrn huldigen; alle jetzt in seinen Staaten befindlichen Christensklaven, aus welcher Nation sie auch wären, sollten ohne Lösegeld in Freiheit gesetzt werden; kein Unterthan des Kaisers sollte in Zukunft in Sklaverei gehalten werden; kein türkischer Seeräuber sollte in die Häfen seiner Staaten einlaufen dürfen; den sämmtlichen Unterthanen des Kaisers sollte freier Handel nebst der öffentlichen Übung der christlichen Religion gestattet sein; der Kaiser sollte nicht nur die Feste Goletta behalten, sondern es sollten ihm auch alle andern festen Seestädte des Königreiches eingeräumt werden; Mulei Hassan sollte jährlich zwölf tausend Kronen zur Unterhaltung der spanischen Besatzung in Goletta bezahlen; er sollte sich in kein Bündniß mit irgend einem von des Kaisers Feinden einlassen und ihm jedes Jahr, zum Zeichen seiner Lehenspflicht, sechs maurische Pferde und eben so viel Falken überreichen lassen.

Als Karl auf diese Weise die afrikanischen Angelegenheiten in Ordnung gebracht, den Übermuth der Seeräuber gezüchtigt, den Schiffen seiner Unterthanen eine sichere Zuflucht und seiner eigenen Flotte auf der nämlichen Küste, von welcher aus man ihm durch Seeräuberei den meisten Schaden zugefügt, eine gute Station verschafft hatte: ging er wieder nach Europa unter Segel, weil das stürmische Wetter und die unter seinen Truppen eingerissenen Krankheiten ihm nicht verstatteten, Barbarossa weiter zu verfolgen. Dieser segelte mit einigen Schiffen von Bona nach Algier, setzte dort seinen Sohn zum Reichsverweser ein und ging zu Soliman nach Konstantinopel. Diesem leistete er als Admiral noch viele Dienste und starb im acht und achtzigsten Jahre seines Lebens zu Konstantinopel. Soliman ließ ihn prachtvoll begraben, und noch steht am Ufer des Meeres nicht weit von Konstantinopel sein majestätisches Grabmal. Schiller (nach Robertson).

---

58. Neuholland.

Neuholland, das feste Land von Australien, welches von seinen ersten Entdeckern, die Holländer waren, seinen Namen erhielt, ist uns noch immer ein sehr unbekanntes Land; desto merkwürdiger

muß jede neue Nachricht sein, welche aus demselben kommt. Vielleicht hören junge Freunde der Erdbeschreibung gern zu, wenn ich ihnen einige Nachrichten darüber mittheile; nur bitte ich sie, vor allen Dingen die Landkarte von Südindien oder Australien zur Hand zu nehmen, ehe sie mir zuhören wollen.

Ehe noch die Holländer die Küste von Neuholland besuchten, sollen die Spanier schon einige Kenntniß von diesem Lande gehabt haben; aber wir wissen nichts Bestimmtes darüber. Im Jahre **1616** kam der erste holländische Schiffs-Capitain*) an die Westküste, welche er nach seinem Schiffe, das die Eintracht hieß, Eintrachtsland nannte. Von diesem Jahre an bis **1699** segelten noch vierzehn andere Entdecker dahin, um die Küsten weiterhin zu untersuchen. Darauf schien es aber fast, als wäre dieses große Land ganz vergessen worden; denn erst siebenzig Jahre nachher, im Jahre **1769**, wurde es wieder zum ersten Male von Europäern und zwar von dem großen Weltumsegler Cook besucht; er nahm die ganze Ostküste im Namen des Königes von England in Besitz und nannte sie Neu-Südwales (oder Neu-Südwallis) nach seinem Vaterlande. Dieser große Mann lehrte uns zuerst die Gestalt des Landes recht kennen, und ihm verdanken wir also die erste nur einigermaßen richtige Karte von Neuholland; denn vollkommen richtig können noch unmöglich unsre Karten über dieses Land, das fast so groß als ganz Europa ist, sein, da viele unsrer Karten über weit kleinere Länder in Europa es noch nicht sind. Nach Cook reisten viele andere Seefahrer, vorzüglich Franzosen, ebenfalls nach diesen Küsten. Erst im Jahre **1798** machten zwei Engländer, Flinders und Basse, die Entdeckung, daß die südlichste Spitze dieses Erdtheils, welche unter dem Namen van Diemen's Land bekannt ist, nicht mit dem festen Lande zusammenhängt, wie man bisher glaubte, sondern eine große Insel ist, welche durch eine fünf und siebenzig Meilen breite Meerenge von Jenem getrennt wird.

Daß die englische Regierung hier, auf der Südostküste des

---

*) Capitain eines Schiffes heißt eigentlich nur derjenige Officier, welchem ein einzelnes Kriegsschiff zu commandiren übertragen ist; man nennt aber auch Jeden so, der nur als besoldeter Schiffer oder als Eigenthümer eines Seeschiffes dieses führt und also der erste Befehlshaber auf demselben ist.

Landes eine Colonie anlegte, in welche sie Verbrecher, welche die Todesstrafe nicht verdient hatten, aus England schickte, damit sie hier doch der Menschheit zu Etwas nützen könnten und Gelegenheit hätten, sich zu bessern, werden meine Leser wohl schon gehört haben. Es ist die sogenannte Diebs-Colonie in Port-Jackson, welche den Namen Sidney erhielt und nördlich von der Botany-Bai liegt. Unter dem Commando des Gouverneurs Arthur Philipps*) fuhr den 13. Mai 1787 die erste Sendung, aus neun Transportschiffen bestehend, unter Bedeckung zweier Kriegsschiffe von England dahin ab. Sie hatten fünfhundert vier und sechzig männliche und einhundert zwei und neunzig weibliche Missethäter an Bord, welche theils auf Lebenszeit, theils nur auf bestimmte Jahre dahin verbannt waren. Man hatte sie mit Lebensmitteln, Kleidungsstücken, Ackergeräthschaften und allen Arten von Instrumenten zur Ansiedlung auf zwei Jahre versehen. Sie wurden in strenger Zucht gehalten und von zweihundert und zwölf Soldaten bewacht, welche auf die verschiedenen Schiffe vertheilt waren. Nach einer Fahrt von acht Monaten landeten sie am 18. Januar 1788 an der leeren, wüsten, ganz unwirthbaren Küste. Sogleich wurden alle Anstalten zur Urbarmachung des Landes gemacht; der Boden wurde von den Gefangenen aufgerissen, umgewühlt, geebnet, die Wälder und Gesträuche ausgerodet, Zelte aufgeschlagen, und Erdhütten an dem geräumigen Hafen aufgebaut, um nur einigermaßen alle Geräthe und Mundvorräthe vor der veränderlichen Witterung in Sicherheit zu bringen. Darauf vertheilte Capitain Philipps Land unter die Colonisten, um es zu bearbeiten, und ließ Kartoffeln, Mais, Getreide und Gemüse aussäen. Andere Verbrecher mußten Steine brechen, Ziegelsteine formen, Kalk brennen, ein Haus für den Gouverneur, Magazine und Casernen für die Soldaten bauen. Aber die Schwierigkeiten, welche diesen Arbeiten entgegen standen, sind unbeschreiblich; denn Jahre lang hatte man zu thun, um sich nur die einfachsten Bequemlichkeiten zu verschaffen. Die Verbrecher waren nur mit der strengsten Zucht zur Arbeit anzuhalten, und oft zeigten sie auch hier noch, daß ihre Laster ihnen durch die Gewohnheit zur andern Natur geworden waren.

---

*) Dieser Mann stammte aus Frankfurt am Main und war der Sohn eines deutschen Sprachlehrers zu London.

Eine ganz neue Erscheinung war diese Ansiedlung für die wilden Bewohner des Landes; scheu und mißtrauisch sahen sie nur von fern diesem Wesen zu. Erst nach sechs Wochen wagten zwei von ihnen, sich den Colonisten zu nähern; sie bewunderten Alles, was sie sahen; man beschenkte sie mit Beilen, Messern und andern Kleinigkeiten und war so zuvorkommend als möglich gegen sie. Gern hätte man von ihnen weitere Nachrichten über das Land eingezogen; aber es war unmöglich, sich ihnen verständlich zu machen. Der Gouverneur gab die strengsten Befehle, nicht das Geringste den Wilden zu Leide zu thun; doch unterließen es die Verbannten nicht und schreckten, jagten und beleidigten sie. Natürlich ließen die Wilden sich das nicht ungerächt gefallen; einzelne Colonisten, welche sich zu weit in die Wälder oder in Einöden wagten, wurden von ihnen angefallen und mit ihren Speeren und Keulen ermordet; Fischern und Jägern zerstörten sie ihre Geräthschaften; die äußersten Häuser, Gärten und Felder der Colonie plünderten und verwüsteten sie. Leider thaten ihnen auch wohl die europäischen Verbrecher Manches zu Leide. Um den Wilden aber einen bessern Begriff von den Europäern zu geben, suchte man einige von ihnen zu fangen, damit sie Freunde von Feinden unterscheiden lernen möchten; es gelang mit einem derselben, den man ordentlich kleidete und nährte und mit europäischen Sitten bekannt zu machen suchte. Es gefiel ihm auch bald so wohl, daß er ganz zufrieden lebte, ohne sich eben zu seinen Landsleuten zurückzusehnen. Bald darauf fing man noch zwei andere, von denen der eine aber bald wieder entwischte. Der andere, welcher Bannalong hieß, gewöhnte sich schon mehr an die Europäer, lernte ein Wenig englisch sprechen, fand aber doch endlich Gelegenheit, zu entwischen. Als einige Zeit darauf der Gouverneur am Gestade des Meeres hin ging, fand er beide entlaufene Wilde mit mehren andern, indem sie das Fleisch eines gefangenen Wallfisches schmausten. Bannalong war durch seinen großen Bart und die Magerkeit seines Körpers so unkenntlich geworden, daß man ihn erst durch sein gebrochenes Englisch, das er redete, wieder erkannte. Während der Unterredung ward der Gouverneur von einem Wilden mit einem Speer in der Schulter verwundet, als er ihm die Hand reichen wollte, was dieser so auslegte, als habe Herr Philipps sich seiner bemächtigen wollen. Doch wurde dadurch der Verkehr mit den Colonisten nicht

unterbrochen, sondern Bannalong und seine Verwandten kamen vielmehr nun öfters nach der Colonie, um Geschenke von den Engländern zu erhalten oder mit ihnen zu essen.

Bald ahmten mehre Wilde dies nach; es ließen sich sogar einige jungen Leute unter den Engländern nieder oder besuchten doch fleißig die Stadt und lebten in dem besten Vernehmen mit ihren neuen Nachbarn. Ihre gewöhnliche Beschäftigung war, Brennholz oder Wasser in die Stadt zu tragen; und für diese Dienste glaubten sie sich hinlänglich belohnt, wenn ihnen ein altes, abgelegtes Kleid, eine wollene Decke oder auch nur ein Stück Brod gegeben ward. Vorzüglich aßen sie Brod sehr gern und konnten dieses auf eine so dringende Art erbetteln, als ob das Betteln von Kind auf ihr Gewerbe gewesen wäre. Ihre Treue und Anhänglichkeit an die Engländer war ein Beweis der guten Behandlung, die sie bei ihnen genossen; aber nicht Alle wurden so gut behandelt, und daher waren auch nicht Alle so redlich. Mehre schweiften zwischen den Colonisten-Häusern umher und lauerten den Verbannten auf, wenn sie Lebensmittel und dergleichen von einem Orte zum andern trugen. Als sie aber sogar einige Verbannte bei diesen Gelegenheiten verwundet hatten, wurden einige kleine bewaffnete Schaaren ausgeschickt, um sie wegzujagen und mit Schrot unter sie zu schießen, jedoch mit den gemessensten Befehlen, ihres Lebens zu schonen.

Aber auch die Verbannten fielen oft in ihre gewohnten Laster zurück; trotz der strengen Aufsicht über sie mausten sie bald hier bald da Kleider und Lebensmittel (denn andere Kostbarkeiten waren in Sidney nicht zu finden), oder sie machten wohl gar Complote, um die Magazine zu berauben. Öfters mußten sie dann mit dem Leben für ihre Verbrechen büßen; zuweilen suchten sie sich durch die Flucht in das Innere des Landes zu retten, ungeachtet sie hier nicht selten in die Hände der Wilden fielen, oder nach einigen Wochen auch wohl nackt, halb verhungert und in einem kläglichen Zustande zurückzukehren gezwungen waren. So entflohen einmal zu gleicher Zeit zwanzig Männer und eine Frau, mit Beilen und Messern bewaffnet, um einen nördlichen Fluß zu erreichen, von dem sie meinten, daß er nicht weit mehr von dem reichen, fruchtbaren China entfernt sein könnte. Wie irrten sich die Thörichten! Das ihnen nachgeschickte Commando Soldaten fand nach einiger

Zeit dreizehn Mann von ihnen und die Frau in der Wildniß umherirren; sie waren ganz nackt, ausgehungert und entkräftet, da sie schon lange zu ihrer Ernährung nichts Anderes als Beeren fanden, und auch diese so sparsam, daß sie den Saft verschiedener Blüthen aussaugen mußten, um nur ihr Leben zu fristen. Dagegen flohen auch wieder Andere zu den Wilden, gesellten sich zu ihnen, nahmen ihre Sitten und ihre Lebensweise an und führten sie bei ihren Plünderungen der Colonie an. Zu den Hauptfehltritten verleitete das Branntweintrinken und die Spielsucht die Gefangenen, öfters auch die Faulheit und der Hunger, der eine Folge ihrer Unthätigkeit war. Ihre vielerlei Verschwörungen, Anschläge und Verbrechen wurden meistens entdeckt und machten eine Menge neuer Gesetze in dieser kleinen Colonie nöthig. Aber zur Ehre der Menschheit muß man es auch sagen, daß viele der Gefangenen, durch die veränderte Lage und die Arbeit dazu gezwungen, in sich gingen und ihre Fehler zu verbessern suchten. Viele von ihnen waren sehr fleißig, verrichteten die ihnen aufgetragenen Geschäfte mit dem größten Eifer, bereuten ihre früheren Handlungen und suchten sich die Liebe und Achtung ihrer Vorgesetzten durch gute Handlungen zu erwerben. Mehre von ihnen zeichneten sich so sehr aus und leisteten der Colonie durch ihre Thätigkeit so wesentliche Dienste, daß der Gouverneur, der dazu die Erlaubniß von der Regierung erhalten hatte, sie von ihrer Gefangenschaft lossprach, ihnen ein Stück Land als Eigenthum anwies und sie zu freien Colonisten machte.

Eben so viele Schwierigkeiten, als die Menschen, legte auch die Natur dem Gedeihen dieser Colonie in den Weg. Zwar hatte man Magazine voll Mehl, Erbsen, Linsen, Reiß, Pökelfleisch u. s. w.; aber oft blieben die Schiffe mit neuem Transporte zum Unterhalte aus, und es mußte Hungersnoth entstehen, da die Felder der Colonie noch sehr Wenig lieferten und die Viehzucht durch einige Unfälle fast ganz zerstört war; ein sorgloser Hirt hatte zwei Stiere und vier Kühe — den ganzen Reichthum an Rindvieh, eine Kuh ausgenommen — sich in die Wildniß verlaufen gelassen. Die Lebensmittel mußten darum öfters in sehr sparsamen Portionen zugetheilt werden, und die Freien wurden dann freilich immer eher als die Verbrecher befriedigt. Indeß waren beständig Transportschiffe auf den Meeren, welche die Lebensmittel aus Bengalen, von

Calcutta, aus Batavia, vom Vorgebirge der guten Hoffnung, aus Peru und Chili herbeiholen mußten; oft war es freilich die höchste Noth, daß sie kamen. Ein Sturm, der ein solches Schiff verschlagen hätte, würde die ganze Colonie durch Hungersnoth aufgerieben haben; aber die Vorsehung wollte es anders haben! Die Colonie hatte einen trefflichen Gouverneur; den rastlos thätigen Philipps, der mit Hülfe der, keine Kosten scheuenden, brittischen Regierung Alles that, um sie zu erhalten. Es wurde Vieh eingeführt und eine Menge Sämereien unter die Colonisten ausgetheilt; Felder und Gärten waren schon durch Zäune geschieden, in denen man mehre tausend Scheffel Getreide und viele Gemüse erntete, welche nach und nach bei besserem Anbau vortrefflich gediehen. Jährlich waren von England zweimal neue Transportschiffe von Menschen und Geräthschaften angekommen, so daß schon im Jahre 1792 die sämmtliche europäische Volksmenge in Neu-Südwales sich auf vier tausend neun und fünfzig Seelen belief.

Nachdem der Gouverneur fünf Jahr hindurch mit seltner Gewissenhaftigkeit einen Posten, der mit so vielen Mühseligkeiten, Entbehrungen und Unannehmlichkeiten verbunden war, zum wahren Besten seines Vaterlandes verwaltet hatte, kehrte er nach England zurück. Ihn begleiteten mehre der Verbannten, die entweder ihre Zeit ausgehalten hatten oder zur Belohnung früher zurückkehren durften, als es ihnen zuerst angekündigt worden war. Zugleich schifften sich ganz freiwillig zwei Eingeborne des Landes mit ihm ein, Bannalong, den wir schon aus dem Vorhergehenden kennen, und Yemmarrawannie; Beide hatten eine so große Anhänglichkeit an die Person des Gouverneurs, daß sie muthig den Thränen ihrer Weiber und dem Klagegeschrei ihrer Freunde widerstanden und mit ihm nach dem weit entfernten England segelten. Außer diesen nahm der Gouverneur noch Proben von den Holzarten, Pflanzen, Thieren und Vögeln mit, unter denen sich auch fünf schöne Känguruh's *) und einige einheimischen Hunde befanden.

Da die Colonie anfangs mit sehr großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, so glaubte man wirklich nicht, daß sie gedeihen würde; aber die neuesten Nachrichten darüber lauten sehr erfreu-

*) Das Känguruh wird weiter unten beschrieben.

lich. Sidney hat schon 1500 Häuser und 13,000 Einwohner; fünf Kirchen zieren diese Stadt; sie ist schön gebaut und hat Straßenbeleuchtung und sehr geschmackvoll eingerichtete Gasthöfe, und um die Stadt her sind schöne Spaziergänge angelegt. Es sind hier, wie in den andern Städten, welche seither in Neu-Südwales erbaut wurden, viele Schulen errichtet worden, und unter diesen selbst gelehrte, in denen Griechisch, Lateinisch, Englisch, Geographie, Mathematik u. s. w. gelehrt werden; man hat Bibliotheken angelegt, Sternwarten erbaut und Gesellschaften zur Erweiterung der Kenntnisse ihrer Mitglieder geschlossen. Im Jahre 1803 wurde in Sidney die erste Zeitung gedruckt, und seitdem erscheinen in der Colonie viele Zeitschriften und Bücher. Selbst die Musik und Schauspielkunst werden hier, in der Nähe der fürchterlichen Neuseeländer, sehr eifrig gepflegt, und zwar nicht bloß in den Häusern der Gebildeten, sondern man hat selbst am 7. Jun. 1826 das erste öffentliche Concert in Sidney gegeben und baut so eben ein großes Theater. Auf dem Gebiete der Colonie sieht man hin und wieder hübsche Landhäuser, und in den Städten geht es ganz so her, wie in denen von England; da fahren viele Carossen in den Straßen, schön gekleidete Herrn und Damen wandeln umher, Pferde-Wettrennen werden gehalten u. dgl. mehr. Von Sidney aus laufen nach allen Richtungen hin zu den andern Städten gute Chausseen, und es ist eine regelmäßige Briefpost eingerichtet; ja, selbst fahrende Posten gehen an verschiedenen Tagen der Woche nach den andern Städten der Colonie ab, und auf dem Meere segeln regelmäßig Postschiffe an der Küste hin und her. — Dieser blühende Zustand hat seinen Grund hauptsächlich in dem gesunden Klima und in der Fruchtbarkeit des Landes; denn dies veranlaßte viele Leute, aus freien Stücken dahin zu ziehen und dort als Gutsbesitzer ihr Glück zu versuchen. Das Klima soll am meisten Ähnlichkeit mit dem des südlichen Italiens haben, nur natürlich mit dem Unterschiede, daß in Neu-Südwales November, December und Januar die Sommermonate und Mai, Juni und Juli die Wintermonate sind; auch erhält dort der Landmann jährlich zwei Getreide- und Kartoffelnernten. Die Regierung thut alles Mögliche, um den blühenden Zustand des Landes immer mehr zu heben, und so sind denn theils auf ihre Kosten, theils von freien Colonisten, theils von freigelassenen Verbrechern schon ungeheure

Strecken des Landes urbar gemacht und viele Landwirthschaften angelegt. Zu diesen ist aber auch das Land außerordentlich geeignet; denn die europäischen Obstbäume und Gemüse sind dort recht gut gediehen, und besonders ist der Versuch mit Rindvieh-, Schaf- und Pferdezucht sehr glücklich ausgefallen. Diese für den Ackerbau und Handel so nützlichen Thiere sind aus Europa dahin gebracht worden und scheinen ganz für das Klima von Neuholland gemacht zu sein; denn zwei Stiere und vier Kühe, welche sich von der Colonie in das innere Land verloren hatten, hatten sich in der Wildniß bald zu einer zahlreichen Heerde vermehrt, und im Jahr 1821 zählte man in der Colonie 129,777 Schafe, 68,449 Stück Rindvieh und 4014 Pferde. Von den Schafen sind besonders die Merino's gut gediehen, und ein einziger Gutsbesitzer, Herr Marcarther, hat jetzt allein von diesen Schafen über 2000 Stück. — Der Handel der Colonie, welcher hauptsächlich mit England, Ostindien, China und den Südsee-Inseln getrieben wird, ist schon ziemlich bedeutend; denn aus England allein, woher doch die directe Reise wenigstens achtzehn Wochen dauert, kamen im Jahre 1826 vier und zwanzig Schiffe an, und siebenzehn gingen von Neu-Südwales dahin ab.

So ist denn der schöne Zweck dieser Ansiedlung, aus Verbrechern, welche in ihrem Vaterlande durch Gewohnheit und schlechte Gesellschaft vielleicht immer vom Besserwerden wären abgehalten worden, gute und nützliche Menschen zu machen, herrlich gediehen, und England hat dabei noch den großen Vortheil erlangt, daß es durch diese Colonie nun auch Herr des großen Inselmeeres in dem südlichen Ocean wird, wie es schon längst in allen nördlichen Meeren die Uebermacht besaß; denn die ganze Volksmenge der Colonie betrug im Jahre 1822 schon nicht weniger, als 134,500 Einwohner.

Vielleicht klingt diese Zahl einem europäischen Ohre, das sich bei den Zählungen der Einwohner von Ländern an so viele Millionen gewöhnen muß, nur klein; aber es will viel sagen in einem Lande, in welchem noch kein cultivirter Mensch eine Hütte aufgeschlagen hatte und die Colonie so äußerst Wenig zur Befriedigung ihrer dringendsten Bedürfnisse fand. Wir müssen uns hier nach einem Lande versetzen, das erst seit mehren Jahrhunderten wie aus dem Wasser hervorgetreten zu sein scheint, voll Pflanzen, aber

ohne alle die Mannichfaltigkeiten der lebenden Natur, die wir in den andern Erdtheilen finden. Die kleine Entdeckungsreise eines freien Coloniſten mit einigen Inländern in das Innere des Landes kann uns eine deutlichere Vorſtellung davon geben. Der Gouverneur gab ihm einen Menſchen, Namens Wilſon, als Wegweiſer mit, der ſich durchaus an keine Ordnung gewöhnen konnte, deßwegen einigemal von der Colonie entwichen war und Monate lang unter den wilden Einwohnern in den Wäldern zugebracht hatte. Daher kannte er die Gegend am beſten und konnte dieſen Reiſenden am beſten zum Begleiter dienen.

Den erſten Tag gingen ſie etwas mehr als drei deutſche Meilen landeinwärts durch ein ſchönes, offenes Land zum Fluſſe Nepean, ohne daß ſie etwas Merkwürdiges bemerkt hätten; den ganzen Tag erblickten ſie weiter kein Thier, als einige unbekannte Vögel, ſo groß wie Faſane, und einige wenige Känguruh's von beſonderer Art, mit langen, ſchwarzen, buſchigen Schwänzen. Dieſes iſt bis jetzt das größte vierfüßige Thier, welches man in Neuholland gefunden hat; ſeine Geſtalt iſt äußerſt wunderbar, vorn klein und zierlich, mit ganz kurzen Vorderfüßen, hinten groß und dick, mit ſehr langen Hinterfüßen und einem dicken, ſtarken und langen Schwanze; wenn es aufrecht ſitzt, iſt es über fünf Fuß hoch. Es frißt nur Gras und lebt öfters in Heerden von fünfzig und mehr Stück beiſammen, die, wenn ſie laufen, nur Sätze — zehn bis zwölf Fuß weit — machen und dazu ihre Hinterfüße wie Springfedern gebrauchen. Seine Farbe iſt gerade wie die unſrer grauen Mäuſe.

Den folgenden Tag wanderten die Männer in einer offenen Gegend auf einem ſchwarzen Boden weiter und ſtießen auf eine Geſellſchaft von Eingebornen, von denen einer ſich erbot, ihr Begleiter zu ſein, wenn ſie Abends bei ihm einkehren wollten. Die Europäer waren das ganz wohl zufrieden und ließen ſich von ihm nach einem weißen Berge führen, der, als ſie ihn in der Nähe betrachteten, ein ungeheurer Salzfelſen war: eine Entdeckung, über welche ſie ſich nicht wenig freuten. Den dritten Tag gingen ſie wieder mehre deutſche Meilen weit durch eine felſige, mit Geſträuch und Dornen bewachſene Gegend; aber ſie fanden weder Menſchen noch Thiere.

Am vierten Tage kamen ſie an einen Fluß, an deſſen Ufer ſie

Kalk und Steinkohlen entdeckten. Mit jeder Meile, die sie nach dem innern Lande zurücklegten, zeigte sich die Gegend fruchtbarer und meist aus flachen Wiesen bestehend, auf denen Känguruh's und große Vögel weideten, welche die meiste Ähnlichkeit mit dem Casuar hatten.*) Zwei Tage setzten sie ihre Wanderungen durch ähnliche Gegenden nach Südwesten zu fort; das Land blieb immer von derselben Beschaffenheit. Am siebenten Tage begegnete ihnen wieder eine Gesellschaft Eingeborner, welche vor Schrecken die Flucht ergriffen. Einer der Reisenden verfolgte sie indeß und kam mit einer Frau und einem Kinde zurück, wodurch er einige Männer zu vermögen hoffte, zu ihnen zu kommen. Allein ungeachtet die Reisenden Frau und Kind die ganze Nacht über bei sich behielten, zeigte sich doch keiner der Männer, und man entließ daher Jene am folgenden Morgen wieder, nachdem man der Frau ein kleines Beil zum Geschenke gegeben hatte. Wilson, der Etwas von der Sprache dieser Eingebornen verstand, versuchte durch die Frau Einiges von der Beschaffenheit des Landes zu erfahren; allein es war ihm unmöglich, sich ihr verständlich zu machen. Diese Wilden hatten Kleider, welche aus den Häuten verschiedener Thiere gemacht waren und von den Schultern bis zu den Füßen herabhingen.

Am neunten Tage setzten die Europäer ihre Wanderung weiter fort und kamen über viele kleine Flüsse, welche viele Wasserfälle bildeten; sie fanden hier nur einen Baum von der Größe eines Apfelbaumes, dessen Blätter ganz blau, und dessen Rinde wie die des Mahagony-Baumes **) war. Aber nun waren ihre Kräfte auch beinahe erschöpft; denn seit zwei Tagen hatten sie keine andere

---

*) Der Casuar ist aus dem Geschlechte der Strauße; er ist zwei Ellen lang, von braunschwarzer Farbe, ohne eigentlichen Schwanz und fliegt nicht; auf dem Kopfe hat er einen drei Zoll hohen, hornigen Kamm. Jene Vögel, welche die Reisenden sahen, heißen neuholländische Casuare oder Emu's; sie sind größer, als die andern Casuare, und haben Federn, die in eine schwarze Spitze endigen, auf der Brust schmutzig weiß, auf dem Bauche und dem Rükken aber gelb und hellbraun sind. Sie haben keinen Kamm auf dem Kopfe, wie die Casuare.

**) Der Mahagony-Baum wächs't im südlichen Amerika und ist ein sehr schöner und hoher Baum. Seine Rinde sieht aschenfarben aus und ist mit kleinen knotigen Erhöhungen bedeckt. Er zeichnet sich besonders durch seine große Dicke wie durch sein sehr hartes und nützliches Holz aus. Man hat Mahagony-Bretter von neun Fuß Breite und fünf und dreißig Fuß Länge,

Nahrung gehabt, als eine Art Ratte von der Größe eines Kätzchens. Wilson, der den Muth noch nicht verloren hatte, ermunterte seine Gefährten, noch nicht umzukehren. Sie erreichten endlich das Ufer eines Flusses, der zu breit war, um ihn durchwaten zu können; Wilson wollte zwar einen Kahn zimmern, aber seine Reisegefährten, die an den Hungertod dachten, kehrten um. In der That waren sie auch zu schwach, um weiter gehen zu können; ihre Schuhe waren zerrissen, ihre Füße verwundet, und außer der Ratte hatten sie seit zwei Tagen Nichts zur Nahrung gehabt, als zwei Vögel.

Sie kehrten auf einem andern Weg zurück und kamen über große, schöne Wiesen, auf denen sich aber durchaus keine Spur von Früchten oder andern Nahrungsmitteln zeigte; viele unbekannten Vögel flogen zwar umher, aber sie hielten sich so fern, daß die Flintenkugeln sie nicht erreichen konnten.

Am folgenden Tage trafen sie in einer sehr reizenden Gegend glücklicher Weise eine Heerde Känguruh's und waren so glücklich, eins von ihnen zu tödten und so ihr Leben fristen zu können. Am nächstfolgenden Tage erreichten sie, nachdem sie fast am rechten Wege verzweifelt hatten, nach langer Mühe und Arbeit die Colonie wieder. Mit solchen Mühseligkeiten sind die Entdeckungsreisen im Innern des Landes verbunden; aber welche ungeheuren Strecken sind noch übrig, die noch nicht durchwandert und untersucht sind! Diese Reisenden waren kaum dreißig Meilen in das Land eingedrungen, und doch ist dasselbe über sechshundert Meilen breit.

Sehr merkwürdig ist es, daß die Nähe der englischen Colonie noch fast gar keinen Einfluß auf die Cultur der wilden Landesbewohner gehabt hat, daß diese noch gar Nichts von den brittischen Sitten angenommen haben, daß sie sich nicht einmal bekleiden, um ihre Blöße zu bedecken. Nur ihre Sprache scheint einige Veränderungen erlitten zu haben. Gewiß haben die Sitten

---

und in Liverpool ist vor einigen Jahren ein Block Mahagony-Holz verkauft worden, welcher siebzehn Fuß lang, acht Fuß breit und vierzehn Fuß dick war und ein hundert drei und dreißig Centner wog. Das Mahagony-Holz nimmt eine sehr schöne Politur an und wird deßwegen zu Meublen gebraucht. Wegen seiner Härte verwendet man es auch zu Schiffen, indem eine Kanonenkugel nicht leicht dasselbe durchschlägt, sondern meistens in ihm stecken bleibt. Die Farbe des Holzes ist braunroth.

der Verbrecher einen übeln Einfluß auf den Charakter der Wilden, welche in der Nähe der Colonie wohnen; aber unstreitig haben doch auch die dortigen Ureinwohner nicht ursprünglich den liebenswürdigen Charakter, den wir bei den meisten Bewohnern der Südsee-Inseln finden. Noch hat man bei ihnen keine Spur von Verehrung eines höchsten Wesens, wie anderswo selbst bei den rohesten Menschen, gefunden; sie haben nur den Begriff für gut und böse in ihrer Sprache, was sie budjere und wihre nennen. So ist bei ihnen der Stachelrogen, ein Fisch, den sie nie essen, wihre, und das Känguruh budjere. Eben diese Worte gebrauchten sie, wenn sie ihren Abscheu gegen das Menschenfressen äußerten oder ihre Freude darüber ausdrückten, daß die Engländer diejenigen ihrer eigenen Landsleute bestraften, die sie beleidigt hatten. Aber auch von einer gesellschaftlichen Verbindung oder Regierungsform bemerkte man unter ihnen noch keine Spur. Der Älteste in jeder Familie war das Oberhaupt derselben und übte eine Art von Herrschaft über die Übrigen aus. Diesen nannten sie Beanna oder Vater, und denselben Namen gaben sie auch Herrn Philipps, nachdem sie bemerkt hatten, daß er den Übrigen vorgesetzt wäre. Jede Familie hatte einen bestimmten Wohnort, nach welchem sie sich auch zu benennen pflegt, indem sie an den Namen des Ortes die Silbe Gal hängen. So nannten sie das südliche Ufer der Botany-Bai Gwea und die Bewohner desselben Gweagal; das nördliche Ufer des Hafens Jackson hieß Cammeray und die Bewohner dieser Gegend Cammeraygal. Diese Cammeraygal waren besonders zahlreich, und die Männer unter denselben hatten einen sehr starken Körperbau; weßwegen dieser Stamm auch eine Art von Herrschaft über die andern Stämme ausübte, oder wenigstens von größerm Ansehen war, was sich besonders darin zeigte, daß er das Vorrecht besaß, von jedem Mitgliede anderer Stämme an der Seeküste einen Zahn zu fordern, der daher einem Jeden schon in der Jugend ausgezogen werden mußte. Wenige der Eingebornen von Neuholland sind groß oder wohlgebaut. Meistentheils sind ihre Glieder, Arme, Beine, Schenkel kleinlich und dürre, vielleicht nur aus Mangel an Nahrung; denn sonst müßte das schöne Klima und die beständige Bewegung sie nothwendig muskulöser machen. Diejenigen Stämme, welche in den Wäldern wohnen, haben durchgängig längere Arme und Beine,

als die Küstenbewohner. Die Engländer glauben die Ursache darin zu finden, daß diese sehr oft die Bäume erklettern und sich daran hin und her schwingen, um Honig zu suchen oder das fliegende Eichhörnchen und das Beutelthier zu jagen, die ihnen zur Nahrung dienen. *)

Die Gesichtszüge der Frauen sind nicht gerade unangenehm; den Männern aber geben die schwarzen, krausen Haarbüschel und die Knochen oder Binsen, welche sie sich durch die Nasenknorpel stecken, ein widriges Ansehn. Überhaupt ist der Geschmack, den sie bei dem Schmuck ihres Körpers beweisen, sehr sonderbar. Um gegen die Stiche der Mosquito's **) und anderer Insecten, von denen einige sehr schmerzhafte Wunden machen, gesichert zu sein, reiben sich Männer und Frauen die Haut mit Fischthran ein, wodurch sich immer ein unausstehlicher Gestank um sie her verbreitet. Mit einem gelben Harze, das sie von den Bäumen abkratzen, befestigen sie an ihren schwarzen Haaren allerlei Kopfputz, z. B. die Vorderzähne

---

*) Das fliegende Eichhörnchen ist völlig wie das unsrige, nur ist es etwas kleiner und von grauer Farbe, und seine Rückenhaut ist nach beiden Seiten hin so weit verlängert, daß sie Vorder- und Hinterfüße bedeckt und den ganzen Raum zwischen Beiden einnimmt. Mit Hülfe dieses ausgespannten Felles, welches ihm zu einer Art von Fallschirm dient, kann es 100—120 Fuß weit springen; nur muß der Ort, von welchem es wegspringt, höher sein, als der, auf welchen es springt. Es macht während des Sprunges gar keine Bewegung mit seinem Felle, und man kann daher nicht sagen, daß es fliege, sondern es springt bloß, und sein ausgespanntes Fell dient nur dazu, es vor dem schnellen und harten Auffallen zu bewahren. — Beutelthiere nennt man eine ganze Reihe von zum Theil sehr von einander verschiedenen vierfüßigen Thieren, welche alle die merkwürdige Eigenschaft mit einander gemein haben, daß sich am Unterleib des Weibchens eine mit einer Öffnung versehene Tasche befindet, in deren Hintergrund die Saugwarzen sind, und in welche die Jungen nach der Geburt kommen und umhergetragen werden, bis sie sich selbst einigermaßen forthelfen können. Auch dann, wenn die Jungen schon mit der Mutter umherlaufen, nimmt diese bei drohender Gefahr dieselben noch stets in ihre Tasche auf, schließt diese fest zu und läuft mit ihnen davon. Zu den Beutelthieren gehören das oben beschriebene Känguruh, der Opossum und viele außer dem Känguruh in Neuholland einheimischen Arten. Neuholland hat überhaupt außer dem Hund kein ursprünglich einheimisches Landsäugethier, das nicht ein Beutelthier wäre.

**) So nennt man die Stechfliegen in heißen Ländern; sie machen schmerzliche, aber nicht lebensgefährliche Wunden.

des Känguruh, die Kiefern großer Fiſche, Menſchenzähne, Stücke Holz, Vogelfedern, Hundeſchwänze, Fiſchgräten und dergleichen mehr. Die Gweagal theilen die Haare in kleine Streifen und kleben dieſe mit einem Harze zuſammen, ſo daß ſie ihnen in kleinen Zöpfen um den Kopf herumhangen. Bei beſondern Gelegenheiten beſchmieren ſie ſich auch mit Thon, mit rothem, wenn ſie ſich zum Kampfe rüſten, mit weißem, wenn ſie ſich zu ihren friedlichen Tänzen ſchmücken. Jeder beſchmiert ſich damit nach ſeiner Weiſe, und viele von ihnen ſehen, wenn ſie völlig aufgeputzt ſind, wirklich ſcheuslich aus. Vorzüglich häßlich nehmen ſich die großen weißen Ringe um die Augen auf dem ſchwarzen Geſichte aus. Bruſt, Arme und Rücken verzieren ſie mit Einſchnitten, die ſie mit Stücken von Muſchelſchalen machen; dadurch entſtehen große Narben und Schwielen in Geſtalt von Thiertatzen. Einige Knaben, welche unter den Coloniſten lebten und ſich dieſer ſchmerzhaften Operation unterworfen hatten, ſchienen nicht wenig ſtolz auf dieſe Zierde zu ſein und ſprachen ſehr gleichgültig von den dabei erduldeten Schmerzen. Gewöhnlich wird dieſes Geſchäft im zwölften oder fünfzehnten Jahre vorgenommen. Auch die Naſenknorpel durchſtechen ſie ſich frühzeitig und ſtecken gelegentlich den dünnen Knochen eines Känguruh-Beins oder auch Binſen und Rohr durch das Loch.

Noch ſonderbarer iſt der Gebrauch, daß die Weiber ſich ſehr frühzeitig die Ablöſung der beiden erſten Gelenke des kleinen Fingers der linken Hand gefallen laſſen müſſen. Es geſchieht mit einem Haare, welches man ſo feſt um das Gelenk bindet, daß das Fleiſch aufſchwillt und der vordere Theil brandig wird und abſtirbt. Der eigentliche Grund davon ſoll ſein, daß ihnen dieſe Gelenke hinderlich ſind, wenn ſie ſich ihre Angelſchnüre um die Hand winden. Als die Engländer ihnen ihren Unwillen darüber bezeugten, lobten ſie dieſe Sitte ſehr und ſagten, ſie wäre ſehr gut.

Ihr Haar iſt ziemlich lang, wenn es ausgekämmt iſt, und durchgängig ſchwarz; ihre Naſen ſind platt, die Naſenlöcher weit; die Augen liegen tief im Kopfe und ſind von dicken Augenbraunen beſchattet. Um den Kopf tragen ſie einen handbreiten Streif eines Opoſſum-Felles, den ſie bis auf die Augenbraunen herabziehen. Die Lippen ſind dick und der Mund ungeheuer groß, aber mit ſchönen, ſchneeweißen Zähnen geziert. Die Farbe ihrer Haut iſt ſchwarzbraun.

Ihre Wohnungen sind noch ganz kunstlos; die der Waldbewohner bestehen aus der Rinde eines einzigen Baumes, welche in der Mitte gebogen und mit beiden Enden auf den Boden gestellt ist; darin hat gewöhnlich nur eine Person Raum. Sie nehmen diese Hütten nie auf ihren Wanderungen mit; denn wenn man eine Hütte von ihnen fand, so sah man auch zugleich den verdorrten Baum, von welchem die Rinde abgeschält war, daneben stehen. Die Häuser der Küstenbewohner sind größer und können wohl sechs bis acht Personen beherbergen. — Diese Menschen schlafen sehr fest und geben daher ihren Feinden leicht Gelegenheit zur Rache; oft werden sie schlafend von ihnen erschlagen. Um dieser nächtlichen Gefahr zu entgehen, baten sie die Engländer gar sehr, ihnen junge Pudel oder Spitzhunde zu schenken, die sie sehr gut mit Fischen fütterten, um desto treuere Nachtwächter an ihnen zu haben. Die männlichen Bewohner der Küste fangen ihre Fische mit zackigen Speeren, die Weiber aber mit der Angel. Die Leine (Schnur) wird aus Baumbast gemacht, und zur Angel dient ein krumm geschliffenes Stück Perlmutter. Die Weiber singen immer bei dieser Arbeit und kauen Muscheln und Fische, welche sie als Köder ins Wasser speien. In ihren Boten haben sie auf Seegewächsen oder auf einem Sandhaufen ein Feuer, um ihren Fang sogleich zuzubereiten und zu verzehren. Die Waldbewohner müssen sich Thiere auf den Bäumen fangen, stellen auch wohl hin und wieder Fallen auf; in die See werfen sie ein ausgehöhltes Holz, damit Aale hineinkriechen, die sie dann leicht fangen können. Viele nähren sich auch von einem Gemengsel, welches sie aus Ameisen, Ameiseneiern und den Wurzeln des Farrenkrautes zubereiten; außerdem finden sie auch noch Honig in den Bäumen. Dies sind die wenigen Nahrungsmittel, welche den Einwohnern kaum den Hunger stillen können.

Eine seltsame Gewohnheit ist die Art, wie sie den Todtschlag bestrafen. Der Mörder muß sich ohne Weigerung den Speeren aller derer aussetzen, welche nach ihm werfen wollen, und dabei wird gar keine Rücksicht auf Freundschaft oder Verwandtschaft genommen. Kommt aber der Schuldige aus diesem Strafgerichte mit leichten Wunden oder auch unbeschädigt davon: so scheint die Gerechtigkeit befriedigt, und er wird von denen, die ihm vorher nach dem Leben trachteten, eben so freundschaftlich aufgenommen, als

vorher. So weit läßt sich dieser Gebrauch recht gut begreifen und hat sogar viel Schönes und Treffliches; aber unbegreiflich ist es, daß sie selbst in dem Falle, daß Jemand eines ganz natürlichen Todes stirbt, seinen Tod an irgend einem seiner Verwandten, ohne Rücksicht auf Alter oder Geschlecht, durch Mißhandlungen, die zuweilen den Tod nach sich ziehen, zu rächen pflegen. Folgende Erzählung des Herrn Collins, welcher lange Zeit oberster Richter in Sidney war, mag dieses deutlicher machen. „Ein gutartiger Jüngling, Namens Bohnda," — erzählt Herr Collins — „welcher verschiedene Male in meinem Hause wohnte, starb an den Folgen einer starken Verkältung. Sogleich sagten Alle, es müsse deßwegen Blut vergossen werden; indessen warteten sie doch sechs Wochen, bis sie es ausführten. Nach dieser Zeit aber versammelten sich eine Menge Wilde zu Rosenbai (dem Orte, an welchem ihre blutigen Fehden gewöhnlich abgethan werden), und nachdem sie die Nacht mit Tanzen zugebracht hatten, fielen Bruder und Schwester des Verstorbenen mit noch einem andern Verwandten über einen unschuldigen Knaben, welchen sie zum Sühnopfer ausersehen hatten, mit Keulen her und schlugen ihn so heftig auf den Kopf, daß sie die Hirnschale zum Theil entblößten. Der arme Junge wurde darauf ins Hospital der Stadt gebracht, und die Wundärzte erklärten, daß seine Genesung zweifelhaft wäre; als man ihn aber den andern Tag über die Sache befragte, beklagte er sich gar nicht, sondern versicherte nur, er habe nicht wie ein Knabe geschrieen, und diejenigen, die ihn so übel behandelt hätten, würden nicht mehr seine Feinde sein, sondern mit ihm essen und trinken als seine Freunde. Einige Tage nachher kam auch ein alter sechzigjähriger Mann, der ebenfalls ein Verwandter Bohnda's war, mit einer tüchtigen Wunde am Hintertheil des Kopfes in die Stadt, welche er, wie er versicherte, auch bloß empfangen hatte, weil Jener gestorben war."

Ein anderer junger Bursche, welcher einen verwundet hatte, mußte sich dafür zwei Abende nicht allein den Speeren des von ihm Verwundeten, sondern auch verschiedener seiner Verwandten aussetzen. Doch erlaubte man dem jungen Manne — Carradah hieß er — sich mit einem Schilde von Baumrinde zu schützen. Er zeigte bei dieser Bestrafung viel Muth und Entschlossenheit und ertrug selbst am zweiten Tage, als ihm der linke Arm unter dem

Ellenbogen mit einem Speere verwundet ward, dieſes ſehr geduldig; er blieb, nachdem er dieſe Wunde erhalten hatte, noch lange ſtehen und fing die Speere, welche auf ihn geſchleudert wurden, ſehr geſchickt mit dem Schilde auf, bis Alle verſchoſſen waren und die Speerwerfer weggingen, um die zerbrochenen Trümmer zuſammen zu ſuchen. Nun ſetzte ſich Carradah hin, um auszuruhen; ſein linker Arm litt ſehr, und ein engliſcher Wundarzt, welcher ihn unterſuchte, war der Meinung, daß die Nerven durchſtochen ſein müßten. Sobald die Waffen wieder geſammelt und ausgebeſſert waren, ging das Schießen von neuem an und wurde ſo allgemein, daß Männer, Weiber und Kinder daran Theil nahmen und Viele ſchwer verwundet wurden, bis die Dunkelheit der Nacht dem ſonderbaren Auftritte ein Ende machte. Das Merkwürdigſte bei dieſer ganzen Sache iſt, daß Viele, die mit aller Wuth erbitterter Feinde gegen einander fochten und ſich gegenſeitig hart verwundeten, übrigens im beſten Vernehmen mit einander ſtanden und ſich gegenſeitig für gute, tapfere Freunde erklärten.

Doch ſind dieſe Wilden auch nicht gleichgültig gegen den Tod und nicht gefühllos bei dem Hinſterben der Ihrigen. Im Jahre 1789 wüthete auf der Inſel eine ſchreckliche Seuche, durch welche ſehr Viele das Leben verloren. Um dieſe Zeit lebte gerade einer der Eingebornen unter den Engländern; als einige Engländer mit dieſem einen Spaziergang nach dem Hafen machten, um ſeine ehemaligen Gefährten aufzuſuchen, blickte er in jeder Bucht, welche ſie beſuchten, ängſtlich umher; nirgends aber ſah man ein menſchliches Weſen oder auch nur eine Spur von menſchlichen Fußtritten im Sande; die Höhlen der Felſen dagegen waren mit den verweſenden Leichen derer angefüllt, welche dieſe ſchreckliche Krankheit, die den Blattern glich, hinweggerafft hatte. Nachdem Jener eine Zeit lang in ſtummer Verzweiflung Hände und Augen in die Höhe gerichtet hatte, rief er endlich in dem ſchmerzlichſten Tone aus: „Alle todt! Alle todt!“ und beobachtete nachher bis zur Rückkehr in die Stadt ein tiefes, trauriges Stillſchweigen.

K. Ritter.

59. Die Urbewohner von Westindien.

Als Columbus die neue Welt entdeckte, ward er auf den Bahama-Inseln und den nördlichen großen Antillen von einem gutmüthigen, ruhigen Volke aufs freundschaftlichste aufgenommen. Über das Wunderbare der großen Schiffe und über ihre bärtige Mannschaft erstaunt, zeigten sie freilich anfangs Furchtsamkeit gegen Wesen, welche sie als vom Himmel gekommene Halbgötter verehrten; allein sie wurden bald zutraulich. Sie kamen den Spaniern in Allem zuvor, und mehre von ihnen, welche Columbus von St. Salvador oder Guanahan, seinem ersten Entdeckungsorte, nach den großen Antillen als Dolmetscher mit sich fortführte, sahen sogar diese Art von Gefangennehmung als eine ehrenvolle Auszeichnung an. Allein sie gaben zugleich warnend den Spaniern Nachricht von einer kühnen, tapfern und rohen Menschenart, welche mehre dieser Inseln bewohnete, ihren natürlichen, beständigen Gegnern, die das Blut ihrer Feinde tränken und sich von ihrem Fleische nähreten. Sie nannten sie Caribis oder Charaïbes und schilderten sie als von ihnen an Sitten und Gestalt gänzlich verschieden.

So gab es also schon unter den Urbewohnern dieser Gegenden zwei verschiedene Stämme. Jene erstere, sanftere Art dieser Menschen, welche Cuba, St. Domingo, Portorico und mehre der kleineren Antillen bewohnte, war von schlankem Wuchse und gewandt im Laufen und besaß große Leichtigkeit im Tanze, den sie leidenschaftlich liebten und in welchem sie eine bewundernswürdige Genauigkeit im Takt zeigten; für schwerere Arbeiten waren sie dagegen zu schwach. Ihr Körper hatte eine röthliche Kupferfarbe; das dunkelschwarze Haar war lang gestreckt und straff. Da sie den Kindern das Vorderhaupt zusammendrückten, so erhielt der Kopf eine sonderbare Erhöhung und zugleich eine widernatürliche Dicke, und ein Schriftsteller jener Zeit bezeugt, daß die Säbel der Spanier oftmals auf diesen harten Schädeln zersprungen wären. Das Gesicht war breit, die Nase etwas flach und die Züge im Ganzen grob. Friedlich und froh in der schönen Natur lebend, bebauten sie auf eine sehr gute Weise ihre Äcker und verstanden selbst die Bewässerung derselben aus weit entlegenen Flüssen. Aus selbstgezogener Baumwolle webten sie vorzügliche Zeuge und verstanden, sie

auf das trefflichste zu färben; und obgleich ihnen, gerade wie den Bewohnern der in neuester Zeit entdeckten Südsee-Inseln, das Eisen fehlte: so wußten sie diesen Mangel durch steinerne Werkzeuge, mit welchen sie selbst sehr große Bäume fällten, hinreichend zu ersetzen. Sie erbauten achtrudrige Fahrzeuge, welche oft den Galeeren der Spanier an Länge nichts nachgaben und durch Matten von Palmblättern eine große Bedeckung gegen den Regen hatten. Auch bei der Verfertigung ihrer Hausgeräthe zeigten sie große Geschicklichkeit; den Bruder des Columbus beschenkte die Prinzessinn Anacoana auf St. Domingo mit vierzehn Stühlen von Ebenholz, deren Schnitzwerk viele Thierarten sehr natürlich vorstellte.

Ihre Regierungsform war monarchisch und erblich. Ihre Oberherrn, Caziken, verehrten sie nach dem Tode, und sie setzten deßwegen ihre Körper als Mumien ausgetrocknet in eigene Höhlen.

Wenn gleich der Aberglauben und die ihm angemessenen Gebräuche ihre Religion verunstalteten, so glaubten sie dennoch an ein höchstes Wesen; ja, sie gaben Beweise von einer religiös-moralischen Denkart, und zeichneten sich hierin vor den Bewohnern der Südsee-Inseln, mit welchen sie im Übrigen Manches gemein hatten, sehr aus. Ein trefflicher Zug dieser Denkart verdient vorzüglich unsere Aufmerksamkeit. Eines ihrer Oberhäupter, schon ein Greis, überreichte nämlich dem Columbus, als dieser bei seiner zweiten Reise in Cuba eindrang, mit Anstand und Würde einen Korb voll Früchte und redete ihn dabei auf folgende Weise an: „Ob Ihr Götter oder Sterbliche seid, das ist uns unbekannt. Ihr dringt in unsere Länder mit so übernatürlichen Kräften ein, daß es Thorheit von uns wäre, ihnen widerstehen zu wollen; wir sind daher völlig in Eurer Willkür. Wenn Ihr aber sterblich seid, wie wir, so kann es Euch nicht unbewußt sein, daß es nach diesem Leben ein künftiges giebt, in welchem dem Bösen ein ganz anderes Loos beschieden ist, als dem Guten. Erwartet Ihr daher, so wie wir den Tod und glaubt Ihr, daß Jedermann in jenem Zustande den Lohn erhalten werde, den seine gegenwärtigen Thaten verdienen: dann werdet Ihr denen kein Übels thun, welche Euch Nichts anthaten."

Und dieser bessere und sanftere Menschenstamm der Antillen ist von seinen Eroberern ganz und gar vertilgt worden. Aus Miß-

verstand der christlichen Religion übten die überlegenen Spanier Gräuel gegen diese Unglücklichen aus, die man nur mit Entsetzen lies't. Viele Tausende kamen durch die härtesten Land- und Bergwerksarbeiten um; Andere wurden ohne Rücksicht auf Geschlecht und Alter wie Wildpret erschossen; viele Spanier thaten das Gelübde, jeden Tag eine bestimmte Anzahl dieser Ungläubigen zu erwürgen; Andere ließen sie durch große Doggen zerreißen, welche völlig wie die spanischen Soldaten regelmäßig ihre bestimmte Löhnung zu diesem Zweck erhielten. Auf diese Weise hatten die Spanier nach fünfzehn Jahren von anderthalb Millionen Eingebornen auf St. Domingo nur noch sechzigtausend übrig gelassen, und in kurzer Zeit waren von der ganzen Bevölkerung der westindischen Inseln, welche nach einem mäßigen Anschlage drei Millionen Menschen enthielt, kaum einige Spuren übrig. Dieser Volksstamm ist dadurch schon längst völlig von der Erde verschwunden, und nur auf dem festen Lande von Mittel-Amerika zeigen sich ihnen ähnliche Völker. —

Der zweite und wildere Stamm der Urbewohner von Westindien, der der Caraïben, hat sich dagegen besser erhalten. Sie leisteten größeren Widerstand, und obgleich sie nach und nach den ihnen an Verstand überlegenen Europäern weichen und auf kleine, öde Inseln fliehen mußten, so zwingt dennoch ihre hartnäckige Tapferkeit den Europäer, ihnen noch jetzt auf einzelnen Flecken der von ihm in Besitz genommenen Inseln eine Art von Unabhängigkeit zuzugestehen.

Die Spanier suchten anfangs die Caraïben, welche sie auf den Inseln vorfanden, unter dem Vorwande ihrer Menschenfresserei zu vertilgen; allein sie sahen sich endlich wegen des großen Verlustes, den sie bei diesen Kriegen erlitten, genöthigt, diesem tapferen Gegner den Frieden anzubieten. Die Franzosen, Holländer und Engländer erhandelten von ihnen das Land zur Anlegung ihrer Niederlassungen, und der einfältige Caraïbe fühlte es nicht früh genug, daß der gierige Europäer sie hierdurch nur auf eine geschliffenere Weise ihres vaterländischen Bodens berauben würde. Nachdem sie sich aber stets immer weiter und weiter fortgedrängt sahen, klagten sie oftmals sehr laut über diese Usurpation. „Du Christ," sagte einer ihrer Anführer, „hast mich von St. Christoph, von Antigoa, von Guadeloupe, Barbados u. s. w. verjagt. Diese

Inseln gehörten Dir alle nicht; Du hattest auch nicht den mindesten Anspruch darauf; und Du drohest, mir selbst noch die kleine Strecke Landes zu rauben, die mir noch allein auf diesen Inseln übrig ist? Was soll denn zuletzt aus dem unglücklichen Caraïben werden? Soll er, wie der Fisch, das Meer bewohnen? Fürwahr, Dein Vaterland muß ein sehr schlechtes Land sein, weil Du es verlässest, um mir das meinige gewaltsam zu nehmen! Oder Du mußt sehr boshaft sein, weil Du mich ohne Scham und Gewissen verfolgen kannst."

Der Caraïbe, wegen seiner vormaligen Gewohnheit, sich mit dem Fleische seiner Feinde zu nähren, auch Cannibale genannt, ist gut gebildet, aber gewöhnlich von etwas kleinerem Wuchse als der Europäer. Dagegen äußert sein breitschulteriger Bau hohe Schnellkraft und Stärke. Durch das Barfußgehen haben die muskulösen Beine einen sehr breiten Fuß. Die Weiber sind beträchtlich kleiner, sehr dick und fast zu sehr zum Fettwerden geneigt. Das runde Gesicht des Caraïben ist nicht ohne Annehmlichkeit, wozu vorzüglich das schwarze, funkelnde Auge, wenn es gleich nicht sehr groß ist, und der kleine, mit sehr schönen weißen Zähnen besetzte Mund viel beitragen. Der Kopf erhält dadurch ein widriges Ansehen, daß sie vermittelst zweier kleiner Bretter das Gesicht und den Hinterkopf des neugebornen Kindes etwas flach drücken. Das lange straffe Haar ist von glänzender Schwärze. Die Caraïben, obgleich sie sich sonst alle Haare des Leibes, so wie auch selbst den Bart ausreißen, halten sehr sorgfältig auf das Haupthaar. Die Männer schmücken es mit schönen Federn und tragen es oftmals vorn kürzer; die Weiber hingegen lassen es stets sehr lang herabhangen und scheiteln es. Letztere tragen verschiedene Arten von Ohrringen; die Männer aber schmücken sich vorzüglich mit dem Caracoli, einem zwei und einem halben Zoll langen, halbmondförmig gebildeten Stücke Tomback, welches an einer kleinen Kette von den Ohren und selbst vom Munde herabhangt. In früheren Zeiten durchbohrten sie sogar das Nasenbein und steckten Federn und Fischknochen durch dasselbe; jetzt putzen sie sich nur noch mit großen Nadeln, welche durch die Lippen gesteckt werden.

Die Kinder der Caraïben sind bis zum zwölften Jahre unbekleidet; von dieser Zeit an aber tragen die Frauen Halbstiefel und eine Art von Rock, die Männer hingegen sind fast ganz nackt und

tragen einen Strick um die Hüften, der ihnen dazu dient, gleich einem Degengehenke ein Messer zu halten. — Die Haut der Caraïben ist von Natur gelblich braun; diese natürliche Farbe wird aber nur sehr selten sichtbar; denn sie überziehen den ganzen Körper mit einem Teige, den sie aus den rothen Samenkernen eines Baumes mit Öl zubereiten, und geben dadurch ihrem Körper die Röthe eines gekochten Krebses; um ihre Schönheit zu erhöhen, setzen sie vielgestaltige Figuren von Weiß, Schwarz und Blau hinzu. Dieser Anstrich ist indeß nicht so thöricht, als er scheint. „Hierdurch," sagte einmal ein Caraïbe zu einem Europäer, der ihn deßhalb belachte, „erhalte ich mir die Haut geschmeidig, schütze mich gegen die Stiche der Insecten und vermindere die zu starke Ausdünstung. Sehet, dies ist der Werth des Färbens, ohne einmal die Schönheit in Anschlag zu bringen. Jetzt sagt mir," fuhr er fort, indem er auf den Puder in den Haaren jenes Europäers hinzeigte, „warum malt Ihr Euch so weiß? Ich finde doch nicht den mindesten Grund, warum Ihr Euer Mehl auf diese Art verschwendet, Eure Kleider beschmutzet und in jungen Jahren als Greise mit weißen Haaren erscheinen wollt." — Sonst ist dieses Volk in jeder Rücksicht sehr reinlich, und besonders waschen sie sich sehr häufig.

Ist der Caraïbe schon dem Äußeren nach von jenem andern Volksstamme der größeren Antillen sehr verschieden, so ist er es noch weit mehr in Rücksicht seines Charakters und seiner Sitten. Unabhängigkeit, Muth bis zur Tollkühnheit und dauernde Rachsucht zeichnen ihn besonders aus; und gleich nach der Entdeckung von Amerika zeigten sie den Spaniern, wie weit sie dadurch von jenen friedfertigen Bewohnern von St. Domingo verschieden wären. Ein Canoe*), welches nur mit vier Männern, zwei Weibern und einem Knaben besetzt war, fand sich von mehren stark bemannten Fahrzeugen der Spanier eingeschlossen; unerschrocken griffen die Caraïben, trotz dieser übermäßigen Ungleichheit, die Europäer

*) Canoe's, Canot's oder Piroggen heißen die Fahrzeuge der Wilden, welche aus einem ausgehöhlten Stamme oder aus Baumrinde gemacht sind; sie sind sehr schmal und lang und haben selten Segel. Bei andern wilden Völkern heißen sie Proa's oder Proen. Natürlich sind sie nicht bei allen Völkern auf gleiche Weise gebaut, aber sie haben doch Alle eine lange und schmale, hinten und vorn gleiche Gestalt.

an, und der großen spanischen Schilde ungeachtet verwundeten sie viele derselben; selbst als das Canoe umgestürzt worden war, fochten sie schwimmend fort.

Krieg und Rache ist gleichsam das, worin der Caraïbe lebt und webt; Ruhe aber und häusliches Glück ist ihm verächtlich. Diesen wilden Instinct sucht der Caraïbe seinem neugebornen Kinde selbst vor der Muttermilch einzuflößen; denn kaum thut der Knabe den ersten Athemzug, so läßt sich der Vater mit scharfen Thierzähnen die Schultern zerreißen und bespritzt mit dem herausfließenden Blute den Säugling. Diese schmerzhafte Operation muß aber der Vater mit lachendem Muthe überstehen; im entgegengesetzten Falle würde jedes Zeichen des Schmerzes als eine üble Vorbedeutung für den künftigen Muth des Kindes angesehen werden und dem Vater zur größten Schande gereichen. So wie der Knabe heranwächst, sind seine Hauptbeschäftigungen: mit Kühnheit zu schwimmen, Fische zu fangen, Carbet's *) zu errichten und besonders mit dem Bogen zu schießen. Um ihm in Letzterem schon früh eine recht große Fertigkeit beizubringen, hängt man ihm das Frühstück an einen Zweig; diesen muß der Knabe zerschießen, um durch die dann herabfallende Kost seinen Hunger stillen zu können; mit zunehmenden Jahren wählt man stets höhere Zweige.

Tritt der junge Caraïbe in die Jünglingsjahre, so wird er sehr harten Proben ausgesetzt. Der Vater faßt einen großen Raubvogel, Maussenis genannt, lebendig an den Beinen und erschlägt ihn auf dem Jünglinge, und dieser darf, wenn gleich von den Schlägen, dem Geschrei und dem Blute des Thiers ganz betäubt, dennoch keine Klage hören lassen. Sodann zerschneidet ihm der Vater den Rücken mit den Zähnen eines Raubthiers und läßt ihn mehre Tage fasten. Hierauf aber wird er mit einem neuen Namen unter die Tapfern, unter die Männer aufgenommen.

Am härtesten sind jedoch die Proben, welche ein Anführer der Caraïben bestehen muß. Er muß seine Nebenbuhler nicht nur im Schwimmen, Tragen und Heben übertreffen, sondern er muß auch nachweisen, daß er schon mehre Feinde erlegt hat, muß das Geißeln und Zerschneiden der Haut mit lachendem Muthe ertragen

*) So heißen die Laubhütten, welche sich die Wilden im mittleren Amerika zu ihren Wohnungen bauen.

und zuletzt sich einem langen Fasten aussetzen, während dessen man unter dem Lager, auf welchem er liegt, Feuer von den stinkendsten, erstickendsten Kräutern anzündet. Ehemals beliefen sich diese Proben auf achtzig, jetzt sind sie aber durch den Umgang mit den Europäern sehr vermindert.

Die Krieger haben ihre besondere Kriegssprache, welche den Weibern und den unmündigen Knaben unverständlich ist. Sie führen vergiftete Pfeile, erschlagen ihre männlichen Gefangenen, essen ihr Fleisch und bestreichen ihre Kleider mit ihrem Blute; glücklicher Weise sind aber diese Scheuslichkeiten einigermaßen gemildert worden. Dagegen hat ihr Character auch einige gute Seiten; so ist Diebstahl bei ihnen eine durchaus unbekannte Sache, und die Goldgier des Europäers ist ihnen daher ganz unbegreiflich. „Seht da," sagte ein Oberhaupt der Caraïben zu den Spaniern, indem er ein Goldstück vor ihre Füße warf, „seht da Euren Gott! Um seinetwillen kommt Ihr aus Eurem entfernten Vaterlande, um seinetwillen übet Ihr die schrecklichste Barbarei gegen uns aus und suchet uns unsre Freiheit zu rauben. Um seinetwillen lebt Ihr stets in Sorgen, Zwietracht und Streit; um seinetwillen ermordet Ihr Euch unter einander. Kurz, es ist kein Laster, keine Schandthat zu groß, die Ihr nicht seinetwegen beginget!"

Die Caraïben erkennen kein allgemeines Oberhaupt, keine Regierung an; jeder Hausherr ist Herr seiner Familie, und Alle sind sich gleich. Nur wenn sie angegriffen werden, bilden sie ein einziges Volk, und dann gelten die Hauptleute (Caziken) als Obere. —

Die Hauptnahrung der Bewohner des südlichen Amerika's ist die Cassave oder Cassabi, die Wurzel des Manihot, einer sehr giftigen Pflanze, welche roh genossen tödtet; durch eine bestimmte Zubereitung wird jedoch dieser Wurzel das Gift genommen, und man backt daraus ein sehr nahrhaftes und angenehm schmeckendes Brod. Diese Pflanze ist denn auch die einzige, welche der Caraïbe, so wenig er übrigens den Ackerbau liebt, aus Noth anpflanzt.*) — Sein Hausstand ist sehr einfach; denn ein schlechter Stuhl, der

*) Der Manihot ist ein 5 — 6 Fuß hoher Strauch. Das Mehl, welches man aus seiner knollenartigen, fast einen Fuß langen Wurzel gewinnt, wird nicht allein wegen seiner Schmackhaftigkeit dem Getreidemehl vorgezogen, sondern übertrifft dieses auch an Quantität; denn ein einziger Acker Manihot ernährt mehr Menschen, als sechs Äcker Getreide, und die Ernte ist bei die-

Hamak (sein Lager) und einige irdenen Töpfe machen sein ganzes Hausgeräth aus; indeß versteht er saubere Körbe zu flechten, welche sogar wasserdicht sind.

Die Religion der Caraiben hat den Glauben an Gott und an ein künftiges Leben zur Grundlage; sie fürchten aber ein böses Wesen unter dem Namen Maboye und haben, wie fast alle rohen Völker, Zauberer und Aberglauben.

Dies ist das Bild des wichtigsten Stammes der Urbewohner von Westindien. Auch dieses Volk ist durch die überhandnehmende Macht europäischer Ansiedler fast ganz von den westindischen Inseln verschwunden, und außer einer kleinen Zahl der von ihnen abstammenden sogenannten schwarzen Caraïben sind dort fast keine mehr zu finden. Nur das feste Land Gujana mag den folgenden Jahrhunderten noch die Trümmer eines ansehnlichen Volkes, das einst der Schrecken eines großen Theils der neuen Welt war, eine Zeit lang aufbewahren. Aber der gold- und ländergierige Europäer wird dann nach und nach auch Gujana's jetzt noch undurchdrungene Waldungen durchdringen und durch die Überlegenheit seines Geistes und seiner Waffen jede Spur dieses gefürchteten Stammes vernichten. Nach E. A. W. von Zimmermann.

---

60. Die Seeschlacht bei Lepanto.

(Im Jahre 1571.)

Soliman der Zweite, einer der berühmtesten und glücklichsten Regenten seines an ausgezeichneten Fürsten reichen Zeitalters, war seit dem Jahre 1520 Beherrscher des Reiches der Osmannen (Türken). Die Macht dieses einst so gefürchteten Volkes erhob sich unter seiner langen und thatenvollen Regierung zu dem höchsten Gipfel ihrer Größe. Sieg auf Sieg erfochten Soliman's zahlreiche Heere, der Schrecken dreier Welttheile; nur erst am Ziele seiner glorreichen Laufbahn verließ ihn das unbeständige Glück, und er sah bei der unvergeßlichen Belagerung von Malta seine

---

sem in der Erde steckenden Product sicherer, als bei dem so manchen Unfällen ausgesetzten Getreide. Die Ernte findet jedes Jahr an neuen Wurzeln Statt.

unüberwundenen Waffen plötzlich mit Schande bedeckt. *) Eine solche Demüthigung, die schmerzlichste, welche der stolze Eroberer je erlitten hatte, konnte nicht ungerächt bleiben. Zur Vergeltung bemächtigte er sich der Insel Scio, ließ die italiänischen Küsten verheeren und that endlich in Person einen Einfall in Ungarn, wo er die Stadt Szigeth belagerte.

Dieser Ort hat eine sehr feste Lage in einer morastigen Gegend an der slavonischen Grenze und ward damals für eine Vormauer Steiermark's wider die Türken gehalten. Er war mit 2500 Kriegsleuten unter dem Oberbefehl des Grafen Nikolaus von Zriny besetzt. Bei der Erscheinung des osmannischen Heeres verband sich die ganze Besatzung durch einen feierlichen Eid, zu kämpfen bis auf den letzten Mann und vereint zu leben und zu sterben; und ritterlich vollzog die wackere Kriegerschaar diesen heroischen Entschluß. Sie widerstand lange mit unerschütterlichem Muthe der ganzen feindlichen Macht, und als alle Festungswerke vernichtet waren und endlich auch das Schloß, ihre letzte Schutzwehr, in Flammen stand: that der heldenmüthige Zriny an der Spitze von 300 auserlesenen Kriegsleuten einen Ausfall und starb mit dem Schwerte in der Hand. Die Osmannen erstiegen hierauf die Ruinen von Szigeth, deren Besitz sie mit dem fast unglaublichen Verluste von 36,000 Streitern theuer genug bezahlt hatten, und trugen Zriny's Haupt als Trophäe in ihrem Lager umher. Soliman aber erlebte die Eroberung nicht. Er war einige Tage zuvor zu Fünfkirchen an einem bösartigen Fieber gestorben, im 74sten Lebens-Jahre und im 46sten seiner glänzenden und rühmlichen Regierung. Sein Feldherr, Mohammed, verschwieg seinen Tod, bis der Sohn und Nachfolger des Verstorbenen, Selim der Zweite, im Lager angelangt war. Der neue Beherrscher, welcher zwar die Macht des Vaters, aber keine seiner großen Eigenschaften geerbt hatte, zog sich aus Ungarn zurück und schloß einen Waffen-

*) Der Orden der Malteser-Ritter, welchen Soliman II. von Rhodus vertrieben hatte, war im Besitze dieser Insel (s. S. 175 f. Anm.). Sie zu verjagen, schickte Soliman ein Heer von 30,000 Mann mit einer Flotte von beinahe 200 Schiffen aus; durch den tapferen Heldenmuth der Ordensritter aber wurden die Türken, nach einer viermonatlichen Belagerung, gezwungen, unverrichteter Sache und mit einem Verluste von mehr als 20,000 Mann wieder abzuziehen.

ſtillſtand mit Maximilian dem Zweiten, dem damaligen deutſchen Kaiſer und Könige von Ungarn.

Allgemeiner Friede beglückte jetzt das osmanniſche Reich. Um ſo auffallender war es, daß dennoch auf Befehl des Sultans die größten Waffenrüſtungen gemacht werden mußten. Niemand wußte oder konnte nur muthmaßen, wohin das drohende Wetter ſich wenden würde, bis man endlich mit Erſtaunen das Räthſel gelöſ't ſah, als Selim dem verſammelten Diwan*) erklärte, daß ſein Wille wäre, ſich der Inſel Cypern zu bemächtigen.

Die Republik Venedig, welche um dieſe Zeit ſchon einen Theil ihrer alten Macht verloren hatte,**) befand ſich ſeit 1492 im Beſitze der ſchönen, im mittelländiſchen Meere gelegenen Inſel Cypern. Die letzte Beſitzerinn derſelben, Katharina Cornaro, hatte ſie der Republik durch ein Teſtament vermacht, und die ungeduldige Erbinn, um das koſtbare Vermächtniß nicht zu verlieren, bemächtigte ſich desſelben noch beim Leben Katharina's. Ungern unterwarfen ſich die der griechiſch-chriſtlichen Religion zugethanen Cyprier dem Joche der ſtolzen und unduldſamen Republikaner und hätten vielleicht jeder andern Herrſchaft williger gehuldigt. Achtzig Jahre ſpäter erfüllte das Schickſal ihren Wunſch, aber auf eine ſchreckliche Art.

Schon als Thronfolger ging Sultan Selim der Sage nach mit dem Gedanken um, den Venetianern die Erbſchaft Katharina's zu entreißen; und die Veranlaſſung zu dem Wunſche, ſich derſelben zu bemächtigen, ſoll folgende geweſen ſein. Ein portugieſieſicher Jude, Namens Miquez, der ſich mit einer geraubten Chriſtinn nach Konſtantinopel geflüchtet hatte, ſetzte ihm einſt cypriſchen Wein vor. Der Prinz, ein unmäßiger Trinker, fand ihn vortrefflich; und da er erfuhr, daß er außerhalb der türkiſchen Staaten wachſe, beſchloß er, das Land, welches ein ſo köſtliches Getränk liefere, dereinſt mit ſeinem Reiche zu verbinden. Vergebens widerrieth Mehemet, der Groß-Vezier, das Unternehmen; Piali, der Groß-Admiral, und Muſtafa, ein Feldherr, dem nachher der Ober-

*) So heißt der türkiſche Staatsrath, der aus hohen Staatsbeamten beſteht und bei wichtigen Angelegenheiten zuſammenberufen wird.

**) Die Stadt Venedig hatte Jahrhunderte hindurch den ausgebreitetſten Handel; durch den Reichthum, welchen dieſer ihr brachte, ward ſie außerordentlich mächtig und machte viele und große Eroberungen.

befehl über die zur Ausführung desſelben beſtimmte Kriegsmacht übertragen ward, ſprachen mit Eifer dafür und beſtrebten ſich, dem Diwan zu beweiſen, daß die Osmannen ſeit der Unterjochung des mamlukiſchen Reiches in Ägypten gegründete Anſprüche auf Cypern hätten, weil dieſe Inſel ſtets in einer Art Abhängigkeit von Ägypten geſtanden habe. *) Der Wille des Großherrn **) und Piali's und Muſtafa's Gründe drangen durch, und die Unternehmung war unwiderruflich beſchloſſen.

Die ganze europäiſche Chriſtenheit gerieth in Beſorgniß über die Zurüſtungen der Osmannen. Sobald ſie geendigt waren, erſchien zu Venedig ein Geſandter des Sultans, forderte die Überlaſſung Cyperns an den großen Beherrſcher der Rechtgläubigen und drohte im Weigerungsfalle mit einem Kriege. Sein Antrag ward natürlicher Weiſe abgeſchlagen, und ſogleich eröffneten die Türken die Feindſeligkeiten durch Streifereien in Dalmatien und Albanien.

Die Republik, bisher im Frieden mit der Pforte, hatte nur eine ſchwache Beſatzung auf Cypern; deſto größeren Eifer wandte ſie jetzt beim Ausbruche des Krieges auf die Verſtärkung ihrer Land- und See-Macht. Pabſt Pius V., begierig den Namen eines Beſchützers der Chriſtenheit zu verdienen, nahm ſich der bedrängten Venetianer auf's nachdrücklichſte an und forderte auch die übrigen chriſtlichen Mächte zu ihrem Beiſtande auf. Doch nur Spaniens König, Philipp der Zweite, der mächtigſte chriſtliche Fürſt ſeiner Zeit, und der Großherzog von Toscana, Cosmus von Medicis, waren zu ihrem Beiſtande bereit. Jener ſendete fünfzig Galeeren unter der Anführung des Johann Andreas Doria, eines Ver-

*) Mamluken heißen urſprünglich die Sklaven, aus welchen die Leibwache der Khalifen und Sultane von Ägypten beſtand. Sie empörten ſich im Jahre 1250, machten ſich zu Herrn von Ägypten und beherrſchten dasſelbe über dritthalbhundert Jahre; 1517 wurden ſie aber von dem türkiſchen Sultan, Selim I., dem Vater Soliman's II., angegriffen, beſiegt und unterjocht. Dieſer ſetzte einen türkiſchen Statthalter über Ägypten und ernannte aus den Mamluken die Unterſtatthalter dieſes Landes; ſie bildeten von jetzt an eine ſehr tapfere Reiterſchaar, wurden aber nach und nach ſo mächtig, daß die türkiſchen Statthalter nur nach ihrem Willen handeln durften, bis endlich in unſern Tagen der neueſte Beherrſcher von Ägypten ſie ganz vertilgte.

**) Großherr oder Groß-Sultan iſt der eigentliche Titel des türkiſchen Kaiſers.

wandten des berühmten genuesischen Seehelden Andreas. Auch der Pabst ließ zwölf Galeeren auslaufen unter Marco Antonio Colonna, der den Ruf eines großen und tapfern Feldherrn hatte. Cosmus hatte dem Pabste jene Fahrzeuge überlassen; er selbst unterhielt auf eigene Kosten die Hälfte derselben; Alfonso Appiano war Befehlshaber darüber und viele Ritter eines florentinischen Ordens hatten sich als Freiwillige miteingeschifft. Vor Suda auf der Insel Kandia (Kreta), dem Sammelplatze der christlichen Flotte, vereinigten sich die Hülfsgeschwader mit den venetianischen Schiffen, geführt von Hieronimo Zeno.

Die osmannische Flotte hatte indeß den Kanal von Konstantinopel verlassen und ihren Lauf nach Cypern genommen. Piali führte sie als Groß-Admiral, und Mustafa, sein Busenfreund, war Befehlshaber des Landheeres. Die Venetianer mußten bei der geringen Kriegsmacht, die sie auf der Insel hatten, die Vertheidigung derselben größtentheils den Cypriern selbst überlassen.

Am fünfundzwanzigsten des Heumonates landeten die Türken und begannen ihre Unternehmungen mit der Belagerung Nikosia's, der Hauptstadt der Insel. Die Angriffe dauerten bis zum neunten des Wintermonates; da ward die unglückliche Stadt mit Sturm erobert, und mehr als fünfundzwanzig tausend Menschen von jedem Alter und Geschlechte empfingen Tod oder Sklaverei von den barbarischen Siegern. Reiche Beute ward dabei den Letztern zu Theil; denn die Einwohner des Landes hatten einen großen Theil ihrer Schätze und Kostbarkeiten in die Hauptstadt geflüchtet. Unter den Gefangenen zeichnete sich ein Mädchen als Heldinn vor Allen aus. Arnolde de Rokas — so hieß die Hochherzige — zog den Tod einer schimpflichen Gefangenschaft vor und sprengte, indem sie das Pulver des Schiffes, welches sie mit andern Gefangenen nach Konstantinopel bringen sollte, anzustecken wußte, das ganze Schiff in die Luft.

Das tragische Schicksal der Hauptstadt verbreitete Schrecken über das ganze Land, und in der ersten Bestürzung unterwarf sich den Osmannen der größte Theil desselben bis auf die feste Stadt Famagusta, an dem äußersten Ende der Insel nahe am Meeresgestade gelegen. Der unerschrockene Marco Antonio Bragadino, ein edler Venetianer, war Befehlshaber in der Stadt. Als das feindliche Heer vor derselben erschien, trugen die türkischen

Kriegsleute die Köpfe der vornehmsten Einwohner Nikosia's, auf Speere gesteckt, im Angesichte der Mauern umher, um durch so schreckliche Warnungszeichen den Bürgern und der Besatzung Furcht einzujagen, und Dandolo's, des Befehlshabers von Nikosia, Haupt sendeten die Barbaren an Bragadino. Auf dieses abscheuliche Schauspiel folgte der Angriff. Der eingetretene Winter aber unterbrach die Belagerung bald, und Mustafa, der osmannische Feldherr, verwandelte sie in eine Umschließung. Ungestört segelte hierauf das türkische Geschwader nach Konstantinopel zurück.

Die christliche Flotte hatte indeß als müßige Zuschauerinn dieser Begebenheiten bei Kandia gelegen. Uneinigkeit herrschte unter den verschiedenen Anführern; man stritt sich über das, was gethan oder nicht gethan werden sollte; und von Zeit zu Zeit wurden neue Verhaltungsbefehle eingeholt. Alle diese Umstände, gewöhnliche Erscheinungen bei kriegerischen Unternehmungen verbündeter Mächte, verzögerten das Auslaufen der Flotte, und als sie endlich die Anker lichtete*), waren Jahrszeit und Gelegenheit nicht mehr günstig. Sie segelte nach der Küste von Karamanien (in Kleinasien) und trennte sich auf die Nachricht von der Eroberung Nikosia's, ohne einen Versuch zur Rettung der bedrängten Insel gewagt oder nur einmal einen Türken gesehen zu haben. —

Die schauderhaften Scenen auf Cypern hatten indeß ganz Europa mit Abscheu und Entsetzen erfüllt. Der Pabst war untröstlich, daß seine Bemühungen bisher so wenig gefruchtet hatten. Er bot von neuem Alles auf, um eine allgemeine Verbindung der christlichen Staaten wider den Erbfeind des Evangeliums zu Stande zu bringen; aber das fromme Heldenfeuer, von welchem einst die Streiter des Kreuzes glühten, war erloschen, und die Aufforderungen des Pabstes, welche in früheren Zeiten Hunderttausende aus ihrem Vaterlande nach Palästina getrieben hatten, machten jetzt nur einen schwachen Eindruck auf die christlichen Fürsten.

Der Kaiser schützte den, mit dem Sultan jüngst geschlossenen,

---

*) Die Anker lichten heißt: die in den Boden des Meeres eingeworfenen Anker wieder herausziehen, damit das Schiff fortsegeln kann; man gebraucht daher diesen Ausdruck überhaupt für: abfahren.

Waffenstillstand vor. Karl der Neunte, König von Frankreich, entschuldigte sich mit dem zerrütteten Zustande seines Reiches; die deutschen Reichsfürsten waren zu sehr mit der Reformation und ihren Folgen beschäftigt, um sich in auswärtige Angelegenheiten mischen zu können; König Sebastian von Portugal aber war zu jung, und Sigismund von Polen zu alt für so ungewisse und entfernte Abenteuer. König Philipp II. von Spanien allein gab den Vorschlägen des Pabstes williges Gehör; denn seine Besitzungen in Italien und auf der afrikanischen Küste machten ihn zu einem natürlichen Feinde der Osmannen. Die Venetianer selbst, durch eine schmerzliche Erfahrung belehrt, wie unzuverlässig die Hülfe der Bundesgenossen sei, hatten einen Abgesandten mit Friedensvorschlägen an den Großherrn geschickt; und nur erst als dieser taub gegen alle Vorstellungen blieb und die Räumung Cyperns unbedingt forderte, sahen sie sich gezwungen, die Verbindung mit dem Pabste zu erneuern.

Unter diesen Verhandlungen verstrich der Winter. Im Lenzmonate des folgenden Jahres ging die türkische Flotte wieder unter Segel. Sie landete, vereint mit den algierischen Galeeren, unter der Anführung Kilgi Ali's, Unterköniges von Algier, auf Kreta, plünderte hierauf die Küste von Istrien und Dalmatien, durchschwamm stolz und siegreich das adriatische Meer und wandte sich endlich nach Cypern.

Hier hatte Mustafa, um die Eroberung der Insel zu vollenden, im Ostermonate die Belagerung Famagusta's von neuem eröffnet, nachdem es kurz zuvor den Venetianern gelungen war, eine Verstärkung von fünfzehnhundert Mann unter dem verschlagenen Querini in die Stadt zu werfen. Es gibt nur wenige Beispiele von solcher Wuth im Angriffe und einem eben so ausdauernden, unerschütterlichen Muthe in der Vertheidigung, als die Geschichte dieser merkwürdigen Belagerung aufstellt. Ein ungeheures, von Zeit zu Zeit durch neue Kriegerschwärme verstärktes Heer liegt vor der Stadt und achtet weder Anstrengung noch Menschenverlust; ein rasender Angriff folgt dem andern; jeder Schritt näher ans Ziel wird mit Strömen Blutes erkauft, jeder abgeschlagene Sturm ist die Loosung zu einem neuen. Auf der andern Seite können weder die Menge noch die Wuth der Feinde, weder die Zerstörungen in der Stadt und an den Festungswerken, noch der immer höher steigende

Mangel an Lebensmitteln die Tapferkeit und Standhaftigkeit der Belagerten erschüttern. Bürger und Kriegsleute scheinen von einem Geiste belebt, und die Anführer der Letzteren, Baglione, Martinengo und Noca, wetteifern in Heldenthaten mit dem unerschrockenen Bragadino.

Am siebenten des Brachmonats springt eine Mine, von den Belagerern unter das Arsenal geführt, und die Explosion, welche sie bewirkt, ist so schrecklich, daß ein großer Theil der Mauern in Schutt zusammenstürzt und die ganze Stadt in Flammen gesetzt wird. Wüthend stürmen die Türken durch die Maueröffnung herein; aber alle Einwohner stürzen ihnen zur Vertheidigung entgegen und schlagen ihre Feinde nach einem rasenden Kampfe zurück; und so allgemein und außerordentlich ist der Enthusiasmus bei diesem Vorfalle, daß selbst Frauen und Mädchen ihren Männern und Vätern in die Bresche folgen und an ihrer Seite fechten und sterben.

Ein solcher Muth und so viel Beharrlichkeit verdienten die Belohnung eines glücklichen Erfolges; aber das Schicksal hatte es anders beschlossen. Bis zur Mitte des Brachmonates ward die Stadt mit immer gleicher Tapferkeit vertheidigt. Endlich, da keine Aussicht auf Entsatz sich zeigte, verlangten die Einwohner Famagusta's, mit den Feinden wegen der Uebergabe zu unterhandeln. Die Türken bewilligten ihnen Sicherheit der Personen und des Eigenthums und freien Abzug. Drei Tage nach geschlossener Capitulation wurden den Siegern die Thore geöffnet. Aber Mustafa, dem weder der Muth und das Unglück eines Feindes, noch die Verbindlichkeit geschlossener Verträge heilig waren, brach die Capitulation, um sich wegen des vor der Stadt erlittenen großen Verlustes zu rächen, nach dem verabscheuungswerthen Grundsatze, daß man Ungläubigen und Ketzern nicht Treu und Glauben schuldig sei. Der grausame Mustafa ließ die Anführer der Kriegsleute und den Stadtrath, welche auf das Versprechen eines sichern Geleites in das Lager gekommen waren, nebst dreihundert Bürgern niederhauen. Diejenigen von den Einwohnern und Kriegern, welche sich bereits eingeschifft hatten, wurden in Fesseln geschlagen und verloren Freiheit und Eigenthum. Am schmählichsten verfuhren die gefühllosen Barbaren mit dem tapfern Bragadino. Man schnitt ihm Nase und Ohren ab und führte ihn so verstümmelt in der

Stadt, dem Schauplatze seines Heldenmuthes, umher. Endlich ward er geschunden, seine Haut mit Stroh ausgestopft und an die Segelstange einer Galeere gebunden, welche als ein Denkmal der Eroberung Famagusta's nach Konstantinopel gesandt ward. Dieser scheuslichen Trophäe folgte bald auch das siegreiche Heer, welches die Hauptstadt der Osmannen mit glänzendem Gepränge und großen Feierlichkeiten empfing. Der üppige Selim, entzückt, sich im Besitze des Vaterlandes seines Lieblingsgetränkes zu wissen, vergaß, daß ihm die Eroberung dieses kleinen Landes sechszigtausend Mann gekostet habe.

So war nun Cypern die Beute der Osmannen geworden, ohne daß die christlichen Mächte die Rettung der unglücklichen Insel versucht hätten. Schon am zwanzigsten des Wonnemonates war zwischen der Republik Venedig, dem Pabste und dem Könige von Spanien ein Angriffs- und Vertheidigungs-Bündniß wider den Sultan geschlossen worden, und die Verbündeten hatten mächtige Rüstungen gemacht. Der Sammelplatz für die Flotte der Christen war in diesem Jahre der Hafen von Messina, wo sich auch das venetianische Geschwader, welches bei Kandia gelegen hatte, mit den Schiffen der übrigen verbündeten Mächte vereinigte. Bald sah man dort die Auftritte des vorigen Sommers erneuert, und unter unnützen Verzögerungen verstrich eine Zeit nach der andern, bis Famagusta gefallen war. Jetzt endlich fing man an, sich der langen Unthätigkeit zu schämen, und die ganze Flotte segelte von Messina ab, um die türkische aufzusuchen, welche einen vergeblichen Versuch, Korfu zu überfallen, gemacht und jetzt in dem Meerbusen von Lepanto, da, wo vor Zeiten das alte Korinth prangte, die Anker geworfen hatte.

Die christliche Flotte bestand, ungerechnet die geringeren Fahrzeuge und Lastschiffe, aus zweihundert und acht spanischen, venetianischen, päbstlichen, maltesischen, savoyischen und florentinischen Galeeren, unter welchen sich vorzüglich sechs sogenannte Galeassen durch ihre colossale Bauart auszeichneten. Die Venetianer bedienten sich hier zum ersten Male dieser neuen Art von Schiffen, welche man zuvor noch nie auf den Gewässern des Meers erblickt hatte. Sie waren um ein Drittheil größer, als die mächtigsten Galeeren, und führten dreihundert Ruder. König Philipp II. kaufte in der Folge einige davon, ließ sie mit der berüchtigten unüberwind-

lichen Flotte auslaufen, und sie fanden bei dem unglücklichen Zuge derselben ihren Untergang in den Wellen.*) —

Ein Heer von vierundzwanzig tausend Kriegern aus verschiedenen Nationen machte die Besatzung der christlichen Flotte aus. Mehre Fürsten und Grafen wohnten dem Zuge als Freiwillige bei. Die Geschichtschreiber zeichnen unter ihnen vorzüglich Folgende aus: den in der Folge so berühmten Feldherrn Alexander Farnese, Prinzen von Parma, der mit einem zahlreichen und glänzenden Gefolge erschien, um die Erstlinge seines künftigen Kriegerruhms im Kampfe mit den furchtbarsten und unversöhnlichsten Feinden der Christenheit zu erringen; den Prinzen Paul Jordan Ursini, den Grafen von Santafiora und den Marquis von Requesenz, jetzt als Malteser-Ritter auf den Schiffen seines Ordens und späterhin Statthalter des Königs von Spanien in den empörten Niederlanden. Geschütz und Lebensmittel waren im Überflusse vorhanden. Johann Andreas Doria und Johann von Cordova führten die spanischen Galeeren, Augustin Barbarigo und Veniero die venetianischen; Marco Antonio Colonna war Befehlshaber der päbstlichen und Justiniani Anführer der maltesischen Schiffe. Den Oberbefehl über die ganze vereinigte Flotte hatten die Bundesgenossen dem berühmten Don Juan von Östreich**), dem größten und glücklichsten Feldherrn seiner Zeit, anvertraut.

Dies waren die Feldherrn und die Macht der christlichen Flotte. Die der Osmannen, welche anzugreifen jene, wie oben erwähnt ward, den Hafen von Messina endlich verlassen hatte, übertraf die erstere um eine kleine Anzahl Galeeren. Der kampfdürstende und erfahrene Hali führte sie als Groß-Admiral. Unter ihm standen der Pascha***) Pertew, Mehemet, Pascha von Negroponte,

*) Philipp rüstete im Jahr 1588 mit einem Aufwande von sechszig Millionen Thaler eine ungeheure Flotte gegen England aus, welche er selbst die unüberwindliche nannte, die aber kaum ausgelaufen war, als die schwerfälligen Schiffe, aus denen sie bestand, theils von den kleinen und leichten englischen weggenommen oder vernichtet, theils durch starke Stürme an den Klippen zerschellt wurden.

**) Er war ein Bruder des spanischen Königes.

***) Pascha oder Bassa heißt bei den Türken der Statthalter einer Provinz (Paschalik); er ist jedesmal zugleich der Befehlshaber der Truppen seiner Provinz.

Sirok, Pascha von Alexandrien, und Kilgi Ali, Befehlshaber des algierischen Hülfsgeschwaders, bekannt unter dem Namen Ulazzali, Calabrese von Geburt und der kühnste und entschlossenste Seemann seiner Zeit. Sobald der türkische Groß-Admiral die Nachricht von dem Auslaufen und dem Heranzuge der Christen empfing, ließ er die Anker lichten und durchbrach mit vollen Segeln die Wogen, um den Lauf der Feinde zu beobachten. —

Unweit der curzolarischen Inseln, da, wo sich das uralte Vorgebirge Actium erhebt und die Nachwelt an den entscheidenden Seesieg August's über seinen Mitbuhler*) um die Herrschaft der römischen Welt erinnert, — in dieser ewig merkwürdigen Gegend kamen die feindlichen Flotten einander zu Gesicht. Die ganze Meeresfläche, so weit das Auge reichte, war mit Schiffen bedeckt. Beide Theile brannten vor Begierde, ihre Kräfte in einem entscheidenden Kampfe zu messen. Ungesäumt ordnen sie sich zur Schlacht.

Hali theilte die osmannische Flotte in drei Haufen. Er selbst mit Pertew hielt mit einhundert und sechszig Galeeren die Mitte; Mehemet und Sirok standen mit achtzig Galeeren auf dem rechten Flügel und der kühne Ulazzali mit seinem Geschwader nahm den linken ein. Die ganze Stellung hatte die Form des zunehmenden Mondes.

Der türkischen gegenüber bildete die christliche Flotte ihre Schlachtordnung. Doria hatte mit fünfzig Galeeren den rechten, und Barbarigo mit einer gleichen Anzahl den linken Flügel; der Oberbefehlshaber selbst nebst Colonna, Veniero, Justiniani und der Blüthe der Ritterschaft befanden sich in dem Mittelpunkte der Flotte. — Zwischen Don Juan und Veniero herrschte ein Mißverständniß. Der Erstere zürnte mit Recht auf diesen, weil er einen spanischen Hauptmann, der sich seinen Befehlen widersetzt und einen an ihn abgeschickten Officier erstochen hatte, eigenmächtig hatte aufhängen lassen. Jetzt im Angesichte des Feindes und im Begriff, einen Kampf auf Tod und Vernichtung zu wagen, verzieh Don Juan dem venetianischen Admiral seine Verletzung der Kriegsgesetze, und Beide versöhnten sich feierlich.

Der Morgen stieg flammend über das Meer herauf. Beide Flotten hatten sich bis auf tausend Schritt einander genähert und

*) Antonius.

begrüßten sich mit einer Lage aus dem schweren Geschütze. Jetzt läßt Don Juan die geweihte Flagge des Kreuzes am Bord seiner Galeere aufpflanzen. Das Erscheinen dieses Zeichens ist für die Christen die Loosung zum Angriff. Donnerndes Schlachtgeschrei steigt auf von allen ihren Schiffen; gleich einem tausendfachen Widerhall brüllen die türkischen Galeeren es nach.

In diesem Augenblicke beginnt die Schlacht, von allen, die in neueren Zeiten auf dem wilden Elemente des Meeres gekämpft wurden, die größte und blutigste. Sie stellt ein nie gesehenes, gräßliches Schauspiel dar. Alle die schrecklichen Trabanten der Grausamkeit und Mordgier, welche in der Brust des Kriegers die letzten Funken der Menschlichkeit ersticken, Fanatismus, Rache, Ruhmsucht und Hunger nach Raub und Beute, kämpfen hier auf beiden Seiten mit beispielloser Wuth. Tod und Zerstörung ist die Loosung bei Türken und Christen. Dabei sind alle Werkzeuge des Mordens und der Vernichtung von alter und neuer Erfindung, Bogen, Wurfspieße, Schwerter, Speere und Enterhaken, Kanonen und Musketen, in Bewegung und Thätigkeit. Kein Kampf aus der Ferne, keine künstlichen Wendungen und Bewegungen um den Vortheil des Windes. Die geringen Kenntnisse jener Zeit von der Kunst des Seekrieges und die Erbitterung der Streitenden verstatten kein regelmäßiges Gefecht. Man eilt nur, im nahen Handgemenge die Gluth der wilden Leidenschaften abzukühlen. Fast alle Schiffe entern eines das andere. Jedes derselben wird der Schauplatz eines eigenen blutigen Gemetzels.

Auch Alexander Farnese, der Telamonide unter den Helden seiner Zeit*), jetzt noch ein feuriger Jüngling, springt, hingerissen von Muth und jugendlichem Ungestüm, einer der Ersten auf eine feindliche Galeere. Ein breites Kampfschwert mit beiden Händen schwingend, stürzt er sich unter die Feinde und bahnt seinen Kriegern, die kaum zu seiner Unterstützung nacheilen können, den Weg zum Siege.

---

*) Ajas, des Telamon Sohn, war nächst Achilleus der schönste und tapferste aller Griechen, die vor Troja kämpften; mit ihm wird Alexander Farnese verglichen, weil er ebenfalls ein schöner junger Mann war und sich in der Schlacht bei Lepanto eben so durch Tapferkeit, als später in dem Kriege der Spanier gegen die Niederlande durch seine Feldherrntalente auszeichnete.

Bald sind alle Fahrzeuge mit Todten und Verwundeten bedeckt. Schauerlich wimmert die Todesklage der Sterbenden aus den blutgerötheten Wogen herauf, wo sie zwischen den Leichnamen ihrer Waffenbrüder einem ähnlichen schrecklichen Schicksale entgegengerissen werden. Vergebens ist ihr Jammergeschrei und ihr Flehen um Rettung; es verhallt, wie leise Laute, in dem Sausen und Brüllen und Donnern der Schlacht. Ganze Schiffe sinken berstend in den Abgrund oder fliegen krachend zur Luft auf. Und immer noch ist es ungewiß, auf welche Seite der Sieg sich wenden wird, bei der Anstrengung einer fast gleichen Masse von Kräften und der gleichen Tapferkeit und Wuth der Kämpfenden. Endlich gelingt es nach langem und heftigem Kampfe dem unerschrockenen Barbarigo, welchem in dieser Schlacht die Unsterblichkeit des Heldentodes bestimmt ist, die Galeere seines Gegners Sirok in den Grund zu bohren und durch den Verlust dieses Führers Verwirrung und Schrecken über den rechten Flügel der Osmannen zu verbreiten.

Aber am furchtbarsten wüthet die Schlacht im Mittelpunkte der Flotten, da, wo die Oberbefehlshaber selbst kämpfen. Ihre Galeeren stoßen auf einander, wie zwei düstere, verderbenbringende Wetterwolken. Auf der einen steht Hali, der Groß-Admiral der Osmannen, an der Spitze von 400 der besten Janitscharen *); ihm gegenüber führt Don Juan eine fast gleiche Anzahl spanischer Veteranen, welche damals noch für die trefflichsten Krieger Europa's galten, ins Treffen. Beide Theile kämpfen mit einer Beharrlichkeit und Erbitterung, welche, erzeugt durch Fanatismus und Nationalhaß, hier durch die Furcht vor einer endlosen Sklaverei und dort durch die Aussicht auf unendlichen Ruhm genährt werden. Lange dauert unentschieden der schreckliche Zweikampf der beiden Galeeren. Schon liegt ein großer Theil der Kämpfenden zu Boden gestreckt. Schwächer und schwächer ringt Don Juan's Schiff gegen die vereinte Wuth der Wellen und des Feindes. Da wird Hali plötzlich durch eine Kanonenkugel daniedergeschmettert. Dieser Zufall entscheidet. Die Spanier entern die feindliche Galeere, werfen sich

*) Die Janitscharen waren lange Zeit ein stehendes Corps türkischer Truppen, welches den tapfersten und geübtesten Theil des türkischen Heeres ausmachte; vor kurzem ist es aber ganz aufgehoben worden.

hinein und metzeln die über den Tod ihres Anführers bestürzten Türken wie wehrloses Schlachtvieh nieder. Herabgerissen vom Hauptmaste wird Mohammed's Fahne und das Panier des Kreuzes aufgepflanzt. Hali's Haupt, auf eine Pike gesteckt, sieht vom Hintertheil des Schiffes herab, und lautschallendes Siegsgeschrei wälzt sich bei diesem Anblick von den Schiffen der Christen empor.

Das Schicksal des Tages hing an dem Unglück des feindlichen Hauptschiffes. Schrecken des Todes verbreitet sein Verlust über die ganze türkische Flotte. Die christlichen Ruderer auf derselben ergreifen den günstigen Augenblick des allgemeinen Entsetzens, zersprengen ihre Fesseln und vermehren dadurch die Verwirrung unter den Feinden. Eine Galeere nach der andern wird von den Christen angegriffen, erobert, gegen die Wolken gesprengt, in den Abgrund gebohrt. Die ganze Fläche des Meeres ist mit Leichnamen und Trümmern bedeckt. Niedergewürgt ohne Mitleid und Schonung werden Wehrlose, Verwundete und Kämpfende. Mit so empörender Rache vergalten hier die Christen ihren Feinden die auf Cypern verübten Gräuel. Höher und glänzender würde die Fackel ihres Ruhmes leuchten, hätten sie Jene verhindert, statt sie nun zu rächen.

Noch zwei schreckliche Stunden dauerte das Morden, dann war die Niederlage der Osmannen allgemein. Vielleicht wäre es um ihre ganze Flotte gethan gewesen, hätte nicht der kühne Ulazzali einen Theil derselben gerettet. Dieser entschlossene Seemann, der sich an diesem für seine Waffenbrüder so unglücklichen Tage mit Ruhm bedeckte, stand während des Treffens wider Doria's Galeeren und focht mit günstigem Erfolge; indeß sein Gegner — wenn die Beschuldigungen einiger Geschichtsschreiber gegründet sind — wenig Eifer und guten Willen für die Sache der Verbündeten zeigte. Ja, der tapfere Calabrese bemächtigte sich sogar in der wilden Verwirrung der Schlacht einiger venetianischer Schiffe, obgleich die gigantischen Galeassen ihm furchtbaren Widerstand entgegenboten. In der Folge des Kampfes entrissen ihm die siegreichen christlichen Galeeren den größten Theil der gemachten Eroberungen wieder; und da er endlich die Schlacht für seine Nation unwiederbringlich verloren sah, so zog er sich mit achtundzwanzig Galeeren, dem Überreste der zahlreichen und mächtigen osmannischen Flotte, und mit einigen eroberten Schiffen im Angesichte der Sieger mit so bewundernswürdiger Ordnung und Standhaftigkeit

zurück, daß sein Rückzug ihm rühmlicher ward, als eine gewonnene Schlacht.

So endete der Würgetag bei Lepanto, dessen glücklicher Ausgang für die Christen einem günstigen Südwinde zuzuschreiben ist, der sich beim Anfang des Treffens zum Vortheil derselben erhob. Seit der entsetzlichen Niederlage, welche Sultan Bajazeth der Zweite von dem Mongolen Timur erlitt *), hatte die Osmannen kein so schrecklicher Schlag getroffen. Über zwanzigtausend Türken wurden getödtet und dreitausend vierhundert acht- und sechzig zu Gefangenen gemacht; vier und neunzig von ihren Schiffen wurden verbrannt, und hundert und dreißig fielen nebst hundert und siebenzehn größeren und zweihundert sechs und fünfzig kleineren Kanonen in die Hände der Sieger; überdies befreite dieser Tag fünfzehn tausend christliche Sklaven aus türkischen Ketten.

Aber auch die Verbündeten hatten ihren Sieg theuer erkauft. Sie verloren zehn tausend Mann, welche theils in der Schlacht fielen, theils nachher an den empfangenen Wunden starben, und fünfzehn Galeeren. Unter den Todten von höherem Range betrauerten die Venetianer den trefflichen Barbarigo. Auch verwundet waren viele vornehme und merkwürdige Männer, unter andern Cervantes, der unsterbliche Verfasser des Don Quirote, welcher unter Marco Antonio Colonna diente, während der Schlacht sehr tapfer focht und durch einen Schuß die linke Hand verlor.

Die eroberten Galeeren führte Don Juan nach Messina und von da im Triumphe nach Neapel. —

Schnell erscholl im Süden und Osten Europa's die Nachricht von diesem großen Siege. Konstantinopel gerieth dadurch in Schrecken, und der Schmerz des Sultans war so heftig, daß er in mehren Tagen keine Nahrung nahm. Bei den verbündeten Mächten dagegen verbreitete sie allgemeine Freude, und Don Juan's Lob tönte von allen Lippen. Sein Namen war der gefeiertste des Tages.

---

*) Der berühmte Tamerlan oder Timur-Lenk (s. oben S. 59) griff, nachdem er einen großen Theil von Asien sich unterworfen hatte, im Jahre 1402 auch das türkische Reich in Asien an, schlug in der großen Schlacht bei Ancyra (Angora) in Kleinasien das türkische Heer unter Sultan Bajazeth II. auf's Haupt und nahm diesen selbst gefangen.

In Venedig wurden glänzende Feste gegeben, und der Jubel des freudetrunkenen Volkes stieg bis zu Ausschweifungen. Dort und in Rom öffnete man die Kerker, stellte öffentliche Dankgebete an und feierte von den Kanzeln durch Gedächtnißreden das Andenken der in der Schlacht gefallenen Krieger. Der Pabst war außer sich vor Entzücken. Von heiliger Begeisterung ergriffen, rief er aus: „Es war ein Mann von Gott gesandt, deß Namen war Johannes!“*) Er stiftete ein jährliches Fest zum Andenken der Schlacht, und seinem Feldherrn Colonna ward bei seiner Rückkehr, nach dem Vorbilde der alten Römer, die Ehre eines Triumphes zuerkannt. Man warf bei seinem Einzuge die Thore nieder und überhäufte ihn mit Ehrenbezeigungen.

Auch in Madrid herrschte große Freude. Nur Philipp nahm keinen Theil daran und empfing die Siegesbotschaft mit seiner gewöhnlichen Kälte. „Don Juan,“ sagte er, „war glücklich, aber wagte Viel!“ Ja, es gab Mitglieder im spanischen Staatsrathe, welche der Meinung waren, der Prinz habe den Tod verdient und müsse sterben, wenn er nicht des Königes Bruder sei, weil er wider die ausdrücklich erhaltenen Verhaltungsbefehle, Nichts in der Levante zu unternehmen, sondern nur die afrikanischen Küsten zu beunruhigen, die Macht der spanischen Monarchie auf's Spiel gesetzt habe, ohne ihr einen beträchtlichen Vortheil erfechten zu können.

Wahr ist es, die große und schreckliche Schlacht bei Lepanto, von welcher die Mordscenen bei Vigo und Abukir **) der Nachwelt ähnliche, doch minder gräuelvolle Nachbildungen aufgestellt haben, brachte keine der mit Recht erwarteten großen und glücklichen Folgen hervor. Wäre die siegreiche Flotte vom Schlachtfelde aus ungesäumt nach Konstantinopel gesegelt, wo Schrecken und Bestürzung allen Muth gelähmt hatten: so hätte sie vielleicht das türkische Reich bis in seine Grundfeste erschüttert. Aber der erlittene eigene Verlust, die Theilung der Beute, leeres Siegsgepränge und

---

*) Juan ist der spanische Namen für Johannes.

**) Bei Vigo, einer spanischen Seestadt, wurde 1702 die spanische Flotte von den Engländern und Franzosen zerstört, und bei Abukir an der ägyptischen Küste vernichtete im Jahre 1798 der englische Admiral Nelson die daselbst vor Anker liegende französische Flotte.

langweilige Berathschlagungen hielten sie in Unthätigkeit zurück, bis die kostbare Zeit verloren war. Don Juan selbst war durch strenge Befehle seines Hofes gebunden und konnte auch, trotz seines stolzen und vielsagenden Titels, Nichts ohne Zustimmung des päbstlichen und venetianischen Admirals unternehmen. So geschah es, daß die Türken weder Cypern noch irgend eine andere ihrer Eroberungen wieder verloren. Ulazzali's außerordentliche Thätigkeit stellte während des Winters auch die vernichtete Flotte wieder her, und dieser unternehmende Krieger, jetzt Groß-Admiral der Osmannen, erschien schon im nächsten Frühjahr wieder mit einem mächtigen Geschwader an den Küsten der christlichen Staaten. Aber der Feldzug dieses Jahres verstrich ohne irgend eine wichtige Begebenheit.

Endlich schlossen zuerst die Venetianer einen Frieden mit den Türken, durch welchen diese im Besitze von Cypern blieben. Spanien, beschäftigt durch die Revolution seiner niederländischen Provinzen, hatte schon längst keinen Eifer mehr für die gemeinschaftliche Sache gezeigt, und Pabst Pius der Fünfte ward durch den Tod vom Schauplatze abgerufen. Ein solches Ende nahm der wider die Osmannen geschlossene große Bund. Umsonst waren die Ströme Blutes vergossen, welche den Meerbusen von Lepanto rötheten; und alle die schauderhaften Auftritte jener Schlacht dienten am Ende zu Nichts, als daß sie Don Juan den Ruhm eines großen und glücklichen Kriegers erwarben.

Dieser Held hatte nach der Trennung der verbündeten Mächte die Küsten der Barbarei überfallen und Tunis erobert. Es war hierauf im Werke, einen eigenen Staat für ihn in jenem Lande zu bilden. Aber Philipp's Mißtrauen hinderte die Ausführung dieses Planes; Tunis fiel wieder unter die Botmäßigkeit seiner alten Beherrscher zurück, und Don Juan mußte einige Jahre unthätig in Italien verleben. Endlich sendete ihn sein argwöhnischer Bruder als Statthalter in die Niederlande. Man hegte dort große Erwartungen von den Talenten des Siegers bei Lepanto, aber die Verwirrung in jenen einst so glücklichen Provinzen hatte damals schon einen solchen Grad erreicht, daß selbst ein Held wie er die Ruhe nicht wieder herstellen konnte. Auch war er bald am Ende seiner Laufbahn. Er starb am ersten des Weinmonates 1578, nicht ohne Verdacht empfangenen Giftes, im blühenden Alter von drei

und dreißig Jahren, beweint von seinen Kriegern und bedauert von Allen, die ihn kannten, nur von Philipp nicht, der seinen frühen Tod vielleicht verschuldete. Der Leichnam des Helden ward seinem Verlangen gemäß nach Spanien gebracht und in der Gruft des Escorial *) bestattet. Nach Remer.

*) Eines, zehn Stunden von Madrid liegenden, berühmten Klosters und Schlosses, in welchem sich die Gruft der spanischen Königsfamilie befindet.

Nachtrag.

61. Kleinere Erzählungen.

1.

Der berühmte Mongole Tamerlan *) zeichnete sich besonders durch seine eiserne Beharrlichkeit aus, und wie oft die größten Begebenheiten aus den geringfügigsten Umständen entstehen, so versicherte Tamerlan, daß er diese Tugend vorzüglich einem Umstande verdanke, welcher an sich kaum bemerkenswerth scheint. „In einem meiner ersten Kriege," erzählt er, „kam ich eines Tages so sehr ins Gedränge, daß ich genöthigt war, in den Ruinen eines Gebäudes Schutz vor den mich verfolgenden Feinden zu suchen und daselbst viele Stunden versteckt zu bleiben. Die Furcht, meinen Feinden in die Hände zu fallen, und der Gedanke, daß durch die erlittene Niederlage der ganze Gewinn meiner seitherigen Anstrengungen vernichtet wäre, drückten meine Seele nieder. Ich verzweifelte an dem glücklichen Erfolg meiner Unternehmungen und beschloß, sie aufzugeben. Da fiel mir plötzlich eine Ameise in die Augen, welche bemüht war, ein Weizenkorn, größer als sie selbst, auf eine Anhöhe zu tragen. Das Insect fiel, wenn es mit seiner Last fast oben war, immer wieder herab, und ich zählte neun und sechzig vereitelte Versuche desselben; aber es ließ nicht nach, und bei dem siebenzigsten Versuche erreichte es glücklich den Gipfel der Anhöhe. Dieser kleine Umstand gab mir neuen Muth, und ich zog aus demselben eine Lehre, welche mir später sehr oft zu Statten kam."

---

*) Siehe oben S. 59.

2.

Der Sultan Malek Schah, welcher im elften Jahrhundert über Kleinasien herrschte, mußte sogleich nach seinem Regierungs-Antritt seinen Thron mit den Waffen gegen die Anmaßung seines jüngeren Bruders vertheidigen. Am Abend vor der entscheidenden Schlacht verrichtete er nach den Vorschriften des mohammedanischen Glaubens in einer Moschee sein Gebet. Nach demselben fragte er den Vezier, welcher neben ihm geknieet hatte, was er vom Himmel erfleht habe. „Sieg für Deine Waffen," war die Antwort. — „Und ich," sagte Malek, „bat den Herrn der Heerschaaren, mir morgen Krone und Leben zu nehmen, wenn mein Bruder würdiger ist, über die Gläubigen zu herrschen."

3.

Als man den deutschen Kaiser Friedrich III. fragte, welche von seinen Räthen ihm die liebsten wären, antwortete er: „Diejenigen, welche Gott den Herrn mehr fürchten, als mich."

4.

Dem Cardinal Campeji warf einst ein Herzog von Modena in einem hitzigen Wortwechsel vor, daß sein Vater ein Schweinhirt gewesen sei. „Das ist freilich wahr," erwiderte ihm der Cardinal; „aber wenn der Ihrige einer gewesen wäre, so würden Sie unstreitig noch jetzt die Schweine hüten."

5.

Der Held Blücher, welcher ungeachtet seines steten Kriegslebens sich ein fühlendes Herz erhielt und bei allem dem Ruhm, den er sich erwarb, fern von Übermuth blieb, reiste, als er aus dem französischen Kriege zurückgekehrt war, in seine Vaterstadt Rostok, die er nach langer Zeit damals zum ersten Male wieder sah. Das Erste, was er nach seiner Ankunft that, war, daß er das Grab seiner Eltern besuchte und bei demselben betete. Sodann ging er in sein väterliches Haus und freute sich der Erinnerungen an seine Kindheit. Als er sich nach seinen Jugendgespielen erkundigte, fand sich, daß nur noch einer von ihnen lebte. Blücher ließ ihn rufen. Als derselbe gekommen war und den Helden, der bekanntlich in den Fürstenstand erhoben worden war, mit „Ew. Durchlaucht" anredete: fiel ihm Blücher um den Hals, drückte

ihn mit Herzlichkeit an seine Brust und sagte: „Ei, närrischer Kerl, was fällt Dir denn ein? Warum sollten wir uns denn nicht mehr so nennen, wie wir uns als Knaben nannten?“

6.

Ein Gärtnerbursche lag am hellen Tage unter einem Baume und schlief. Sein Herr kam dazu, weckte ihn und schalt: „Fauler Schlingel! Du bist nicht werth, daß Dich die Sonne bescheint!“ — „Darum habe ich mich auch in den Schatten gelegt,“ erwiderte der Bursche.

7.

Der französische König Heinrich IV. beschloß einst einen Kriegszug, dessen Ziel er Jedermann verschwieg. Ein neugieriger Hofmann bat den König um die Mittheilung des Geheimnisses. „Könnt Ihr schweigen?“ fragte der König nach einigem Nachdenken. „O gewiß, Ew. Majestät!“ war des Hofmanns freudige Antwort. „Nun, ich auch!“ sagte der König.

8.

Ein baumstarker Officier rief einem kleinen Manne, mit welchem er in einen Zwist gerathen war, übermüthig zu: „Herr, schweigen Sie still, oder ich stecke Sie in meine Tasche.“ — „Thun Sie das!“ entgegnete der Kleine; „dann haben Sie doch wenigstens in Ihrer Tasche Verstand.“

9.

„Wie geht's?“ fragte ein Blinder einen Lahmen. „Wie Sie sehen, so ziemlich,“ antwortete der Lahme.

10.

Ein bucklichter General, welcher seinen Gegen-General immer geschlagen hatte, erfuhr, daß dieser ihn nur den Krumm-Buckel nenne. „Hat er jemals meinen Rücken gesehen?“ sagte er bei dieser Nachricht.

11.

Als ein Weiser einen Mann, der durch Schwelgerei verarmt war, trockenes Brod essen sah, sagte er zu ihm: „Hättest Du so gefrühstückt, so würdest du nicht so zu Mittag essen.“

12.

Der Jude Moſes Mendelsſohn *) ging einſt zu Berlin an einem Wachthauſe vorbei. Der wachthabende Officier, ein vorwitziger Spötter, der ihn nicht kannte und ſich über ihn luſtig machen wollte, fragte ihn, ob er Nichts zu verſchachern habe. „O ja," gab Mendelsſohn ſchnell zur Antwort; „aber die Waare, mit welcher ich handele, kaufen Leute Ihres Gleichen nicht." — „Nun, mit was handelſt Du denn?" ſagte der Officier. — „Mit Verſtand," erwiderte Mendelsſohn.

13.

Ein vornehmer Mann, welcher, obgleich er ſelbſt mit keinen großen Geiſtesanlagen begabt und nichts weniger als gelehrt war, für einen Gönner gelehrter und geiſtreicher Männer gelten wollte, hatte einſt den Profeſſor Engel **) zur Tafel eingeladen. Während des Eſſens kam die Rede unter Andern auch auf den berühmten Weltumſegler Cook und ſein trauriges Ende. ***) Da fragte der Herr des Hauſes, um doch auch ein Wörtchen mitzureden, den ihm zur Seite ſitzenden Engel: „Kam Cook auf ſeiner erſten Reiſe ums Leben, Herr Profeſſor?" — „Ich glaube ja!" erwiderte Engel; „aber er machte ſich nicht viel daraus und trat bald nachher die zweite an."

14.

Zur Zeit, als die beginnende Ausbeute des Erzgebirges den Wohlſtand in Sachſen hob, dem Unternehmungsgeiſt ein neues Feld

---

*) Moſes Mendelsſohn, der Sohn eines armen jüdiſchen Schulmeiſters zu Deſſau, iſt ein ausgezeichneter Schriftſteller, welcher in der Mitte des vorigen Jahrhunderts lebte. Er war klein, verwachſen und unanſehnlich, und dies veranlaßte den oben erwähnten Officier zu der Meinung, er wäre ein gemeiner Trödler.

**) Johann Jakob Engel, ein berühmter deutſcher Schriftſteller, der Lehrer des jetzigen Königs von Preußen, lebte in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zu Berlin und ſtarb 1802.

***) Cook, welcher ſich durch regen Verſtand und unermüdlichen Fleiß vom Schiffsjungen bis zu der hohen Stelle eines engliſchen Schiffs-Capitain's emporſchwang und ſeinen Namen durch drei große Entdeckungsreiſen unſterblich machte, war ein Zeitgenoſſe Engel's. Er wurde von den wilden Einwohnern einer Inſel des großen Oceans erſchlagen.

eröffnete, Gewerbe und Fabriken aufblühen machte, lebte dort Herr S...r, ein Fabrik-Inhaber, der zwar schon wohlhabend, aber nicht reich an Geld, wiewohl reich an Kindern war, deren er sieben hatte. Ein als vermögend und rechtlich bekannter Handelsmann aus Hamburg war früher jedes Jahr gekommen, um bei S....r Einkäufe zu machen; seit mehren Jahren aber war er nicht mehr erschienen und unserm Fabrik-Inhaber eine nicht unbeträchtliche Summe Geldes schuldig geblieben. Weil damals noch nicht, wie jetzt, eine Posteinrichtung bestand und allerlei böse Nachrichten umherliefen, so blieb dem guten S. Nichts übrig, als selbst nach Hamburg zu reisen, um die Schuld einzutreiben. Er sattelte also seinen Klepper und ritt dahin ab, voll Hoffnung, mit einigen hübschen Röllchen geprägten Goldes und Silbers im Mantelsack wieder heimzukehren. Es kam aber anders; denn der Mensch denkt's, Gott lenkt's.

In Hamburg angekommen, fragt er nach dem bekannten Handelsherrn; aber statt in ein großes Kaufmannshaus, weis't man ihn in ein entferntes, niedriges Häuschen. Eine ärmlich in Trauer gekleidete Frau kommt ihm entgegen; in der kleinen Stube arbeiten bleiche und nothdürftig umhüllte Kinder. Auf seine Erkundigung nach dem Handelsfreund erzählt ihm die Frau, die Augen durch Thränen verdunkelt, daß ihr Mann durch unverschuldetes Unglück sein ganzes Vermögen verloren habe, darüber vor Gram gestorben sei und sie hülflos und ganz arm mit den Kindern hinterlassen habe; ihr bitterster Schmerz sei aber der, daß ihre Kinder ohne männliche Aufsicht und Lehre nach und nach verwildern würden; heute sei's gerade ein Jahr, daß ihr Mann gestorben sei, — und die Kinder fingen von Neuem an zu weinen.

Da hat der Mann Schuld und Forderung vergessen, spricht der Frau freundlich zu und erinnert sie an den, der auch die Lilien kleidet. „Sechs also?" fragt er endlich und hat das kleine Mädchen vergessen, das er schon lange auf dem Arm trägt. Jetzt erst bemerkt er, daß es hier gerade ist wie daheim in seinem Hause, sechs Knaben und ein Mädchen, und es kommt ihm vor, als seien *seine* Kinder verwais't, und seine Frau traure um ihn selbst. Er bleibt; aber je länger er bleibt, desto mehr sieht man ihm an, daß er Etwas auf dem Herzen hat, was er nicht recht vorzubringen weiß. „Wie wär's," sagt er endlich an der Thür, —

„wie wär's, wenn Ihr — aber Ihr dürft nicht böse werden — wenn Ihr mir die Kinder mitgäbt? Aber ich muß sie freilich alle haben, sonst ist's zu Hause nicht recht.“ Die Mutter erschrickt; der Mann ist ihr zwar als ein redlicher Mann bekannt, aber Alle von sich lassen! Der Kaufmann bittet und dringt in sie, — als ob ihm die Wohlthat erwiesen werde, und endlich siegt der Gedanke, ihre Kinder alle wohl aufgehoben und versorgt zu wissen, über das Mutterherz. Schnell läßt der Mann für seine neuen Pfleglinge wärmere Kleider machen, kauft ein Wägelchen mit Tuch überspannt, und nach einigen Tagen fährt die kleine Schaar, von den Thränen, Segenswünschen und Gebeten der Mutter begleitet, von Hamburg ab.

Nach acht Tagen rollt die kleine Arche Noä vors Haus in der Heimath. Heraus eilt die Hausmutter, empfängt freudig küssend den geliebten Mann und fragt: „Nun, bringst Du einen rechten Schatz mit, Alter?“ Da antwortet S. lächelnd: „Freilich, Mütterchen, Schätze, die du mir bewahren sollst.“ Der Mutter nach stürmen aus dem Hause die eigenen Kinder des S., sechs Knaben und das kleinste Mädchen, und rufen, den Vater bei allen Rockzipfeln fassend: „Hast du uns was recht Schönes mitgebracht?“ Und er antwortete freundlich: „Ja, Ihr Panduren, Jedem ein Spielzeug aus Hamburg, so groß, wie Ihr selber.“ Nun geht's an den bedeckten Wagen, und heraus steigen, klettern, kriechen und purzeln eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs Knaben und ein Mädchen, immer eines kleiner, als das andere, wie die Orgelpfeifen im Hause des Herrn, aber schon nicht mehr so bleich und abgehärmt, sondern munter und rothwangig. „Heisa, neue Spielkameraden!“ rufen die Kinder und ziehen freudig Jeder seinen entsprechenden kleinen Mann ins Haus; die kleine Marie aber geht auf das noch etwas fern und scheu stehende Mädchen zu und lallt: „Komm nur, ich hab' eine Puppe für dich!“

Die Mutter macht anfangs freilich große Augen bei der unerwarteten Verdoppelung ihres Haushalts; aber ehe der Vater noch auserzählt hat, da hat sie das kleine Mädchen schon auf den Armen und herzt und tröstet das nach der Mutter weinende Kind. Alle wachsen und gedeihen, lernen tüchtig, lohnen die Mühe der Pflegeeltern durch Geschicklichkeit, Anstelligkeit, gute Aufführung, wurden später sämmtlich geachtete und wohlhabende Leute, deren Nach-

kommen noch jetzt in Sachsen als reiche Kaufherren leben, und es lies't die Geschichte vielleicht Mancher, dessen Ur-Ur-Großvater mit aus dem Wägelchen herausgepurzelt ist.

Die Nachkommen des wackern S....r existiren auch noch, arm an Glücksgütern, aber reich an Tugend, Kunst und Geschicklichkeit; und obgleich für wichtige, dem Staate geleistete Dienste ihr Altervater von dem Kurfürsten in den Adelsstand erhoben wurde, so haben doch weder dieser noch jene jemals sich Etwas darauf eingebildet, indem sie den unsichtbaren Stern in der Brust höher achteten, als den sichtbaren auf dem Rock.

Diese Geschichte soll auch in einer alten sächsischen Chronik stehen, Schreiber dieses aber hat sie aus dem Munde eines der jüngsten Nachkommen des S., Julius S. von C., seines Freundes.

15.

Von Pourtales, einem überaus reichen Mann in dem Schweizer Canton Neufchatel, der neben großen Summen, die er bei seinem Tode an milde Stiftungen vermachte, seinen Kindern vierzig Millionen Franken *) hinterließ, wird Folgendes erzählt. Als er eines Abends in seine Wohnung kam, fand er im Vorhof einige Mönche von dem St. Bernhard-Kloster, welche ihn erwarteten, um auf ihrer, zur Einsammlung von milden Gaben bestimmten, Reise, auch ihn um ein Geldgeschenk für ihr Kloster anzusprechen. **) Pourtales führte sie in sein Zimmer und rief, da es bereits dunkel war, die Magd zur Anzündung eines Lichtes herbei. Diese erschien und

---

*) Ein Franc beträgt um 28 Kr. oder 6 gute Groschen.

**) Auf den höheren Thälern der Alpen, an den einzelnen Straßen, welche über dieses Gebirge führen, befinden sich Klöster, in welchen die Reisenden beherbergt und bewirthet werden und bei Unglücksfällen die nöthige Hülfe erhalten: was deßhalb dort besonders nöthig ist, weil in den höheren Regionen des Gebirgs, wegen ihrer rauhen und kalten Witterung und ihrer Unfruchtbarkeit, viele Stunden weit kein Dorf anzutreffen ist. Die Reisenden erhalten daselbst gewöhnlich Alles unentgeltlich, und deßwegen reisen einige Mönche von Zeit zu Zeit in den benachbarten Ländern umher und sammeln Geschenke zur Unterhaltung des Klosters und zur Beherbergung und Bewirthung der bei ihnen einkehrenden Reisenden ein. Diese Klöster führen auch den Namen Hospize. Eines der berühmtesten derselben ist das auf dem großen St. Bernhards-Berg, dessen Mönche sich der bekannten, zum Auffinden der unter den herabstürzenden Schnee begrabenen Reisenden abgerichteten, Hunde bedienen.

warf, als sie die Kerze anzündete, ein Zündhölzchen, das an den Kohlen nicht sogleich hatte brennen wollen, hinweg. Als der Herr dasselbe liegen sah, hob er es auf und sagte in einem strengen Tone zu der Magd: „Wie verschwenderisch bist Du! das andere Ende des Hölzchens ist ja noch brauchbar.“ Man kann sich denken, daß die Mönche, als sie dies hörten, nichts oder wenig von der Freigebigkeit des Mannes erwarteten; aber wie sehr wurden sie überrascht, als Pourtales, nachdem er das Hölzchen wieder zu den andern gelegt hatte, aus seinem Geldpulte einen Sack mit sechs hundert Franken holte und ihnen denselben darreichte. „Hier ist meine Gabe für das Hospiz!“ sagte er; und als er ihre Verwunderung gewahr wurde, fuhr er mit den Worten fort: „Aha, ich verstehe Euch: Ihr seid über meine Sparsamkeit in Betreff jenes Zündhölzchens erstaunt. Aber wisset, eben dadurch, daß ich von jeher in Kleinigkeiten sparsam war, bin ich nach und nach so reich geworden, daß ich Euch heute diesen Geldsack für Euer Kloster geben kann.“

16.

Als ein englischer Capitain in Ostindien eines Tages mit zwei Freunden auf der Jagd war, stieß er ganz unerwartet auf einen Tiger. Das Thier ruhte auf dem jenseitigen Ufer eines kleinen Stroms. Der Schrecken der Jäger wurde durch den Anblick eines verstümmelten Leichnams, der dem Tiger zur Seite lag, nicht wenig vermehrt. Plötzlich erhob sich das Ungethüm, und stierte den Ankommenden ins Gesicht, wie wenn es sich eine Mahlzeit für den nächsten Tag ersehen wollte. Sogleich feuerten Alle ihre Flinten ab, und der verwundete Tiger stürzte wie todt zusammen. Der Capitain zweifelte nicht, daß die Schüsse tödtlich gewesen, und watete durch eine Furth im Flusse, um dem Thiere die Haut abzuziehen. Kaum war er aber am jenseitigen Ufer angekommen, als die Bestie sich erhob und auf ihn loskam. Er hatte nur eben Zeit genug, seine Flinte auf sie abzuschießen, die aus Mangel an Kugeln mit gehacktem Blei geladen war. Als der getroffene Tiger nichts destoweniger aufrecht blieb, so legte der Capitain, der nun unrettbar verloren schien, sich der Länge nach auf den Boden. Das Thier, welches drei Kugeln und eine Ladung gehacktes Blei im Leibe hatte, schien wenig davon zu leiden; es kam heran und zerrte seine Beute einige Minuten lang, wie zum

Spiel, hin und her. Nachher setzte es eine seiner ungeheuren Vordertatzen auf den Mund des Capitains. Dieser ertrug den Druck derselben eine Zeitlang mit großer Standhaftigkeit; als er aber endlich daran verzweifelte, daß der Tiger seine Tatze freiwillig zurückziehen würde, faßte er eine Klaue des Feindes mit den Zähnen und biß, so stark er konnte, in dieselbe. Diese Kühnheit hatte zwar den erwünschten Erfolg; indem aber der Tiger seine Tatze wieder an sich zog, riß er ein Stück von der Wange des Officiers ab und zerbrach ihm das Nasenbein. Hierauf kauerte die Bestie, vielleicht weil sie ermüdet war, sich zur Seite nieder, sah aber von hieraus ihre Beute mit unverwandten Blicken an. Der Capitain, obgleich heftige Schmerzen leidend, wagte kein Glied zu rühren. Endlich erblickte er seine Kameraden in geringer Entfernung, und nun raffte er seine ganze noch übrige Kraft zusammen und schrie laut um Hülfe. Sogleich fuhr der Tiger auf und war nahe daran, ihn bei der Kehle zu packen; aber der Officier parirte den tödtlichen Biß, indem er seinen gebogenen Arm dem Feinde in den geöffneten Rachen steckte. Der Arm war sogleich entzwei gebissen; und doch wußte der Capitain auch diesen entsetzlichen Schmerz dermaßen zu bewältigen, daß er nicht einmal einen Klagelaut von sich gab. Jetzt ging der Tiger um ihn herum und beschnüffelte ihn, wie wenn er sich überzeugen wollte, ob derselbe noch athme. Dann entfernte er sich etwa zehn Schritte weit, kehrte aber mehrmals zurück, um seiner Sache vollkommen gewiß zu sein. So oft der Tiger herankam, hielt der Capitain den Athem an. Endlich — nach einer guten Stunde — offenbarten sich die Wirkungen der Kugeln mehr und mehr; der Tiger wankte, bekam Zuckungen und fiel endlich wirklich todt hin. Der Capitain blieb noch ungefähr eine Stunde ruhig liegen; dann stand er auf und suchte sich fortzuschleppen; aber seine Wunden erschwerten ihm jede Bewegung ungemein. Zum Glück stieß er bald auf einige Bauern der Gegend, die ihn nach ihren Zelten brachten. Er mußte fünf Monate lang unter großen Schmerzen das Bett hüten und genas erst, nachdem man lange an seiner Wiederherstellung gezweifelt hatte.

17.

Ein anderer englischer Officier, der vor etwa zehn Jahren im Innern von Afrika reiste, hatte die Thorheit begangen, nie

seine, so sehr in die Augen fallende, rothe Uniform abzulegen, und sich dadurch mancher Gefahr bei den dortigen wilden Völkern ausgesetzt. Einmal aber rettete ihm dieselbe das Leben. Er zog nämlich mit einem Volksstamm, der ihn freundlich aufgenommen hatte und gerade mit einem andern Stamme Krieg führte, umher und ward eines Tages nach einer unglücklichen Schlacht genöthigt, die Flucht zu ergreifen. Die Sieger eilten den in zerstreuter Flucht davon laufenden Besiegten nach und schossen beständig Pfeile auf sie ab, welche fast insgesammt gut gezielt waren und eine Menge Feinde niederstreckten. Auch der Engländer, der auf einem Pferde saß, ward von einer Schaar Reiter verfolgt und vermochte nicht zu entkommen. Seine Verfolger zielten aber beständig nur nach seinem Pferde, weil sie das rothe Kleid, welches sie zu erbeuten strebten, durch Schonung des Reiters von einer Befleckung mit Blut rein erhalten wollten. Endlich stürzte das Pferd nieder, und der Engländer wurde gefangen genommen. Sogleich riß man ihm die Kleider vom Leibe, und hierauf wurde er als Sklave mit den Andern fortgeschleppt. Nachdem er einige Tage lang sein hartes Geschick ohne Aussicht auf Errettung ertragen hatte, beschloß er sein Heil in der Flucht zu suchen. Er entkam glücklich, irrte aber jetzt eine Zeit lang trostlos in einer halben Einöde umher, ohne einem einzigen Menschen zu begegnen. Eines Tages sah er zu seinem größten Schrecken einen Löwen starken Schrittes auf sich zueilen; unbewaffnet, wie er war, hatte er keine Aussicht auf Errettung und beschloß, sein unvermeidliches Geschick mit ruhiger Ergebung zu tragen und wenigstens nicht wie ein Feigling mit Winseln und Klagen, sondern wie ein Mann mit festem Muthe zu sterben. Er sah also mit diesem Entschluß das auf ihn loskommende Thier mit festem, unverwandtem Blicke an. Der Löwe stand, als er ihm bis auf einige Schritte nahe gekommen war, plötzlich still und sah ihn mit grimmigem, aber ebenfalls unverwandtem Blicke an. Der muthige Engländer, den nicht das mindeste Zagen befiel, schlug keinen einzigen Moment seine Augen nieder und wandte überhaupt den Blick von dem Thiere nicht hinweg. Er sah ihn stets voll Ernst und mit dem Gedanken an, daß ihm sein überlegener Feind zwar das Leben, aber nicht den Muth nehmen könne, und dieser Blick bewirkte nach einigen Minuten zum Staunen des Engländers, daß der Löwe in Furcht gerieth, sich schnell umdrehte und

davon lief. — Man hat mehre ähnliche Beispiele von der Macht des sich im Auge aussprechenden Muthes, und die Art und Weise, wie Hunde und Katzen sich zuweilen lange gegenüber stehen und einander anblicken, ehe es zu einem Kampfe oder zur Flucht des einen Theils kommt, giebt einem Jeden Gelegenheit, dies selbst zu beobachten. Man wird in diesem Falle immer sehen, daß keines von beiden Thieren das andere anzugreifen wagt, solange sie einander mit dem Ausdruck des Muthes im Auge unverwandt anblicken, und daß erst dann, wenn eines den Blick des andern nicht länger ertragen kann und die Augen sinken läßt oder wegwendet, das andere auf dasselbe losfährt. Es wird behauptet, daß dies bei allen Thieren gleichermaßen der Fall ist, und daß man, bei wirklichem und selbst nicht einmal für einen Moment schwindendem Muthe, durch unverwandten Blick sich gegen jedes Thier schützen kann.

18.

Die Heilkräfte der China-Rinde, d. h. der Rinde eines in Südamerika einheimischen Baumes, welche besonders bei Fieberkrankheiten mit großem Erfolge angewendet wird, sollen auf nachfolgende Art den Europäern bekannt geworden sein. Die Spanier hatten sich durch ihre harten Bedrückungen den Indianern in Peru so sehr verhaßt gemacht, daß diese aus Rache in ihren geheimen nächtlichen Versammlungen unter fürchterlichen Schwüren und Verwünschungen sich gegen einander verpflichteten, die bis dahin ihnen allein bekannte heilende Kraft jenes Baumes nie einem Europäer zu verrathen, und denselben Eid allen ihren Weibern abnahmen. Einige Zeit nachher erschien ein neuer spanischer Statthalter oder Vice-König, der Graf von Chimchon, in Peru, der sich durch Milde und Gerechtigkeit sehr auszeichnete. Die Gemahlinn desselben gewann Zuma, die Frau eines angesehenen Indianers, sehr lieb, und diese war deßhalb stets um die Gräfinn, erweckte aber dadurch den Neid der Europäerinnen, welche das Gefolge der Vice-Königinn bildeten. Als nun einst die Letztere erkrankte und gerade damals von einer jener Frauen Zuma überrascht wurde, wie sie ein Pulver in das für die Gräfinn bereitete Getränk mischte: so behaupteten ihre Feindinnen, Zuma habe ihre Gebieterinn vergiften wollen, und die Indianerinn wurde deßhalb verhaftet und vor Gericht gestellt.

Jenes Pulver beſtand in zerſtoßener China-Rinde, und Zuma hatte es zur Wiederherſtellung der Gräfinn in den Trank gemiſcht. Sie konnte vor Gericht nicht leugnen, daß ſie Pulver in den Trank geworfen habe, ebenſo wenig aber wollte ſie, um ſich zu retten, den geleiſteten Eid brechen und das Daſein der heilenden Rinde entdecken. Sie ward daher des Verſuchs der Vergiftung für ſchuldig erklärt und zum Feuertode verurtheilt. Am folgenden Tag ward ſie zum Scheiterhaufen geführt, und ſchon war die Unglückliche an den Pfahl gebunden, als die Gräfinn, welche an der Liebe Zuma's und ihrer Unſchuld nicht zu zweifeln vermochte, auf dem Richtplatz erſchien und ihren Gemahl auf das Flehendlichſte um das Leben der Verurtheilten bat. Der Vice-König erhörte ihre Bitte und begnadigte Zuma; und dieſes Benehmen ſeiner und ſeiner Gemahlinn überraſchte die auf dem Richtplatz anweſenden, ſeither gegen alle Europäer mißtrauiſchen Indianer ſo ſehr und machte einen ſo tiefen Eindruck auf ſie, daß ſie in ein lautes Freudengeſchrei ausbrachen, und in einer Verſammlung, welche ihr Häuptling ſogleich berief, die Rücknahme des Eides beſchloſſen. Nun ward der Vice-König mit dem Weſen des Pulvers, das Zuma in den Trank ſeiner Gemahlinn gemiſcht hatte, bekannt gemacht; mehre Indianer genoſſen es, um ihn von der Unſchädlichkeit desſelben zu überzeugen, vor ſeinen Augen; und als man nachher bei einigen fieberkranken Spaniern die große Heilkraft der China-Rinde näher kennen gelernt hatte, ward Zuma der Gegenſtand des lebhafteſten Dankes und der Bewunderung dieſes Volkes. Das wohlthätige Arznei-Mittel, deſſen Bekanntwerdung man großentheils ihrer Liebe und Treue verdankt, hat ſeitdem Tauſenden von Menſchen das Leben gerettet oder doch ihre Leiden gemildert und verkürzt; und Alle, die durch dasſelbe ihre Geneſung erlangen, ſollten ſtets auch der, in der Liebe zu ihrer Herrinn thätigen und in der Treue gegen ihren Eid ſtandhaften, Zuma eingedenk ſein.

62. Deutsche Sprichwörter.

1 und 2. Ein kurzes Sprichwort verhindert oft mehr Böses, als ein langes Geschwätz. — Ein Sprichwort, ein wahr Wort. (Siehe Nro. 31 des ersten Theils des Lesebuchs.)

3. Es ist besser, Unrecht leiden, als Unrecht thun. (S. Nro. 27 des ersten Theils.)

4. Fröhlich in Ehren kann Niemand wehren. (S. Nro. 1 des ersten Theils.)

5—7. Vereint sind auch die Schwachen mächtig. — Eintracht bringt Macht. — Wo Einigkeit ist, da wohnet Gott. (S. Nro. 7 des ersten und Nro. 16 und 76 des zweiten Theils.)

8—12. Alles mit Bedacht! — Ein schneller Entschluß bringt meist Verdruß. — Hitz' im Rath und Eil' in der That gebühren Nichts als Schad'. — Blinder Eifer schadet nur. — Zorn und Lust sind böse Rathgeber. (S. das dritte Stück von Nro. 21 des ersten und Nro. 44 des zweiten Theils.)

13—17. Eile mit Weile! — Wer langsam geht, geht sicher. — Nicht wer schnell fährt, sondern wer gut fährt, kommt sicher an. — Eilesehr brach den Hals. — Ein Jäher *) ist kein guter Mäher. (S. Nro. 39 und 108 des zweiten Theils.)

18. Zanken zwei, so haben Beide Unrecht. (S. Nro. 60 des zweiten Theils.)

19 u. 20. Es kostet mehr Mühe, sich selbst, als einen Feind zu überwinden. — Sich selbst besiegen ist der größte Sieg. (S. Nro. 43 des ersten und Nro. 115 des zweiten Theils.)

21—23. Übermuth thut selten gut. — Hochmuth kommt vor dem Fall. — Hoffahrt muß Zwang leiden. (S. Nro. 125 des zweiten Theils.)

24 u. 25. Bete und arbeite! — Bete, als hülfe kein Arbeiten! Arbeite, als hülfe kein Beten! (S. Nro. 15 und 265 des zweiten Theils.)

26. Gesunder Mann, reicher Mann! (S. Nro. 173 und 206 des zweiten Theils.)

27—33. Recht thun läßt sanft ruhn. — Ein gut Gewissen ist ein sanftes Ruhekissen. — Gutes Gewissen ist stetes Wohl-

*) Ein Hastiger.

leben, böſes Gewiſſen iſt die Hölle auf Erden. — Auf Erden iſt Nichts ohne Furcht, als ein gutes Gewiſſen. — Das Gewiſſen iſt des Menſchen Schuldbuch. — Es träumt einem Schuldigen bald vom Teufel. — Dem Schuldigen läuft die Katze bald über den Rücken. (S. Nro. 27 und 260 des zweiten Theils.)

34. Vergeben iſt die beſte Rache. (S. Nro. 149 und 213 des zweiten Theils.)

35. Nachgeben ſtillt den Krieg. (S. Nro. 60 des zweiten Theils.)

36. Höfliche Worte vermögen Viel und koſten doch Wenig. (S. Nro. 143 des zweiten Theils.)

37 — 41. Wenig mit Recht iſt beſſer, als Viel mit Unrecht. — Unrecht Gut gedeiht nicht. — Unrecht Gut iſt ein Funken im Kleiderkaſten. — Der ungerechte Pfennig verzehrt den gerechten Thaler. — Unrecht Gut will zwei Schelme haben, einen, der es gewinnt, und einen, der es verthut. (S. Nro. 15 des erſten Theils.)

42 u. 43. Wer ſich in Gefahr begiebt, kommt darin um. — Der Wagehals bricht den Hals. (S. Nro. 167 des zweiten Theils.)

44 u. 45. Wer ſich nicht rathen läßt, dem iſt auch nicht zu helfen. — Wer nicht hören will, muß fühlen. (S. ebendasſelbe.)

46 u. 47. Beſſer arm mit Ehren, als reich mit Schande. — Guter Name iſt beſſer, als baares Geld. (S. Nro. 105 des zweiten Theils.)

48. Es iſt beſſer, ohne Geld, als ohne Freund ſein. (S. Nro. 168 des zweiten Theils.)

49 — 53. Geben iſt ſeliger als nehmen. — Wer wohlthut, lebt ſich wohl. — Der Milde giebt ſich reich, der Geizige nimmt ſich arm. — Wo man Liebe ſäet, da wächſ't Freude heraus. — Almoſen-Geben armet nicht. (S. Nro. 38 des erſten Theils.)

54 — 59. Je größer die Ehr', je mehr Beſchwer. — Würde, Bürde. — Klein Gemach, groß Gemach *). — Wenig Kühe, wenig Mühe. — Eng und wohl iſt beſſer, als weit und wehe. — Beſſer

*) Gemach wird hier in zwei Bedeutungen gebraucht. Zuerſt bedeutet es ſoviel als Wohnung; nachher ſteht es für Gemächlichkeit, Behaglichkeit: eine Bedeutung, in welcher das Wort nicht mehr gebräuchlich iſt, wiewohl die verneinende Form desſelben, Ungemach, in einer verwandten Bedeutung noch häufig vorkommt.

ein Gericht Kraut mit Ruhe, als einen gebratenen Ochs mit Unruhe. (S. Nro. 178 des zweiten Theils.)

60 — 66. Dem Armen mangelt viel, dem Geizigen Alles. — Der Geizige nimmt sich arm. — Der Geizige ist der Ärmste auf Erden. — Der Geizige ist das Roß, das den Wein fährt, aber Wasser säuft. — Der Geizige macht sich seine Höllenfahrt sauer. — Der Geizige ist seine eigene Stiefmutter. — Geiz und Bettelsack sind bodenlos. (S. Nro. 70 des zweiten Theils.)

67 — 72. Was Du heute thun kannst, verschiebe nicht auf morgen! — Aufgeschoben ist nicht aufgehoben. — Morgen, morgen, nur nicht heute! sprechen immer träge Leute. — Eine Viertelstunde Verzug bringt oft Jahre langen Aufschub. — Wer sein Bette macht am Morgen, braucht am Tag nicht mehr zu sorgen. — Ein Mitnehmer ist besser als zwei Nachbringer. (S. Nro. 17 und 111 des zweiten Theils.)

73 — 80. Erst besinn's, dann beginn's! — Erst wäg's, dann wag's! — Vorsorge verhindert Nachsorge. — Es ist bald gethan, was bald reuen kann. — Reu' und guter Rath ist unnütz nach geschehener That. — Der Weise thut das am Anfang, was der Narr am Ende thut. — Sei eine Schneck' im Rathen, ein Vogel in Thaten! — Wer einen großen Sprung thun will, geht erst hinter sich. (S. Nro. 54 des zweiten Theils.)

81 u. 82. Groß Glück, groß Gefahr. — Bleiben im Thal ist gut für den Fall. (S. Nro. 180 des zweiten Theils.)

83 — 90. Nichts ohne Mühe! — Fleiß bringt Brod, Faulheit Noth. — Trägheit geht langsam voran, Armuth schnell hintendrein. — Auf Gottes Weltmarkt sind alle Waaren um Fleiß und Arbeit feil. — Der Mühe giebt Gott Schaf' und Kühe. — Gebratene Tauben kommen Niemanden in den Mund geflogen. — Angle, willst Du Fische fangen! — Faulert muß zerrissen gehn. (S. Nro. 15 des zweiten Theils.)

91 — 97. Was man nicht ändern kann, das nimm geduldig an. — Was man nicht kann meiden, soll man geduldig leiden. — Es muß sein; schick' Dich drein! — Geduld überwindet Alles. — Geduld ist die beste Arznei. — Der Geduldige treibt den Ungeduldigen aus dem Lande. — Der geduldigen Schafe gehen viele in einen Pferch. (S. Nro. 91 des zweiten Theils.)

98 — 100. Ehrlich währt am längsten. — Treue Hand geht

durchs ganze Land. — Biedermann's Erbe liegt in allen Landen. (S. Nro. 15 des ersten Theils.)

101 — 103. Hilf Dir selbst, so wird Dir Gott helfen. — Wer in seinem eigenen Hause sich beschneien läßt, dessen will sich Gott nicht erbarmen. — Gott beschert wohl die Kuh, aber nicht den Strick dazu. (S. das erste Stück von Nro. 45 des ersten Theils.)

104 — 107. Lieber ein klein Unrecht gelitten, als vor Gericht darüber gestritten. — Ein magerer Vergleich ist besser, als ein fetter Proceß. — Wer einen Proceß um eine Henne hat, soll lieber ein Ei dafür nehmen und die Sache gut sein lassen. — Wer zu viel Korn hat, stelle sich Mäuse ein, und wer zu viel Geld hat, fange Processe an. (S. Nro. 49 des ersten Theils.)

108 — 113. Wie man sich in der Jugend gewöhnt, so wird man im Alter. — Jung gewohnt, alt gethan. — Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr. — Gute Lehrlinge werden gute Meister. — Was ein guter Haken werden will, krümmt sich bei Zeiten. — Man muß den Baum biegen, so lange er jung ist.

114. Versprechen und Halten steht fein bei Jungen und Alten.

115. Mit Vielem hält man Haus, mit Wenig kommt man aus.

116 — 118. Schweigen und Denken thut Niemand kränken. — Wer will haben gute Ruh', der seh' und hör' und schweig dazu. — Verschlossener Mund und offene Augen haben noch Niemanden geschadet.

119. Wahl macht Qual.

120 — 123. Frisch begonnen, halb gewonnen! — Frisch gezückt ist halb gefochten. — Wer davor ist, muß hindurch. — Wer unterwegs ist, muß fort.

124 — 126. Wohl angefangen ist halb vollendet. — Gut gewässert ist halb gebleicht. — Wie der Anfang, so das Ende.

127 u. 128. Lust und Lieb' zu einem Ding macht alle Müh' und Arbeit gering. — Ein williges Herz macht leichte Füße.

129. Müßiggang ist aller Laster Anfang.

130. Nach gethaner Arbeit ist gut ruhn.

131 — 135. Wer Etwas kann, den hält man werth; den Ungeschickten Niemand begehrt. — Reichthum vergeht, Kunst besteht. — Ungeschickt ist zu kurz zu allen Dingen, und wenn er auf einer Leiter stünde. — Kunst ist des Alters Zehrpfennig. — Kunst bringt Gunst.

136 — 140. Übung macht den Meiſter. — Gebrauch thut mehr, als Meiſterlehr'. — Das Amt iſt des Mannes Lehrmeiſter. — Sing', ſo lernſt Du ſingen! — Spinnen lernt man vom Spinnen.

141. Einen Fund verhehlen iſt ſo gut als ſtehlen.

142. Anſchauen macht Gedanken, Gelegenheit Diebe.

143. Iß, was gar iſt; trink', was klar iſt; ſprich, was wahr iſt.

144. Wer alt werden will, thue früh dazu.

145 — 147. Wer Recht thut, wird Recht finden. — Thue nichts Böſes, ſo widerfährt Dir nichts Böſes; halte Dich vom Unrecht, ſo widerfährt Dir kein Unglück. — Unrecht ſchlägt ſeinen eigenen Herrn.

148 u. 149. Wer lügt, ſtiehlt auch. — Der Lügner und der Dieb wohnen unter einem Dache.

150. Man muß ſieben Lügen haben, um eine zu beſtätigen.

151 — 155. Der Lügner muß ein gut Gedächtniß haben. — Lügen hängen zuſammen wie Sand, man kann ihn nicht ballen. — Wenn man mit Lügen loskommen könnte, würde Niemand gehangen werden. — Wer einmal lügt, lügt immer. — Wohlgezogen, nie gelogen.

156. Haben iſt beſſer, als gehabt haben.

157. Wer viel ſchwätzt, lügt viel.

158. Irren iſt menſchlich.

159 — 162. Was der Menſch kann, zeigt ſeine Red' an. — Den Eſel erkennt man an den Ohren, an den Worten einen Thoren. — Den Vogel erkennt man am Geſang, den Mann am Wort. — Weſſen das Herz voll iſt, davon geht der Mund über.

163. Erhalten iſt eine eben ſo ſchwere Kunſt, als erwerben.

164. Glück macht Freunde, Unglück prüfet ſie.

165 — 167. Frage nicht, was Andre machen; ſieh auf Deine eignen Sachen! — Ein Jeder kehr' vor ſeiner Thür! — Was Deines Amts nicht iſt, da laſſ' Deinen Vorwitz!

168 — 172. Überwinde den Zorn, ſo beſiegſt Du einen großen Feind! — Des Zornes Ausgang iſt der Reue Anfang. — Der Zornige hat alle ſeine Sinne bei ſich — bis auf fünf. — Wer im Zorn handelt, geht im Sturm unter Segel. — Wer zürnt, dem reiche kein Meſſer!

173. u. 174. Ein Exempel macht keine Regel. — Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer.

175 u. 176. Frühe auf und ſpäte nieder bringt verlorne Güter wieder. — Morgenſtunde hat Gold im Munde.

177 — 180. Jeder Zeit ihr Recht macht manchen armen Knecht. — Junges Blut, ſpar' Dein Gut! — Wer will kaufen Alles, was er ſieht, muß bald verkaufen Alles, was er hat. — Eine Frau kann mit der Schürze mehr aus dem Hauſe tragen, als der Mann mit dem Erntewagen hineinfährt.

181 — 186. Willſt Du, daß es Dir gelinge, ſiehe ſelbſt nach Deinem Dinge! — Eigne Hut am beſten thut. — Des Herrn Auge macht die Pferde fett. — Es düngt kein Miſt ſo gut, als der von des Herrn Stiefel auf den Acker fällt. — Der Frauen Augen kochen wohl, die der Magd nicht. — Wenn die Katze nicht zu Hauſe iſt, tanzen die Mäuſe auf Tiſchen und Bänken.

187 — 189. Aller Anfang iſt ſchwer, das Ende deſto leichter. — Lehrwerk iſt kein Meiſterſtück. — Kein Meiſter iſt vom Himmel gefallen.

190 — 196. Der Schein trügt. — Sein iſt über Schein. — Es iſt nicht Alles Gold, was glänzt. — Schaum iſt kein Bier. — Auch rothe Äpfel ſind wurmſtichig. — Es ſchlafen nicht Alle, welche die Augen zumachen. — Es ſind nicht Alle Jäger, die Hörner tragen.

197 — 202. Beſſer allein, als in böſer Gemein'! — Böſe Geſellſchaften verderben gute Sitten. — Ein räudig Schaf ſteckt die ganze Heerde an. — Ein wenig Sauerteig verſäuert den ganzen Teig. — Ein faules Ei verdirbt den ganzen Kuchen. — Ein böſer Geſell führt den andern in die Höll'.

203 — 205. Sage mir, mit wem Du umgehſt, ſo will ich Dir ſagen, wer Du biſt. — Womit man umgeht, das hängt einem an. — Wer einem Stelzner dient, lernt bald hinken.

206 — 212. Spare in der Zeit, ſo haſt Du's in der Noth. — Wer nicht ſpart zur rechten Zeit, der darbt zur Unzeit. — Wer Kleines nicht acht't, dem wird Großes nicht gebracht. — Wer den Pfennig nicht ſpart, wird keines Groſchen Herr werden. — Wer Sparſamkeit, die Mutter, begehrt, dem wird auch Reichthum, die Tochter, beſchert. — Wer den Groſchen nicht liebt wie den Gulden, kommt bald zu Schulden. — Der Groſchen, den das Weib ſpart, iſt ſo viel werth, als der Groſchen, den der Mann erwirbt.

213. Gar zu höflich iſt bäuriſch.

214 — 224. Maß ist zu allen Dingen gut. — Maß trägt aller Tugend Kron'. — Zu wenig und zu viel verdirbt das ganze Spiel. — Allzu viel ist ungesund. — Allzu scharf macht schartig. — Allzu spitz wird leicht stumpf. — Zu viel Melken giebt Blut. — Zu viel zerreißt den Sack. — Zu hoch gespannte Saiten springen gern. — Wer den Bogen überspannt, der sprengt ihn. — Mittelmaß, die beste Straß'.

225 — 227. Ein Weiser ist langsam zum Reden; aber wenn er redet, so redet er nicht vergebens. — Volle Fässer klingen nicht, leere desto mehr. — Das schlimmste Rad am Wagen knarrt am ärgsten.

228 — 233. Was dem Einen recht ist, ist dem Andern billig. — Wie die Frage, so die Antwort. — Eine Liebe ist der andern werth. — Wer ausgiebt, muß auch einnehmen. — Wie man in den Wald schreit, so schallt es zurück. — Wurst, wieder Wurst.

234. Wer redet, was ihn gelüstet, muß hören, was ihn entrüstet.

235. Gehen Kinder und Narren zu Markt, so lösen die Krämer Geld.

236 — 238. Durch Schaden wird man klug. — Was wehe thut, das lehrt. — Ein gebranntes Kind scheut das Feuer.

239 u. 240. Ost oder West — daheim ist das Best'! — Fremdes Feuer ist nicht so hell, als daheim der Rauch.

241. Nicht wer Viel hat, ist reich, sondern wer Wenig bedarf.

242. Ein jeder Tag hat seine Plag'!

243. Glück läßt sich finden, behalten ist Kunst.

244 — 247. Das Glück muß den Menschen, nicht der Mensch das Glück aufsuchen. — Man spielt sich eher zehnmal arm, als einmal reich. — Junge Spieler, alte Bettler. — Glückt es Einem, so glückt es Hunderten nicht.

248 u. 249. Man entgehet wohl einmal der Strafe, aber nie dem Gewissen. — Die Reue ist ein hinkender Bote, der zwar langsam, aber sicher kommt.

250 — 252. Sieh vor Dich, Treu' ist mißlich! — Trau', schau', wem? — Trauwohl ritt das Pferd weg.

253. Zänker sind des Nächsten Kränker.

254 — 256. Der Zweck heiligt das Mittel nicht. — Wer Böses thut, daß Gutes draus komm', — ist er auch kein Schalk, so ist er doch nicht fromm. — Man darf nicht den Gerbern Leder stehlen, um den Armen Schuhe daraus zu machen.

257. Bei schönem Wetter nimm den Mantel mit; regnet es, so halte es damit, wie Du willst.

258 — 261. Ein Schmeichler, ein Heuchler. — Der Betrug hat Jakob's Stimme und Esau's Hände. — Wenn der Fuchs Gänse fangen will, so wedelt er mit dem Schwanze. — Ein Jeder hüte sich vor Katzen, die vorne lecken und hinten kratzen.

262. Man kann den Alten wohl vorlaufen, aber nicht vorrathen.

263 u. 264. Gut verloren, Nichts verloren; Muth verloren, halb verloren; Ehre verloren, Alles verloren! — Verlor'ne Ehr' kehrt nimmermehr.

265 — 270. Das gemein Geplärr' ist nicht ganz leer. — Volksstimme, Gottes Stimme. — Es heißt keine Kuh' Blümlein, sie habe denn ein Sternlein. — Wo Rauch ist, da ist auch Feuer. — Wo man blöken hört, da sind auch Schafe im Lande. — Wo geschellt wird, da sind auch Glocken.

271. Wer zuletzt lacht, lacht am besten.

272 und 273. An Gottes Segen ist Alles gelegen. — Reich ist, wer einen gnädigen Gott hat.

274. Der Mensch denkt's, Gott lenkt's.

275. Es ist etwas Großes, Gottes Wort und ein Stück Brod zu haben.

276. Wer Gott fürchtet, hat nichts Anderes zu fürchten.

277 u. 278. Man sorgt sich wohl alt, aber nicht reich. — Laß' die Vöglein sorgen, die haben schwache Beine!

279. Nicht mehr thun ist die beste Buße.

280 — 291. Junge Schlemmer, alte Bettler. — Fette Küche, magrer Beutel. — Das Naschen macht leere Taschen. — Wohlschmack bringt Bettelsack. — Gebackene Eier geben keine Hühner. — Sparmund und Uebelleb kaufen dem Wohlleb das Haus ab. — Honig ist der Mücken Tod. — Gute Tage kosten Geld. — Nach dem Beutel richt' den Schnabel. — Hechtenzünglein und Barbenmaul bringen den Reiter um seinen Gaul. — Es ist eine kleine Stelle, wo es gut schmeckt. — Süß getrunken, sauer bezahlt.

292. Wer seine Schulden bezahlt, verbessert seine Güter.

293 — 295. Wer Viel anfängt, endigt wenig. — Wer zwei Hasen zugleich hetzt, fängt keinen. — Wer viele Handwerke kann, wird zuletzt ein Bettelmann.

296. Thue Recht und ſcheue Niemand!

297. Wer ſich der Schande rühmt, iſt keiner Ehre werth.

298. Der Alten Rath, der Jungen That, der Männer Muth ſind allezeit gut.

299. Ein beredter Reiſegefährte iſt ſo gut, als ein Wagen.

300. Sage nicht Alles, was Du weißt; glaube nicht Alles, was Du hörſt; thue nicht Alles, was Du kannſt!

301. Zwinge Dich lieber, als daß Du Dich zwingen läſſeſt!

302. Ein ſchönes Wort iſt nicht immer ein wahres Wort.

303. Wenn ein Freund bittet, ſo gilt kein „morgen!“

304 — 306. Wir leben eines Gottes, aber nicht eines Kopfes. — Viele Köpfe, viel Sinn. — Man muß nicht wollen, daß allen Bäumen eine Rinde wachſe.

307. Was bald wird, vergeht bald.

308. Lieber Gut und Blut verloren, als einen falſchen Eid geſchworen.

309. Niemand iſt ſo alt, daß er nicht noch Etwas zu lernen hätte.

310. Wer ſich ſeiner Sünde rühmt, ſündigt doppelt.

311. Was nicht von Herzen kommt, geht nicht zu Herzen.

312. Verachte keinen Feind, ſo ſchlecht er immer ſcheint.

313. Vorrede erſpart Nachrede, Vorſorge Nachſorge.

314. Undank iſt der Welt Lohn.

315 u. 316. Stehler, Hehler und Befehler ſind alle drei Diebe. — Wer die Leiter hält, iſt ebenſo ſchuldig als der Dieb.

317. Rechtes leidet nichts Schlechtes.

318. Mancher greiſet, eh' er weiſet.

319. Kleiner Vortheil oft iſt beſſer, als großer Vortheil ſelten.

320. Gott, Eltern und Lehrern kann man nie vergelten.

321. Alles hat ſeine Zeit.

322. Was lange währt, wird gut.

323. Wer ohne Freund iſt, lebt nur halb.

324. Was man in der Jugend wünſcht, bekommt man im Alter.

325. Wagen gewinnt, Wagen verliert.

326. Wohl gethan iſt Viel gethan.

327 — 330. Beſſer unbegonnen, als unvollendet. — Baueſt Du ein Haus, ſo führ's auch aus. — Es hilft Nichts, gut zu ſpannen, man muß auch gut abſchießen. — Zum Laufen gehört mehr, als Anrennen.

331. Gut macht Muth.

332. Wo Schaam iſt, da iſt auch Ehre.

333. Ein Narr kann mehr fragen, als ſieben Weiſe beantworten können.

334. Ein Narr macht zwei.

335. Dienſt-Jahre ſind keine Herrn-Jahre.

336. Narrenhände beſchmieren Tiſch' und Wände.

337. Mancher verböſert und glaubt, er verbeſſert.

338. Am vielen Lachen erkennt man den Narren.

339 u. 340. Keine Antwort iſt auch eine Antwort. — Mit Stillſchweigen antwortet man Viel.

341 u. 342. Einem Jeden gefällt ſeine Weiſe wohl, drum iſt das Land von Narren voll. — Jedem Narren gefällt ſeine Kappe.

343. Richter, Richter, richte recht! Gott iſt Richter, Du der Knecht.

344. Es iſt Keiner ſo reich, der Arm' iſt ihm mit Denken gleich.

345. Wohl dem, der mit Gott und Ehren am eignen Herd ſich kann ernähren!

346. Rechter Mann hilft, wo er kann.

347. Glimpf *) wird oft belohnt mit Schimpf.

348 u. 349. Wer ein Ding mit Dünken anfängt, dem geht's mit Reuen aus. — Mich dünkt, ich halt', ich mein', ich wähn', ich dacht' — hat manchen guten Geſellen ins Verderben gebracht.

350. Das Geld zu rechter Zeit veracht't hat Manchem großen Nutzen gebracht.

351. Vorgegeſſen Brod bringt große Noth.

352. Wer kein Unglück gehabt hat, weiß von keinem Glück zu ſagen.

353. Aller Leute Freund, Jedermanns Geck.

354. Freundlich abſchlagen iſt beſſer, als mit Unwillen geben.

355. Wer einem in die Rede fällt, der will ſich ſelbſt hören.

356. Es ſoll kein Junger reden, man nieſe denn, ſo ſoll er ſagen: Gott helf'!

357. Ungeſehen macht oft ein Anſehen.

358. Almoſen-Geben armet nicht, Kirchengehen ſäumet nicht, Wagen-Schmieren hindert nicht, unrecht Gut gedeiht nicht.

---

*) D. h. Gelindigkeit, Mäßigung im Betragen gegen Andere.

359. Einem Zuſeher iſt keine Arbeit zu groß.

360. Durch Fragen wird man klug.

361. Wer viel fragt, geht viel irr.

362. Viel Fragen macht witzig, aber unwerth.

363. Mit Harren und Hoffen hat's Mancher getroffen.

364 u. 365. Hoffen und Harren macht Manchen zum Narren. — Wer von der Hoffnung lebt, ſtirbt am Faſten.

---

366. Wenn des Nachbars Haus brennt, ſo ſteht auch das Deinige in Gefahr. (S. Nro. 5 des zweiten Theils.)

367. Wer ſäet, der mähet. (S. Nro. 2 des erſten und Nro. 23 des zweiten Theils.)

368. Man muß nicht mit Sechſen fahren, wenn man nur für Zwei das Futter hat. (S. Nro. 35 des zweiten Theils.)

369 — 377. Man kann nur mit den Pferden pflügen, die man hat. — Schlachte ein Kalb nicht eher, als bis Du es haſt! — Iß eher kein Korn, als bis es ausgedroſchen iſt! — Biete die Haut nicht eher feil, als bis Du den Bären haſt! — Theile die Beute nicht vor dem Siege! — Rufe nicht Fiſch!, Du habeſt ihn denn bei den Kiefern! — Baue keine Schlöſſer in die Luft! — Man muß nicht unter dem Schnee mähen. — Ungelegte Eier, ungewiſſe Jungen. (S. Nro. 52 des zweiten Theils.)

378 — 383. Man muß kaufen, wenn es Markt iſt. — Man muß das Eiſen ſchmieden, ſo lange es warm iſt. — Fiſche, wann Du beim Waſſer biſt. — Pflücke die Roſe, wann ſie blüht! — Tanze, wann das Glück Dir pfeift! — Es ſoll ein Jeder Achtung geben: der Kaufmann, wann die Waare geht; der Schiffer, wann der Wind ſich dreht; der Winzer, wann die Traube ſchwillt; der Landmann, wann der Rocken gilt. (S. Nro .17 des zweiten Theils.)

384 — 389. Wer ein Schreiner werden will, muß auch harte Bretter bohren lernen. — Wer den Kern verlangt, muß die Nuß aufbeißen. — Wer Honig haben will, darf den Stachel der Bienen nicht ſcheuen. — Fürchte nicht der Dorne Stechen, willſt Du ſchöne Roſen brechen! — Süßes kriegt der nicht zu lecken, der nicht will das Saure ſchmecken. — Die Katze äße wohl gern Fiſche, ſie will ſich aber die Füße nicht naß machen. (S. Nro. 12 des zweiten Theils.)

390 — 397. Geräth der erste Wurf nicht, so fällt die Birne beim zweiten. — Wer oft schießt, trifft endlich auch einmal. — Durch wiederholte Streiche fällt die größte Eiche. — Von einem Streich' fällt keine Eich'. — Rom ist nicht in einem Tage gebaut worden. — Steter Tropfen höhlt den Stein. — Fleiß bricht Eis. — Unverdroßen hat's Gut genossen. (S. das erste Stück von Nro. 61 des ersten Theils.)

398 — 402 Ein Vogel im Käfich ist besser, als tausend in der Luft. — Ein Sperling in der Hand ist besser, als zehn über Land. — Ein Haben ist besser, als zwei Kriegen. — Ein dürrer Hab=ich ist besser, als ein fetter Hätt=ich. — Es gehen viel Wünsche in einen Sack. (S. Nro. 98 des zweiten Theils.)

403. Ein Anderes ist des Schulzen Kuh! (S. Nro. 183 des zweiten Theils.)

404 — 407. Aus einem kleinen Funken kann ein großes Feuer entstehen. — Kleine Löchlein machen das Schiff voll Wasser. — Viele Körner machen einen großen Haufen. — Viele Bächlein vereinigt bilden einen Strom.

408. Ein gutes Liedlein darf man dreimal singen.

409. Zum Reiter gehört mehr, als zwei Stiefeln.

410. Wer am Wege baut, hat viele Meister.

411. u. 412. Wer weit will gehen, muß früh aufstehen. — Man muß sich früh auf den Weg machen, wenn man früh ankommen will.

413 — 416. Wer Eier haben will, muß auch das Gakern der Hühner ertragen können. — Wer kegeln will, muß auch aufsetzen. — Wer Feuer haben will, muß auch den Rauch leiden. — Keine Rose ohne Dornen!

417 — 420. Wenn man ihn bät', wer weiß, was er thät'! — Ein gut Wort findet eine gute Statt. — Wo man die Katze streichelt, da ist sie gern. — Mit einem einzigen Löffel voll Honig fängt man mehr Fliegen, als mit einem ganzen Faß voll Essig.

421 — 423. Wer keine Pferde hat, muß mit Ochsen fahren. — Wer keinen Kalk hat, muß mit Lehm bauen. — Jeder strecke sich nach seiner Decke!

424. Man sucht Keinen hinter dem Ofen, man habe denn selber dahinter gesteckt.

425. Den Brunnen schätzt man erst, wenn er kein Wasser mehr hat.

426. Wer mehr hinter als vor die Rosse legt, der wird nicht lange fahren.

427—429. Mancher spart am Zapfen und läßt es am Spundloch heraus. — Mancher sucht einen Pfennig und verbrennt dabei drei Lichter. — Viele kriegen um ein Ei und lassen die Henne fliegen.

430—435. Es sind noch nicht Alle zu Bette, die heute eine böse Nacht haben werden. — Den guten Tag muß man nicht vor dem Abend loben. — Es ist noch nicht aller Tage Abend geworden. — Glück und Glas, wie leicht bricht das! — Kein Glück ohne Tück'. — Glück und Unglück tragen einander auf dem Rück.

436 u. 437. Wenn die Kuh gestohlen ist, schließt man den Stall zu. — Wenn das Kind ertrunken ist, deckt man den Brunnen zu.

438. Geige den Leuten wie Du willst, Du geigst selten Allen recht.

439. Es ist kein Fuhrmann so gut, er fährt bisweilen aus dem Gleise.

440 u. 441. Wetzen hält beim Mähen nicht auf. — Wagen-Schmieren hindert nicht.

442. Was man mit dem Löffel verrichten kann, dazu bedarf es nicht der Kelle.

443. Es ist keine Suppe theurer, als die man umsonst isset.

444. Wenn Alle in den Brunnen gesprungen wären, würdest Du nachgesprungen sein?

445 u. 446. Neue Liedlein singt man gern. — Das Neue klingt, das Alte klappert.

447 Besser schielend, als blind.

448 u. 449. Man kauft den Wein nicht nach der Gestalt des Fasses. — Die krummen Bäume tragen so viel Frucht, als die graden.

450 u. 451. Wer selber fleucht, den jagt man leicht. — Verzagter Mann kommt mit Ehren nie vom Plan.

452. Ein Haus ist leicht angezündet, aber schwer gelöscht.

453. Nach guten Kirschen steigt man hoch.

454. Was Einer nicht heben kann, das soll er liegen lahn *).

455 u. 456. Worüber man nicht springen kann, darunter muß man wegkriechen. — Wer den Stein nicht heben kann, der muß ihn wälzen.

457. Wer Vögel fangen will, darf nicht mit Prügeln unter sie fahren.

458. Wer gern tanzt, dem ist bald gepfiffen.

459. Wer einem zur Ader lassen will, der muß ihn auch verbinden können.

460. Man muß um der Raupen willen die Bäume nicht umhauen.

461. Wer wird der Vögel halber die Saat unterlassen!

---

462 u. 463. Gut Ding will Weile haben. — Die Zeit bringt Rosen, nicht der Stock. (S. Nro. 9 des zweiten Theils.)

464. Fressen und Saufen macht die Ärzte reich. (S. Nro. 20 des ersten Theils.)

465. Salz und Brod macht Wangen roth. (S. ebendasselbe.)

466 — 468. Klein und Keck stößt den Großen in Dreck. — Es ist nichts an der Größe gelegen, sonst holte die Kuh den Hasen ein. — Kleine Glöcklein klingen auch. (S. Nro. 73 des zweiten Theils.)

469. Der Weg zum Verderben ist mit guten Vorsätzen gepflastert. (S. Nro. 33 des zweiten Theils.)

470. Giebt man dem Unverschämten den Finger, so nimmt er sogleich die ganze Hand. (S. Nro. 147 des zweiten Theils.)

471. Ein Quentchen Mutterwitz ist besser, als ein Centner Schulwitz. (S. Nro. 195 des zweiten Theils.)

472. Man muß nicht eher fliegen wollen, als bis einem die Flügel gewachsen sind. (S. Nro. 167 des zweiten Theils.)

473. Die Zeit ist an keinen Pfahl gebunden. (S. Nro. 17 und 20 des zweiten Theils.)

474. Der Frommen Thränen sind der Gottlosen Sündfluth. (S. Nro. 90 des zweiten Theils.)

475. Lügen haben kurze Füße. (S. Nro. 95 des zweiten Theils.)

---

*) Altdeutsch für: lassen.

476. Trägst Du den Undankbaren nach Rom und setzest ihn unsanft nieder, so sieht er Dich scheel an. (S. Nro. 51 des ersten Theils.)

477. Nachdem der Mann ist, wird ihm die Wurst gebraten. (S. Nro. 88 des zweiten Theils.)

478 — 480. Wenn die Noth am höchsten, ist Gott am nächsten. — Gott läßt wohl sinken, aber nicht ertrinken. — Gott bleibt nicht aus, wenn er gleich verzieht. (S. Nro. 33 und 44 des ersten und Nro. 90 des zweiten Theils.)

481. Kaufe in der Zeit, so hast Du's in der Noth. (S. Nro. 99 des zweiten Theils.)

482 — 485. Wer selbst angreift, der hat's in Händen. — Selbst ist der Mann. — Wer selbst geht, den betrügt der Bote nicht. — Selbst thut's gar, Heißen halb, Bitten vergeblich. (S. Nro. 121 und 142 des zweiten Theils.)

486 — 488. Geredet ist geredet; man kann es mit keinem Schwamm abwischen. — Wenn das Wort heraus ist, so ist es eines Andern. — Das Geheimniß ist Dein Gefangener, so lange Du es nicht offenbarst; offenbarst Du es aber, so bist Du der seinige.

489 u. 490. Friede düngt den Acker. — Friede vermehrt, Unfriede verzehrt.

491. Neid thut sich selbst leid.

492. Sammt und Seide löschen das Feuer in der Küche aus.

493. Wer die Augen bei sich hat, stolpert nicht.

494 u. 495. Wer die Augen nicht aufthut, muß den Beutel aufthun. — Wer einkauft, hat hundert Augen nöthig, wer verkauft, nur eins.

496 u. 497. Ruhe und Rast ist halbe Mast. — Immer daran verdirbt Roß und Mann.

498 — 500. Hunger macht rohe Bohnen süß. — Hunger ist der beste Koch. — Wenn die Maus satt ist, so schmeckt ihr das Mehl bitter.

501. Es ist Nichts so fein gesponnen, es kommt doch endlich an die Sonnen.

502. Die Zeit bringt Bescheid.

503. Wer Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.

504. Mancher geht nach Wolle aus und kommt selbst geschoren nach Haus.

505 u. 506. Das Werk muß den Meiſter, nicht der Meiſter das Werk loben. — Eigenlob ſtinkt, fremdes klingt.

507. Stiller Mund und treue Hand gehen durch das ganze Land.

508. Wenn Du einem Nachbarn die Hand reichſt, ſo hat Dir Gott ſchon die ſeinige gereicht.

509. Rein und ganz giebt ſchlechtem Tuche Glanz.

510. Zur Reinlichkeit giebt's kein beſſeres Mittel, als Menſchengebein.

511. Grobheit und Stolz wachſen auf einem Holz.

512 u. 513. Wo die Gewalt Recht hat, da hat das Recht keine Gewalt. — Wenn die Gewalt zum Herrn wird, ſo muß Gerechtigkeit Diener ſein.

514. Vergeßlichkeit und Faulheit ſind Geſchwiſterkinder.

515. Freunde in der Noth gehen zwanzig auf ein Loth.

516. Man ſoll keinem Freunde trauen, bis man einen Scheffel Salz mit ihm gegeſſen hat.

517. Ein eigner Herd iſt Goldes werth; iſt er auch arm, er iſt doch warm.

518. Zigeunerleben, Greinerleben.

519. „Muß" iſt ein bitter Kraut.

520. Langſam zum Säckel, hurtig zum Hut hilft manchem jungen Blut.

521. Was Du haſt, deß biſt Du Gaſt.

522. Wünſchen und Wollen ſind keine guten Haushalter.

523 — 526. Wem das Glück zärtelt, dem will es eine Schlinge um den Hals werfen. — Wohltage ſind gefährlicher und ſchwerer zu ertragen, als Bußtage. — Gute Tage wollen ſtarke Beine haben. — Wenn es dem Eſel zu wohl iſt, ſo geht er auf das Eis tanzen und bricht ein Bein.

527. Wo Glück aufgeht, geht gewöhnlich Demuth unter.

528. Menſchen und Wind ändern ſich geſchwind.

529. Worte füllen den Sack nicht.

530. Geiz iſt eine Wurzel alles Uebels.

531. Ein Steckenpferd koſtet oft mehr zu unterhalten, als ein Reitpferd.

532. Ehre, Aug' und Glauben leiden keinen Scherz.

533. Das Gebet macht der Wittwe einen Wall um ihr Hüttlein.

534. Wo Treue Wurzel ſchlägt, da macht Gott einen Baum daraus.

535 u. 536. Du mußt dem Teufel die Herberg' aufkündigen, wenn Gott bei Dir wohnen ſoll. — Man kann nicht zwei Herren dienen.

537 u. 538. Ein Alter ſieht beſſer hinter ſich, als ein Junger vor ſich. — Jung und Weiſe ſitzen nicht auf einem Stuhl.

539. Geht der Wagen wohl, ſo hängt ſich der Neid daran.

540 u. 541. Wenn mit dem Thaler geläutet wird, ſo gehen alle Thüren auf. — Redet Geld, ſo ſchweigt die Welt.

542. Wer Unglück gekoſtet hat, weiß, wie es ſchmeckt.

543. Traum iſt Schaum.

544. Wo Dünkel über den Augen liegt, da kann kein Licht herein.

545. Wo es Geld regnet, da regnet es Laſter nach.

546. Arme Leute kochen dünne Suppen.

547. Einen Ochſen ergreift man bei den Hörnern, einen Mann beim Worte.

548. Es verdirbt viel Weisheit in eines armen Mannes Taſche.

549. Pflügen und nicht ſäen, leſen und nicht verſtehen iſt halb müßig gehen.

550. Ein Meſſer wetzt das andere, ein Menſch den andern.

551. Bekannte Bahn und alte Freunde ſind die beſten.

552. Bürger und Bauer trennt nur die Mauer.

553. Hundert Jahre Unrecht iſt keine Stunde Recht.

554. Jedes Ding hat ſeinen Handgriff.

555. Jedes Ding hat zwei Seiten.

556. Wer die Wahrheit geiget, dem ſchlägt man mit dem Fiedelbogen auf den Kopf.

557. Borgen macht Sorgen; drum ſoll man nicht mehr verzehren, als der Pflug kann ernähren.

558. Man muß keinen Narren über Eier ſetzen.

559. Bei jeder Geburt wird eine Leiche angeſagt.

560. Wer Mäuſe im Kopfe hat, dem muß man eine Katze hineinſetzen.

561. Wer zu früh aus der Lehr' gegangen, der iſt auf dem Wagen zu kurz und auf dem Karren zu lang.

562. Ein Hausherr von Linden und ein Knecht von Eiſen ſind gut im Hauſe.

563 u. 564. Narren wachsen unbegossen. — Wenn die Narren kein Brod äßen, so würde das Korn sehr wohlfeil sein.

565. Narrenspiel will Raum haben.

566. Handwerk hat einen goldenen Boden.

567. Gott begegnet Manchem, wer ihn nur grüßen möchte.

568. Ein Mädchen muß nach einer Feder über drei Zäune springen.

569 u. 570. Noth bricht Eisen. — Soldaten können die Bürger und Bauern viele unmögliche Dinge lehren.

571. An Gedanken und gespanntem Tuche geht viel ab.

572. Wo Hans Unfleiß nimmt überhand, da hat kein Ding in die Läng' Bestand.

573. Lotterie-Looſe sind Eingangszettel zum Armenhause.

574. Wer ein gläsernes Dach hat, muß Andere nicht mit Steinen werfen.

575. Der Mund ist des Bauches Henker und Arzt.

576. Keiner ist müde zum Todesschlaf; Alle wollen gern noch ein Stündlein aufbleiben.

577. Gewalt wird nicht alt.

578. Wer will haben Gemach *), bleib' unter seinem Dach; wer will haben Ruh', bleib' bei seiner Kuh.

579. Ein Gesunder ist geschickt zu wandeln, ein Weiser zu handeln.

580. Ein Esel heißt den andern Langohr (einen Sackträger).

581. Angenomm'ne Weis' schmilzt wie Eis.

582. Mancher nimmt's mit Scheffeln und giebt's mit Löffeln.

583. Geiz und Ehr' treibt die Leut' über Meer.

584. Heute roth, morgen todt.

585. Das Ei muß nicht klüger sein wollen, als die Henne.

586. „Es thut Nichts" hat Manchen ins Grab gebracht.

587. Was man nicht im Kopfe hat, muß man in den Beinen haben.

588. Die Zeit heilt alle Wunden.

589. Im Becher ertrinken mehr Menschen, als im Meer.

590. Wo der Wein eingeht, da geht der Verstand aus.

591. Es büßt sich Alles selbst.

---

*) Siehe oben Seite 236.

592. Wenn das Loch unter der Naſe zu wäre, ſo blieb' Viel unterwegs.

593. Der Pfarrer Bauch und ſein Küſter Maul treibt und lehrt die Menſchen faſt Alles, was ſie thun, reden und kennen.

594. Armuth hat einen Sinn mehr, die Noth.

595. Anſchläge gehen mit der Sonne auf und unter.

596 — 599. Wer ſich unter die Treber miſcht, den freſſen die Säue. — Wer Pech angreift, beſudelt ſich. — Wer mit Hunden ſchläft, ſteht mit Flöhen auf. — Wer in die Mühle geht, wird beſtäubt.

600. Lieber mit den Füßen geſtrauchelt, als mit der Zunge.

601. Erfahrung iſt die beſte Lehrmeiſterinn.

602. Die Rathsherrn ſind immer klüger, wenn ſie vom Rathhauſe kommen, als wenn ſie in dasſelbe gehen.

603. Beſſer Ichts *), ſprach der Wolf, denn Nichts, als er nach einem Schafe ſchnappte und dafür eine Mück' ertappte.

604. Gott giebt's ſeinen Freunden im Schlaf.

605 — 609. Ein Jeder iſt ſeines Glückes Schmidt. — Wie man's treibt, ſo geht's. — Wie man ſpinnt, ſo tucht's ſich. — Danach ſich einer ſchickt, danach es ihm glückt. — Wer ſich gut bettet, ſchläft auch gut.

610 u. 611. Daheim gilt ein Mann zwei. — Wo der Heller geſchlagen iſt, gilt er am meiſten.

612. Ein Prophet gilt nirgends weniger, als in ſeinem Vaterland.

---

613. Ein ſchlafender Fuchs fängt kein Huhn. (S. Nro. 8 des zweiten Theils.)

614. Große Schiffe können in die See treiben; kleine müſſen am Ufer bleiben. (S. das erſte Stück von Nro. 21 des erſten Theils.)

---

*) D. i. Etwas. Icht, Ichts iſt ein altes deutſches Fürwort, welches etwas Unbeſtimmtes bezeichnete und ſoviel als irgend einer, irgend Etwas bedeutete. In einigen Gegenden Deutſchlands gebraucht man in der gemeinen Sprache noch die Wörter ichts (für je), icht was (für irgend Etwas) u. A., die von jenem icht herkommen. Auch das Wort Nichts iſt wahrſcheinlich aus der alten, im gemeinen Leben hier und da noch ſtatt nein gebräuchlichen Verneinung ne und jenem ichts entſtanden.

615. Mancher entfleucht dem Falken und wird vom Sperber gehalten. (S. Nro. 33 des zweiten Theils.)

616. Wer zuvor in einen sauren Apfel gebissen hat, dem schmecken die süßen desto besser.

617. Süßer Wein giebt sauren Essig.

618. Neue Besen kehren gut.

619. Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht.

620. Wer zu hoch anfängt im Singen, kommt nicht aus.

621. Nach dem Regen scheint die Sonne.

622 u. 623. Man ißt nicht Feigen von Dornhecken, noch Weinbeeren von Disteln. — Was zu einem Pfennig geschlagen ist, wird nie ein Groschen werden.

624. Der Frosch hüpft wieder in seinen Pfuhl, wenn er auch säße auf goldenem Stuhl.

625. An den Federn erkennt man den Vogel.

626. Auf einen groben Klotz gehört ein harter Keil.

627. Eine Hand wäscht die andere.

628. Im Reiche der Blinden sind die Einäugigen Könige.

629. Wer im Rohre sitzt, hat gut Pfeifen schneiden.

630. Golden Gebiß macht das Pferd nicht besser.

631. Das schönste Grün wird auch Heu.

632. Wer wohl sitzt, der lasse das Rücken.

633. Wer ins Feuer bläs't, dem fliegen die Funken in die Augen.

634. Wer hoch steht, den sieht man weit.

635. Gute Waare verkauft sich selbst.

636. Wer steigen will, muß unten anfangen.

637. Staub bleibt Staub, und wenn er bis zum Himmel fliegt.

638 u. 639. Zwei harte Steine mahlen nicht gut. — Hart gegen Hart nimmer gut ward.

640. Wo Tauben sind, da fliegen Tauben zu.

641. Auf ein hölzernes Geschirr gehört ein hölzerner Deckel.

642 — 644. Wer hoch steigt, fällt auch hoch. — Je größer der Baum, je schwerer der Fall. — Je höher der Berg, je tiefer das Thal.

645. Viele Hunde sind des Hasen Tod.

646. Schlimmes Leder, schlimme Schuhe.

647. Es ist kein Tag, er bringt seinen Abend mit sich.

648. Es fliegt manch Gänschen über den Rhein und kommt als Gigak wieder heim.

649. Ein blindes Huhn findet auch zuweilen ein Gerſtenkorn.

650. An Riemchen lernen die Hunde Leder freſſen.

651. Es iſt kein Dörflein ſo klein, es iſt doch auch einmal Kirchweih' drein.

652. Stille Waſſer ſind tief.

653. Bricht ein Ring, ſo zerreißt die ganze Kette.

654. Bei Nacht ſind alle Katzen grau.

655. Die Hunde, die am meiſten bellen, beißen am wenigſten.

656. Keine Krähe hackt der andern die Augen aus. *)

657. Wer ſich die Naſe abſchneidet, ſchändet ſein Angeſicht.

658. Je näher die Herberge, je länger der Weg.

659. Wenn man dem Eſel auch Rosmarin giebt, ſo meint er doch, es wäre Heu.

660. Laß Dich nicht von jedem Rauch beißen!

661. Zwei Hunde an einem Bein kauen es ſelten klein.

662. Einer Wand, die fallen will, giebt Jedermann ein Stößlein.

663. Wenn der Baum fällt, ſammelt Jeder Holz.

664. Geſcheidte Hähne frißt der Fuchs auch.

665. Alte Röhren tropfen gern.

666. Alte Kirchen haben dunkle Fenſter.

667. Was nicht will werden ein Bildſtock, das werd' ein Sautrog.

668. Daß man der Dornen acht't, das haben die Roſen gemacht.

669. Es iſt kein Hühnelein ſo klein, es gakſet ſo viel als der Hühner neun.

670. Putzen wollen den Docht Alle, aber ihm Oel zugießen will Keiner.

671. Wer nicht anſpannt, dem kann man nicht vorſpannen.

672. Selbſt der beſte Baum bringt ungleiche Äpfel.

673. Niemand weiß, wo der Schuh drückt, als wer ihn anhat.

674. Wer mit jungen Ochſen pflügt, macht krumme Furchen.

675. Vorwärts, wie ich! ſagt der Krebs.

676. Gerade zu iſt der nächſte Weg.

677. Guter Weg um iſt nicht zu krumm.

---

*) Siehe oben S. 166 Anm.

63. Das Erdbeben zu Caraccas.

Die schrecklichsten Naturereigniſſe, die es giebt, ſind Ueberſchwemmungen, Ausbrüche von Vulkanen, Bergſtürze und Erdbeben; von dieſen ſelbſt aber iſt offenbar das Letztere das furchtbarſte. Die andern betreffen zum Theil nur einen kleinen Punkt der Erde und eine verhältnißmäßig geringe Anzahl von Menſchen, zum Theil iſt wenigſtens für einige Bewohner des Ortes, welcher von ihnen heimgeſucht wird, Rettung durch die Flucht möglich, und allen Dreien kann der Menſch durch die Wahl ſeines Wohnorts im Voraus ausweichen. Die Verheerungen des Erdbebens dagegen bedrohen in ganzen großen Landſtrichen den einen Ort wie den andern, ſie erſtrecken ſich oft in fortgeſetztem Zuge über eine lange Reihe bewohnter Orte, und die furchtbare Erſchütterung tritt nicht ſelten ſo plötzlich ein, daß die Menſchen, nachdem ſie kaum die ihnen drohende Gefahr wahrgenommen haben, ihr auch ſchon mit ihren einſtürzenden Wohnungen unterliegen. In Europa ſind dieſem Naturereigniſſe mit ſeltenen Ausnahmen nur die Inſeln des mittelländiſchen Meeres und die ihm anliegenden Halbinſeln ausgeſetzt; in Amerika dagegen iſt demſelben der größere Theil des Landes faſt in gleichem Grade unterworfen.

Eins der furchtbarſten Erdbeben, welche die Geſchichte kennt, iſt dasjenige, welches am 11ten November 1755 die große und prächtige Hauptſtadt von Portugal in einen Schutthaufen verwandelte und über 30,000 Menſchen tödtete. Eine andere dieſer unheilvollen Erſcheinungen verwüſtete in neuerer Zeit Calabrien und die Stadt Meſſina. Auch in Amerika ſind während der letzten Jahrzehnten mehre Städte und Gegenden von Verheerungen dieſer Art in ſo hohem Grade heimgeſucht worden, daß ſich mit dem Namen jener Orte unwillkürlich die Vorſtellung von Erdbeben verknüpft. Die Beſchreibung derjenigen dieſer Verheerungen, welche am 26ſten März 1812 Caraccas, die Hauptſtadt der columbiſchen Provinz Venezuela, betraf und ſich über einen Theil dieſer Provinz ausbreitete, kann uns eine Vorſtellung von der Großartigkeit ſolcher Erſcheinungen geben und das große Elend, welchem durch dieſelben viele Tauſende von Menſchen plötzlich preisgegeben werden, ſo wie die Wirkung, die ein unvorhergeſehenes allgemeines Unglück auf das menſchliche Herz zu haben pflegt, veranſchaulichen.

Vom Anfange des Jahrs 1811 bis zum Jahr 1813 war ein großer Flächenraum, der die Provinz Venezuela, Westindien und einen Theil von Nordamerika begreift, fortwährend den Erschütterungen unterirdischer Kräfte ausgesetzt. Am Mississipi befand sich der Erdboden Tag und Nacht in dem Zustande eines steten Hin- und Herschwankens; die Stadt Caraccas verspürte den ersten Stoß im December 1811. Die Provinz Venezuela litt vor der Erschütterung, welche ihre Hauptstadt zerstörte, an großer Trockenheit; zu Caraccas und in einem Umkreis von dreihundert elf englischen Meilen *) um diesen Ort war in den fünf Monaten, welche diesem Unglück vorangingen, kein Tropfen Regen gefallen.

Am sechsundzwanzigsten März herrschte eine außerordentliche Hitze; die Luft war ruhig und der Himmel wolkenfrei. Es war gerade der erste Ostertag, und ein großer Theil der Einwohner befand sich in den Kirchen. Kein Gefahr drohendes Zeichen ging dem furchtbaren Ereigniß voraus. Sieben Minuten nach vier Uhr Abends wurde die erste Erschütterung verspürt; sie war so stark, daß die Glocken in den Kirchen ertönten, und dauerte fünf bis sechs Secunden. Unmittelbar auf diesen ersten Stoß folgte ein zweiter, welcher zehn bis zwölf Secunden anhielt; während desselben war der Erdboden in einem beständigen Schwanken begriffen und wogte gleich einer kochenden Flüssigkeit. Man glaubte schon, die Gefahr sei vorüber, als sich ein furchtbares unterirdisches Getöse vernehmen ließ, welches dem Rollen des Donners glich.

Auf dieses Getöse folgte eine Erschütterung in senkrechter Richtung und auf diese eine wellenförmige, die etwas länger dauerte. Die Stöße befolgten entgegengesetzte Richtungen, von Norden nach Süden und von Osten nach Westen. Es war unmöglich, daß irgend Etwas die Bewegung von unten nach oben und die einander kreuzenden Bewegungen aufhalten konnte. Die Stadt Caraccas ward gänzlich zerstört, und 9 bis 10,000 ihrer Einwohner wurden unter den Trümmern der einstürzenden Kirchen und Häuser begraben. Eine Procession, welche gehalten werden sollte, hatte noch nicht begonnen; allein das Gedränge in den Kirchen war so groß, daß gegen 3 bis 4000 Personen durch den Einsturz der gewölbten Dächer zerschmettert wurden.

*) Eine englische Meile beträgt den fünften Theil einer deutschen Meile.

Im nördlichen Theile der Stadt war die Erschütterung am stärksten. Zwei Kirchen dieses Theils, welche über 150 Fuß hoch waren, und deren Schiffe auf Säulen von zwölf bis fünfzehn Fuß im Durchmesser ruhten, wurden in eine Masse von Ruinen verwandelt, die nirgends über fünf bis sechs Fuß hoch war: das Einsinken der Trümmer war so bedeutend, daß nach wenigen Jahren kaum noch eine Spur von den Pfeilern und Säulen gesehen wurde. Die Baracken, aus denen ein nördlich von diesen Kirchen gelegenes Quartier bestand, verschwanden fast gänzlich. Ein Regiment Linientruppen, welches sich in einem großen Gebäude dieses Stadttheils versammelt hatte, um sich dem feierlichen Zuge der Procession anzuschließen, wurde mit Ausnahme Weniger unter diesem Hause begraben. Neun Zehntel der schönen Stadt Caraccas stürzten völlig in Trümmer zusammen; die Häuser, welche nicht einfielen, waren dergestalt gesprungen, daß es Niemand wagen durfte, sie zu bewohnen. Die Hauptkirche, welche durch große Strebepfeiler gestützt ist, blieb stehen.

Unter die 9 bis 10,000 Menschen, welche oben als die Zahl der durch das Erdbeben Getödteten angegeben wurden, sind nicht die Unglücklichen mit einbegriffen, welche schwere Verletzungen erlitten und erst mehre Monate später aus Mangel an Nahrung und gehöriger Pflege ihren Geist aufgaben.

Die Nacht nach dem ersten Ostertage zeigte die herzzerreißendsten Scenen von Elend und Kummer. Die dicke Staubwolke, welche sich über die Trümmer der Stadt erhob und, gleich einem Nebel, die Luft verdunkelte, hatte sich wieder auf den Erdboden herabgesenkt; die Stöße hatten aufgehört; es herrschte nie eine schönere und stillere Nacht: der Mond, dessen Scheibe fast voll war, beleuchtete die runden Gipfel des Gebirgs, in dessen Thale Caraccas liegt, und die Heiterkeit des Himmels stach gegen den Zustand der mit Ruinen und Leichen bedeckten Erde gewaltig ab. Man sah Mütter mit Kindern auf den Armen, die sie ins Leben zurückzurufen hofften; trostlose Frauen irrten durch die Stadt, um einen Bruder oder einen Gatten aufzusuchen, über dessen Schicksal sie in Ungewißheit schwebten, und von dem sie glaubten, daß er im Gedränge von ihnen getrennt worden wäre; das Volk drängte sich auf den Straßen, die man jetzt nur an den in geraden Linien aufgehäuften Ruinen unterscheiden konnte, hin und her.

Alle Unfälle und Schreckniſſe, welche man bei den Erdbeben von Liſſabon, Meſſina und andern Orten erfahren hatte, wiederholten ſich an dieſem unheilvollen Tage. Die Verwundeten, unter den Trümmern und Schutthaufen begraben, flehten die Vorübergehenden mit lautem Jammern und Wehklagen um Hülfe an, und mehr als zweitauſend wurden ausgegraben. Niemals zeigte ſich das Mitleiden auf eine ſo rührende Weiſe, niemals ſah man es, ſo zu ſagen, in ſeiner Thätigkeit ſo erfinderiſch, als bei dieſen Beſtrebungen, den Verunglückten, deren Jammergeſchrei das Ohr erreichte, Hülfe zu leiſten. Unglücklicher Weiſe fehlte es gänzlich an Werkzeugen, die ſich zur Aufgrabung des Bodens und zur Wegräumung der Trümmer eigneten, und man ſah ſich genöthigt, zum Ausſcharren der noch Lebenden die Hände zu gebrauchen. Diejenigen, welche verwundet waren, ſo wie die Kranken, die ſich aus den Spitälern geflüchtet, wurden an das Ufer eines Fluſſes geſchafft, wo ſie kein anderes Schutzdach, als das Laub der Bäume hatten. Betten, Leinwand zum Verband der Wunden, chirurgiſche Inſtrumente, kurz Alles, was ihre Verpflegung und Behandlung erforderten, lag unter den Trümmern begraben. In den erſten Tagen fehlte es an Allem, ſelbſt an Nahrung. Eben ſo wurde in der Stadt das Waſſer ſelten. Durch die Erſchütterung waren die Brunnenröhren zerbrochen, und das Einſinken des Erdreichs hatte die Quellen, welche dieſe mit Waſſer verſahen, verſtopft. Um Waſſer zu erhalten, mußte man ſich bis zu dem erwähnten kleinen Fluſſe begeben, der bedeutend angeſchwollen war, und auch hier fehlte es an Gefäßen zum Schöpfen, da dieſe unter den Häuſern begraben worden waren.

Noch hatte man ſich einer Pflicht gegen die Todten zu entledigen, die ſowohl die Sitte als die Furcht vor den anſteckenden Krankheiten, welche aus der Fäulniß der Leichname entſtehen konnten, gebot. Da es unmöglich war, ſo viele tauſend, halb unter dem Schutt begrabene Leichname zu beerdigen, ſo wurden Commiſſäre ernannt, um ſie zu verbrennen. Mitten unter dem Schutt wurden Scheiterhaufen errichtet, und die Verbrennung der Leichname dauerte zwei ganze Tage.

Bei dieſen allgemeinen Leiden und Unfällen ſuchte das Volk den zürnenden Himmel durch eifrige religiöſe Übungen zu beſänftigen: Viele zogen in ganzen Geſellſchaften umher und ſangen

Sterbelieder, während Andere laut auf offener Straße ihre Sünden beichteten. Dabei wiederholten sich die Erscheinungen, welche bei gleich schrecklichem, allgemeinem Unglück auch an andern Orten Statt gefunden hatten: Hartherzige nahmen sich liebevoll solcher Mitmenschen an, die sie vorher kaum des Blickes gewürdigt hatten; Wiedererstattung eines früher gestohlenen Gutes wurde von Menschen versprochen, die niemals des Diebstahls beschuldigt gewesen waren, und Familien, die lange in Feindschaft mit einander gelebt hatten, versöhnten sich im Gefühl des allgemeinen Elendes. Allein während dieses Gefühl bei den Einen das Herz erweichte und dem Mitleiden öffnete, brachte es eine entgegengesetzte Wirkung bei Andern hervor, indem sie noch verstockter und unmenschlicher wurden und nur auf Raub und Plünderung dachten.

Die Erdstöße, welche in dem geringen Zeitraum von einer Minute die Stadt Caraccas zertrümmerten, beschränkten sich nicht auf diesen Ort. Ihre verderblichen Wirkungen erstreckten sich längs der Küste auf die Provinzen Venezuela, Varinas und Maracaybo und wurden noch deutlicher in den Bergen des Innern verspürt. Manche Örter wurden fast gänzlich zerstört, und in der Provinz Venezuela allein fanden zwanzigtausend Menschen einen plötzlichen Tod.

Fünfzehn bis achtzehn Stunden nach den Hauptstößen, die Caraccas niedergestürzt hatten, hörten die Erschütterungen auf, aber nach dem 27. März begannen die Bewegungen von neuem und waren von sehr lautem, unterirdischem Getöse begleitet. Am 5. April ereignete sich sogar ein Erdbeben, welches fast eben so heftig war, als das vom 26. März, und unter andern große Felsen von den Gebirgen losriß, und auch später wiederholten sich die Erschütterungen und die wellenförmige Bewegung des Bodens noch öfters mehr oder weniger heftig.

Nach A. von Humboldt.

---

64. Das Leben Joachim Nettelbeck's.

Wer das Glück hat, in seiner Jugend durch sorgfältige Erziehung und mannichfaltigen Unterricht für das reifere Alter vorbereitet zu werden, der kann nicht nur in größerem Maße, als

ein Anderer, die Pflichten eines Menschen erfüllen und sich Ehre erwerben, sondern es gereicht ihm selbst zum Vorwurf und zur Schande, wenn er hinter den Übrigen zurückbleibt. Wer ferner von reichen und angesehenen Eltern geboren ist, der hat damit ein Mittel mehr empfangen, sich durch große und schöne Thaten unter seinen Mitmenschen auszuzeichnen. Aber auch der, welcher sich dieses Glückes nicht erfreut, kann sich eine ausgedehnte, segensreiche Wirsamkeit verschaffen und Ehre erwerben; denn obgleich jene Vorzüge die Mittel des Handelns vermehren, so besteht doch der Grund und Kern alles wackern Handelns in einem gesunden Verstande, einem gesunden Herzen und einer ausdauernden Kraft des Willens, und diese sich zu erwerben und zu erhalten ist dem Fürsten nicht leichter, als dem Bettler.

Brav handeln und ehrenfest leben kann jeder Mensch in jedem Stande und in jeder Lage. Wer seinen Verstand gewöhnt, über alles das, was ihm vorkommt, mit Klarheit und Bestimmtheit zu denken, wer sein Herz nicht durch Eigenliebe, Eitelkeit und Gefallen an sinnlicher Lust verdirbt, wer endlich das, was er will, ernstlich will und das Beschlossene unverdrossen ausführt, der lebt sich selbst und Andern zu Nutz und Ehren. Wer dagegen träge die Hände in den Schoß legt und alle Dinge an sich vorübergehen läßt, ohne sie zu überdenken, wer sein Sinnen und Trachten nur auf Gewinn und Vergnügen gerichtet hat oder wie ein Rohr, das der Wind bewegt, bald das Gute, bald das Böse will, — der lebt sich und Andern zur Qual, bringt es zu Nichts und verliert die Liebe und Achtung seiner Mitmenschen, mag er auch vermögend, angesehen und kenntnißreich sein.

Einen schlagenden Beweis, daß selbst ein schlichter Bürger und Gewerbsmann viel Gutes stiften und sich in großem Maße Liebe und Ehre erwerben kann, gewährt das Leben des Schiffers und Brauers Nettelbeck, welches nachfolgend beschrieben ist. Verstand, Thätigkeit und feste Willenskraft brachten diesen braven Mann durch viele Gefahren, welche sein Leben bedrohten und ihm mehrmals Habe und Gut raubten, glücklich hindurch; und sein wackeres Herz, das ihn zum Wohlthäter vieler Menschen machte, erwarb ihm ein Ansehen und eine Liebe, welche sich weit über seine nächste Umgebung hinaus verbreiteten. Sein nur einige wenigen Schwächen und Uebereilungen enthaltendes Leben ist deßhalb ein lehrreiches

Muſter für jeden Menſchen, beſonders aber für alle diejenigen, welche gleich ihm der oben erwähnten Vortheile entbehren und für die Begründung ihres äußeren Glückes allein auf ihre eigene Kraft und Thätigkeit angewieſen ſind. Möchte die nachfolgende Beſchreibung jeden Leſer derſelben ebenſo ſehr zur Nacheiferung anfeuern, als ſie ihm Belehrung und Freude gewähren wird! —

Joachim Nettelbeck, im Jahr 1738 zu Colberg in Preußen geboren, war der Sohn eines Bierbrauers und Branntweinbrenners. Das Schiffer-Gewerbe, dem ein ſehr großer Theil ſeines an mannichfaltigen Thaten und Schickſalen reichen Lebens gewidmet war, zog ihn ſchon in früheſter Jugend an. Kleine Schiffe aus Baumrinden zu ſchnitzen, ſie mit papiernen Segeln auszurüſten und auf Pfützen, Rinnſteinen und Teichen ſchwimmen zu laſſen, war des Knaben liebſte Beſchäftigung, ſowie es keine größere Freude für ihn gab, als wenn ſeines Vaters Bruder, ein Schiffer, im Hafen gelandet war und ihn mit ſich auf ſein Schiff nahm. Nächſt dem vergnügte er ſich beſonders gern mit Gärtnerei und Taubenzucht. Sein Großvater hatte ihm ein Fleckchen Land in einem Garten zum Eigenthum gegeben, und der kleine Knabe, welcher dem Gärtner die Behandlung der Pflanzen mit Aufmerkſamkeit und Eifer ablernte, zog allerhand Gewächſe auf ſeinem kleinen Felde und pflegte derſelben mit Sorgfalt. In ſeinem höheren Alter hatte er nach langer Abweſenheit von der Vaterſtadt die große Freude, ſieben Bäume, zu denen er als Knabe die Kerne gelegt hatte, in hohem und kräftigem Wuchſe wiederzuſehen. Um ſich Tauben halten zu können, entzog er ſich eine Zeitlang einen Theil des Frühſtücks und kaufte von dem erſparten Gelde ein Paar Tauben. Da ſich in ſeiner Eltern Wohnung kein paſſender Platz für dieſelben fand, ſo machte er mit dem Poſtjungen Witte den Vertrag, daß dieſer ſie zu ſich nehme und in einem Taubenſchlag des benachbarten Poſthauſes bewahre. Nettelbeck brachte ihnen täglich das Futter, und die Tauben vermehrten ſich bald anſehnlich.

Mit einer gewiſſen unruhigen Geſchäftigkeit, welche Nettelbeck ſein ganzes Leben hindurch beibehielt, hing er dieſen Liebhabereien Tag und Nacht nach. In der Schule dagegen war er theils nachläſſig und unfleißig geweſen, theils hatte er ſie jener Spielereien wegen oft leichtſinniger Weiſe verſäumt. Dies änderte ſich aber, als ihm ſein Pathe ernſtliche Vorſtellungen darüber machte. Net-

telbeck hatte sich nämlich vorgenommen, einmal ein Schiffer zu werden, und freute sich dieses Gedankens; er war daher sehr betroffen, als ihm sein Pathe sagte, daß er, um ein Schiffer werden zu können, durchaus fleißig in die Schule gehen und sich Fertigkeit im Lesen, Schreiben und Rechnen erwerben müsse; sonst dürfe er nie an so Etwas denken. Diese Ankündigung fuhr dem jungen Nettelbeck gewaltig auf das Herz. Er faßte sogleich den Vorsatz, von nun an die Schule unausgesetzt zu besuchen und mit allem Fleiße die Unterrichtsgegenstände zu erlernen. Damit er aber in der Ausführung des schönen Vorsatzes nicht durch zerstreuende und zeitraubende Vergnügungen gestört werde, so schenkte er, wiewohl mit schwerem Herzen, seine lieben Tauben dem erwähnten Postjungen. Von nun an hatte und behielt er eine große Lernbegierde, welche ihn nicht nur in der Schule, sondern auch außerhalb derselben zu steter Thätigkeit und anhaltendem Fleiße anfeuerte.

Eine Anweisung zur Steuermannskunst, welche ihm sein Pathe geschenkt hatte, durchlas er mit wahrem Entzücken. Er blätterte Tag und Nacht in dem Buche und prägte den ganzen Inhalt desselben seinem Gedächtnisse ein. Sein Vater fand sich dadurch veranlaßt, ihm von einem Schiffer Unterricht in jener Kunst ertheilen zu lassen. Nettelbeck machte große Fortschritte in diesem wie in den andern Lehrgegenständen, und sein Eifer in der Erlernung der zum Seedienst erforderlichen Kenntnisse nahm mit seinen Fortschritten in hohem Grade zu. Er entzog sich z. B. zuweilen die Erquickung des Schlafs und brachte trotz der Kälte manche klare Winternacht ganz auf freiem Felde zu, um die Sterne zu beobachten und sich durch Ausmessung der verschiedenen Höhe einzelner Sterne in der dem Schiffer höchst nöthigen Bestimmung der Lage eines Orts zu üben. Sowie dieser schöne Eifer ihn zu lobenswerthen Aufopferungen und Anstrengungen trieb, so verleitete er ihn doch auch manchmal zu Unbesonnenheit und tollkühner Verwegenheit. Er hatte z. B. gehört, daß jeder Seemann ein gewandter Kletterer sein müsse, um mit Sicherheit und Schnelligkeit die Maste besteigen zu können, und nahm sich deßwegen vor, auch diese Geschicklichkeit bis zur möglichsten Fertigkeit zu bringen. In dieser Absicht kletterte und kroch er denn zuweilen mit dem Sohne des Glöckners auch in dem Gebälke des Kirchthurms umher und kam zuletzt auf den verwegenen Gedanken, durch die Luken

auch auf das kupferne Dach der Kirche zu klettern. Er machte den Versuch und kam glücklich wieder in den Thurm zurück. Als er es aber in Gesellschaft eines andern Schulkameraden zum zweiten Male versuchte, gerieth dieser auf der First des Daches plötzlich in eine solche Angst, daß er erbärmlich zu schreien anfing, sich an den kupfernen Reifen festklammerte und sich weder vorwärts noch rückwärts von der Stelle bewegen konnte. Nettelbeck, welcher zuerst hinausgestiegen war, konnte natürlich auch nicht an jenem vorbei in den Thurm zurückgelangen, und so saßen denn Beide auf dem Dache, ohne sich rathen oder helfen zu können. Dabei hörte der Eine in seiner Angst nicht auf aus vollem Halse zu schreien. Dies brachte viele Leute vor der Kirche zusammen. Der Glöckner und mehre Andere stiegen sogleich auf den Thurm und zogen den Schreienden vermittelst einiger um ihn geworfenen Seile rücklings zur Luke. Nettelbeck folgte ihm zitternd nach und erhielt für seine Verwegenheit sowohl von seinem Vater, als auch in der Schule eine schwere Strafe. —

Als Nettelbeck etwa elf Jahre alt war, wurde zu seiner unsäglichen Freude sein lange gehegter Wunsch endlich verwirklicht: sein Oheim nahm ihn auf einer Fahrt nach Amsterdam als Kajüten-Wärter mit. Nettelbeck war während der ganzen Reise überglücklich, ward aber noch ungleich mehr erfreut, als er vor Amsterdam ankam und sich auf einmal in der Mitte unzähliger großer Schiffe befand. Die meisten derselben waren nach Ost- und Westindien bestimmt, und dieser Umstand, sowie die Größe der Schiffe erregte in Nettelbeck's Seele den Wunsch, auf einem derselben die Reise mitzumachen. Ueberdies hatte er die Schiffsleute seiner Vaterstadt oft sagen hören, daß, wer nicht irgend einmal auf einem holländischen Schiffe nach Ost- oder Westindien gefahren wäre, für keinen tüchtigen Seemann gelten könnte. Nettelbeck sprach seinem Oheim jenen Wunsch öfters aus; dieser aber gab dem kleinen Burschen jedesmal zur Antwort, er müsse nicht klug im Kopfe sein. Der kleine Bursche indessen hatte einen hochfahrenden Sinn, konnte seines stets mächtiger werdenden Hanges nicht Herr bleiben und ließ sich endlich zu dem verwegenen und gewissenlosen Vorsatz treiben, seinem Oheim heimlich zu entrinnen und mit einem der großen Schiffe in die weite Ferne zu reisen. Er bestieg zur Nachtzeit einen Kahn seines Oheims, fuhr an ein Schiff,

das den nächsten Tag nach Guinea unter Segel gehen sollte, und stieg ungesehen an Bord desselben. Den Kahn gab er beim Aussteigen den Wellen preis. Die Schiffsmannschaft gewahrte den neuen Ankömmling bald und fragte ihn verwundert, wer er wäre, woher er käme und was er wollte. Nettelbeck fing an erbärmlich zu weinen und bat, ihn doch mit zu nehmen. Man gab ihm zur Antwort, daß der Capitain, der noch am Land war und am Morgen auf das Schiff zurück kommen sollte, über sein Gesuch entscheiden würde, reichte ihm etwas Wein und Brod und wies ihm eine Schlafstelle an. Der Capitain kam an, als man sich eben segelfertig machte. Nettelbeck gab ihm über seine Person und sein Vorhaben die verlangte Auskunft, und bat ihn inständig, seine Bitte zu erfüllen und ihn auf dem Schiffe anzustellen. Der Capitain antwortete ihm zuerst, daß er mit seinem Oheim sprechen wolle, ließ sich aber endlich überreden, dies nicht zu thun, und erklärte, ihn als Steuermanns-Jungen mit einem monatlichen Solde von sechs Gulden mit nehmen zu wollen, jedoch unter der Bedingung, daß er sogleich seinem Oheim die ganze Sache in einem Briefe meldete. Nettelbeck erfüllte die Bedingung, das Schiff fuhr ab, und der Brief wurde unterwegs einem Postschiffe zur Überbringung abgegeben. Dieser Brief gelangte jedoch nicht zu seinem Oheim, und der von Nettelbeck so frevelhafter Weise hintergangene Mann war, als man den Kahn zwischen den andern Schiffen umhertreibend gefunden hatte, des festen Glaubens, sein Neffe sei aus demselben gefallen und ertrunken. Nettelbeck empfand zwar bald Reue über den schlechten Streich; aber das Schiff war bereits auf der hohen See, und die That konnte nicht mehr ungeschehen oder rückgängig gemacht werden.

Das Schiff, auf welchem er sich befand, fuhr nach der Küste von Guinea, um daselbst Sklaven zu erhandeln und sie dann zum Verkaufe nach Amerika zu bringen. Es befanden sich zwei Neger aus Guinea als Matrosen an Bord; diesen gab der Steuermann den Auftrag, den jungen Nettelbeck während der Reise die Sprache zu lehren, mit welcher man sich auf der Guinea-Küste verständlich macht. Der Steuermanns-Junge war sehr gelehrig und hatte in kurzem jene Sprache so weit erlernt, daß er bei der Ankunft in Guinea als Dolmetscher dienen konnte. Das Schiff gelangte glücklich an den Ort seiner Bestimmung. Nachdem daselbst vier-

hundertzwanzig Neger, etwas Elfenbein und Goldstaub eingekauft waren, fuhr man über den atlantischen Ocean nach Surinam. Hier vertauschte der Capitain seine unglückliche Fracht gegen eine Ladung Caffee und Zucker und trat sodann die Rückfahrt nach Holland an. Im Jahre **1751**, ein und zwanzig Monate nach der Abreise von Europa, wurden im Angesichte von Amsterdam die Anker ausgeworfen. Das Erste, was Nettelbeck nach seiner Ankunft in dieser Stadt that, war, daß er nach Colberg an seine Eltern schrieb. Die freudige Überraschung, welche der Brief des schon seit anderthalb Jahren für todt gehaltenen Sohnes bei den Eltern hervorbrachte, läßt sich nicht beschreiben. Sie schickten ihm sogleich ein, halb mit Vorwürfen über seine Pflichtvergessenheit, halb mit Ausdrücken der Freude über seine Wiedererscheinung angefülltes, Antwortschreiben und befahlen ihm, schleunig nach Colberg zurückzukehren. Es traf sich erwünscht, daß gerade nach dem Empfang dieses Briefes ein in Amsterdam anwesender Colberger Schiffer sich zur Heimfahrt rüstete. Auf seinem Schiffe gelangte Nettelbeck bald zu seinen Eltern zurück.

In Colberg besuchte Nettelbeck wieder die Schule bis in sein vierzehntes Jahr, wo er confirmirt wurde. Dann übergab sein Vater ihn als Matrosen einem Colberger Schiffer, und er machte in den Jahren **1753** und **54** mehre Reisen auf der Ost- und Nordsee. Zuletzt genügten diese kurzen Fahrten seinem feurigen Sinne nicht mehr, und er sah sich deßwegen nach der Gelegenheit zu einer weiteren Reise um. Diese bot sich ihm zu Amsterdam dar, wo er einen Colberger Schiffer antraf, der nach Surinam fuhr und ihn als Untersteuermann auf seinem Schiffe anstellte. In Surinam hielten sie sich lange Zeit auf, und Nettelbeck hatte Gelegenheit, in dieser holländischen Colonie, deren weiße Bewohner damals der Mehrzahl nach Deutsche waren, viele Landsleute kennen zu lernen. Unter diesen sind besonders zwei Brüder namens Kniffel zu erwähnen, weil der Verfolg der Lebensgeschichte Nettelbeck's wieder auf sie zurückführt. Sie waren zu Belgard in Pommern geboren und als gemeine holländische Soldaten nach Surinam gekommen. Glück, Fleiß und Rechtlichkeit hatten sie zu sehr großem Reichthum und einem wohlverdienten Ansehen gebracht. Sie besaßen zwei Caffee-Plantagen, von denen sie die eine selbst angelegt und zu Ehren ihrer Vaterstadt Belgard genannt hatten. Zu Paramaribo,

der Hauptstadt von Surinam, war eine Reihe Häuser, die eine Straße von vierhundert Schritten in der Länge bildeten, ihr Eigenthum und führte nach ihnen den Namen Kniffels-Loge. Ebendaselbst hatten sie eine lutherische Kirche erbaut und zur Erhaltung derselben für ewige Zeiten die Einkünfte der Plantage Belgard bestimmt.

Nach einer Abwesenheit von vierzehn Monaten kam Nettelbeck auf seines Landsmanns Schiffe nach Amsterdam zurück und machte alsbald als Untersteuermann eines andern Schiffes eine Reise nach Curaçao. Nach seiner Rückkehr von derselben erhielt er Briefe von seinen Eltern, die ihn aufforderten, nach Colberg zu kommen und bei seinem Oheim, welcher eine Ladung Holz nach Lissabon führen wollte, Dienste zu nehmen. Nettelbeck leistete dem Geheiß sogleich Folge, kam im August des Jahres 1756 zu Colberg an und fuhr nach einem kurzen Aufenthalt mit seinem Oheim ab.

Die ganze Mannschaft des Schiffes bestand aus dreizehn Menschen, unter denen sich auch ein sechzehn Jahre alter Bruder Nettelbeck's und ein vierzehnjähriger Sohn seines Oheims befanden. Am Ende des Octobers langte man nach einer stürmischen Fahrt im Sund an. Hier fuhr der Oheim mit Nettelbeck und drei andern Matrosen in einer Schaluppe *) nach Helsingör ans Land, um einige Geschäfte zu verrichten. Auf der Rückfahrt zum Schiffe hatten sie das Unglück, daß ein heftiger Stoßwind die Schaluppe umstürzte und die fünf Leute ins Wasser warf. Nettelbeck erhaschte glücklicher Weise ein Ruderholz, vermittelst dessen er sich über dem Wasser zu erhalten vermochte; er trieb gegen ein vor Anker liegendes Schiff und hielt sich so lange am Anker-Tau desselben fest, bis man ihn an Bord ziehen konnte. Minder glücklich waren seine Gefährten; denn sein Oheim, der sich an eine Segelstange festgeklammert hatte, erreichte das Land erst, nachdem er mehr als eine Stunde lang umhergetrieben war, zwei Matrosen wurden durch einen Lootsen**) gerettet, der dritte aber ertrank. Erst am folgenden

*) Schaluppe nennt man ein kleines, mit Segeln und Rudern versehenes Fahrzeug, welches sich auf jedem Schiffe befindet und beim Aufwinden des Ankers, beim Wasserholen und bei sonstigen kurzen Fahrten gebraucht wird. Es liegt gewöhnlich auf dem Verdeck und wird zu jeder Fahrt ins Wasser hinabgelassen.

**) Lootsen nennt man diejenigen von der Obrigkeit anerkannten Schiffer,

Tag fanden sich die Verlornen wieder auf ihrem Schiffe zusammen. Sobald Wind und Wetter günstiger waren, wurde die Fahrt weiter fortgesetzt.

Am 2. December nahmen die Reisenden nicht ohne Beunruhigung wahr, daß ein gewaltiger Sturm aus Norden sie auf die Bänke der Flandrischen Küste geworfen hatte. Durch die heftigen Grundstöße wurde alsbald das Steuerruder abgeschlagen, und es blieb, um sich einigermaßen gegen das Stranden zu schützen, Nichts übrig, als das Schiff vor zwei Anker zu legen. Die Küste war nur eine halbe Meile weit entfernt, und die Stelle, auf welcher das Schiff sich befand, lag bei geringer Tiefe mitten in der schäumenden Brandung. Welle auf Welle stürmte über das Verdeck hinweg, so daß die Mannschaft beständig unter Wasser stand und zuletzt genöthigt war, sich in die Spitze des Hauptmastes zurückzuziehen. Hier sahen sie trostlos von einem Augenblick zum andern der Strandung des Schiffes entgegen. Zu dieser traurigen Aussicht kam noch der schlimme Umstand, daß Flandern damals dem Kaiser von Östreich gehörte, Preußen aber seit kurzem mit demselben Krieg führte und die Schiffsmannschaft also, wenn sie ans Land kam, für kriegsgefangen erklärt wurde. Da durchaus nicht zu erwarten war, daß die gefährliche Lage des Schiffes anders als mit der Strandung desselben enden würde, so verabredete sich der Capitain mit der Mannschaft dahin, daß man in diesem Falle sich für schwedisch ausgeben wolle. Er stieg auf das Verdeck hinab, um zur Unterstützung dieser Aussage die preußische Flagge nebst den preußischen Schiffspapieren zu vernichten. Unglücklicher Weise schwankte bei seinem Niedersteigen der Mast sehr stark, und ein Schlag des peitschenden Segels traf ihn so gewaltsam, daß er sich nicht länger festhalten konnte und bewußtlos auf das überschwemmte Verdeck fiel. Hier wurde er von dem Wasser hin und her gespült und gewährte der auf dem Maste sitzenden Mannschaft einen gräßlichen Anblick. Nettelbeck, der dieses nicht ertragen konnte, kletterte mit zwei Matrosen hinab und trug den Capitain auf die höchste

---

welche das Meer in der Nähe ihres Wohnorts genau kennen und gegen einen bestimmten Lohn den an- oder abfahrenden Schiffen den Weg zeigen. Diese Schiffer sind sehr nöthig, weil der ans Land stoßende Theil des Meers oft Klippen, Sandbänke u. dgl. enthält und deßwegen ohne einen des Ortes kundigen Führer nur mit Gefahr durchschifft werden kann.

Stelle des Verdecks, wo wenigstens nicht jede Welle eine Überschwemmung verursachte. Hier lag denn der Besinnungslose dumpfröchelnd; das eine Auge war ihm durch den Schlag des Segels ausgestoßen worden, und das Blut drang zugleich aus Mund, Nase und Ohren. Nettelbeck und seine Gefährten legten sich bei ihn und hielten sich einander fest umklammert, um gegen die Gewalt der Sturzwellen geschützt zu sein. So blieben sie jammernd bis zum Abend liegen. Da brachen endlich die Ankertaue, das Schiff stieß auf den Grund, und die Wellen stürmten mit solcher Macht auf dasselbe ein, daß Schaum und Gischt bis zur Mastspitze emporgewirbelt wurden und das Schiff in allen seinen Fugen zu brechen anfing. Jetzt war es die höchste Zeit, sich von dem Schiffe zu entfernen, um lebendig ans Land kommen zu können. Auf Nettelbeck's Rath sprang mit jeder daherrollenden Sturzwelle Einer nach dem Andern über Bord und ließ sich durch die Welle an das Ufer treiben, wo eine Menge von Menschen zusammengekommen war und die daher Treibenden auffing. Als Nettelbeck eine besonders mächtige Sturzwelle gewahr geworden war, warf er den besinnungslosen Kranken auf dieselbe und hatte die Freude zu sehen, daß er glücklich ans Land getrieben und aufgefangen wurde. Nachdem hierauf auch die Andern den entscheidenden Sprung gewagt hatten, stürzte er selbst als der Letzte sich in die Wogen, und schon in der nächsten Minute umfingen ihn hülfreiche Arme, die ihn aufs Trockne trugen.

Man brachte den Capitain in ein nahes Wachthaus; Nettelbeck, sein Bruder und sein Vetter folgten ihm dahin. Nach etwa einer Stunde kehrten dem Kranken Bewußtsein und Sprache zurück. Bald kam auch ein Wagen an, der aus dem nächsten Orte geschickt worden war, um den Capitain in ein östreichisches Lazareth zu bringen. Da aber die französische Grenze nur eine Viertelmeile entfernt war und Nettelbeck fürchtete, er und die Seinigen möchten bei einem längeren Aufenthalt im östreichischen Flandern als Preußen erkannt werden, so überredete er den Fuhrmann, den Kranken nach der näher liegenden französischen Stadt Dünkirchen zu bringen. Hier wurde derselbe in dem Kloster-Hospital aufgenommen und mit Sorgfalt ärztlich behandelt; er unterlag aber dessen ungeachtet schon am folgenden Tage der Krankheit. Die drei jungen Leute, durch diesen harten Verlust so plötzlich ver-

laſſen und dem Elend preisgegeben, folgten der Leiche des Oheims, welche auf Koſten des Spitals beerdigt wurde, traurend nach, benetzten das friſche Grab mit ihren Thränen und wanderten dann tief betrübt in die Stadt zurück. Nach einer mit Jammern und Seufzen durchwachten Nacht gingen ſie wieder zu dem Grabe und beweinten von neuem den Tod ihres theuren Vaters und Oheims und ihr eigenes Elend. Wer eine menſchliche Seele hat, wird den Schmerz der Unglücklichen ermeſſen können: achtzehn, ſechszehn und vierzehn Jahre alt, ſaßen ſie in einer rauhen Jahreszeit und in fremdem Lande, ärmlich gekleidet und ohne auch nur einen Pfennig im Vermögen zu haben, auf dem Grabe ihres geliebten Vaters und Führers. Betteln konnten und wollten ſie nicht; lieber hätten ſie auf der Grabes-Erde ihres geliebten Hingeſchiedenen gleichfalls verſcheiden und verſchmachten mögen. Er allein war in dieſen troſtloſen Augenblicken ihr Gedanke und ihre Zuflucht. „O Vatersbruder, erbarmt Euch!“ riefen ſie unaufhörlich, bis ſie vom Jammern ermüdet waren und das Thörichte ihres Beginnens einſahen. Jetzt erſt konnten ſie ſich unter einander berathen, was ſie in ihrer gänzlichen Verlaſſenheit anzufangen hätten. Der Schluß fiel dahin aus, daß ſie am nächſten Morgen zu ihren in Flandern zurückgebliebenen Kameraden gehen und ihr Schickſal mit ihnen theilen wollten. Ihr einziger Nothanker war des Verſtorbenen Taſchenuhr, welche ſie zu ſich genommen hatten und im Nothfall zu verkaufen beſchloſſen. Sie kehrten alſo nach Dünkirchen in ihr Wirthshaus zurück und erquickten ſich durch Speiſe und Schlaf.

Der Wirth, den ihr trauriges Schickſal rührte, ſchenkte ihnen am nächſten Morgen die Zeche und entließ ſie mit einem herzlichen Glückwunſch. Sie waren noch nicht eine Meile gegangen, als ihnen der Koch ihres Schiffes begegnete. Dieſer erzählte ihnen, die öſtreichiſchen Soldaten hätten die preußiſche Flagge des Schiffes am Ufer aufgeſiſcht, die Mannſchaft wäre hierauf in ein ſcharfes Verhör genommen worden, habe ihre wahre Herkunft nicht verleugnen können, ſei für kriegsgefangen erklärt und von dieſem Augenblicke an mit Härte behandelt worden; ihm ſei es gelungen in der Nacht zu entfliehen, und er rathe ihnen, die Grenze nicht zu übertreten, ſondern nach Dünkirchen zurück zu gehen. Dieſer Vorſchlag wurde ohne Bedenken angenommen und in Dünkirchen

ein anderer Weg zu ihrer Rettung eingeschlagen. Nettelbeck wußte nämlich glücklicher Weise den Namen des Amsterdamer Handelshauses, bei welchem sein Oheim das Schiff gegen Seeschaden versichert hatte, und erinnerte sich auch eines Dünkircher Kaufmanns, welchem vier Jahre zuvor ein Schiff, auf dem er als Matrose diente, eine Ladung Taback überbracht hatte. Zu diesem Kaufmanne gingen sie und baten ihn, nach Amsterdam zu schreiben und um hundert Gulden von der für die Strandung des Schiffes zu bezahlenden Summe zu bitten. Der Kaufmann erfüllte ihr Gesuch, und kurze Zeit darauf erhielten sie von Amsterdam die verlangte Summe. Zugleich empfingen sie das Geld, welches in Dünkirchen nach einem alten Herkommen jedem Seefahrer, der an der dortigen Küste sein Schiff verliert, als Reisegeld ausgezahlt wird. Dieses besteht in eben so vielen Sous *), als die Heimath des Schiffers Meilen von Dünkirchen entfernt ist. Da nun die Entfernung Colberg's von dieser Stadt zur See hundert und neunzig Meilen beträgt, so erhielt Jeder von den Dreien hundert und neunzig Sous.

Mit dem Bremer Schiffer Heindrick Harmanns, welcher eine Ladung Taback nach Hamburg bringen wollte, fuhren die drei Unglücksgefährten vier Tage vor Weihnachten von Dünkirchen ab. Als das Schiff vor die Mündung der Elbe gekommen war, und man wegen des Eises den Fluß nicht befahren konnte, so wurde beschlossen, umzukehren und an der holländischen Küste einen Nothhafen zu suchen. Am 1. Januar 1757 kamen sie vor die holländische Insel Schelling; hier aber strandete das Schiff in der Nacht, und Alle, die sich auf demselben befanden, verloren ihr Leben in den Wellen. Nur Nettelbeck und seine zwei Gefährten waren zeitig genug aus dem Schiffe gesprungen und glücklich ans Ufer gelangt. Sie gingen landeinwärts und kamen bald in ein Dorf, in welchem auf ihre Anzeige von dem erlittenen Unglück sogleich alle Männer zusammengeläutet und ausgeschickt wurden, um das gestrandete Schiff wo möglich zu retten. Dieses war jedoch bereits zertrümmert, und man fand nur noch einzelne, längs dem Ufer umhertreibende Reste desselben. Die drei Geretteten wurden durch trockene

*) Drei Sous betragen ungefähr so viel als ein guter Groschen oder vier und einen halben Kreuzer.

Kleider, Speise und Trank erquickt und eine Zeitlang auf Kosten des Orts verpflegt. Um die Mitte Januar's fuhren sie auf einem Schiffe, welches in der Nähe des Dorfes gelandet war, nach Haarlingen ab. Hier traf es sich zufällig, daß, als sie eben ausgestiegen waren und zum Thore der Stadt gehen wollten, ein alter Schiffer sie anredete und über ihre Umstände befragte. Sie erzählten ihm als ehrliche Pommern ihr Schicksal mit aller Unbefangenheit, und gedachten im Verlauf der Erzählung auch der Zertrümmerung des dem Heindrick Harmanns zugehörigen Schiffes. Kaum war der Namen dieses Mannes ausgesprochen, als der alte Mann die Hände über den Kopf zusammenschlug und ausrief: „Barmherziger Gott! Mein Sohn! mein Sohn!" Zugleich sank er auf die Kniee nieder und schrie unablässig: „Mein Sohn! o mein Sohn!" Als er sich von seinem Schmerz, der den drei jungen Leuten Thränen des Mitleids auspreßte, ein wenig erholt hatte, bat er sie, auf sein Schiff zu steigen, und setzte ihnen hier alle Speisen und Getränke, welche er zur Hand hatte, vor. Sie mußten ihm den ganzen Verlauf des erlittenen Unglücks erzählen, und er ließ sie, als wenn ihre Nähe ihm einigen Trost gewährte, bis zum Abend nicht von seiner Seite. Als es dunkel wurde, führte er seine Gäste in eine Herberge und empfahl sie der besonderen Aufmerksamkeit des Wirths. Am andern Morgen war er schon früh wieder bei ihnen und begleitete sie zu Fuße bis Franecker, wo er sie nochmals gut bewirthen ließ, ihnen zwei Dukaten in die Hände drückte und mit Thränen Abschied von ihnen nahm.

Die nächste Tagreise brachte die Drei spät am Abend nach Dockum. Hier nahm man sie ihres ärmlichen Aussehens wegen, ungeachtet des kalten und stürmischen Wetters, in keiner Herberge auf. Sie irrten lange in der Stadt umher und kauerten sich endlich hinter einer Scheune zunächst dem Stadtthor zusammen. Die Nacht war so kalt, daß sie, um nicht zu erstarren, von Zeit zu Zeit aufstehen und hin und her laufen mußten. Nach Mitternacht hielt eine Kutsche am Thore an. Die Drei kamen aus Neugierde hinter der Scheune hervor, und stellten sich um den Wagen her, in welchem ein einzelner Mann saß. Dieser ließ sich mit ihnen in ein Gespräch ein und befragte sie nach ihrer Herkunft und ihrem Schicksal. Als ihm unter Zähnklappern Alles treuherzig erzählt war, ging ihm der jämmerliche Zustand der Unglücklichen zu Herzen,

und er forderte sie auf, zu ihm einzusteigen und bis nach Gröningen, über welche Stadt ihr Weg zunächst ging, mitzufahren. Natürlich ließen die armen erfrorenen Schlucker sich das nicht zweimal sagen. Mit Tagesanbruch fuhren sie zum Thore von Gröningen ein, und hier entließ sie der mitleidige Mann mit einem Geschenke von drei Gulden. Von Gröningen setzten sie nach einem kurzen Aufenthalte ihren Weg zu Fuß weiter fort. Die zwei Jüngeren erlagen bald den Anstrengungen des Marsches, so daß Nichts übrig blieb, als einen Wagen zu miethen und bis Lübeck zu fahren. Da durch die hieraus entstandenen Kosten ihr Geld bis auf den letzten Groschen darauf gegangen war, so gaben sie in Lübeck des Oheims Taschenuhr in Versatz und erhielten dagegen zwanzig Thaler. Mit diesem Gelde reisten sie bis nach Colberg, wo sie zur großen Freude der Ihrigen in der Mitte des März ankamen.

Es währte nicht lange, so war Nettelbeck schon wieder auf der See. Er hatte bei einem Königsberger Schiffer, der nach Irwin in West-Schottland fuhr, als Steuermann Dienste genommen. Gleich am Anfang dieser Fahrt wurde der Schiffsführer krank und mußte mehre Monate lang das Bett hüten; auch die Matrosen bis auf einen erkrankten, und die Führung des Schiffes beruhte nun allein auf Nettelbeck und diesem einzigen Matrosen. Die Fahrt in der Gegend von Schottland gehört der vielen Klippen und starken Strömungen wegen zu den gefährlichsten, die es giebt, und es war deßwegen unserm Nettelbeck bei seiner Führung des Schiffes nicht gar wohl zu Muth, zumal da die Seekarten, deren er sich bediente, durchaus unzuverlässig waren. Man wird sich daher nicht wundern, daß er in die Irre gerieth und zuletzt den Weg gar nicht mehr zu finden wußte. In dieser Bedrängniß kam ihm ein englisches Schiff zu Gesicht. Er richtete, um von demselben Bescheid zu erlangen, seine Segel nach ihm hin, indem er die preußische Flagge aufsteckte. Diese ist weiß und führt in der Mitte den schwarzen Adler. Da nun auch die französische Flagge zu dieser Zeit weiß war und Lilien in der Mitte hatte, Nettelbeck's Flagge aber sich bei dem mäßigen Winde zu wenig entfaltete, so konnte man auf dem englischen Schiffe nicht erkennen, welche von beiden Flaggen aufgesteckt sei. Frankreich führte aber damals Krieg mit England, und der englische Capitain glaubte die französische Flagge vor sich zu sehen; er hielt daher Nettelbeck für einen französischen

Kaper *) und setzte, um ihm zu entgehen, so viel Segel als möglich auf. Nettelbeck that dasselbe, um ihn zu erreichen; und so machten sie sich beiderseits lange Zeit vergebliche Mühe. Endlich legte sich der Wind, und der Engländer konnte jetzt nicht weiter fort segeln. Nettelbeck fuhr auf einem Kahn zu ihm, überzeugte ihn von seinem Irrthum und erhielt die gewünschte Auskunft. Hierauf setzte er seine Fahrt weiter fort und gelangte bald an das Ziel seiner Reise.

Auf der Rückfahrt gerieth Nettelbeck im Kanal mehrmals mit englischen Kapern zusammen, welche ohne Rücksicht auf die Heimath seines Schiffes dasselbe bestiegen und plünderten. Eine dieser Räuberschaaren ging sogar so weit, daß sie unserm Nettelbeck seine Hosen von den Beinen streifte und einen Nothpfennig, den er in das Hemd eingenäht hatte, mit dem Hemdezipfel abriß. Dies erbitterte ihn auf das höchste: vom Zorn übermannt, stellte er augenblicklich die Segel so, daß das Schiff nach dem nächsten Lande zufuhr. „Was soll das bedeuten? Wo hinaus?" fragten die ihm zunächst stehenden Räuber. „Wo hinaus?" erwiderte Nettelbeck; „gerades Weges nach Dover, wo Ihr Schelme noch heute am lichten Galgen hangen sollt!" Flugs lief auf diese Drohung die ganze Schaar, die sich zum Rauben im Schiffe vertheilt hatte, zusammen und schlug so hitzig auf Nettelbeck drein, daß derselbe halb todt in die Kajüte getragen werden mußte. Die Räuber verließen hierauf das Schiff, und Nettelbeck, dessen Capitain noch krank war, und der sich selbst kaum regen konnte, erlitt zu diesem Allem in der nächsten Nacht noch das Unglück, daß ein Sturm den großen Mast brach und mit allen seinen Segeln und Tauen ins Meer warf. Da trieb nun das Schiff wie ein Wrack **) in der See umher und hätte wahrscheinlich seinen Untergang gefunden, wenn nicht Tags darauf ein holländisches Fischer-Schiff in seine Nähe gekommen wäre und es nach Medemblyk geschleppt hätte ***), wo man es wieder in segelfertigen Stand setzte.

---

*) Wenn zwei seefahrende Nationen mit einander Krieg führen, so geben beide Regierungen ihren Unterthanen die Erlaubniß, die Schiffe der feindlichen Nation, wo sie sie finden, wegzunehmen, und die mit einer solchen Erlaubniß ausgestatteten Schiffe nennt man Kaper-Schiffe.

**) So nennt man das, was von einem durch Scheitern zerstörten Schiffe noch als Körper übrig ist.

***) D. h. es an sich mit einem Taue angehängt und so fortgezogen hätte.

Nettelbeck lag, als die Ausbesserung des Schiffes vollendet war, noch krank danieder und mußte deßwegen in Medemblyk zurückbleiben. Er benutzte die Zeit der Muße dazu, daß er bei einem Medemblyker Bürger die Verfertigung der Compasse erlernte, was ihm in der Folge sehr zu Statten kam. Als er bald darauf von seinem Vater brieflich den Befehl erhielt, wegen der nahe bevorstehenden russischen Belagerung seiner Vaterstadt nach Hause zu kommen und mit seinen Eltern Glück und Unglück zu theilen, reiste er nach Colberg ab. Die Belagerung dauerte indessen nur einige Wochen, und Nettelbeck bestieg nach der Aufhebung derselben sogleich wieder ein Schiff, das nach Amsterdam fuhr. Hier traf er einen Colberger Schiffer, mit welchem er früher schon einmal nach Surinam gereist war, und der diese Fahrt gerade jetzt wieder machen wollte. Nettelbeck ließ sich von ihm als Steuermann anstellen und stieg am Ende des Januars 1759 in Surinam ans Land.

Auf der Rückfahrt nach Amsterdam befand sich als Passagier einer der vermögendsten Plantagen-Besitzer an Bord, welcher der Sehnsucht nach dem Lande seiner Geburt nicht länger hatte widerstehen können. Er hieß Polack, war zu Wien geboren und in seiner Jugend als gemeiner Soldat nach Surinam gekommen. Glück und Thätigkeit hatten ihn hier allmählich zu einem so großen Reichthum gebracht, daß er eine der größten Caffee-Plantagen und vierhundert Sklaven besaß. Er hatte diese Besitzung einem unlängst aus Europa zu sich berufenen Neffen als Geschenk übergeben, und eilte nun mit einem großen baaren Vermögen nach Europa zurück. Einen rührenden Anblick gewährte seine Abreise: er hatte sich stets menschlich gegen seine Sklaven betragen, und diese, von Dankbarkeit und Liebe erfüllt, waren insgesammt am Ufer zusammen gekommen, fielen um ihren Herrn nieder und umfaßten weinend seine Füße und Hände, als wenn sie sich von ihm nicht trennen könnten und wollten. — Sobald man in die hohe See gekommen war, ließ Herr Polack dem Schiffsvolk bekannt machen, daß er demjenigen, der ihm zuerst die europäische Küste zeigen würde, ein Geschenk von fünfzig Dukaten zugedacht habe. Diese Nachricht erregte bei der Schiffsmannschaft die größte Freude und einen mit jedem Tage wachsenden Wetteifer. Als man in die Nähe der europäischen Küste gekommen war, wimmelte es einige Tage hindurch

auf den Masten von Menschen, die mit angestrengten Blicken nach Europa hin schauten. Nettelbeck, der ein wahres Falkenauge hatte, war der Erste, welcher die Küste sah. Er pflegte nämlich zu allen Zeiten jedes Mal, ehe er zum Ausruhen sich in seine Kajüte begab, auf einen Mast zu steigen, um sich nach Wind und Wetter umzusehen; dieser Gewohnheit gemäß war er denn auch eines Nachmittags auf einen Mast gestiegen und hatte in östlicher Ferne die Küste entdeckt, während die über ihm und um ihn sitzenden Matrosen noch keine Spur von Land sahen. Den ausgesetzten Preis wollte Nettelbek nicht annehmen, um den Schein zu vermeiden, als habe er sich unter die Bewerber desselben gedrängt. Herr Polack aber nöthigte ihn, das Geld zu nehmen. Unter die übrige Schiffsmannschaft theilte dieser freigebige Mann noch besonders eine ansehnliche Summe aus.

Am ersten December kam das Schiff zu Amsterdam an, und Nettelbeck fuhr alsbald wieder als Unter-Steuermann eines holländischen Schiffes nach der westindischen Insel St. Eustaz ab. Von hier zurückgekehrt, kam er wieder nach Colberg und war kaum einige Wochen in seinem väterlichen Hause, als die Stadt wieder von den Russen belagert und Nettelbeck dadurch eine Zeitlang zu Hause zurückgehalten wurde. Nachdem endlich der preußische General Werner die Stadt entsetzt hatte und die Russen abgezogen waren, machte Nettelbeck am Ende des Jahrs 1760 als Steuermann eines Pillauer Schiffers eine stürmische Fahrt nach Amsterdam mit. Auf der Rückreise ertrank der Capitain des Schiffes; Nettelbeck mußte nach seinem Tode die Führung des Schiffes übernehmen und brachte dasselbe glücklich in den Hafen von Pillau. Dabei begegnete aber dem guten Manne ein großes Unglück. Er ließ nämlich gleich nach dem Tode des Capitains die ganze Schiffsmannschaft zusammenkommen und erklärte ihr, daß er nun die Führung des Schiffes, zugleich aber auch die Verantwortlichkeit für alle auf dem Schiffe befindlichen Güter des Capitains übernehmen müsse, und daß er deßwegen in ihrer Gegenwart ein schriftliches Verzeichniß über diese Güter aufnehmen wolle. Dieser Erklärung gemäß wurde vor dem versammelten Schiffsvolk Alles aus den Kisten, Säcken und Schränken ausgepackt und verzeichnet. Nun wußte Nettelbeck, daß der Capitain viel Geld bei sich gehabt und zu Amsterdam für seine Königsberger Freunde viele Kostbar-

keiten von Gold und Silber eingekauft hatte, und doch fand sich zu seinem großen Erstaunen von diesem Allem keine Spur. Er ließ alle Winkel genau durchsuchen, aber es war trotz aller Sorgfalt nicht das Mindeste zu entdecken. Um sich deßwegen gegen jeden Verdacht der Unredlichkeit zu schützen, versiegelte Nettelbeck Alles vor den Augen des Schiffsvolks und warf dann, ebenfalls in ihrer Gegenwart, das dazu gebrauchte Petschaft ins Meer. In Pillau angelangt, setzte Nettelbeck der Wittwe des Schiffers sein Verfahren in Bezug auf die Verlassenschaft desselben auseinander und drückte ihr seine Verwunderung darüber aus, daß sich keine Kostbarkeiten und Baarschaften vorgefunden hätten. Er und alle Leute des Schiffes leisteten außerdem vor Gericht einen Eid über alles diese Angelegenheit Betreffende. Man sollte unter diesen Umständen wohl nicht denken, daß Nettelbeck einer Unterschlagung hätte verdächtig werden können; allein in der Welt wird gar oft auch der schwächste Schein eines Unrechts für einen Beweis desselben genommen, und diesem Argwohn konnte auch Nettelbeck nicht entgehen. Man hielt ihn allgemein für einen Dieb, welcher Wittwen und Waisen ihre Habe verkürzt habe, und er mußte wegen dieses Verdachts, auf welchen man sogar in seiner Nähe anzuspielen sich nicht scheute, vielen und tiefen Schmerz leiden, bis endlich, wie wir unten hören werden, seine Unschuld auf eine wunderbare Weise an den Tag kam.

Jetzt verheirathete sich Nettelbeck in Königsberg mit einer Tochter des Segelmachers Meller und kaufte sich ein kleines Fahrzeug, mit welchem er mehre Fahrten zwischen Königsberg, Pillau und Elbing machte. Die Russen, welche damals die Gegend von Königsberg besetzt hatten und jeden Schiffer, dessen sie habhaft werden konnten, zwangen, ihre Armee-Transporte unentgeltlich zu verfahren, hatten auch unsern Nettelbeck aufgegriffen und gebrauchten ihn zu diesem Geschäfte. Ihm war dieser Dienst, bei dem er noch dazu eine üble Behandlung zu erdulden hatte, bald so sehr verhaßt, daß er beschloß, sich demselben durch List zu entziehen. Er eilte also, als er einmal am frischen Haff die Anker ausgeworfen hatte und mit dem ihm zur Aufsicht beigegebenen russischen Soldaten ans Land gegangen war, allein auf sein Schiff zurück und segelte, ohne auf das Geschrei des am Ufer stehenden Soldaten zu achten, schnell davon. Es wurde ihm aber sogleich nachgestellt,

und als er bei Pillau landen wollte, kam ihm ein mit russischen Soldaten angefülltes Boot entgegen, um ihn zu fangen. Nettelbeck sprang, sein Fahrzeug ihnen preisgebend, in das Wasser, gelangte schwimmend ans Land und eilte nach Königsberg. Hier blieb er lange versteckt; im Frühling des Jahrs 1762 aber kam er, da nun die Sache vergessen war, aus seinem Verstecke hervor, kaufte ein kleines Fahrzeug und fing seine Fahrten wieder an.

Zuerst brachte er eine Ladung Malz nach Wolgast, und da er hier hörte, daß diese Ladung für die Preußen in Stettin bestimmt sei und heimlich durch die im Haff liegende feindliche Flotte nach dieser Stadt gebracht werden sollte: so übernahm Nettelbeck, der jederzeit seinem Vaterlande alle Opfer darzubringen bereit war, auch diese gefährliche Fahrt. Er kam am Abend in die Nähe der Flotte, welche in einem weiten Halbkreise aufgestellt war. Die Nacht fiel dunkel ein, der Wind war frisch, und Alles schien sein Unternehmen begünstigen zu wollen. Um elf Uhr hob er den Anker und segelte durch den größten Zwischenraum zwischen den feindlichen Schiffen, den er sich am Tage genau gemerkt hatte, glücklich hindurch. Schon hatte er die Flotte im Rücken und glaubte sich geborgen, als plötzlich ein Schuß nach seinem Schiffe hin fiel, der, wie er mit Schrecken bemerkte, von einem nahen feindlichen Vorposten-Schiff gekommen war. Diesem folgte ein zweiter Schuß von einem andern Schiffe her. Nettelbeck setzte sogleich alle Segel auf; die beiden feindlichen Schiffe aber machten die ganze Nacht Jagd auf ihn und kamen ihm endlich so nahe, daß von den unzähligen Schüssen, welche sie thaten, vier durch seine Segel gingen. Mit Tagesanbruch jedoch war er in die Nähe von Neu-Warp gekommen, und hier eilten ihm drei preußische Schiffe zu Hülfe, unter deren Schutz er an den Ort seiner Bestimmung gelangte.

Da bald nachher zwischen Preußen und Rußland Friede geschlossen wurde, so verweilte Nettelbeck nicht lange zu Stettin. Er machte mehre Fahrten zwischen dieser und andern Städten der Ostsee. Auf einer dieser Reisen lag er mit seinem Schiffe einige Tage vor Pillau, um eine Ladung zu erwarten. Zu gleicher Zeit waren daselbst mehre andere Colberger Schiffer gelandet, und unter ihnen auch einer mit eben demselben Schiff, welches Nettelbeck ein Jahr zuvor nach dem unglücklichen Tode des Capitains nach Pillau geführt hatte. An diesem Schiffe waren durch die Brandung

die Fenster der Kajüte zerschlagen worden, und der Führer desselben ließ, gerade als er mit seinen Landsleuten bei einem Glase Wein in der Kajüte saß, durch einen Tischler die Einschiebrahmen losmachen, um sie zum Glaser schicken zu können. Der Tischler arbeitete an den Fenstern, und die Schiffer saßen, ohne auf ihn Acht zu haben, in munterer Unterhaltung dabei. Da fielen von ungefähr Nettelbeck's Augen auf den Tischler, und er nahm mit Verwunderung wahr, daß derselbe mit dem krummen Stiele seines Schnitzers allerlei Sachen hinter der Verkleidung der Fensterrahmen hervorlangte. Nettelbeck war wie aus den Wolken gefallen, als er dieses sah; denn er erkannte unter den herausgezogenen Sachen des verstorbenen Capitains Taschenuhr, Schnallen und anderes demselben Zugehörige. Man sah weiter nach, und da fand sich denn ein Beutel mit einigen hundert Thalern, ein Schächtelchen mit Kostbarkeiten u. dgl. Dinge mehr, welche der Capitain offenbar aus Furcht, einem Kaper in die Hände zu fallen, hier versteckt hatte. Nettelbeck war außer sich vor Freude über diesen Fund. „Der Himmel ist gerecht und barmherzig!" ruft er in der von ihm verfaßten Lebensbeschreibung aus. „Er fügte es, daß die Wahrheit noch nach Jahr und Tag wunderbar ans Licht kam, daß es sogar in meiner Gegenwart und vor vielen Zeugen geschah. Wären wir nicht Alle zugegen gewesen, wer weiß, ob der Finder sich ehrlich bewiesen, und ob ich nicht Zeit meines Lebens ein Dieb geheißen hätte! Ja, so oft ich an diese Geschichte denke, schlage ich meine Hände in die Höhe und danke Gott. Der Name des Herrn sei gelobt!" Nettelbeck raffte sogleich Alles zusammen und eilte zur Wittwe seines ehemaligen Capitains. „Hier, meine liebe Frau!" rief er halb athemlos, „hier bring' ich Ihnen den Schatz von Ihrem seligen Mann, wegen dessen ich so lange habe Dieb heißen müssen. So und so ist er durch Gottes Leitung wieder aufgefunden worden; und nun danken auch Sie Gott und seien Sie fröhlich!" —

Dem unternehmenden Nettelbeck wollten schon lange nicht mehr sein kleines Schiff und die kurzen Fahrten, auf welche er mit demselben beschränkt war, zusagen. Ihm kam das Fahren in dem engen Raum der Ostsee, welche er selbst in dem Gefühle seiner Beschränktheit eine Entenpfütze nannte, wie ein Austerleben vor. Er sehnte sich in die Nordsee und über den Kanal hinaus, und

da er seit einem Jahre mit seinem kleinen Schiffe sich viel Geld erworben hatte, so glaubte er auch hinreichende Mittel zu haben, um seine Sehnsucht befriedigen zu können. Er meinte überdies, man müsse, um es schnell zu Etwas zu bringen, seinem Glücke kühn unter die Arme zu greifen; er übersah dabei aber, daß es beim Laufen nicht blos auf Schnelligkeit ankommt, und sollte dies erst mit seinem eigenen Schaden erfahren. Freilich verließ er sich dabei auch auf seine Geschicklichkeit und Gewandtheit; aber Verstand und Geschick allein reichen zur Gründung unseres äußeren Glückes nicht aus, sondern das Gedeihen aller unserer Unternehmungen hängt auch von dem Segen des lieben Gottes ab, und kein Mensch kann sich deßwegen unbedingt auf seine eigene Geschicklichkeit und Thätigkeit verlassen. Kurz, Nettelbeck verkaufte sein kleines Fahrzeug, welches nur vierzig bis fünfzig Lasten *) faßte, ging nach Königsberg und baute sich hier ein neues Schiff von etwa achtzig Lasten. Mit dem Ausbau desselben war er den größten Theil des Jahres **1763** beschäftigt.

In diesem Jahre wurde Königsberg von einem schrecklichen Brande heimgesucht, welcher zwei Tage hindurch wüthete und einen Theil der Stadt in Asche legte. Der wackere Nettelbeck betrat während dieser ganzen Zeit nicht ein einziges Mal die Schwelle seines Hauses, sondern war unablässig mit der Rettung der Verunglückten und ihrer Habe beschäftigt und bewährte dabei eben so sehr die Güte seines Herzens, wie seinen Muth und seine Gewandtheit. Einige Zeit nach diesem Unglück erhob sich ein so gewaltiger Orkan, daß alle bei der Stadt liegenden Schiffe von ihren Ankertauen losgerissen, in großer Verwirrung auf einander getrieben, ihre Masten über Bord geworfen und ihre Bogspriete **) wie Rohrstengel zerknickt wurden. Ein Schiff von fünfzig Lasten wurde zwischen den andern Schiffen so eingeklemmt, daß es als die schwächere Masse von denselben niedergedrückt wurde und in den Grund sank. Es gehörte der Wittwe Roloff, der Freundinn und Gevatterinn Nettelbeck's. Diese wandte sich an Nettelbeck und bat ihn, ihr Schiff

*) Eine Last beträgt zwei Tonnen oder vierzig Centner, und ein Schiff von achtzig Lasten ist also ein Fahrzeug, welches 3200 Centner Waaren aufnehmen kann.

**) Bogspriet heißt der vorderste Mast. Er liegt schief und ragt über das Vordertheil hervor.

aus der Tiefe emporzuheben. Er versprach sein Möglichstes zu thun, machte sich alsbald daran und brachte das Schiff mit vieler Mühe wirklich wieder in die Höhe.

Bald darauf erfuhr Nettelbeck, als er gerade auf seiner Baustelle beschäftigt war, daß auf dem Pregel*) ein holländisches Schiff, mit hundert zwanzig Lasten Hanf beladen, in lichtem Brand stehe. Er eilte sogleich mit allen seinen Schiffszimmerleuten an Bord des brennenden Fahrzeugs und sah die Flamme hoch aus den Fenstern herausschlagen. Auf dem Schiffe standen viele Leute, welche damit beschäftigt waren, Löcher in das Verdeck zu hauen, um durch dieselben Wasser in den brennenden Raum zu gießen. Natürlich wurde dadurch das Übel, anstatt getilgt zu werden, noch vermehrt, indem die Löcher einen größeren Zug bewirkten und so das Feuer erst recht angefacht wurde. Nettelbeck sah das Widersinnige dieses Verfahrens ein und erkannte zugleich, daß das Schiff nur durch Versenken zu retten sei. Flugs packte er deßwegen den Schiffsführer am Arm und schrie ihm zu: „Ihr arbeitet Euch ja damit zum Unglück, daß Ihr dem Feuer noch mehr Luft macht. Versenken müßt Ihr das Schiff! Hört Ihr? Versenken!“ Es herrschte aber auf dem Schiffe die größte Verwirrung, und kein Mensch konnte oder wollte auf Nettelbeck's Rath hören. Dieser jedoch, wohl einsehend, daß zum Zureden und Überzeugen die Zeit zu kurz sei, ergriff ohne Umstände einen von seinen Schiffszimmerleuten, sprang mit ihm in ein Boot und hieß ihn dicht an dem Wasser ein Loch in das Schiff hauen. „Das laſſ' ich wohl bleiben!“ entgegnete dieser; „ich könnte schlimmen Lohn dafür erhalten!“ Da riß ihm Nettelbeck die Art aus den Händen und hieb selbst ein großes Loch in den Bauch des Schiffes. Das Wasser drang sogleich stromweise durch dasselbe ein. Nettelbeck kehrte schnell auf das Verdeck, auf welchem sich über hundert Menschen umher trieben, zurück und schrie: „Herunter vom Schiff, wer nicht ersaufen will! In einer Minute wird es sinken!“ Anfangs hörte man auf seine Worte nicht; als er sie aber mehrmals wiederholt hatte und das Schiff sich auf die Seite zu neigen begann, fuhr auf einmal der Schrecken in die Leute. Sie eilten alle

*) Dem Flüsse, welcher durch Königsberg fließt und diese Stadt mit dem Meere in Verbindung setzt.

nach dem Lande, und das Schiff sank alsbald unter. Eine stille Verwunderung ergriff die Zuschauer. Bald jedoch wurden Alle wieder rege und laut, und Jeder fragte: „Wer hat das gethan? Wer hat das Schiff in den Grund gehauen?“ Nettelbeck war seinen Mitbürgern wohl bekannt, und es verging daher kaum eine Minute, so riefen auch Alle erzürnt sich die Antwort zu: „Ei, das ist ein Stückchen von Nettelbeck!“ Nettelbeck aber kehrte sich an Nichts, ging ruhig nach Hause und war in seinem Herzen überzeugt, daß er recht gehandelt habe. Des andern Morgens um neun Uhr kam ein obrigkeitlicher Diener zu Nettelbeck und brachte ihm den Befehl, augenblicklich vor dem Admiralitäts-Collegium *) zu erscheinen. Er leistete Folge und fand daselbst drei Kaufleute, den Capitain des versenkten Schiffes und einen Advokaten, welche eine Schadenersatz-Klage gegen ihn anhängig gemacht hatten. Man las ihm die eingereichte Klageschrift vor und fragte ihn, was er zu seiner Vertheidigung vorzubringen wüßte. „Tausend Augen,“ hob er an, „haben es mit angesehen, wie das Schiff in hellem Feuer stand; und je mehr Löcher die Leute ins Verdeck hieben, desto mehr Nahrung gaben sie dem inwendigen Brande. Hätte das nur noch eine halbe Viertelstunde fortgedauert, so hätte die Flamme dergestalt überhand genommen, daß es kein Mensch auf dem Schiffe aushalten konnte und dieses sammt der Ladung preisgegeben werden mußte; das brennende Schiff wäre unter die vielen andern im Flusse liegenden Schiffe getrieben und hätte diese mit ins Verderben gezogen: Ja, was leistete uns Bürgschaft, daß dieser Schiffsbrand nicht ganz Königsberg in Asche gelegt hätte? Jetzt ist großes und gewisses Unglück mit um so geringerem Schaden abgewendet, als Schiff und Ladung wohl größtentheils zu retten sein werden. Ich bin daher auch des guten Glaubens, daß ich in keiner Weise strafbar gehandelt, sondern nur meine Bürgerpflicht erfüllt habe.“ Diese Antwort wurde zu Protokoll genommen, und der Advokat der Gegenpartei ermangelte nicht, gegen dieselbe allerlei Einreden zu machen. Hierauf wurde Nettelbeck abermals gefragt, ob er noch Etwas zu seinen Gunsten vorzubringen habe. „Nicht ein Wort!“ erwiderte er; „meine Sache muß für sich selber sprechen!“

*) Dem Gericht, welches über alle das Seewesen betreffenden Angelegenheiten entscheidet.

Danach wurden die beiden Parteien bedeutet abzutreten. Nach einer halben Stunde hieß es, daß sie wieder erscheinen möchten, und nun wurde folgender Ausspruch des Gerichtes verlesen: „Die Admiralität erkenne, daß der Schiffer Nettelbeck vollkommen recht und löblich gehandelt habe, indem er durch schnelle Versenkung des brennenden Schiffes größeres Unglück von der Stadt und dem Schiffe selbst abgewendet, und fühle sich gedrungen, ihm ihre Zufriedenheit und Dankbarkeit durch feierlichen Handschlag zu bezeugen.“ Hierauf stand der Director der Admiralität von seinem Sitze auf, schüttelte treuherzig Nettelbeck's Hand und sagte: „Ich thue das als Erkenntlichkeits-Bezeigung im Namen aller Schiffer, die auf dem Pregel liegen, und im Namen der Stadt, die durch Ihren Muth und Ihre Besonnenheit einem großen Unglück entgangen ist. Sie sind ein wackrer Mann!“ Kaufleute, Capitain und Advokat sahen bei dieser Scene einander verlegen an. Endlich traten auch sie, einer nach dem Andern, zu Nettelbeck und reichten ihm zum Zeichen ihres Dankes die Hand, indem sie zugleich zu verstehen gaben, daß sie nur darum zur Klage gegen ihn geschritten wären, um dem Eigenthümer des Schiffs und denen, bei welchem dasselbe gegen Schaden versichert war, zeigen zu können, daß sie Nichts zur Minderung des erlittenen Verlustes unversucht gelassen hätten.

Schon waren Alle im Begriff die Gerichtsstube zu verlassen, als der Director zu Nettelbeck sagte: „Schiffer Nettelbeck! Wie ist's? Haben Sie nicht vor einiger Zeit der Wittwe Roloff ihr versunkenes Fahrzeug glücklich wieder in die Höhe gebracht? Ich dächte, Sie wären der Mann dazu, auch an diesem Schiffe Ihre Kunst zu versuchen!“ Der Capitain und die Kaufleute richteten gleichfalls an Nettelbeck diese Bitte. „Je nun,“ erwiderte dieser, „Vieles in der Welt läßt sich machen, wenn es mit Verstand und Geschick angegriffen wird. Ich will hingehen und die Sache an Ort und Stelle reiflicher überlegen. Läßt sich Etwas beginnen, so will ich in Gottes Namen Hand ans Werk legen.“ Er ging sogleich an den Platz, besah sich die Verhältnisse und beschloß, nachdem er Alles überlegt und sein Schiffszimmermeister ihm seinen Beistand zugesagt hatte, die Ausführung des Werks. Beide entwarfen zusammen einen Plan, gingen dann rüstig an die Arbeit und brachten in kurzer Zeit das Schiff glücklich aus der Tiefe

empor. Einige Tage darauf wurde Nettelbeck abermals vor die Admiralität beschieden. Er fand daselbst die Kaufleute des Schiffes, welche ihm ihren Dank für sein glücklich gelöst'tes Versprechen bezeugten und ihn fragten, was sie ihm für seine Bemühung schuldig wären. Nettelbeck überreichte ihnen bloß eine Berechnung der ausgelegten Kosten und machte für sich selbst keine Forderung. Die Kaufleute jedoch boten ihm ein Geschenk von hundert Gulden nebst dreißig Pfund Caffee und Zucker an; und diese Gabe nahm er zwar an, schenkte aber fünf und zwanzig Gulden von derselben den Armen, um diesen, wie er sagte, auch einmal einen guten Tag zu machen. —

Zu Ostern 1764 hatte Nettelbeck nach vieler Anstrengung und Sorge endlich seinen Schiffbau zu Ende gebracht; Handel und Wandel stockten aber gerade damals so sehr, daß er erst im October eine Fracht nach Amsterdam erhalten konnte. Bei dem Verladen derselben that Nettelbeck einen falsch berechneten Sprung und fiel den rechten Fuß aus dem Gelenke. Er mußte nach Hause getragen werden, konnte bald kein Glied mehr rühren und wurde so krank, daß an seine Wiederherstellung vor der unaufschiebbaren Abfahrt des Schiffes nicht zu denken war. Er mußte also Jemanden wählen, dem er an seiner Statt die Führung des Schiffes übergäbe. Unglücklicher Weise ließ er sich durch eingelegte Fürbitten bethören, sein Fahrzeug einem Menschen anzuvertrauen, der zwar bereits ein Schiff geführt, aber dabei eben keine Ehre eingelegt hatte. Das Schiff fuhr ab, und bald kamen dem kranken Nettelbeck Briefe über Briefe zu, in denen man ihm bedeutende Summen anzeigte, welche sein Stellvertreter unterwegs auf seinen Namen aufgenommen hatte. Dies war sowohl gleich anfangs auffallend, da Nettelbeck seinem Stellvertreter eine hübsche Summe baares Geldes mitgegeben hatte, als auch wurde die Sache von Tag zu Tag bedenklicher, weil immer größere Summen angezeigt wurden. Endlich ward unserm Nettelbeck, der indessen wieder vollkommen genesen war, die Sache zu arg; er hielt es, um nicht sein ganzes Vermögen schwinden zu sehen, für das Beste, dem Räuber nachzueilen, und fuhr im März 1765 mit einem Schiffer als Passagier nach Amsterdam ab. Hier überraschte er durch seine Ankunft nicht wenig den losen Vogel, der mit der Schiffsmannschaft in Saus und Braus lebte und schon eine schöne Summe

verpraßt hatte. Der gewissenlose Mensch wußte sich indessen seiner Strafe bald durch die Flucht zu entziehen, auch die Mannschaft entlief, und es blieb dem betrogenen Nettelbeck nichts Anderes übrig, als das Verlorene so gut als möglich zu verschmerzen.

Er nahm nun eine neue Mannschaft an und fuhr nach der Insel Noirmoutiers am Ausfluß der Loire, um daselbst für eigne Rechnung Salz zu laden und zum Verkauf nach Königsberg zu bringen. Bei jener Insel fand er drei befreundete Schiffer, welche in gleicher Absicht nach Noirmoutiers gekommen waren, aber zu wenig Salz vorgefunden hatten, um ihre Ladungen völlig aufzubringen. Dieser Umstand war für die drei Schiffer und noch mehr für Nettelbeck sehr schlimm; man half sich jedoch dadurch, daß man nach gemeinsam gepflogener Berathung beschloß, sich einzeln in den Booten nach verschiedenen nahegelegenen Salzhäfen zu begeben und daselbst einen Handel für Alle insgesammt abzuschließen, Jedem aber seinen Hafen durch das Loos zu bestimmen. Unserm Nettelbeck fiel die Fahrt nach Croisic zu, welche nicht nur die weiteste, sondern auch die gefährlichste war; denn sie hat eine Länge von zehn bis zwölf Meilen und geht, ohne durch Vorgebirge oder Inseln geschützt zu sein, über den offenen Ocean hin. Als Nettelbeck sein Boot ausgesetzt hatte, drang das Wasser durch alle Fugen des noch neuen und durch die Hitze ausgetrockneten Fahrzeugs so stark ein, daß es unmöglich war, die Fahrt mit demselben zu machen. Nettelbeck hatte außer ihm nur noch einen Nachen auf seinem Schiffe; mit einem solchen kleinen und offenen Fahrzeug aber kann man ohne große Gefahr die See nicht befahren. Nettelbeck wußte anfangs nicht, was er machen sollte; als er aber seine Freunde mit ihren Boten abstoßen sah, ergriff ihn eine falsche Ehrbegierde, und er faßte, um ihnen an Pünktlichkeit nicht nachzustehen, den kühnen Entschluß, in dem Nachen nach Croisic zu fahren. Das Wagniß war sehr groß und ist eine von den vielen verwegenen Unternehmungen, die Nettelbeck machte, und von denen er selbst sagt, sie wären unüberlegte Stückchen, welche im Fall des Gelingens dem Unternehmer Lob brächten, für die derselbe aber jedes Mal etwas ganz Anderes verdiente. Um jedoch nicht einen durchaus tollen Streich zu machen, hielt Nettelbeck erst eine kleine Probefahrt mit dem Fahrzeuge. Diese fiel so aus, daß er wenigstens nichts Unmögliches zu wagen glaubte; er ließ hierauf Mast

und Segel auf dem Nachen einrichten, brachte einen Compaß, etwas Brod, Fleisch, Wein und Branntwein, sowie einen Anker in denselben, bestieg ihn mit zwei Matrosen und stieß getrostes Muthes ab. Sie waren noch nicht lange gefahren, als große Wogen von der Seite auf sie einherrollten; der Wind wurde immer stärker, und als die Nacht einbrach, gab Alles den Anschein, als wenn sie unrettbar ertrinken würden. Nettelbeck war indessen jetzt einmal in die Nähe der Gefahr gekommen, sah keine Möglichkeit ihr zu entrinnen und beschloß deßwegen, ihr muthig Stand zu halten. Die Matrosen dagegen drängten sich immer näher an ihn, der das Steuer führte, und fingen bitterlich zu weinen an. Nettelbeck, welcher das qualvolle Bewußtsein hatte, ihr Leben durch seine eigne Vermessenheit in die größte Gefahr gebracht zu haben, suchte sie so gut als möglich zu beruhigen. Der gefährlichste Moment trat in der nächsten Nähe des Landes ein. Der Wind trieb das Schiffchen einem Pfeile gleich durch die Wogen hin, und bald befand sich dasselbe mitten in hoher Brandung. Nettelbeck gab, als er dies gewahr wurde, seinen Matrosen das Geheiß, zu beiden Seiten des Nachens ins Wasser zu springen, sich an den Rand des Fahrzeugs zu hängen, dasselbe, sobald sie Grund unter ihren Füßen fühlten, mit der Spitze scharf gegen das Ufer zu halten und, wenn die Sturzwellen vom Ufer zurückrollten und den Boden trocken ließen, sich mit aller Macht gegen den Boden zu stämmen, damit das leichte Boot nicht mit zurückgespült würde. Auf diese Weise glaubte er sich, seine Gefährten und das Fahrzeug retten zu können; allein er hatte den Matrosen kaum seinen Willen ausgesprochen, als er dicht hinter sich den schäumenden Kamm einer Woge erblickte, welche sich bis zur Höhe des Mastes aufbäumte, dann brausend auf das Fahrzeug niederschoß und dasselbe zu unterst zu oberst in den Abgrund riß. Nettelbeck tauchte bald wieder aus dem Wasser hervor, und da die See für einige Augenblicke zurücktrat und seine Füße Grund spürten, so eilte er, ehe die nächste brandende Welle herankam, an das Land. Seine beiden Gefährten hatten eben so gutes Glück und trafen mit ihm auf dem Ufer ein. Das Fahrzeug dagegen war in die See hineingerissen worden; es wurde aber wieder mit dem Kiel nach oben zurückgetrieben und von Nettelbeck und seinen Gefährten aufs Land gezogen. Hierauf wanderten sie landeinwärts und gelangten, einem

in der Ferne schimmernden Lichte nachgehend, zu einem einsamen Bauernhause, dessen Bewohner ihnen sagte, daß sie $1^1/_2$ Meilen von dem Salzhafen Pollien und $3^1/_2$ Meilen von Croisic entfernt wären. Sie übernachteten bei dem Bauer und beschlossen am folgenden Morgen, nach Pollien als dem nächsten Ort zu gehen und daselbst ihre Einkäufe zu machen. Der Bauer erbot sich, gegen gute Bezahlung das Puppen-Fahrzeug über Land nach Pollien zu transportiren, indem er es zwischen zwei von seinen Eseln hinge. Wirklich hielten auch er und seine Esel redlich Wort! In einem lustigen, noch nie gesehenen Aufzuge zogen sie zu Pollien ein, und die ganze Stadt lief über dem seltsamen Schauspiel zusammen. Nettelbeck ging sogleich zu einem Salzhändler, schloß mit ihm einen vortheilhaften Kauf ab und setzte sich dann mit seinen Leuten wieder in das Schiffchen, zur großen Verwunderung des Salzhändlers, der dasselbe eine Nußschale nannte. Das Wetter war schön, der Wind günstig, und so kam Nettelbeck nach einer ruhigen Fahrt von zwölf bis vierzehn Stunden glücklich bei seinem Schiffe an. Die andern Schiffer waren bereits vor ihm angelangt und sehr um ihn besorgt gewesen.

Man lud in den verschiedenen Häfen das Salz ein, und am zwei und zwanzigsten Juni trat Nettelbeck die Fahrt nach Königsberg an. Bereits am zweiten Tag der Reise überfiel ihn ein starker Sturm und zertrümmerte das Steuerruder. Bald darauf brach ein Windstoß auch den großen Mast 8 — 10 Fuß über dem Verdecke ab und stürzte ihn mit allem Segelwerk ins Meer. Dadurch war die Leitung des schwer beladenen Schiffes unmöglich gemacht, und dieses trieb als ein Spiel der Wellen im Meer umher. Nettelbeck wußte lange nicht, wo er war; zwei Schiffe, welche ihm begegneten, konnten wegen des starken Windes ihm nicht nahe genug kommen, um ihm Hülfe zu leisten, und so wurde er bis zum dreizehnten August umhergeworfen. An diesem Tage erblickte er die norwegische Küste und trieb gegen das mit zahllosen Klippen umgebene Land. In der Unmöglichkeit, das unlenksame Schiff durch dieselben glücklich hindurchzuführen, hielt er seinen Untergang für gewiß und erwartete jeden Augenblick, an einer Klippe zertrümmert zu werden. Aber der Himmel hatte es anders beschlossen. Das Schiff trieb, wie von unsichtbaren Händen gelenkt, mitten zwischen die grausigen, steilen Klippenwände hindurch in

eine Bucht, wo man Ankergrund und stilles Wasser fand. Da in dem nahe liegenden Orte keine Maste, Taue, Ruder, und was man sonst zur Ausbesserung des Schiffes braucht, zu finden waren, so nahm Nettelbeck Fahrzeuge und Leute an, welche sein Schiff die Klippen entlang in den Hafen von Fahresund bugsirten *). Hier kam er am neunzehnten August an und ließ das Schiff ausbessern, wofür er nicht weniger als 4400 Thlr. zu zahlen hatte. Dann ging er wieder unter Segel und gelangte glücklich nach Königsberg.

Jetzt fing für Nettelbeck eine sehr traurige Zeit an. Er hatte Schiff und Ladung bei einem Amsterdamer Handelshause gegen Seeschaden versichert und forderte nun von demselben sowohl jene 4400 Thlr., als auch eine Entschädigungs-Summe für zehn bis zwölf Lasten Salz, welche auf seiner unglücklichen Fahrt durch eindringendes Wasser geschmolzen waren. Das Handelshaus jedoch bestritt unter allerlei Vorwänden die Rechtmäßigkeit seiner Forderung und verweigerte die Auszahlung des Geldes. Es entspann sich ein kostspieliger Proceß, welcher von Tag zu Tag verwickelter wurde. Nettelbeck hatte die zuvor erwähnten 4400 Thlr. von einem andern Handelshause geliehen, hatte seit dem noch mehr Geld aufnehmen müssen und wurde jetzt von seinen Gläubigern so sehr gedrängt, daß er sein Schiff und alle seine übrigen Güter verkaufen mußte. Als Setzschiffer **) fuhr er hierauf drei Jahre lang zwischen Königsberg, Pillau und Elbing hin und her und erwarb sich auf kümmerliche Weise sein Brod. Endlich kam die freudige Nachricht aus Amsterdam, daß er den Proceß gewonnen habe; aber leider! konnte er sich dieser Botschaft nicht erfreuen, da ihm zugleich gemeldet wurde, daß das Handelshaus, gegen gegen welches der Proceß geführt worden war, fallirt habe ***) und zur Befriedigung seiner Forderung kein Geld mehr übrig sei. So war Nettelbeck ganz verarmt, und der mit so zuversichtlicher Hoffnung, sein Vermögen dadurch schnell und bedeutend zu vermehren, unternommene Ankauf eines großen Schiffes hatte gerade

*) Bugsiren oder treidlen heißt: ein Schiff durch ein anderes fortziehen.

**) So nennt man denjenigen Schiffer, der ein ihm nicht angehöriges Schiff führt.

***) Zahlungsunfähig geworden sei.

den entgegengesetzten Erfolg gehabt: Nettelbeck mußte von vornen anfangen und zu seinem äußeren Glücke wieder den Grundstein legen!

Da ereignete es sich im Jahr 1769, daß der preußische Finanzrath Delatre seinem Könige den Vorschlag machte, von dem Überfluß des schönsten Schiffsbauholzes in den Stettiner Forsten für königliche Rechnung eine Anzahl Fregatten zu erbauen und an auswärtige Mächte zu verkaufen. König Friedrich II. ging diesen Vorschlag ein, und bald lag ein Schiff von vierzig Kanonen bei Stettin ausgerüstet da. Nettelbeck, welcher der Regierung als ein zur Führung dieses Schiffes vorzugsweise tauglicher Mann empfohlen worden war, wurde 1770 als königlich preußischer Schiffscapitain angestellt und angewiesen, jenes Schiff mit einer Ladung Balken nach Lissabon zu führen und dort zu verkaufen. Er bestieg das Schiff und fuhr nach Swinemünde, um die Balken einzunehmen. Hier aber gerieth er mit dem Admiral, unter welchem er diente, in Streit. Dieser Mann nämlich, der dem erfahrenen Nettelbeck in der Seefahrtskunde weit nachstand, gab ihm bei der Landung einen verkehrten Befehl, und Nettelbeck, der wohl das Recht hatte Vorstellungen dagegen zu machen, vergaß statt dessen alle Gesetze des Gehorsams und der Unterordnung und führte den Streit sogar bis zum Zweikampf. Bei dieser Gelegenheit bewährte er seine trotz allem Eigensinn unzerstörbare Herzensgüte auf eine sehr schöne Weise. Er brachte nämlich dem Admiral, der wohl schön, aber nicht gut fechten konnte, zwei Hiebe bei, und als dieser hierauf seinen Degen fallen ließ, so schleuderte auch Nettelbeck den seinigen weg, holte sein Schnupftuch hervor und wickelte es säuberlich um die Hauptwunde des Gegners; dann machte er demselben ein Kompliment, so gut er es ohne Tanzmeister gelernt hatte, ließ ihn stehen und fuhr nach dem Schiffe zurück. Mit dieser Gutmüthigkeit war aber die Sache nicht abgethan; denn zwei Tage nach dem Zweikampfe erhielt Nettelbeck seinen Abschied.

Von neuem der Aussicht auf eine gesicherte Lage beraubt, reiste Nettelbeck zu Frau und Kindern nach Königsberg zurück. Unterwegs kehrte er in Colberg bei seinen Eltern ein, und als er einige Tage bei ihnen verweilt hatte, faßte er theils auf ihr Bitten, theils aus alter Anhänglichkeit an seine Vaterstadt den Entschluß, sich in Colberg häuslich niederzulassen. Anstatt also seine Reise fortzu-

setzen, ließ er seine Familie nach Colberg kommen und schlug hier seinen Wohnsitz auf. Der Seehandel hatte in Colberg nicht viel zu bedeuten, und es war daher auch wenig Hoffnung für Nettelbeck, daß er hier bald ein ordentliches Schiff unter die Füße würde bekommen können. Zwar wurden ihm mehrmals kleine Jachten *) zur Führung angeboten, um mit ihnen die Ostsee zu befahren; allein diese Art von Schifferei schien ihm zu beschränkt und kümmerlich, als daß er sich auf jene Anerbietung hätte einlassen mögen. Lieber errichtete er eine kleine See-Schule, in welcher er manchen Schüler zu einem tüchtigen Schiffer bildete. Daß jedoch auch diese Beschäftigung nur ein Nothwerk für Nettelbeck blieb und ihm auf die Länge nicht genügen konnte, wird man bei seinem Wesen natürlich finden. Er gab dieselbe wirklich bald auf und ging nach Holland, um daselbst eine Anstellung auf einem nach Guinea fahrenden Schiffe zu suchen; denn da ihm bei seinem ersten Ausflug die Art des Handelsverkehrs auf jener Küste bekannt geworden war, und er sich der damals erlernten Sprache dieses Landes noch immer mächtig fühlte, so hatte er für jene Fahrten große Vorzüge vor Andern und konnte mit einiger Zuversicht die Verwirklichung seines Wunsches hoffen. Außerdem gab ihm das Bewußtsein, daß er es in der Schiffahrtskunde mit den meisten Schiffern aufnehmen könnte, und daß ihm Herz und Verstand am rechten Flecke säßen, Vertrauen in den gefaßten Entschluß. Er fand zwar zu Amsterdam Anfangs keine Anstellung, erhielt aber alsbald auf die Empfehlung einiger Freunde und Bekannten von Rotterdam aus die Einladung, auf einem ganz neuen Schiffe die Fahrt nach der Guinea-Küste als Ober-Steuermann anzutreten.

Im November 1771 ging Nettelbeck unter Segel. Das Schiff enthielt eine Mannschaft von nicht weniger als einhundert und sechs Köpfen und war mit vierundzwanzig Sechspfündern bewaffnet, weil Holland damals mit dem Kaiser des Raubstaates Marocco in Mißhelligkeiten gerathen war und deßwegen alle holländischen Schiffe sich gegen einen etwaigen Anfall der Maroccanischen Seeräuber gehörig vorsehen mußten. Aus diesem Grunde versäumte Nettelbeck's Capitain nicht, sobald er in den Ocean gekommen war, sein Schiffsvolk täglich in Allem, was zum Seekampf gehörte, zu üben. Auch

*) Eine besondere Art kleiner Schiffe mit Verdeck.

wurde, so oft man ein Segel in der Ferne erblickte, jedes Mal Allarm geschlagen und Alles auf dem Schiffe zum Gefechte bereit gemacht, theils aus Vorsicht, theils um die Mannschaft rege zu erhalten. Dies geschah denn auch, als sie in der Mitte December's etwa neunzig Meilen von der portugiesischen Küste entfernt ein Schiff erblickten, welches ihnen, da sie den Kopf immer voll von Seeräubern hatten, verdächtig schien. Wie erstaunten sie aber, als sie dem Schiffe näher kamen und sahen, daß dasselbe keinen geraden Lauf hielt, sondern bald nördlich, bald östlich ging! Sie vermutheten, daß die Mannschaft desselben irgend eine List im Schilde führe, und richteten, um ihre Bravour zu zeigen, ihren Lauf gerade gegen den Unbekannten. Als sie ihm noch näher gekommen waren, forderten sie durch einen blinden Schuß ihn auf, seine Flagge zu zeigen*); diese kam aber, obgleich sie den Schuß noch zweimal wiederholten, nicht zum Vorschein. Unterdessen war das Schiff ihnen auf Schußweite nahe gekommen, und sie bedachten sich nun nicht länger, ihm auf gut Glück eine Kugel zuzuschicken. Diese fiel dicht vor ihm nieder, aber noch immer zeigte sich keine Flagge. „Er soll und muß es!" rief jetzt der Capitain; „Konstabler**), schießt ihm eine Kugel in den Rumpf, und seht wohl zu, daß Ihr trefft!" — Gesagt, gethan! Die Kugel fuhr gerade in den Bug***), so daß die Holzsplitter umherflogen. Dessen ungeachtet keine Flagge! Das ging über allen Begriff der Leute auf Nettelbeck's Schiff. Sie steuerten dem fremden Schiffe noch näher und riefen ihm mit dem Sprachrohr ein dreimaliges Holla! zu. Keine Antwort! Ebenso wenig sah man eine Menschenseele auf dem Schiffe; nur ein großer schwarzer Hund richtete sich über die Einfassung des Verdecks empor und bellte. Das Schiff lag nun wie ein schweres Räthsel, mit dessen Lösung sich Nettelbeck und seine Begleiter ebenso eifrig als fruchtlos beschäftigten, vor ihren Augen. Sie fuhren noch näher an dasselbe und ließen von neuem und zu wiederholten Malen ihr Holla! ertönen; aber sie erhielten weder eine Antwort, noch sahen und hörten sie außer dem Hund

*) Dies geschieht besonders bei verdächtigen Schiffen, von denen man wissen will, welcher Nation sie angehören.

**) Konstabler heißen die Schiffs-Kanoniere.

***) Das Vordertheil des Schiffes.

ein lebendiges Wesen. Jetzt nahmen sie es für gewiß, daß das Schiff von Menschen verlassen sei, und diese Überzeugung weckte in Nettelbeck und Andern die Lust, in der Schaluppe an das Schiff anzufahren und die wunderbare Erscheinung zu untersuchen. Nettelbeck bat den Capitain, ihm die Erlaubniß dazu zu geben; dieser schlug es aber rund ab, weil der Wind stark blies, die See hoch ging und deßwegen eine Fahrt mit der Schaluppe zu gefährlich schien. Nettelbeck ließ indessen nicht nach zu bitten und setzte dem Capitain auseinander, daß die Fahrt so gefährlich nicht sei. „Nettelbeck!“ entgegnete dieser, „es wird Keiner sie mit Euch wagen wollen!“ — „Das käme noch drauf an!“ erwiderte Nettelbeck und rief, zur Mannschaft gewendet: „Kameraden, wer von Euch hat den Muth, mit mir in unserer Schaluppe nach jenem Schiffe hinüber zu fahren?“ — „Ich, ich, ich!“ ertönte es von allen Seiten. „Und was sagt Ihr nun, Capitain?“ redete Nettelbeck seinen Befehlshaber an. „Fahrt meinetwegen, wenn Ihr Lust habt zu ersaufen!“ gab ihm derselbe verdrießlich zur Antwort.

Nettelbeck ließ sich das nicht zweimal sagen. Die Schaluppe wurde schnell über Bord gesetzt, er sprang hinein, und Alles drängte sich herbei und wollte ihn begleiten. Nettelbeck ließ zwölf Mann, welche er als tüchtige Bursche kannte und namentlich aufrief, einsteigen und wies die Übrigen zurück. Auch Waffen mitzunehmen vergaß er nicht. Leichter und glücklicher, als er gedacht hatte, legte er sich dem fremden Schiffe an Bord, ließ einen Mann in der Schaluppe zurück und stieg mit den Übrigen gehörig bewaffnet auf das Schiff. Auf dem Verdeck fanden sie kein lebendiges Wesen außer dem Hunde, der ihnen freundlich zuwedelte, und einigen Hühnern und Enten, welche in einem Behälter eingesperrt waren und noch Gerste und frisches Wasser im Troge hatten. Die Schaluppe und ein Boot standen auf dem Verdecke und gehörig befestigt, so daß man nicht etwa annehmen konnte, die Mannschaft habe sich auf der hohen See irgend einer Gefahr wegen von dem Schiffe entfernt. Nettelbeck ging auf dem Verdeck nach allen Seiten umher, besah sich das Schiff oben und unten und nahm endlich wahr, daß die Thür der Kajüte zerhauen war; sogar ein Beil, mit welchem dies geschehen sein mochte, lag an der Thür. Aus diesem Umstand vermuthete er, daß die Mannschaft des Schiffes den Capitain ermordet habe und sich im untern Raume versteckt

halte. Er befahl deßwegen seinen Leuten, dicht geschlossen und mit gespanntem Hahne ihm zu folgen. So gerüstet stiegen sie zur Kajüte hinab und waren nicht wenig erstaunt, als sie beim Eintritt in dieselbe Alles in der besten Ordnung fanden. Eine Schieblade des Tisches enthielt Messer, Gabeln u. dgl., die Kiste einer Seitenbank fand man mit Weinflaschen angefüllt; in einer andern Schieblade fand sich ein starker Pack Briefe, deren Aufschriften sämmtlich nach Martinique, Guadeloupe und andern französischen Inseln lauteten. Nachdem die Untersuchung der Kajüte beendigt war, ließ sich Nettelbeck an einer offen stehenden Luke in den unteren Schiffsraum hinab und gerieth zuerst auf einen Haufen Steinkohlen. Von diesen im Dunkeln weiter umherkriechend und tappend, entdeckte er Fässer und Ballen, die ihn auf eine gemischte Ladung schließen ließen. Bei dieser irren Beschäftigung stieg plötzlich der Gedanke, daß in dem Raume auch wohl Menschen stecken und ihn überrumpeln könnten, in seiner Seele auf und ängstigte ihn dergestalt, daß er bei jedem weiteren Tritte von einer grimmigen Faust angepackt zu werden vermeinte. Vergebens sträubte sich sein Muth und suchte diesen feigen Gedanken abzuschütteln; es ergriff ihn ein starkes Zittern, und er entledigte sich der Furcht nicht eher, als bis ihn seine Begleiter wieder durch die Luke empor gezogen hatten.

Unterdessen hatte sich ein heftiger Wirbelwind erhoben; der Capitain ward dadurch genöthigt, die Segel eiligst einzuziehen, und rief den Zwölfen den Befehl hinüber, auf das schleunigste zu ihm zurückzukehren. Nettelbeck gehorchte und stattete, als er wieder zu dem Capitain gekommen war, Bericht über das Gesehene ab. Man überlegte darauf in gemeinsamer Berathung, was zu thun sei, und beschloß, daß Nettelbeck mit elf Mann von dem Schiffsvolk das herrenlose Schiff besteigen und nach Holland führen sollte, um daselbst Erkundigung einzuziehen, wie es sich mit demselben verhalte. Jene elf Mann bestiegen einstweilen das Schiff mit dem Befehl, dasselbe so nahe als möglich bei dem andern zu halten, bis am nächsten Morgen Nettelbeck, der noch die Ausfertigung des Zeugnisses über den ganzen Hergang der Auffindung und Besitznahme des Schiffes abwartete, zu ihnen käme, um die Führung zu übernehmen. Die Elfe verloren jedoch in der Nacht das andere Schiff aus den Augen und fuhren, da sie es nicht wieder finden

konnten, ohne Nettelbeck nach Rotterdam, wo sie der Behörde den Vorfall anzeigten. Diese fand bei einer sorgfältigen Untersuchung des Schiffes, daß mit einem noch vorhandenen Bohrer in den hintern Theil des untern Raums zwei Löcher gebohrt worden waren, daß jedoch die nachlässig gemachte Öffnung, nachdem nur wenig Wasser eingedrungen war, sich wieder verstopft hatte. Außerdem fand man eine lange Lunte, welche zu einem Pulverfasse geleitet war, und deren anderes Ende gebrannt hatte, aber von dem durch jene Öffnung eingedrungenen Wasser wieder ausgelöscht worden war. Aus diesen Umständen ging klar hervor, daß das Schiff von seiner Mannschaft in der Absicht, es dem Untergang preiszugeben, verlassen worden war. Da sich nun aus den auf dem Schiffe vorgefundenen Papieren ergab, daß dasselbe von Havre de Grace ausgelaufen sei, so meldete die holländische Behörde die Sache dem dortigen Handelsstand. Hier war bereits von dem Capitain des Schiffes aus Lissabon die briefliche Anzeige eingelaufen, daß sein Schiff auf der See leck geworden sei *), daß aber glücklicher Weise vor dem Untersinken desselben ein schwedisches Schiff in seine Nähe gekommen, ihn mit seinen Leuten aufgenommen und bei Lissabon ans Land gesetzt habe. Dieser Brief, mit der Anzeige der holländischen Behörde verglichen, ließ es keinen Augenblick zweifelhaft, daß der Capitain ein arger Betrüger war; und wirklich stellte sich auch bei einer sogleich eingeleiteten gerichtlichen Untersuchung heraus, daß derselbe das Schiff zugleich in drei Städten für große Summen hatte versichern lassen und, um dieses den Werth seines Schiffes dreifach übersteigende Geld zu erhalten, nach genommener Verabredung mit seinen Leuten das Schiff auf die angegebene Weise zu vernichten gesucht hatte. Diejenigen Theilnehmer der That, welche man ergreifen konnte, wurden zur Bestrafung festgenommen, Schiff und Ladung aber von der holländischen Behörde für 99,000 fl. verkauft. Von dieser Summe erhielten nach dem holländischen Seerecht die französischen Eigenthümer des Schiffes zwei Drittel und die Mannschaft des Nettelbeck'schen Schiffes, als die Auffinder desselben, das andere Drittel.

---

*) D. h. eine Öffnung unter dem Wasser erhalten habe, durch welche dieses so stark eingedrungen sei, daß das Schiff nicht vor dem Untersinken zu bewahren gewesen wäre.

Dieſes Alles ereignete ſich natürlich erſt ſpäter, und Nettelbeck und ſeine Leute erhielten die Nachricht davon und das Geld erſt nach ihrer Rückkehr von Guinea. Hier waren ſie am 4. Januar 1772 beim Cap Meſurado angekommen. Der Zweck ihrer Fahrt war die Vertauſchung verſchiedener Waaren gegen Sklaven, Goldſtaub und Elephanten-Zähne, um dieſe nach Surinam zu bringen und dort zu verkaufen; denn damals hatten die europäiſchen Seemächte ſich noch nicht zu dem ſchönen Grundſatze der Unterdrükkung des Sklavenhandels vereinigt, ſondern die Schiffer aller Seeſtaaten trieben denſelben mit obrigkeitlicher Erlaubniß.

Der Handel mit den Bewohnern der Guinea-Küſte wurde in der Art betrieben, daß man das Elfenbein, die Sklaven und den Goldſtaub gegen gewiſſe Waaren, die den Negern ein Bedürfniß geworden ſind, eintauſchte. Dieſe Waaren ſind Schießgewehre aller Art, Pulver, Taback, irdene Pfeifen, Branntwein, Kattune, leinene und ſeidene Tücher, kleine Spiegel, Meſſer, Nähnadeln, Feuerſteine, Fiſchangeln und andere kurzen Waaren. Die Neger, an dieſe Bedürfniſſe nach und nach ſo gewöhnt, daß ſie dieſelben nicht mehr entbehren konnten, ſuchten auf alle Weiſe jene drei Tauſchmittel zu erlangen. Von dem erſten derſelben hat ein Theil der Küſte den Namen Zahn-Küſte erhalten. Die Eingebornen erlangen dasſelbe dadurch, daß ſie in Parthieen von dreißig und mehr Mann, mit zweiſchneidigen, an langen Stangen befeſtigten Säbelklingen bewaffnet, ſich in die Wälder begeben, einen Elephanten aufſpüren und ihm entweder den Rüſſel, der ſein hauptſächlichſtes Vertheidigungsmittel iſt, abhauen, oder ihn durch Zerſchneidung der Fuß-Sehnen zum Fallen bringen. Hierauf tödten ſie ihn vollends, hauen ihm die Zähne aus und laſſen den Rumpf wilden Thieren zur Beute liegen. Der Goldſtaub wird wieder an einem beſonderen Theile der Küſte, der den Namen der Gold-Küſte hat, gewonnen. Sowohl der Seeſand als der weiter landeinwärts befindliche Kiesſand dieſer Gegend enthalten Goldkörner, die in der Regel ſehr klein ſind, oft aber auch eine ziemliche Größe haben. Die Neger füllen, um ſie auszuſcheiden, eine tiefe Schüſſel mit goldhaltigem Sande, halten dieſe ins bewegte Waſſer und drehen ſie ſo, daß das darüber hinfließende Waſſer den leichteren Sand über den Rand mit fortſchwemmt, das ſchwerere Gold aber ſich auf den Boden der Schüſſel ſenkt. Dies wird ſo lange wiederholt, bis der

Sand gänzlich verschwunden und nur noch das reine Staubgold übrig ist.

Die Sklaven waren zu jener Zeit der Haupt-Handelsgegenstand der Guinea-Küste, und das Land befand sich deßwegen in der gräulichsten Lage. Die einzelnen Stämme suchten im Kriege mit einander so viele Gefangene als möglich zu machen, oder sie fingen selbst, blos um viele Leute gefangen zu nehmen, Krieg an. Ja, es geschah sogar oft, daß in Ermangelung der Kriegsbeute die Häuptlinge einzelner Stämme einen Theil ihrer Unterthanen verkauften, oder, was das Grausenhafteste ist, daß der Vater sein Kind, der Mann sein Weib, der Bruder den Bruder zum Sklavenhändler führte. Daß bei solchen Umständen sowohl die Kriege mit der größten Wuth geführt wurden, als auch Grausamkeiten und Unmenschlichkeiten überhaupt bei jenen Völkern in einem schrecklichen Grade überhand nahmen, begreift man leicht; daß aber auf die Europäer, welche durch ihre eifrige Nachfrage nach Sklaven die Veranlassung dazu gaben, die Hauptschuld dieser Schrecklichkeiten zurückfällt, wird Niemand leugnen.

Um die erwähnten Gegenstände einzukaufen, pflegten die Schiffe der Europäer eine Zeitlang an der Guinea-Küste so zu kreuzen, daß sie sich etwa eine halbe Meile vom Ufer entfernt hielten. Wurde ein solches Schiff von Negern erblickt, so zeigten sie, im Fall sie einen jener Handelsgegenstände besaßen, dies durch Rauch an; das Schiff warf dann den Anker aus, und die Neger fuhren in Kanot's zu demselben und ließen sich die Tauschwaaren zeigen. Am nächsten Morgen brachten sie die verkäuflichen Sklaven, den Goldstaub und das Elfenbein auf das Schiff. Diese Waaren wurden hierauf genau geprüft und abgeschätzt *), und die Neger suchten sich dagegen die verhältnißmäßige Anzahl der oben angegebenen Waaren aus, wobei die Europäer kein Bedenken trugen, sie durch gespendeten Branntwein zu benebeln und dann zu übervortheilen. Während des Handelns saßen die armen Sklaven in großer Angst auf dem Verdeck; denn die meisten von ihnen hatten früher eben

*) Einen gesunden Sklaven im kräftigen Mannesalter schätzte man zu Nettelbeck's Zeit gewöhnlich 100 fl., sowie einen Burschen von zehn bis zwölf Jahren 60 bis 70 fl. werth. Die Sklavenhändler erhielten dagegen in Amerika für einen Sklaven im Durchschnitt 400 bis 450 fl., und der Gewinn war also bedeutend.

so wenig das Weltmeer als weiße Menschen gesehen und waren des Glaubens, daß diese Menschenfresser wären und sie nur ihres Fleisches wegen kauften. Hatten sich nach Beendigung des Handels die Verkäufer entfernt, so wurde den Sklaven ein Brechmittel eingegeben, damit die seither ausgestandene Angst nicht nachtheilig auf ihre Gesundheit zurückwirke. Begreiflicher Weise mußte die Wirkung dieses Heilmittels die Elenden in ihrer Meinung von dem ihnen bevorstehenden Loose bestärken. Hierauf legte man den männlichen Sklaven Ketten an Hände und Füße, koppelte sie überdies gewöhnlich paarweise zusammen und führte dann Alle in zwei verschlossene, enge Behälter, von denen das eine für die Weiber und Kinder, das andere für die Männer bestimmt war. Zwei Kanonen, welche in der Nähe dieser Behältnisse standen, wurden gleich anfangs mit Kugeln und Kartätschen geladen und vor den Augen der Sklaven auf einige nahen Gegenstände abgeschossen, um ihnen die furchtbare Wirkung derselben begreiflich zu machen und anzuzeigen, daß die Kanonen bei der mindesten unruhigen Bewegung gegen sie selbst gebraucht werden würden. Doch wurden nach der Abführung der Sklaven in ihre Behältnisse die Kanonen nicht mit Kugeln, sondern mit Grütze geladen, damit im Fall einer Empörung die Unglücklichen wohl Schrecken und Schmerz, aber nicht den Tod erlitten; denn — das für sie ausgegebene Geld wäre ja durch ihren Tod verloren gegangen!

Morgens um zehn Uhr wurden die Sklaven in Abtheilungen von je zehn Menschen um einen Eimer voll Gerstengraupen gesetzt, und Jeder nahm dann nach dem Commando sich eine Handvoll aus dem Eimer, während Leute mit Peitschen in der Nähe standen und Jeden, der seine Gier nicht mäßigen konnte, bestraften. Nach geendigter Mahlzeit wurde in den Eimer Seewasser geschüttet, und die Sklaven mußten sich mit demselben waschen. Dann gingen sie paarweise zu einer Süßwasser-Tonne, aus welcher ein Matrose Jedem etwas Wasser reichte, um seinen Durst zu stillen. Hierauf mußten sie sich reihenweise auf dem Verdecke niederkauern, und, während unaufhörlich Seewasser über sie gegossen wurde, das Verdeck mit Ziegelsteinen reiben und reinigen. Diese etwas anstrengende Beschäftigung währte gegen zwei Stunden und hatte bloß den Zweck, die Sklaven durch körperliche Bewegung gesund zu erhalten. Danach wurden sie in einen dichten Haufen

zusammengedrängt und mit Seewasser übergossen, um sie zu erfrischen und abzukühlen. Das scharf gesalzene Seewasser greift aber die menschliche Haut zu stark an, und die Sklaven mußten sich deßwegen unmittelbar nachher mit einer Mischung von süßem Wasser, Branntwein, Zitronen-Saft und Palm-Öl den ganzen Leib waschen und einreiben. War dies geschehen, so suchten einige besonders lustige und pfiffige Matrosen, die dazu angewiesen waren, durch Possenreißen, Aufführung von Spielen und Austheilung von Bändern, bunten Lappen, Korallen u. dgl. m. die Sklaven aufzuheitern, damit sie nicht im Gefühl ihres traurigen Looses der Schwermuth Raum gäben und krank würden. Um drei Uhr Nachmittags wurde die zweite Mahlzeit gehalten, welche aus gekochten Saubohnen bestand. Hatten sie nach Beendigung derselben sich wieder auf die angegebene Weise gewaschen, so wurden sie durch die Trommel zum Springen und Tanzen angeregt. Diesem Vergnügen hingen sie bis gegen Sonnen-Untergang nach, wo sie in ihre Räume zurückgebracht wurden. Hier lagen die Unglücklichen in der Regel wie Häringe zusammengeschichtet und wären gewiß vor Hitze erstickt, wenn nicht vergitterte Öffnungen frische Luft zur Abkühlung zugelassen hätten. Um die bei der Enge des Raums leicht entstehende Unordnung und Zänkerei zu verhüten, hatte die wachthabende Mannschaft die Peitsche in beständiger Bereitschaft. In diesem Zustande wurden früher unzählige Schaaren von Negern aus ihrem Vaterlande nach Amerika gebracht, um hier mit schwerer Anstrengung und unter dem Druck der glühenden Sonnenhitze die Felder zu bebauen. Wir müssen die Menschheit glücklich preisen, daß diese gefühllose Barbarei jetzt größtentheils aufgehört hat, indem die Seestaaten des christlichen Europa's den Sklavenhandel verboten und auch die Bewohner der verschiedenen Länder Amerika's ihn zu unterdrücken angefangen haben.

Um nun von diesem traurigen Gegenstande zu Nettelbeck zurückzukehren, so machte er während seines Verweilens an der Küste von Guinea als Befehlshaber einer kleinen Mannschaft mehre Bootsfahrten längs derselben. Die Handelsschiffe pflegten nämlich an irgend einem Punkte dieser Gegend Anker zu werfen und einige Boote mit zehn bis zwölf Mann in verschiedenen Richtungen abzuschicken, um ihre Einkäufe schneller zu betreiben. So oft ein solches Boot genug Waaren eingetauscht hatte, kehrte es zu seinem

Schiffe zurück, um die Ladung abzugeben und von neuem auszulaufen. Von dem, was Nettelbeck bei diesen Fahrten sah und erlebte, wollen wir nur Einiges anführen.

Die Mannschaft der Boote durfte wegen des zwischen den Europäern und den Eingeborenen bestehenden Mißtrauens*) und wegen der Raubsucht der Letzteren es nie wagen, ans Land zu steigen oder in eine Flußmündung zu fahren; ja, man durfte sogar an der Stelle, an welcher man am Tage Anker geworfen hatte, die Nacht über nicht liegen bleiben, weil die Neger sich gern in großer Schaar zusammenthaten und das Boot zu überrumpeln suchten, um es nach der Niedermetzelung seiner Mannschaft zu plündern. Nettelbeck traf auf seinen Bootsfahrten zwei Schiffe an, deren Mannschaft von den Negern in dieser Absicht ermordet worden war. Er selbst wagte sich einmal, um einen Handel abzuschließen, mit seinem Boote in die Mündung eines Flusses hinein und wurde von einer Schaar Neger so plötzlich mit Kugeln und Pfeilen überschüttet, daß er nur mit genauer Noth dem Tode entrann.

Unter diesen Umständen pflegte man das nöthige Trinkwasser nicht selbst auf dem Lande zu holen, sondern man ließ es sich gegen Bezahlung von den Negern ins Boot bringen. Man gab nämlich den Negern durch ein Zeichen zu verstehen, daß man Wasser haben wolle, und warf die leeren Wassertonnen über Bord. Jene schwammen herzu, brachten die Tonnen ans Land, füllten sie mit Wasser und trieben sie wieder schwimmend zum Boot. Die Geschicklichkeit im Schwimmen, sowie die ungeheure Körperkraft der Neger zeigten sich bei dieser und ähnlichen Gelegenheiten auf eine Staunen erregende Weise. Nettelbeck theilt folgende merkwürdige Beweise dieser die Neger auszeichnenden Eigenschaften mit. Er machte einmal mit einigen Negern den Vertrag, daß sie ihm gegen Lohn eine Masse Steine, die er als Ballast gebrauchen wollte, in sein Boot brächten. Die Neger zogen zu diesem Zweck mehrmals ein

*) Es ist früher öfters geschehen, daß schlechte Menschen in England und andern Ländern sich ein Schiff anschafften, mit diesem nach Guinea fuhren, hier eine Anzahl Eingeborener zum Einkauf von Waaren an Bord lockten, sie dann in Ketten legten, nach Amerika brachten und verkauften. Diese und ähnliche Vorfälle brachten bei den Negern Mißtrauen und Rachsucht gegen die Europäer hervor.

Kanot auf das Ufer, beluden es mit Steinen, schoben es dann wieder ins Meer, und einer von ihnen leitete es schwimmend ans Boot. Als nun einmal eine starke Woge auf das Kanot stürzte und es versenkte, sprangen alle Neger sogleich ins Wasser, tauchten, nachdem sie den schwimmenden Führer des Kanot's im Wasser tüchtig abgeprügelt hatten, in einer Tiefe von wenigstens zwölf bis vierzehn Fuß unter und kamen alsbald, Jeder mit einem Steine von beinahe Centners-Schwere auf der Schulter, wieder empor, ja, was noch mehr ist, sie schwammen mit dieser Last, die sie mit der einen Hand im Gleichgewichte hielten, noch vierzig bis fünfzig Klafter*) weit zum Boot. — Manchmal machte sich ein Matrose den Spaß, im Angesichte von Negern eine thönerne Tabackspfeife ins Meer zu werfen; alsbald stürzten sich Alle ins Wasser und tauchten unter, und obgleich das Meer an solchen Stellen eine Tiefe von fünfundzwanzig bis fünfunddreißig Klaftern hatte, so brachte doch jedes Mal einer von ihnen die Pfeife unbeschädigt zum Vorschein. — Neger-Kinder von vier bis fünf Jahren tummeln sich schon schwimmend im Wasser umher, und einmal sah sogar Nettelbeck zu, wie ein Neger ein solches vierjähriges Bürschchen bei beiden Beinen ergriff und weit in die See hinausschleuderte. Das Kind kam sogleich wieder ans Land geschwommen und zeigte durch die Heiterkeit seiner Miene, wie wenig es sich aus der Sache gemacht hatte.

Eines Morgens lag Nettelbeck lange Zeit mit seinem Boote vor Anker, ohne daß sich ein Neger am Ufer sehen ließ. Das Warten verdroß die Mannschaft, und einer der Matrosen erklärte sich bereit, ans Land zu schwimmen und die Neger aus ihren Hütten herbei zu rufen. Nettelbeck hatte sowohl andere Gründe dem Matrosen die Erlaubniß dazu zu verweigern, als auch bestimmte ihn namentlich die Furcht, daß derselbe eine Beute der in jener Meergegend zahlreichen Haifische werden könnte. Indessen erschienen die Neger auch nach längerem Warten nicht, und der Matrose bat zu wiederholten Malen um die Erlaubniß, das, wie er meinte, ganz gefahrlose Abenteuer zu bestehen. Nettelbeck wies sein Gesuch immer wieder zurück; als aber der Mensch nicht aufhörte zu bitten, ließ sich Nettelbeck endlich übertölpeln und gab, mehr durch

*) Ein Klafter ist eine Strecke von sechs Fuß.

das unablässige Bitten ermüdet, als das Wagstück billigend, seine Einwilligung. Sogleich warf der Matrose sich frohes Muthes ins Wasser und schwamm nach dem Lande hin. Allein kaum hatte er sich zwei Klafter weit von dem Boote entfernt, als auch schon ein Haifisch ihn umkreisete und alsbald vor den Augen Nettelbeck's und seiner Leute verschlang. Daß Nettelbeck bei seiner Rückkehr zum Schiffe von dem Capitain einen tüchtigen, aber auch wohlverdienten Verweis erhielt, kann man sich vorstellen: er hatte dieses Unglück zwar nicht durch absichtlichen Willen, wohl aber durch die unverantwortliche Schwäche, mit welcher er sich gegen seine Ueberzeugung durch Bitten bestimmen ließ, verschuldet. — Merkwürdig ist es, daß der Haifisch nie die schwimmenden Neger anfällt, weßwegen denn auch diese sich nicht im mindesten vor ihm fürchten; der Grund davon mag wohl in der schwarzen Farbe der Neger liegen. Übrigens umschwärmen diese manchmal über zwölf Fuß langen Thiere die Schiffe oft in ganzen Heerden, besonders wenn bei einer längeren Fahrt die äußere Verkleidung der Schiffe sich nach und nach mit Muscheln und Seegras überzogen hat. Sie schnappen alles Eßbare, was über Bord geworfen wird, begierig auf, und die Matrosen wissen diese Gefräßigkeit der Thiere gut zu benutzen, um zu ihrer Unterhaltung Jagd auf dieselben zu machen. Sie lassen nämlich einen mit Speck oder dgl. versehenen Haken an einem starken Seil ins Wasser; der Haifisch beißt, sobald er den Köder erblickt, heißhungrig ein, wird dann auf das Schiff gezogen und getödtet.

Auf seiner letzten Bootsfahrt kam Nettelbeck in die Nähe eines kleinen englischen Schiffes, welches zwanzig bis dreißig Neger in Besitz genommen hatten und plünderten. Diese legten, sobald sie das Boot gewahr wurden, ihre Gewehre auf dasselbe an und befahlen seiner Mannschaft sogleich wieder zurückzusegeln. Nettelbeck fand es anfangs rathsam ihrem Gebote Folge zu leisten. Als er aber eine Strecke Wegs zurückgefahren war, meinte er, es würde ihm doch zur Schande gereichen, wenn er die schwarzen Räuber ihr Wesen so ganz ungestört treiben lasse. Er schlug also seinen Leuten einen Angriff auf dieselben vor. Doch gab er ihnen zugleich zu bedenken, daß die Neger Schießgewehre hätten, und erklärte, daß er alle Verantwortlichkeit für den Schaden, den der Eine oder der Andere dabei erleiden könnte, von sich abweise und

nur nach einem freiwilligen Entschluß Aller den Angriff versuchen wolle. Die Mannschaft beantwortete seine Aufforderung mit einem kaltblütigen „Ja". Nettelbeck lud hierauf die vier kleinen Kanonen, welche er auf seinem Boote hatte, und steuerte gegen das Schiff. In die Nähe desselben gekommen, feuerte er die vier Kanonen zu gleicher Zeit los, und im Nu sah man alle Schwarzen im Wasser schwimmen und eiligst dem Lande zueilen. Nettelbeck sprang darauf in den untern Raum seines Bootes, um Handgewehre zu holen und mit diesen bewaffnet das geplünderte Schiff zu besteigen. Da aber strömte ihm ein mächtiger Wasserstrahl entgegen, der durch ein Loch in das Boot eindrang; denn durch einen merkwürdigen Zufall hatte einer der Neger in demselben Augenblick, als Nettelbeck seine Kanonen losbrannte, ein weitmundiges Schießgewehr abgeschossen und das Boot gerade unter dem Wasser getroffen. Eiligst riß sich Nettelbeck das Hemd vom Leibe und stopfte es in das Loch. Das Wasser war aber zu mächtig, und in Kurzem hatte sich das Boot so angefüllt, daß an eine Fortsetzung des Kampfes nicht zu denken war. Nettelbeck segelte schnell an eine geeignetere Stelle, warf daselbst Anker und pumpte das Wasser heraus. Unglücklicherweise hatte das Wasser einen Theil der Pulverfässer ausgeschwemmt und dadurch alle Zeugwaaren, die zu Tauschmitteln hatten dienen sollen, schwarz gefärbt, so daß dieselben nicht mehr zu gebrauchen waren und nichts Anderes übrig blieb, als zu dem Capitain zurückzukehren und andere Waaren einzunehmen.

Der Capitain war über Nettelbeck auf das höchste ergrimmt und sprach drei Wochen lang kein freundliches Wort zu ihm; Nettelbeck ergriff daher mit Freuden eine sich darbietende Gelegenheit auf einem andern Schiffe Dienste zu nehmen. Ein holländischer Capitain nämlich, welcher mit seinem Sklavenschiff in der Nähe lag, suchte, da seine Steuerleute gestorben waren und er selbst krank danieder lag, einen Steuermann, der an seiner Statt das Schiff nach Amerika führen könnte. Nettelbeck nahm, da ihm sein Capitain den Abschied nicht verweigerte, mit Freuden diesen Posten an und fuhr zu Anfang October's nach der Stadt Paramaribo in Surinam ab, wo er um die Mitte December's ankam.

Hier erlebte Nettelbeck gleich beim Aussteigen eine sehr große Freude, zu deren Darlegung es nöthig ist, Etwas aus seiner

früheren Lebensgeschichte nachzuholen. Im Jahr 1764, als er noch in Königsberg wohnte, sah er eines Tags aus dem Fenster einem ältlichen Mann zu, der Holz spaltete. Er ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein und erfuhr, daß derselbe zu Belgrad gebürtig sei und Kniffel heiße. „Kniffel? Kniffel?“ sagte Nettelbeck nachsinnend, indem ihm Etwas halbdunkel einfiel; „und habt Ihr noch Brüder am Leben?“ — „Ich habe einige gehabt,“ erwiderte der Holzmacher; „sie sind aber gleich mir in die weite Welt gegangen, ihr Glück zu suchen, und ich weiß nicht, wohin sie verschlagen worden sind.“ Nettelbeck ließ sich die Vornamen der Brüder nennen, und nun war er seiner Sache gewiß. Es waren die nämlichen Gebrüder Kniffel, welche Nettelbeck im Jahre 1754 zu Paramaribo kennen gelernt hatte, und die, wie oben berichtet wurde, dort zu einem sehr großen Wohlstand gelangt waren. Ohne dem Manne ein Wort von seiner Entdeckung zu sagen, erkündigte sich Nettelbeck vorerst bei Andern nach seinen Vermögens-Umständen und seinem Betragen, um diesem gemäß das Weitere zu beschließen. Er erfuhr, daß der Mann verheirathat sei und eine Tochter von etwa sechzehn Jahren habe, daß er selbst ein halber Narr wäre, und seine Frau auch eben nicht viele guten Seiten habe, daß aber die Tochter ein gutartiges Mädchen sei, das nur der Bildung entbehre. Nettelbeck kannte die reichen Brüder in Surinam als rechtliche Leute und war überzeugt, daß dieselben, wenn sie die bedrängte Lage ihrer armen Verwandten wüßten, recht gern ihnen aufhelfen würden, zumal da Beide keine Kinder hatten. Er schrieb also geradezu an dieselben und nahm sich einstweilen der armen Leute in der Art an, daß er sie vor drückendem Mangel schützte und das Mädchen in die Schule schickte. Es dauerte nicht lange, so erhielt er von den wackeren Brüdern ein Antwortschreiben, in welchem sie ihm herzlich dankten, daß er einen ihrer heißesten Wünsche erfüllt und ihnen Nachricht von einem Bruder gegeben habe, dessen Schicksal ihnen unbekannt geblieben wäre, und den sie schon für todt gehalten hätten. Zugleich meldeten sie ihm, sie hätten ein Königsberger Handelshaus beauftragt, ihrem Bruder jährlich eine ansehnliche Summe Geldes auszuzahlen, und bäten ihn selbst, ihnen doch behülflich dazu zu sein, daß die Eltern das Mädchen, welches sie an Kindes Statt annehmen wollten, ihnen nach Surinam schickten. Dem braven Nettelbeck selbst über-

sandten die glücklichen Brüder einen reichlichen Ersatz für seine Mühe und Auslage. Jedermann kann sich leicht vorstellen, mit welcher freudigen Überraschung die armen Leute die Nachricht von dem hellen Glücksstern empfingen, der ihnen so unverhofft jenseit des Meeres aufgegangen war. Sie willigten in die Bitte der Brüder, ihnen das Mädchen als Tochter und Erbinn zu übergeben, ein, und dieses kam unter der Obhut eines mit Nettelbeck befreundeten Schiffers nach nicht langer Zeit in Surinam an.

Nettelbeck hatte später schriftliche Danksagungen der Brüder Kniffel erhalten, seit einigen Jahren aber Nichts mehr von ihnen erfahren, und war nun sehr begierig, die durch seine Menschenfreundlichkeit beglückten Leute wiederzusehen. Er befragte sogleich die ersten an Bord gekommenen Personen des Landes und erfuhr, daß die beiden Brüder vor einigen Jahren gestorben wären, daß aber ihre Nichte und Erbinn mit dem Herrn van Roose, einem angesehenen Beamten, verheirathet sei und zu Paramaribo wohne. Nettelbeck ließ, um sich der Frau van Roose auf eine gute Art vorzustellen, einen Negerjungen einen sehr schönen Papagei in die Hand und einen Affen auf den Kopf nehmen, und ging mit ihm in das ihm wohl bekannte Kniffel'sche Haus, welches jetzt die reiche Erbinn bewohnte. Hier ließ er sich vor die Hausfrau führen und fragte sie, ob sie nicht Etwas von seinen mitgebrachten afrikanischen Seltenheiten kaufen wolle. Sie aber, anstatt zu antworten, sah ihm eine Zeitlang scharf ins Auge und rief endlich verwirrt: „Mein Gott! Gesicht und Stimme kommen mir so bekannt vor; es ist unmöglich, daß ich Sie nicht schon irgend einmal gesehen habe." — „Ei freilich wohl", gab Nettelbeck zur Antwort; „den alten Nettelbeck aus Königsberg werden Sie doch so ganz und gar nicht vergessen haben!" Da entfuhr der Frau ein lauter Freudenschrei; sie fiel ihrem Wohlthäter um den Hals, und die hellen Thränen stürzten ihr aus den Augen, bis ihr endlich im Übermaße der Rührung beinahe die Sinne schwanden. Auf das Geschrei der Dienerschaft eilte der erschrockene Hausherr herbei; aber weder die Frau noch Nettelbeck war vor inniger Rührung im Stande, seine Frage, was es gäbe, zu beantworten. Endlich erholte sich die Frau ein wenig und sagte mit bewegter Stimme zu ihrem Gatten: „Sieh, das ist der Mann, von dem ich Dir so oft erzählt habe, — der erste Urheber meines Glückes — der ehrliche Nettelbeck, der sich in

Königsberg meiner annahm! O Gott!“ Mehr konnte sie nicht sagen, weil eine neue Schwäche sie anwandelte. Der Gatte und Nettelbeck führten die erschöpfte Frau zu einem Kanapee, wo ihr heftig bewegtes Herz sich allmählich wieder beruhigte. Nun jagten sich tausend verwirrte Fragen über ihre Eltern und Bekannten, sowie über Nettelbeck und sein seitheriges Schicksal. Nettelbeck gab ihr über Alles Auskunft. Nach einiger Zeit wollte er, wie die Pflicht es erheischte, zu seinem Schiffe zurückkehren; aber die beglückten Eheleute hielten ihn mit liebreichem Ungestüm zurück. Vergebens suchte er sich mit seinen Dienstverhältnissen, welche keine lange Entfernung vom Schiffe verstatteten, zu entschuldigen. Die guten Leute wußten dieser Einwendung zu begegnen, indem sie sogleich zu dem Capitain schickten und ihn zum Essen einluden. Dieser, der schon wußte, welche Erkenntniß-Scene seinen Steuermann am Lande erwartet hatte, nahm die Einladung an und gewährte dadurch den drei freudetrunkenen Leuten das Vergnügen, die Wonne aller der Empfindungen, welche ein solches Wiedersehn erregt, noch länger zu genießen. Nettelbeck erfreute sich während seines Aufenthalts zu Paramaribo täglich der liebevollsten und freundlichsten Aufnahme in dem van Roose'schen Hause, und die Herrinn desselben gab Befehl, daß von ihren Plantagen jeden Tag so viel Lebensmittel, als nur nöthig waren, auf das Schiff gebracht würden, indem sie es dem Capitain überließ, an Nettelbeck eine beliebige Summe Geld für dieselben zu zahlen.

Da zwei kurz vor Nettelbeck angekommenen Sklavenschiffe bereits ausverkauft hatten und deßwegen fast gar keine Nachfrage nach Sklaven war, so sah sich der Capitain nach vierzehntägigem Aufenthalte genöthigt, einen andern Markt aufzusuchen, und fuhr am 1. Januar 1773 nach der benachbarten Colonie Berbice ab. Herr und Frau van Roose waren an diesem Tage gerade auf einer ihrer Plantagen abwesend, und Nettelbeck mußte daher zu seinem innigen Bedauern von Paramaribo abreisen, ohne ihnen ein Lebewohl sagen zu können. Da auch in Berbice der Markt überfüllt war, so fuhr Nettelbeck's Schiff sogleich nach der Insel St. Eustaz weiter, und hier war der Capitain so glücklich, in drei Tagen seine ganze Ladung mit Vortheil verkauft zu haben. In dem Hafen der Insel, in welchem der Capitain Anker geworfen hatte, lag noch ein anderes holländisches Schiff, dessen Führer, ein Landsmann

und Freund Nettelbeck's, auf der Überfahrt gestorben war. Der Steuermann getraute sich nicht, das Schiff zu seinem Besitzer nach Vließingen zurückzuführen, und man trug deßwegen unserm Nettelbeck die Führung des Schiffes an. Nettelbeck übernahm mit Einwilligung seines Capitains die Führung, und kam nach einer glücklichen Fahrt um die Mitte April's vor Vließingen an. Hier erhielt er die Einladung, als Schiffslieutenant auf einem englischen Schiffe Dienst zu nehmen und eine kleine Transport-Flotte zu begleiten, welche Soldaten zur Ablösung der englischen Besatzung in Guinea überfahren sollte. Er nahm den Antrag an, schiffte nach Guinea und kehrte, ohne daß ihm auf dieser Fahrt ein denkwürdiges Ereigniß aufgestoßen wäre, gegen das Ende des Jahrs 1774 nach Amsterdam zurück, wo er den ganzen Winter über, ohne eine Beschäftigung finden zu können, verweilte.

Mit dieser langen Zeit der Unthätigkeit fängt ein neuer Abschnitt von Nettelbeck's Leben an. Die Muße gab ihm Veranlassung, sein ganzes seitheriges Leben und alle seine Verhältnisse in öftere reifliche Erwägung zu ziehen und einen neuen Lebensplan zu entwerfen. Er stellte sich mit Schmerz vor, daß er bereits sieben und dreißig Jahre alt wäre und seine besten Jahre und Kräfte unter tausend Gefahren und Mühseligkeiten im Dienste von Fremden verschwendet hätte, und beschloß, von jetzt an mit seiner Erfahrung und Kraft seinem Vaterlande und sich selbst zu dienen. Mit diesem Vorsatz kehrte er im Frühling des Jahrs 1775 nach Colberg zurück, um sich hier um eine öffentliche Anstellung beim Seedienste zu bewerben. Er fand aber alle Stellen besetzt und eröffnete deßwegen eine Schifffahrts-Schule. An diese stille Beschäftigung wollte sich jedoch sein lebhaftes Wesen nicht gewöhnen; er gab sie daher bald wieder auf und fing nach dem Rath einiger Freunde eine Fischerei an.

Auch die Fischerei war, wie sich der Leser schon von selbst denken kann, nicht nach Nettelbeck's Sinn, und da sie ihm überdies verschiedener Umstände wegen statt des gehofften Gewinnes Verlust und Schaden brachte, so gab er auch dieses Geschäft bald auf. In Ermangelung einer andern entsprechenden Beschäftigung fing er seinen Schifffahrts-Unterricht wieder an, den er bis in den Winter des Jahrs 1777 ununterbrochen fortsetzte. Ein Unglück, ches in dieser Zeit seine Vaterstadt bedrohte, gab dem wackern

Manne Gelegenheit, seinen Eifer im Retten und Helfen und seine Geistesgegenwart von neuem auf eine ausgezeichnete Weise zu bewähren. Am 28. April 1777 nämlich schlug der Blitz in den Kirchthurm Colberg's, und im Nu stand die ganze Thurmspitze in Flammen. Nettelbeck hatte dies nicht sobald gesehen, als er zur Kirche eilte und die Thurmtreppe hinanrannte. „Die ausgesprühten Funken," dachte er während des Laufens, „können die ganze Stadt anzünden; schwerlich wird sich Jemand zur Abwehr dieses Unglücks in die Spitze des Thurms wagen, und wenn es auch Jemand thun wollte, so ist doch Keiner in den finstern Winkeln desselben so bekannt wie ich, der ich sie in meiner Jugend oft durchkrochen habe. Also nur frisch drauf und dran! Du weißt hier ja Bescheid!" Oben auf der Treppe fiel ihm ein, daß zwar auf dem Glockenboden stets Wasser und Löscheimer bereit ständen, daß es aber wahrscheinlich an einer Handspritze fehlen würde. Er kehrte also schnell um, ließ sich in einem der nächsten Häuser eine Spritze geben und rannte mit derselben in schnellem Laufe — die Angst und der Eifer gaben ihm Flügel! — wieder zur Thurmspitze hinauf. In der Thurmstube fand er mehre Maurer und Zimmerleute, welche zwar voll Eifer gekommen waren, aber an der Möglichkeit, das Feuer zu löschen, verzweifelten; denn so oft sie, um in die Thurmspitze zu gelangen, die über der Treppe liegende Fallthür aufhoben, fiel ein dichter Regen von Flammen und glühenden Kohlen herab und drohte, auch den unteren Theil des Thurms in Brand zu stecken. „Ei was!" sagte Nettelbeck, als man ihn von diesem Umstand in Kenntniß setzte; „es muß schon Etwas drum gewagt sein! Ich will hinan und sehen, was ich thun kann! Helft mir durch die Luke!" Man öffnete ihm die Fallthür; er stieg hindurch und ließ, nachdem ihm ein Eimer voll Wasser und die Handspritze gereicht worden waren, die Luke wieder schließen. Eine Menge Feuerkohlen prasselte auf ihn nieder, so daß er seine Haare aus dem Eimer anfeuchten mußte, um sich vor dem Verbrennen zu schützen. Er befestigte die Spritze an seinem Rocke, nahm den Bügel des Eimers zwischen die Zähne und kletterte so in die Thurmspitze hinan. Als er noch etwa acht bis zehn Fuß unter dem rechten Mittelpunkt des Feuers war und in der Verzimmerung keine Möglichkeit sah, sich noch weiter hindurch zu winden, klemmte er den Eimer zwischen die Sparren fest, füllte die Spritze und trieb das

Wasser auf das Feuer. Dieses verminderte sich zusehends. Als der Eimer geleert war, kletterte Nettelbeck, indem er aus Leibeskräften „Wasser! Wasser her!“ schrie, wieder bis zur Fallthür hinab. Hier standen bereits die Zimmerleute mit einem neuen Eimer voll Wasser; er kletterte mit demselben schleunigst wieder in die Höhe und spritzte von neuem in das Feuer. Nachdem er auf diese Weise mehre Eimer geleert hatte, war das Feuer völlig gelöscht. — Jetzt erst fühlte Nettelbeck, der die ganze Zeit nicht an sich gedacht hatte, die schlimme Lage, in welcher er sich befand. Das zurückspritzende Wasser, welches ihn bis auf die Haut durchnäßt hatte, und die fast unerträgliche Hitze, welche er die ganze Zeit hindurch ausstehen mußte, hatten seinem Körper so zugesetzt, daß er in einen fieberhaften Zustand gerieth und von Minute zu Minute kränker wurde. Er eilte zur Fallthüre hinunter; als er aber gegen die Schalllöcher kam, traf ihn eine schneidende Zugluft und er stürzte besinnungslos nieder. Man trug ihn auf den Kirchenplatz und rief einen Arzt, welcher ihm sogleich zur Ader ließ. Dadurch kam Nettelbeck zwar wieder zum Bewußtsein, er fühlte aber zugleich auch die ärgsten Schmerzen; denn die Haare des Kopfes waren zum Theil abgesengt, der Kopf selbst voller Brandblasen und an mehren Stellen verwundet, seine Hände endlich so geschunden, daß zwei Finger der rechten Hand, welche am meisten gelitten hatten, von dieser Zeit an krumm blieben. Erst nach mehren Tagen war er wieder ganz hergestellt. Einige Wochen nachher erhielt er von der königlichen Regierung eine goldene Denkmünze nebst einem Belobungsschreiben.

In dem Jahre **1778** und einem Theile des folgenden besorgte Nettelbeck einen Schiffskauf und andere Geschäfte für verschiedene Leute. Im Sommer **1779** übernahm er die Führung eines dem Stettiner Kaufmann Groß angehörigen Schiffes, brachte mit demselben gegen Ende des Jahrs eine Ladung Holz nach Bordeaux und fuhr im März **1780** mit einer neuen Fracht von dieser Stadt nach Hamburg. Von hier brachte er andere Waaren nach Lissabon, wo er am letzten September ankam.

Zu Lissabon erlebte Nettelbeck etwas höchst Merkwürdiges. Er sah nämlich eines Tages, als er zu einem Kaufmann ging, unterwegs auf einem freien Platze ein großes Gedränge von Menschen. Die Neugierde trieb ihn an, näher hinzuzutreten, und wie war er

erstaunt, als er ein großes Zelt aufgeschlagen sah, von dessen Spitze die preußische Flagge herab wehte! Dieser Anblick machte ihn noch neugieriger; er drängte sich durch den dichten Haufen hindurch und sah, als er bis zum Zelte selbst gekommen war, am Eingang desselben zwei baumhohe preußische Grenadiere mit ihren hohen, blanken Spitzmützen — in Wachs bossirt Wache halten. Nettelbeck befand sich also vor einem Wachsfiguren-Kabinet, dessen Äußeres ihn vermuthen ließ, daß das Innere wohl Etwas enthalten müsse, an dem sein preußisches Herz sich erlaben könne. Und so war es auch wirklich; denn als er hineingetreten war, sah er eine Scene aus des Königs Friedrich II. Leben dargestellt und ihn selbst so getreu und natürlich, als wenn er leibte und lebte, nachgebildet. Ein dabei stehender Ausrufer erzählte mit lauter Stimme von dem großen König, und Alles hörte ihm mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Nettelbeck wurde von diesem Anblick so tief ergriffen, daß er sich vor Freude nicht zu halten wußte. „Mein König!“ rief er in portugiesischer Sprache aus; „ich bin ein Preuße!“ Wie ein elektrischer Schlag wirkten diese Worte auf alle Herzen. Die ganze Schaar, die vielleicht Nettelbeck's Worte nicht richtig verstanden hatte und ihn selbst für den berühmten König hielt, drängte sich zu ihm, sank vor ihm auf die Kniee und rief: „Gloria dem König von Preußen! Heil ihm!“ Da stürzten dem treuherzigen Manne die Thränen unaufhaltsam aus den Augen; er neigte sich rings umher, legte die Hand aufs Herz, dankte stammelnd und suchte einen Ausweg durch die immer dichter zusammenstürzende Menge. Zwar machte man ihm ehrerbietig Platz; aber der ganze Haufen folgte ihm auch mit dem anhaltenden Rufe: „Vivat der König von Preußen!“ Von einem Menschen-Schwarm, der sich mit jedem Augenblick vergrößerte und den großen Friedrich zu wiederholten Malen laut hochleben ließ, begleitet und vor Rührung erschöpft, gelangte Nettelbeck zum Hause des Kaufmanns, dessen Thüren und Fenster mit verwunderten Zuschauern besetzt waren. Man fragte ihn, was die Menschenmenge zu bedeuten habe; aber sein bewegtes Gemüth fand keine Stimme, um sich verständlich machen zu können. Draußen nahm indessen der freudige Tumult immer mehr zu, und es blieb, um das Volk zu beruhigen und vom Platze zu bringen, dem gerührten Manne Nichts übrig, als auf den Balkon des Hauses zu treten und sich noch einmal

zu zeigen. Er dankte mit Mund und Händen, und nach und nach verlief ſich die Maſſe wieder. Hierauf erzählte er dem Kaufmann den Verlauf der Begebenheit und hatte die Freude zu ſehen, daß einer der anweſenden Comptoiriſten eine kleine portugieſiſche Flugſchrift holte, welche dem großen König auch bei dieſem entfernten Volke ein verdientes Ehrendenkmal ſetzte.

Einige Tage ſpäter wurde Nettelbeck von einem ihm ganz unbekannten Kaufmann zum Mittagseſſen eingeladen und war erſtaunt, bei dem Eſſen außer mehren Kaufleuten noch acht Schiffer verſchiedener Nationen zu finden, welche ebenſo wenig als er mit dem Gaſtgeber bekannt waren. Es wurde ein ſchmackhaftes Mahl nebſt gutem Weine aufgetragen, und da der Wirth die Kunſt des Zunöthigens aus dem Grunde verſtand, ſo tranken die Schiffer ſo viel, daß zuletzt Alle unter den Tiſch ſanken. Nettelbeck allein vergaß die Gebote der Mäßigkeit und des Anſtandes nicht und kehrte nüchtern an Bord ſeines Schiffes zurück. Am andern Morgen ſah er mit neuer Verwunderung den Wirth in Begleitung der Kaufleute, welche Theilnehmer des Gelages geweſen waren, in ſeine Kajüte eintreten. Sie ſchüttelten treuherzig ſeine Hand und eröffneten ihm lächelnd: das geſtrige Trinkfeſt ſei von ihnen darum gegeben worden, damit ſie die Schiffer prüften und denjenigen von ihnen ausſuchten, welchem als dem ſolideſten und beſonnenſten eine Ladung von Werth mit Sicherheit anvertraut werden könnte; ihre Wahl wäre einſtimmig auf ihn gefallen, und ſie frügen ihn nun, ob es ihm anſtände, eine volle Ladung Thee nach Amſterdam zu übernehmen. Natürlich beantwortete Nettelbeck dieſe Frage nicht mit Nein. Die Ladung war wohl eine der reichſten Frachten, die damals auf den Brettern ſchwamm, und es wurde für dieſelbe zu beiderſeitiger Zufriedenheit ein Frachtgeld von 3500 preußiſchen Thalern feſtgeſetzt.

Gegen Ende October's lichtete Nettelbeck die Anker und kam am 2. Januar 1781 zu Amſterdam an. Auf dieſer Fahrt hatte er einen Schiffs-Capitain, Namens Klock, ſammt ſeiner aus vierzehn Köpfen beſtehenden Mannſchaft als Paſſagiere unentgeltlich mitgenommen, weil dieſe Leute Schiffbrüchige waren und die Errettung aus ihrem Unglück dem Ruhme ſeines geliebten Königs verdankten. Der holländiſche Capitain Klock hatte nämlich in Amſterdam ein Schiff zur Fahrt nach den kanariſchen Inſeln befrach-

tet, fürchtete aber von den Engländern gekapert zu werden, weil diese damals mit seinem Vaterlande Krieg führten. Er beschloß deßwegen, unter preußischer Flagge zu fahren, und erwarb sich, um dieß thun zu können, das preußische Bürgerrecht. So gesichert stach er in See, hatte aber das Unglück, an der marrokkanischen Küste Schiffbruch zu leiden. Mit genauer Noth rettete er sich sammt seinen Gefährten. Sie waren jedoch kaum ans Land gekommen, als sie von den Marokkanern gefangen, nach Magador geschleppt und hier in Ketten gelegt wurden. In einem schrecklichen Loche fristeten sie mit Maiskörnern und Wasser ihr Leben und sahen mit Angst der Entscheidung ihres Schicksals entgegen; denn ihre Herren hatten ihnen gesagt, man wisse nicht, was man aus ihnen und ihrer ans Land getriebenen Flagge machen solle, man habe daher die Letztere an das dreißig Meilen entfernte Hoflager des Kaisers geschickt und erwarte in Betreff ihrer die kaiserliche Verfügung. Nach neun Tagen erschien vor ihrem Kerker ein Trupp bewaffneter Männer, löste ihre Bande, setzte sie auf Esel und führte sie mit sich fort. Die Unglücklichen glaubten, man wolle sie mehr landeinwärts verkaufen; ihre Besorgniß verwandelte sich aber in überraschende Freude, als sie nach der Hauptstadt Marokko gekommen waren und vor den Kaiser Muley Ismael geführt wurden. Dieser fragte sie vermittelst eines deutschen Juden, welcher den Dolmetscher machte, ob sie wirklich Unterthanen des Königs von Preußen wären. Klock stand nicht an dies zu bejahen und berief sich auf seine Flagge. „Wohl!“ lautete die durch den Dolmetscher ertheilte Antwort des Fürsten. „Von Eurem Monarchen, seiner Weisheit und seinen Kriegen sind so viele Wunderdinge zu meinen Ohren gekommen, daß ich von Liebe und Bewunderung gegen ihn erfüllt bin. Die Welt hat keinen größern Mann aufzuweisen. Als Freund und Bruder habe ich ihn in mein Herz geschlossen. Ich will darum auch nicht, daß Ihr, die Ihr ihm angehört, in meinen Staaten als Gefangene angesehen werden sollt. Vielmehr habe ich beschlossen, Euch frank und frei in Euer Vaterland heimzuschicken, und meinen Kreuzern*) werde ich befehlen, fortan die preußischen

*) Kreuzer nennt man die Seeleute, welche von ihrer Regierung beauftragt sind, in einer bestimmten Gegend zu kreuzen, d. h. hin- und herzufahren, um andere Schiffe entweder zu beobachten oder ihnen aufzupassen und sie wegzunehmen.

Schiffe nicht nur ungehindert passiren zu lassen, sondern auch nach Möglichkeit zu beschützen.“ Des andern Tages wurden die auf eine so unerwartete Weise aus der Sklaverei Befreiten neu gekleidet und in eine anständige Wohnung geführt. Den Capitain ließ Muley Ismael fast täglich zu sich kommen und überhäufte ihn mit unzähligen Fragen über den großen Preußen-König, z. B. von welcher Gestalt er wäre, wie lange er schlafe, was er esse und trinke, wie viel Soldaten, wie viel Frauen er habe u. dgl. mehr. In der dritten Woche endlich bat der Capitain um seine Entlassung, indem er sich des Vorwands bediente, daß er eilen müsse, seinem Könige zu melden, wie gnädig der Kaiser von Marokko seine schiffbrüchigen Unterthanen behandelt habe, und wie freundschaftlich derselbe gegen ihn gesinnt sei. Muley Ismael billigte diese Äußerungen, sandte die Mannschaft einige Tage nachher unter sicherem Geleite nach einem Hafen und ließ sie von hier, mit Lebensmitteln für einen Monat ausgestattet, auf seine Kosten nach Lissabon überfahren. — Aus Allem, was seither von Nettelbeck erzählt worden ist, ermißt man leicht, welches Interesse er an einem Ereignisse nahm, mit dem der Name seines Königs so eng verflochten war. Er bewog den Capitain Klock, die Geschichte seiner Errettung ausführlich niederzuschreiben, ließ ihn und seine Gefährten auf dem Amsterdamer Stadthause die Wahrheit ihrer Erzählung schriftlich beschwören, und schickte diese Papiere durch die Vermittelung des Herrn Groß an den König. Nach etwa vier Wochen erhielt er aus des Königs Kabinet ein Danksagungs-Schreiben nebst einem auf dem feinsten Postpapier abgedruckten Berliner Zeitungsblatt, in welchem die ganze Begebenheit dem Publikum mitgetheilt war.

In Amsterdam nahm Nettelbeck eine neue Fracht nach Lissabon ein und fuhr, von einem anhaltenden Sturm getrieben, mit so unglaublicher Schnelligkeit, daß er den Weg von Dover nach Lissabon in vier Tagen, d. h. drei und eine halbe Meilen in jeder Stunde, zurücklegte. Von Lissabon brachte er eine neue Ladung nach Hamburg und machte unmittelbar darauf noch einmal die Reise zwischen beiden Städten hin und zurück. In Hamburg mußte er hierauf des eingetretenen starken Frostes wegen bis zum Frühling 1782 überwintern und, weil er keine neue Fracht fand, auch

diese Zeit der Muße, um seine Papiere in Ordnung zu bringen und mit seinem Schiffspatron, dem Herrn Groß in Stettin, über sämmtliche Reisen, die er bisher für ihn gemacht hatte, abzurechnen. Nachdem er diese Arbeit beendigt hatte, schickte er seine Rechnung über Einnahme und Ausgabe, sowie eine Übersicht seiner eigenen Forderungen, die sich auf 1771 Thaler beliefen, an Herrn Groß. Da er nach langem Warten keine Antwort auf sein Schreiben erhielt, und sich entsann, daß einige seiner Bekannten ihn früher vor einer Geschäftsverbindung mit Herrn Groß, als einem Manne, dem man es selten recht machen könnte, gewarnt hatten, so stiegen allerhand Besorgnisse in seiner Seele auf. Er schickte einen zweiten Brief an seinen Patron ab, in welchem er sein Befremden über das Ausbleiben der Antwort äußerte und die Erklärung gab, daß er, wenn etwa seine Rechnungen ein Mißtrauen erregt haben sollten, sich persönlich rechtfertigen wolle. Kaum war dieses Erzeugniß seiner Ungeduld und seines Argwohns abgeschickt, als er von Herrn Groß folgendes Schreiben erhielt, welches ihn in der innersten Seele beschämte: „Mein lieber Sohn! Ich bin mit Ihnen, wie mit Ihren Rechnungen und Handlungen herzlich zufrieden. Für Ihre treuen und ehrlichen Dienste übersende ich Ihnen hierbei als Geschenk einen Wechsel von tausend Mark *). Demnächst erhalten Sie die verlangte Anweisung auf die tausend achthundert einundsechzig Thaler, welche Sie bei mir zu gute haben.“ Der Patron hatte, wie man sieht, einen Rechnungsfehler gemacht und zu seinem eigenen Schaden neunzig Thaler zu viel angesetzt. Der ehrliche Nettelbeck zeigte dies schriftlich dem Manne an, erhielt aber von ihm die Antwort: „Allerdings habe ich mich in meiner Rechnung versehen, allein nicht in Ihrer Rechtschaffenheit; und darum soll es auch bei der von mir geschriebenen Summe sein Bewenden behalten.“

Nettelbeck bat, als der Julius herangerückt war und sich immer noch keine Fracht fand, diesen Ehrenmann, ihm zu erlauben, daß er mit Ballast nach Memel fahre und dort für eigene Rechnung eine Ladung fichtener Balken einnehme, um sie nach Lissabon zu bringen. Herr Groß genehmigte das Gesuch, und Nettelbeck, der

*) Eine Mark Hamburger Banco beträgt ungefähr zwölf gute Groschen oder vier und fünfzig Kreuzer.

seine Leute schon im Winter entlassen hatte, nahm neues Hamburger Schiffsvolk an und lichtete in der Mitte des August die Anker. Gleich Anfangs zeigte die Mannschaft einen dünkelvollen und widerspenstigen Sinn, der sich je länger je mehr offenbarte. Kam es zu verdienten Verweisen und Ermahnungen, so hieß es immer: „Pah! Wir sind Hamburger und keine Preußen! Wir kennen unsere Gesetze und Rechte; und so muß man uns nicht kommen!“ Außerdem pflegten sie gegen allen Seemannsbrauch Tag und Nacht Thee und Caffee zu kochen, und verschwendeten dadurch nicht nur viel Holz, sondern brachten auch das Schiff in augenscheinliche Gefahr. Aller Gebote Nettelbeck's ungeachtet setzten sie ihre üble Gewohnheit fort, so daß Nettelbeck eines Abends nach dem Gebet ihnen zum letzten Male Vorstellungen machte und mit ebenso viel Ernst als Freundlichkeit erklärte, daß von Stund' an das Thee- und Caffee-Kochen ein Ende haben müsse. Sie pochten zwar dagegen und schrieen, sie wären keine Preußen, sondern Hamburger, und würden sich ihr Recht nicht nehmen lassen; aber Nettelbeck erwiderte ihnen mit Ruhe, sie wüßten nun seinen Willen, und das sei genug. Als er am andern Morgen auf den Mastkorb gestiegen war, um sich in der See umzusehen, fiel sein Blick zufällig auf das Verdeck, und er nahm mit Erstaunen wahr, daß sein ganzes Volk, den Bootsmann*) und den Koch an der Spitze, Jeder mit dem Theekessel in der Hand, nach dem vorderen Theile des Schiffes schritt, um frisches Wasser zu holen. Dies sehen und an einem Tau sich mit den Händen herunter lassen, war das Werk eines Augenblicks. Mit fester Stimme rief Nettelbeck: „Was soll das?“ riß Zweien die Kessel aus den Händen und schleuderte sie ins Meer. Hui, das hieß in ein Wespennest gestochen! Die Kerle schlossen einen Kreis um ihn und schrieen wie unsinnig: „Schlagt zu! Schlagt zu!“ doch hatte Keiner das Herz, der Erste zu sein. Als Nettelbeck diese Unschlüssigkeit bemerkte, wand er sich mit der größten Behendigkeit durch sie hindurch und eilte nach seiner Kajüte. Der ganze Haufe folgte ihm mit einem fürchterlichen: „Haltet fest! Schlagt zu!“ auf dem Fuße nach; aber Nettelbeck gelangte glücklich vor ihnen in die Kajüte, schlug die Thür hinter sich zu und schob den Riegel vor.

*) Bootsmann heißt ein Schiffs-Unterofficier, welcher das Tauwerk, die Segel, die Anker und die Boote unter Aufsicht hat.

Seine Lage war sehr bedenklich, und es ließ sich von den erhitzten Meuterern das Ärgste erwarten. Stürmisch bewegt ging Nettelbeck lange in der Kajüte auf und nieder und sann auf eine durchgreifende Maßregel zu seiner Rettung. Endlich erinnerte er sich, daß er unter seinen Papieren auch einen Abdruck des in Hamburg geltenden Schiffs- und See-Rechts habe. Ungesäumt holte er denselben, durchblätterte ihn und fand folgenden Artikel: „Einem Schiffer steht frei, seine Leute zu züchtigen, und es darf keine Gegenwehr geschehen. Sollte aber ein Schiffsmann sich unterstehen, seinen Schiffer zu schlagen oder sonst zu mißhandeln, so wartet seiner der Galgen.“ Er zeichnete diese Gesetzes-Stelle, legte das Titelblatt mit den großgedruckten Worten „Hamburgisches Schiffs- und See-Recht“ aufgeschlagen auf den Tisch und seinen Rohrstock daneben, zog die Schelle und befahl dem herbeikommenden Kajüten-Jungen, den Bootsmann zu ihm zu bescheiden. Eine Minute später trat der Geforderte mit trotzigem Blicke in die Kajüte, welche Nettelbeck sogleich hinter ihm zuschloß. „Kannst Du Deutsch lesen, Bursche?“ fragte Nettelbeck, indem er dicht vor den Bootsmann trat. „Hm, ich werde ja wohl! Was soll's damit?“ lautete die Antwort. „So tritt her und lies den Titel. Das sind die Gesetze, nach denen Deine Vaterstadt Dich und Deines Gleichen richtet. Und nun lies und beherzige auch dieſen Artikel!“ Der Bootsmann überlas den Paragraphen und sagte dann trotzig: „Hoho, das ist nur Wischewäsche!“ — „So, guter Kerl? Nun, so will ich Dir zeigen, was Wischewäsche ist.“ Mit diesen Worten griff Nettelbeck nach dem spanischen Rohr und prügelte den Menschen aus Leibeskräften durch. Das böse Gewissen erlaubte dem Buben nicht, sich thätlich zu widersetzen, und Nettelbeck stieß ihn, als er vom Schlagen ermüdet war, zur Kajüte hinaus. Der Anfang zur Wiederherstellung seiner Autorität war glücklich gemacht und damit ein schwerer Stein von seinem Herzen gefallen. Die Kerle steckten in keinen reinen Schuhen und fingen, als sie Nettelbeck's Entschlossenheit sahen, an bestürzt zu werden. Um nicht auf halbem Wege stehen zu bleiben, ließ Nettelbeck alsbald auch den Koch vor sich fordern. Dieser, der wohl schon erfahren hatte, was seiner warte, erschien zwar, blieb aber in der Thür stehen, suchte Nettelbeck zu begütigen und bat: „O lieber Capitain, laßt es doch gut sein!“ Nettelbeck befahl ihm mit

ſtrenger Miene, näher zu treten, und als der Koch gleichwohl die Thür in der Hand behielt, warf er ihm ſein Rohr an den Kopf. Da ſprang der Koch hinter ſich, ſchlug die Thür zu und eilte auf das Verdeck zurück. — So war auch der zweite Feind aus dem Felde geſchlagen, und Nettelbeck beſchloß nun einen Hauptſchlag auszuführen und die ganze Meuterer-Schaar vollends zu Paaren zu treiben. Mit dem Schwerte unter dem Arme ging er feſtes Schrittes auf das Verdeck und rief dem Manne am Ruder zu: „Paß auf, Junge, und ſteure Nordnordoſt!“ Das Schiffsvolk hatte ſich in einen Haufen zuſammengedrängt und murmelte unter einander; als ihnen aber Nettelbeck gebot, die Segel nach dem Winde zu ziehen, verrichteten ſie dieſe Arbeit pünktlich und in ſichtbarer Gemüthsbewegung. Nur der Steuermann, der ſich bei dem ganzen Vorgange abſeits gehalten hatte, trat mit der Frage zu Nettelbeck: „Ei, Capitain! Wohin denn nun?“ — „Wie?“ rief Nettelbeck hitzig, „Ihr ſeid Steuermann und begreift das nicht? Nach Norwegen, als dem nächſten Lande, geht es und dort geradezu auf den Galgen los. Will ich meines Lebens und Schiffes ſicher ſein, ſo müſſen binnen heute und drei Tagen ein Paar Rebellen hoch in der Luft baumeln!“ Das ganze Schiffsvolk hatte, wie es Nettelbeck's Abſicht war, dieſe Drohung mit angehört; ſie ſteckten die Köpfe zuſammen und ſchienen irgend Etwas ernſtlich mit einander zu beſprechen. Nettelbeck zog ſein Schwert aus der Scheide, trat mitten unter ſie und fragte gebieteriſch, was ſie wollten. Da trat der Bootsmann verlegen hervor und geſtand mit Zerknirſchung in ſeinem und der Übrigen Namen, ſie hätten ſich übereilt und vergangen, bäten um Verzeihung und verſprächen, ſich hinfort beſſer gegen ihn zu betragen. Nettelbeck erklärte ihnen, daß das Geſchehene fürs Erſte mit dem Mantel der Liebe zugedeckt, aber, wie ſich zu ſeiner Zeit ausweiſen werde, nicht ganz vergeben ſein ſollte. Hierauf änderte er den Lauf des Schiffes wieder und fuhr nach dem vorgeſteckten Ziele weiter.

Am 29. September kam er auf die Rhede von Colberg und fand am Ufer etwa hundert ihm theure Menſchen verſammelt, welche ſogleich zu ihm an Bord kamen. Er hatte nämlich von Hamburg aus ſeinem Vater geſchrieben, er würde auf dieſer Reiſe Alles daran ſetzen, auf die Rhede ſeiner Geburtsſtadt zu kommen, um die Freude zu haben, ihn und die Seinigen auf einige Stun-

den bei sich an Bord zu begrüßen; er wolle sein Schiff durch ein rothes Tuch von Ferne kenntlich machen und bitte alle seine Freunde, ihm diese Freude zu gewähren. So wimmelte denn an jenem Tage das Schiff von bekannten Gesichtern und fröhlichen Menschen bis zum Abend, wo Alle nach genommenem traulichem Abschiede wieder ans Land fuhren, und Nettelbeck achtete diesen Tag für einen der vergnügtesten seines ganzen Lebens. — In Memel angekommen, glaubte er es sich selbst und dem gemeinen Besten schuldig zu sein, sein Schiffsvolk bei dem Seegerichte zu verklagen. Die Sache wurde untersucht, und der Bootsmann als Rädelsführer erhielt in Gegenwart der übrigen Schiffsmannschaft hundert Stockprügel, der Koch fünfzig, einer der Matrosen fünfundzwanzig; ihr auf der Fahrt verdienter Sold wurde den seefahrenden Armen zuerkannt, sie selbst brachte man nach empfangener Strafe über die Landesgrenze. An ihrer Stelle nahm Nettelbeck drei andere Matrosen an. Gehörte dieses Strafgericht zu den Unannehmlichkeiten seines Aufenthaltes in Memel, so hatte er dagegen die innige Freude, in dem Post-Director Witte ganz unvermuthet seinen ehemaligen treuen Taubenfreund wiederzusehen, dessen am Eingang dieser Geschichte unter einem bei weitem nicht so stattlich klingenden Titel gedacht ist, und der ihn mit alter Herzlichkeit aufnahm.

Statt in Memel eine Ladung auf eigene Rechnung einzunehmen, ergriff er mit Freuden die dargebotene Gelegenheit, für einen dortigen Kaufmann eine Fracht Holz und Eisen nach Lissabon zu bringen. Am Anfang November's fuhr er mit derselben von Memel ab und langte nach einer stürmischen Fahrt in der Mitte Januar's 1783 zu Lissabon an. Hier ankerte er zufällig neben einer amerikanischen Fregatte von vierundvierzig Kanonen, deren Capitain, wie er einige Tage später erfuhr, ein Deutscher war und Johann Ollhof hieß. Nettelbeck hatte im Jahr 1764 einen Matrosen dieses Namens in seinen Diensten gehabt, aber seit dem Nichts mehr von ihm erfahren. Eines Tages hörte er auf der Börse Jemanden Capitain Ollhof anrufen, und sah den Gerufenen scharf an. Wie freudig erstaunte er, als er trotz der glänzenden Uniform, des Degens und der Schärpe in ihm seinen ehemaligen Matrosen erkannte! Er trat sogleich mit der Frage zu ihm: „Ist's möglich? Johann Ollhof, seid Ihr es?" Verwundert sah der Mann ihn eine Weile an und fiel ihm dann mit dem Freudenruf um den

Hals: „Capitain Nettelbeck! — Sie sind' ich hier wieder? O, tausendmal willkommen in meinen Armen!" Nun wechselte eine Frage und Erzählung mit der andern, und Nettelbeck erfuhr, daß der Matrose durch mancherlei Glückswechsel nach Nordamerika verschlagen worden und im Dienste der nordamerikanischen Freistaaten schnell bis zur hohen Würde eines Capitains emporgestiegen sei. Beide luden sich einander zum Besuche auf ihren Schiffen ein, und noch an demselben Tage fuhr der Capitain, von einigen seiner Officiere begleitet, in einer mit zwölf festlich gekleideten Ruderern besetzten Schaluppe an Nettelbeck's Schiff an. Auf dem Verdeck desselben lagen gerade viele in der Ausladung begriffenen Eisenstangen und gaben dem Schiffe ein unordentliches Ansehen. Der Capitain, seiner großen und schönen Fregatte gewohnt, nahm Anstoß daran und sagte zu Nettelbeck: „Mein Gott, Freund! Wie können Sie doch Ihr Leben auf einem solchen Kasten wagen?" Diese unschuldige Äußerung nahm Nettelbeck, der immer auf sich und das Seinige viel hielt und, wenn dieses dem Fremden gegenüber in Frage kam, sehr empfindlich wurde, für Hochmuth. Er erwiderte mit einer ihm keineswegs Ehre machenden Anspielung auf des Capitains früheren Stand: „Johann Ollhof, mir däucht, daß Ihr, so lange Ihr noch ein Preuße hießet, wohl nie das Glück hattet, auf einem solchen Schiffe zu fahren." Der Capitain nahm dies ruhig hin; Nettelbeck aber, wiewohl er es an einer stattlichen Aufnahme seiner Gäste nicht fehlen ließ, blieb verstimmt und faßte Groll gegen den Capitain, obgleich dieser ihn wegen jener gutgemeinten Äußerung um Verzeihung bat. Ja, er trieb seine Empfindlichkeit sogar so weit, daß er sein Herz dem braven Capitain nicht wieder zuwandte und ihm keinen Gegenbesuch machte. Es thut uns leid, den sonst so wackeren Nettelbeck sich so weit von dem Wege eines braven Mannes verirren zu sehen; aber freuen muß uns dabei wenigstens die Offenheit und Redlichkeit, mit welcher er in späterer Zeit eingestand, daß wohl seine Verstimmung in etwas noch Schlechterem begründet war, als der erwähnten Äußerung des Capitains, daß sich nämlich sein Matrose Ollhof und der amerikanische Fregatten-Capitain dieses Namens in seinem Kopfe nicht zu einer Person hätten zusammenschmelzen wollen.

Im März segelte Nettelbeck wieder mit einer Ladung Salz nach der Ostsee ab. Durch stürmische Winde wurde er elf Tage lang

in der Nordsee umhergeworfen. Als er endlich in das Kattegat gekommen war, überfiel ihn ein schrecklicher Sturm aus Norden. Die Segel zerrissen, das Schiff schlenkerte in der brausenden See voll blinder Klippen*) gewaltig, folgte dem Steuerruder nicht mehr und setzte sich endlich auf einen Felsen fest. Sogleich stürzte die stürmende See in furchtbaren Wogen über das Verdeck hinweg, so daß der Schaum bis an die Mastkörbe emporspritzte; das Schiff, durch die gewaltigen Stöße am Boden durchlöchert, füllte sich mit Wasser. An ein Wiederabkommen von der Klippe und an eine Rettung des Schiffes war unter diesen Umständen nicht zu denken. Alles hatte sich auf die Masten geflüchtet, da man der überfluthenden Brandung wegen auf dem Verdeck nicht länger verweilen konnte. In dieser schrecklichen Lage, in welcher die ganze Mannschaft mit dem Schiffe verloren zu sein schien, behielt Nettelbeck so viel Geistesgegenwart, daß er ruhig nachdenken und den einzig möglichen Ausweg zu seiner und seiner Leute Rettung ausforschen konnte. Er erkannte, daß nur dann die Rettung zu hoffen sei, wenn er die Schaluppe in seine Gewalt bekäme. Er rief deßwegen denen, welche mit ihm einen und denselben Mast erklettert hatten, zu: die Rüstigsten von ihnen sollten sich ein Herz fassen, hinunter zu steigen und die Taue, mit welchen die Schaluppe auf dem Verdeck festgebunden wäre, zerhauen, nachdem sie an dieselbe mehre längere Taue befestigt hätten, deren Enden die auf dem Mast Zurückbleibenden sicher zu halten gedächten; bräche dann auch sogleich das Schiff, so würden sie doch die Schaluppe zu ihrer Rettung übrig behalten. Durch diese Vorstellungen gewonnen, kletterten sofort drei wackre Kerle hinab, vollbrachten das aufgetragene Werk und kamen mit den Enden der an die Schaluppe befestigten Taue glücklich wieder in die Höhe. Es dauerte keine Stunde, so schlug eine ungewöhnlich hohe Sturzwelle über das Verdeck hin, schleuderte die Schaluppe weit über Bord hinaus und kehrte ihren Boden nach oben, ohne daß sie jedoch die Gegenkraft der Angst, mit welcher Nettelbeck und seine Leute die Taue festhielten, zu überwältigen vermochte.

---

*) Blinde Klippen heißen diejenigen nicht über das Wasser hervorragenden Felsen, über welche ein Schiff nicht ohne die Gefahr aufzustoßen fahren kann.

Um elf Uhr brach, wie längst gefürchtet worden war, das Schiff in der Mitte auseinander; der große Mast, auf welchem acht Menschen sich befanden, und der vordere Mast stürzten über Bord, Ersterer jedoch in einer so glücklichen Richtung, daß er dicht an dem hinteren Mast, auf welchem sich die übrige Mannschaft befand, hinstreifte und dadurch den an ihm klebenden Leuten die Möglichkeit gewährte, auf den hinteren Mast zu klettern. So war denn die ganze Mannschaft von vierzehn Köpfen auf dem einen Maste des abgerissenen Hintertheils vereinigt und schwankte als ein Spiel der brandenden Wellen hin und her. In dieser höchsten Noth zogen sie die Schaluppe an den Tauen herbei, kehrten dieselbe nicht ohne große Mühe um, hoben sie mit ihrem Vordertheil soweit in die Höhe, daß ein Theil des Wassers, mit dem sie angefüllt war, herauslief, stiegen dann der Reihe nach in dieselbe und schöpften mit ihren Hüten den Rest des Wassers hinaus. Mit den vier in der Schaluppe festgebundenen Rudern arbeiteten sie sich hierauf so gut als möglich fort, indem sie das durch die Schlagwellen beständig hereingeworfene Wasser mit ihren Hüten wieder hinausschafften. So trieben sie von ein Uhr Nachts an auf der See umher, bis sie am folgenden Morgen der Insel Anholt ansichtig wurden und gegen ein Uhr Nachmittags auf derselben ans Land stiegen. Nettelbeck warf sich sogleich auf die Kniee und dankte dem barmherzigen Vater im Himmel mit glühender Seele für die wunderbare Erhaltung seines Lebens. Dann aber stiegen im Sinnen über sein Schicksal allmählich trübe Gedanken in ihm auf und erfüllten seine Seele mit Schmerz und Wehmuth. Sein schönes Schiff hatte ja der Sturm vernichtet! Zwar ließ sich dieser Verlust noch verschmerzen, da das Schiff in Hamburg für 20,000 Thlr. versichert war und nur 22,000 Thlr. gekostet hatte, der Verlust des Patrons also nicht sehr bedeutend war. Dagegen hatte dieser Schiffbruch Nettelbeck's kaum wieder aufkeimendes Glück völlig zertrümmert; denn Alles, was er sich seither erworben hatte, d. h. eine Summe von beinahe 11,000 holl. Gulden, hatte sich auf dem Schiffe befunden und war mit demselben eine Beute des Meeres geworden; sein ganzes übriges Vermögen aber bestand nur in dem kleinen Gehalte, den er noch bei seinem Patron stehen hatte. — Der Aufseher des nahen Leuchtthurms nahm die Schiffbrüchigen liebevoll auf, gab ihnen alles zu ihrer Erholung Nöthige und schickte

sie dann in das einzige auf der Insel befindliche Fischer-Dörfchen, von welchem sie auf Staatskosten nach Helsingör gebracht wurden. Hier trennte sich die Schiffsmannschaft; Nettelbeck reiste als Passagier auf einem Schiffe nach Stettin, überbrachte seinem Patron die Nachricht von dem erlittenen Unglück und ging, nachdem er mit ihm abgerechnet und seine rückständigen Gelder empfangen hatte, nach Colberg.

Nettelbeck war jetzt fünfundvierzig Jahr alt, hatte sich den größten Theil der verlebten Zeit in der Fremde und auf der unzuverläßigen See herumgetummelt und stand nun wieder auf den Trümmern seines Glückes. Das Seeleben mit seinen Gefahren und Anstrengungen konnte ihn in seinem Alter und nach den gemachten Erfahrungen wenig mehr anlocken, zumal da gerade damals die Aussichten für Handel und Schifffahrt sehr ungünstig waren. Er gab daher das Schiffergewerbe auf und richtete sich nach dem Beispiel seines Vaters zu Colberg eine Brauerei und Branntwein-Brennerei ein. In den stilleren Kreisen des einförmigen bürgerlichen Lebens zeigte sich Nettelbeck ebenso, wie er sich in den Freuden und Leiden des wechselreichen Seelebens gezeigt hatte: er blieb unternehmungslustig und muthig in der alten Art, nach welcher es ihm zu Zeiten auch auf ein unbedachtes Wagniß nicht ankam, und er erhielt seinen Verstand und Willen gesund und kräftig, sein Herz warm und bieder.

Von dem, was Nettelbeck in dieser zweiten Hälfte seines Lebens gethan und erlebt hat, soll nur das mitgetheilt werden, was die wenigen Fehler und die vielen Vorzüge des wackeren Mannes ins Licht setzt. Wir haben gesehen, daß er stets voll Regsamkeit und Eifer war, daß er aber auch zuweilen sich zum Unbedacht hinreißen ließ. Von dem Letzteren bietet gleich der Anfang seiner neuen Lebensbahn ein Beispiel. Er ritt im December 1784 längs der Meeresküste nach einem benachbarten Dorf. Verdrießlich darüber, daß sein Knecht das Pferd nicht sorgfältig gestriegelt hatte, ritt er ein wenig in die See, um das Thier von den Wellen bespülen zu lassen. Es war windiges Wetter, und das Meer wogte stürmisch. Nettelbeck ließ eine Welle an sich heranrollen und war im Begriff wieder zurückzureiten, als eine höhere Sturzwelle unversehens auf ihn los trieb und gerade vor seinem Pferde donnernd brach. Das Thier wurde dadurch scheu und bäumte sich. Eine zweite

über dasselbe stürzende Woge warf es zu Boden. Nettelbeck hielt sich in Sattel und Bügel fest, und als die See in wenigen Augenblicken wieder zurücktrat, richtete sich das Pferd mit dem Reiter wieder auf; allein eine neue Welle schlug über ihnen zusammen und verwirrte das Thier so sehr, daß es, anstatt dem Zügel zu folgen und nach dem Lande umzukehren, vielmehr seeeinwärts kollerte und bald auch den Grund unter den Füßen verlor. Indem nun Roß und Reiter schwimmend mehr unter als über dem Wasser krabbelten, ward dem Letzteren doch die Sache bedenklich. Er sprang vom Pferde herab und schwamm dem Lande zu, das er auch glücklich erreichte. Hut und Perücke aber gingen dabei verloren. Den Ersteren sah er noch in der Ferne treiben; rasch warf er daher den Rock vom Leibe, schwamm ihm nach und erhaschte ihn. Unterdessen hatte sich auch das Pferd aus dem Wasser gerettet, lief aber wild und scheu in großen Sprüngen landeinwärts. Nettelbeck eilte ihm nach, konnte es aber nicht einholen; dagegen wurde es bald von einigen Leuten, die sich zufällig in der Nähe befanden, eingefangen und seinem Herrn zurückgebracht. Völlig durchnäßt, den kurzgeschorenen Kopf mit Nichts als dem Hute bedeckt und von Nässe und Kälte halb erstarrt, sprengte er nach Colberg, wo er sein Abenteuer mit einer achttägigen Unpäßlichkeit bezahlen mußte.

Ein anderer Vorfall, der uns Nettelbeck's etwas zu barsches Wesen zu erkennen giebt, zeigt uns zu gleicher Zeit, daß man im Leben einem Manne, der durch ein biederes Herz und durch gesunden Verstand jeder Zeit zu Rath und Hülfe bereit ist, mitunter auch eine Übereilung zu gute hält. Er war eines Tages gerade mit dem Rasiren beschäftigt, als ein obrigkeitlicher Diener betrunken in sein Zimmer trat und mit lallender Zunge Etwas daherstotterte, was nicht zu verstehen war. Nettelbeck sah ihn verwundert an und mochte wohl in seinem Blicke dem Menschen seine Verachtung zu erkennen geben; denn dieser stieß sogleich einige Grobheiten gegen ihn aus. Nettelbeck erwiderte dieselben ganz kurz dadurch, daß er gelassen das Rasirmesser bei Seite legte, die Thür öffnete und den Trunkenbold bat, sich hinauszutrollen. Diesem aber schwoll der Kamm nun noch mehr; es kam zu unnützen Redensarten; und da Nettelbeck ziemlich kurz angebunden zu sein pflegte, so machte er auch damals nicht viel Federlesens, sondern

packte den Menschen mit derber Seemannsfaust am Kragen und schob ihn etwas unsäuberlich auf die Gasse hinaus. Hierauf kehrte er wieder ruhig zu dem unterbrochenen Geschäfte zurück. Der Diener war von dem Magistrat geschickt worden, dieser fand sich daher natürlich durch die ungebührliche Behandlung desselben beleidigt und beschied den Beleidiger zur Verantwortung vor sich. Nettelbeck erschien, und es wurde durch Fragen, Anklagen und Vertheidigen lange hin- und hergeredet. Da flog mitten in den Verhandlungen plötzlich die Thür auf, und mit Schrecken im Angesicht kam der Stadtzimmermeister hereingestürzt und meldete, daß das hoch angeschwollene Wasser des Persante-Stromes mit jeder Minute eine gewisse hölzerne Brücke fortzureißen drohe, und daß das Unglück nicht mehr abzuwenden sei. Diese Nachricht erschreckte den Magistrat sehr und verursachte einen Stillstand in der Verhandlung. Nach einigen Minuten jedoch wandte sich der Bürgermeister an Nettelbeck und sagte: „Nettelbeck, Sie pflegen ja sonst wohl in manchen Dingen guten Rath zu wissen, zumal wo es in Ihr eigentliches Element einschlägt, wie hier; sagen Sie doch, was ist dabei zu thun?“ Nettelbeck war schon auf dem Gang zum Rathhause, als er an der Brücke vorbei kam, über das voraussichtliche Unglück mit sich zu Rathe gegangen und gab jetzt ganz kurz zur Antwort, er meine, dem Übel sei leicht abzuhelfen, wenn man die Sache so und so angreife. „Das geht! Wahrhaftig, das geht! Nun soll bald geholfen sein!“ rief sogleich der Zimmermeister mit flammenden Augen und eilte zur Brücke zurück. Jetzt gab es um den Rathstisch her abermals eine Stille, bis der Bürgermeister von seinem Stuhle aufstand, die Rathsherrn der Reihe nach ansah und sagte: „Meine Herren! Den Mann sollten wir strafen? Was meinen Sie?“ — „Nein!“ erwiderte der Landrath; „die Sache möge auf sich beruhen! Gehen Sie, Herr Nettelbeck, in Gottes Namen und mit unserm Dank nach Hause.“ Und das that er denn auch, nachdem er zuvor noch selbst an die Brücke gegangen war, ferneren Rath gegeben und das Unglück durch denselben gänzlich abgewendet gesehen hatte.

Nicht lange danach erscholl plötzlich in der Stadt die Nachricht, daß die Leiche eines Glöckners, welcher seit einigen Tagen vermißt wurde, an einer gewissen Stelle des Wallgrabens mitten im Rohre liegend gesehen werde. Voll Mitleids eilte Nettelbeck hinzu

und fand die nahe Brücke mit unzähligen Menschen besetzt, welche Alle nach dem Ertrunkenen gafften, ohne hülfreiche Hand leisten zu wollen; denn damals herrschte noch das häßliche Vorurtheil, daß man sich entehre, wenn man die Leiche eines Menschen anrühre, der sich selbst entleibt habe, und man wußte nicht, ob der Glöckner zufällig ertrunken sei oder sich selbst entleibt habe. „Aber liebe Leute," sagte Nettelbeck zu den ihm zunächst stehenden Bürgern, „warum wird der Leichnam nicht herausgeschafft? Wir wollen da nicht lange säumen! Kommt und helft mir!" Alle verzogen die Mäuler und gaben murmelnd zu verstehen, daß sie sich nicht unehrlich machen und dem Henkersknecht nicht vorgreifen wollten. Nettelbeck trat hierauf zu den Magistrats-Personen, welche er an einer andern Stelle stehen sah, und bat sie, doch zu bewirken, daß der todte Körper aus dem Wasser gezogen werde. „Mein Gott!" versetzte einer von ihnen, „es will's ja Keiner." — „Gut, so will ich's!" war Nettelbeck's Antwort. „Ich allein aber schaffe Nichts. Meine Herren, gebe einer von Ihnen ein gutes Beispiel und helfe mir!" Er sah Einen nach dem Andern an; aber auch sie kehrten ihm Alle den Rücken. Eben so ging es ihm mit einem andern Manne, welchen er hierauf ansprach. Da lief ihm die Galle über, und er begab sich in grollendem Unmuthe nach Hause. Kaum ein Paar Stunden nachher erfuhr er, daß endlich den beiden Bettelvögten befohlen worden sei, den Ertrunkenen aus dem Graben zu holen, daß aber bei dem Versuche der eine von ihnen ebenfalls ins Wasser gestürzt und ertrunken sei. Dies war im Angesicht von mehr als hundert Menschen geschehen, und keiner derselben hatte auch nur einen Finger gerührt, um das neue Unglück zu verhüten oder wieder gut zu machen. Jetzt konnte Nettelbeck noch weniger ruhig bleiben, als vorher. Er eilte wieder auf den Platz. „Liebe Leute," rief er, mitten in das Gedränge eintretend, „jetzt werdet Ihr doch in Euch gegangen sein und Euch schämen, daß solch ein Skandal vor Euren Augen hat geschehen können! Kommt! Helft! Laßt uns wieder gut machen, soviel noch möglich ist!" Als aber auch jetzt Niemand ihm Stand halten wollte, las er ihnen eine derbe Epistel. „Wie?" rief er. „Seid Ihr Menschen? Seid Ihr Christen? Seid Ihr wohl werth, daß Gott seine Sonne über Euch aufgehen läßt? Bei Heiden und Türken und in Ländern, die Nichts von Gott und Jesu Christo wissen, hilft und rettet

doch Einer den Andern, wenn es Leib und Leben gilt?“ Darauf griff er einen Schönfärber an, der ihm gerade in den Wurf kam. „Was meinst Du? Wenn Du oder ich dort lägen, wo diese Unglücklichen liegen: wolltest Du oder ich erst von unehrlichen Händen herausgezogen sein?“ — „Dazu gebe sich ein Anderer her, aber ich nicht!“ antwortete der Färber trotzig und ging seines Weges. Nettelbeck schalt und tobte, richtete aber damit Nichts aus, Er mußte seinen Unmuth in sich schlucken und rannte zürnend nach Hause, um von der ganzen Sache Nichts mehr zu sehen und zu hören. Dort beschied ihn alsbald ein Bote vor den Magistrat. Dieser lag ihm dringend an, die Herausschaffung der Todten zu bewerkstelligen, und obgleich der Magistrat selbst Zeuge war, wie wenig Nettelbeck mit seinem guten Willen und Eifer ausgerichtet hatte, so versprach dieser doch, es von Neuem zu versuchen und sein Möglichstes zu thun.

Als er wieder zu der Brücke kam, stöberte sein bloßer Anblick Alles auseinander, was da stand und Maulaffen feil hielt: sie mochten sich wohl vor einer neuen Strafpredigt fürchten. Während nun Nettelbeck sann, wie ein tüchtiger Mann zu finden sei, der mit ihm Hand anlegte, kam sein alter Freund und ehemaliger Seekamerad, der Brauer Blank, auf der Rückkehr von einem auswärtigen Geschäftsgange dahergeschritten. Nettelbeck theilte ihm in der Kürze das, was ihn drückte, mit und schloß mit den Worten: „Bruder, Du bist ein Mann von meinem Schlage: Du wirst mir helfen!“ — „Ja, das will ich!“ war des braven Mannes Antwort, indem er zugleich seinen Mantelrock auszog und auf das Brückengeländer warf. Beide brachten die Todten glücklich aufs Trockene und erhielten von dem Magistrat einen herzlichen Dank zum Lohn. —

Man wird aus dem bei solchen Gelegenheiten für das allgemeine Beste bewiesenen Eifer Nettelbeck's schon von selbst schließen, daß dieser Mann von seinen Mitbürgern geliebt und geachtet war. Ein Beweis dieser Gesinnung ist die Erwählung Nettelbeck's zu mehren bürgerlichen Ämtern. So wurde er zum Mitglied eines Seegerichts, zum Schiffsvermesser und zu einem der zehn Repräsentanten der Bürgerschaft bei dem Magistrate erwählt. Daß er auch in diesen Ämtern sich um seine Mitbürger verdient zu machen wußte, braucht kaum bemerkt zu werden. So setzte er als Beisitzer

des Seegerichts es durch, daß fortan Niemand mehr zu Colberg als Schiffer oder Steuermann angenommen wurde, der nicht zuvor durch ein wohl bestandenes Examen seine Tüchtigkeit in allen zu seinem Berufe nöthigen Kenntnissen nachwies. Früher kam es sogar zuweilen vor, daß ein Schiffer kaum schreiben konnte, und da dies dem Colberger Schifferstande bei fremden Kaufleuten, die ihre Ladungen nicht gern solchen unwissenden Menschen anvertrauten, sehr nachtheilig war, so erwarb sich Nettelbeck durch jene Einrichtung um seine ehemaligen Standesgenossen ein großes Verdienst. Nicht weniger verdient machte er sich um dieselben einige Zeit nachher, als er sein Haus dem Seegericht in der Art vermachte, daß oben die Versammlung des Gerichts gehalten werden, unten aber eine bedürftige Kaufmanns-Wittwe lebenslängliche freie Wohnung finden sollte. —

Im Jahr 1807 wurde Colberg vom März bis zum Anfang des Juli von den Franzosen belagert, und die Zeit dieser Belagerung umfaßt denjenigen Theil von Nettelbeck's Leben, in welchem er sich am wackersten zeigte. Daß die Festung Colberg damals nicht von den Franzosen genommen wurde, verdankt der preußische Staat dem aufopfernden Patriotismus, dem Muthe und der Einsicht des schlichten Bürgers Nettelbeck, und dieser hat sich dadurch einen Ruhm erworben, der seinen Namen neben denen der Kriegshelden jener Zeit in ganz Deutschland bekannt machte. Wir wollen Einzelnes aus der Geschichte dieser Belagerung herausheben, um die Art und Weise zu zeigen, wie sich Nettelbeck als bloßer Bürger so große Verdienste um die Rettung seiner Vaterstadt erwarb.

Der Zustand der Festung Colberg war kurz vor dem Beginn der Belagerung so traurig, daß sie kaum einen ernstlichen Widerstand leisten zu können schien. Wall und Graben waren verfallen; von Pallisaden fand sich keine Spur mehr; das Geschütz war mangelhaft und zum Theil verdorben; es fehlte an den nöthigsten Bedürfnissen zum Aushalten einer Belagernng; die Besatzung endlich war erschlafft und auch der Zahl nach unzureichend. Dazu kam noch, daß der Commandant, Obrist von Loucadou, alt und abgestumpft war und weder an die Möglichkeit der Erhaltung des Ortes glaubte, noch mit Ernst, Einsicht und Kraft die Vertheidigung begann und fortsetzte. Unter diesen traurigen Umständen

fühlten, als die Belagerung wahrscheinlich wurde, alle Bürger sich von der lebhaftesten Unruhe und Besorgniß ergriffen. Sie berathschlagten unter einander; und weil Nettelbeck einer der ältesten Bürger war, den siebenjährigen Krieg erlebt und in den früheren Belagerungen, neben seinem Vater, freiwillige Adjutanten-Dienste bei dem damaligen Commandanten verrichtet hatte, so wählte man ihn, um das Wort zu führen und als Repräsentant der gesammten Bürgerschaft sich mit dem Commandanten über die Maßregeln zur Vertheidigung des Platzes genauer zu verständigen. Die Bürger von Colberg waren nämlich von der ältesten Zeit her zur Theilnahme an der Vertheidigung verpflichtet; es schwur vormals Jeder seinen Bürgereid mit Ober- und Untergewehr, und er versprach dabei eidlich, daß er mit Gut und Blut die Festung vertheidigen helfen wolle. Die Bürgerschaft war unter dem Commando eines Bürger-Majors in fünf Compagnien vertheilt und hatte zu Zeiten wesentliche Dienste geleistet. Jener Beschluß der Bürger war daher ebenso wenig anmaßend, als die Eröffnung, welche Nettelbeck in ihrem Namen einige Tage nachher dem Commandanten machte. Er erklärte nämlich demselben, die Bürger wären entschlossen, in dieser bedenklichen Zeit mit dem Militär die Mühen und Gefahren zu theilen, sie wollten deßwegen aus ihrer Mitte ein Bataillon von sieben bis achthundert Mann bilden und bäten ihn um die Erlaubniß, sich vor ihm zur Musterung aufstellen zu dürfen; demnächst aber möge er sich ihrer nach Gutdünken zur Vertheidigung bedienen; ihr Wille wäre gut, und sie würden ihre Schuldigkeit thun. Der Commandant erlaubte zwar die Aufstellung des Bürger-Corps, hielt aber, als sie zusammen gekommen waren, die Musterung nicht, sondern ließ ihnen erklären, sie möchten nur wieder nach Hause gehen, er brauche sie nicht. Diese unverdiente Geringschätzung beleidigte die ganze Bürgerschaft natürlich in hohem Grade. Als aber einige Zeit nachher Nettelbeck den Beistand der Bürger zur Herstellung der Pallisaden, zum Schanzen-Graben und zu ähnlichen Dienstleistungen anbot, und der Commandant auch dies zurückwies, so wurden ihm die Herzen der Bürger nicht nur ganz abwendig, sondern sie schöpften auch Argwohn und glaubten, man meine es nicht redlich mit der Vertheidigung der Stadt und denke vielleicht selbst an Übergabe und Verrath. Die Bürger beschlossen daher, gegen solcherlei Pläne auf ihrer Hut zu sein,

und wählten einen Ausschuß, dessen Mitglieder wechselsweise bei Tag und Nacht an den drei Stadtthoren stehen und auf Alles, was aus- und eingehe, ein wachsames Auge haben sollten. Später, als die Belagerung begonnen hatte und der Feind die Festung mit Nachdruck angriff, hielt es die Bürgerschaft für ihre Pflicht, nochmals ihre Theilnahme an der Vertheidigung anzubieten, und damals nahm der Commandant, von der Noth gedrängt, ihre Dienste endlich an.

Nettelbeck, trotz des Commandanten Betragen gegen die Bürger in seinem Eifer nicht erkaltend, stellte demselben nicht lange vor dem Beginn der Belagerung nach genommener Verabredung mit seinen Freunden vor, wie gute Dienste bei früheren Belagerungen eine jetzt verfallene Schanze geleistet habe, welche eine Viertelmeile vor der Stadt lag. Er erklärte ihm, die Bürger seien, wenn er Nichts dawider habe, bereit, diese Schanze herzustellen, und erwarteten dazu nur seine nähere Anweisung. Der Commandant nahm auch dieses Anerbieten höhnisch auf, erklärte aber endlich, was außerhalb der Stadt geschehe, kümmere ihn nicht, die Festung innerlich werde er zu vertheidigen wissen; draußen aber möchten sie schanzen, wie und wo sie wollten. Die Bürgerschaft ließ sich durch diese sonderbare Antwort in ihrem guten Willen nicht irre machen: nicht nur alle Bürger, sondern auch viele Gesellen, Lehrjungen und Dienstboten zogen zum Schanzen-Graben hinaus. Nettelbeck nahm sogar, um die Sache möglichst zu beschleunigen, noch mehr Arbeiter gegen Lohn an und bezahlte sie mit seinem eigenen Gelde. Er gab, da er das alte Werk noch gesehen hatte, die Art an, wie bei der Arbeit verfahren werden sollte, und in Kurzem war die Schanze hergestellt. — Ebenso besserte Nettelbeck theils auf eigene Kosten, theils mit Hülfe der Bürgerschaft die Dämme und Schleusen aus, welche dazu dienten, eine weite Fläche um die Festung her unter Wasser zu setzen.

Auch um die frühzeitige Anschaffung der nöthigen Lebensmittel kümmerte sich der Commandant nicht; und doch zehrte seither der größte Theil der Einwohner nur von einem Markttage zum andern und konnte also, wenn nicht zur rechten Zeit Vorräthe angeschafft wurden, unmöglich eine auch noch so kurze Umzingelung der Stadt aushalten. Nettelbeck hielt es deßwegen für gut, von Haus zu Haus zu gehen und den Bestand an Lebensmitteln

aufzuschreiben. Außerdem begab er sich in die nächsten Dörfer, um unter dem Schein, als wenn er Korn und Schlachtvieh kaufen wollte, zu erforschen, was an jedem Orte in dieser Gattung vorhanden war. Alles dies brachte er in ein Verzeichniß und überreichte dasselbe dem Commandanten, damit er danach die nöthigen Maßregeln ergreifen könne. Aber dieser nahm die gut gemeinte Vorstellung Nettelbeck's sehr übel auf und wies ihn mit harten Worten ab.

In einer so kläglichen Lage befand sich die Bürgerschaft, als die baldige Ankunft des Feindes und der Beginn der Belagerung immer wahrscheinlicher wurden. Dem braven Nettelbeck blutete das Herz, wenn er den Zustand seiner Vaterstadt betrachtete. Er war seiner ganzen Natur nach nicht dazu gemacht, klägliche Verhältnisse gelassen mit anzusehen, am wenigsten aber, wenn es das Vaterland und die Vaterstadt galt. Er fühlte sich auch jetzt gedrungen, Alles zur Hülfe aufzubieten, und entschloß sich deßwegen, zu dem König selbst zu reisen und ihm Colberg's Noth vorzustellen. Er miethete zu diesem Zwecke ein Fahrzeug, setzte es in den erforderlichen Stand und wartete nur noch einen günstigen Wind ab, um unverzüglich in See zu stechen und nach Königsberg zu fahren. Die Ausführung dieses Vorsatzes unterblieb jedoch, weil gerade in diesem Augenblick der Kriegsrath Wisseling, ein wackerer, patriotischer Mann, in Colberg eintraf. Ihm theilte Nettelbeck alle seine Sorgen und Bedenken mit, und Wisseling, der nach wenigen Tagen wieder abreiste, übernahm es, dem Könige Alles vorzutragen.

Bald kam auch der Lieutenant von Schill, ein tapferer und ächt deutscher Mann, der sich in den Kriegen gegen die Franzosen so großen Ruhm erwarb, nach Colberg. Mit ihm wurde Nettelbeck eng befreundet, und Schill wirkte vereint mit dem wackeren Bürger zur Erhaltung der Festung. Sie beschlossen gleich Anfangs, eine neue Schanze an der Mündung des Persante-Flusses zu errichten, und Nettelbeck gab vierhundert Thaler von seinem eigenen Vermögen her, um die dazu nöthigen Arbeiter zu bezahlen. Schill besetzte die Schanze mit den ihm zuströmenden Freiwilligen, und Nettelbeck sorgte für den Unterhalt dieser Mannschaft; denn der Commandant kümmerte sich nicht um sie.

Nicht lange nachher kam der Kriegsrath Wisseling wieder in Colberg an. Er war vom Könige beauftragt, für die gehörige

Verpflegung der Festung Sorge zu tragen. Auf seinen Befehl zogen ganze Heerden Schlachtvieh und viele mit Getreide, Stroh und Heu beladene Wagen zu den Thoren der Stadt ein, und die Festung war bald mit dem nöthigen Vorrath an Lebensmitteln versorgt. Auch ein tüchtiger Krieger wurde in der Person des Hauptmanns von Waldenfels von dem Könige geschickt, um als Vice-Commandant dem Obristen von Loucadou zur Seite zu stehen.

Im Anfange des März 1807 erschien der Feind in der Nähe von Colberg und begann die Umzingelung des Platzes. Nettelbeck bewog damals die Bürgerschaft, noch schnell eine neue Schanze, welche ihm nöthig schien, aufzuwerfen; es wurde an derselben Tag und Nacht gearbeitet, und schon am fünften Tage war sie vollendet. Dem Commandanten, welcher die Arbeit der Bürger wieder mit spöttischem Lächeln ansah, erklärte damals Nettelbeck in seinem Feuer-Eifer für die Sache des Vaterlands, Colberg könne und müsse dem Könige erhalten werden, es koste, was es wolle; man habe Brod und Wasser, und was noch fehle, könne zur See zugeführt werden; die Bürger seien entschlossen, die Stadt nicht übergeben zu lassen, wenn auch alle ihre Häuser zu Schutthaufen würden; und es solle Niemand wagen, von einer Übergabe zu reden.

Die von der Bürgerschaft zuerst aufgeworfene Schanze wurde gleich in der ersten Zeit der Belagerung von dem Feinde nach einem hitzigen Gefechte genommen. Nettelbeck war beim Kampfe zugegen gewesen und hatte gesehen, daß bei dem Rückzug der preußischen Soldaten mehre derselben todt oder verwundet auf dem Felde liegen blieben. Es jammerte ihn der Letzteren; aus eigenem Antrieb ging er daher, ein weißes Tuch in der Hand haltend, zu den feindlichen Vorposten und bat um die Erlaubniß, dieselben nach der Stadt abholen zu dürfen. Als man ihm dies nach langem Hin- und Herfragen endlich zugestanden hatte, eilte er in die Vorstadt zurück, nahm daselbst drei mit Stroh belegte Wagen und fuhr mit ihnen unter dem Geleite einiger französischen Soldaten auf dem Felde umher, wo er neun Verwundete und fünf Todte fand. Die Letzteren fuhr er auf den nahen Kirchhof, die Ersteren aber in ein Lazareth. Seitdem machte er sich's zu einem besonderen Geschäfte, den verwundeten Landsleuten auf diese Weise

beizustehen, und oft war er, wenn es in ein lebhaftes Feuer hineinging und die Knechte aus Angst fortliefen, allein der Wagenführer.

Am 14. März wurden die ersten Kanonenschüsse aus der Festung gegen den Feind abgeschossen, und am 15. erschien ein Parlamentair*) mit einem Trompeter und zwei Gardisten in der Stadt. Jener unterhielt sich lange Zeit mit dem Commandanten in einem verschlossenen Zimmer, ohne daß weder der Vice-Commandant, noch sonst ein Officier der Garnison zugegen war. Hierauf sprach er in dem Hofe der Commandanten-Wohnung ebenfalls ohne Zeugen und lange Zeit mit einem verdächtigen Manne der Stadt. Unterdessen waren der Trompeter und die Gardisten ohne Aufsicht in der Festung umhergegangen; nur ein Unter-Officier der Garnison, welcher zwei Tage nachher zum Feinde überging, begleitete sie. Nach ihrer Rückkunft in die Commandanten-Wohnung gingen sie mit dem Parlamentair wieder in das feindliche Lager. Am Abend des folgenden Tags stand plötzlich das Haus des Commandanten in Flammen, ohne daß die bis jetzt von dem Feinde geworfenen Granaten weiter, als bis in den Stadtgraben, hatten gelangen können. Alle diese Umstände erregten bei der Bürgerschaft den größten Argwohn gegen den Commandanten. Nettelbeck und zwölf andere Bürger, eine vielleicht mit dem Parlamentair verabredete nächtliche Überrumpelung befürchtend, beschlossen, sogleich eine Runde um die Stadtwälle zu machen und die Vertheidigungs-Anstalten mit eigenen Augen zu besichtigen. Wie waren sie erstaunt, als sie auf der ganzen Runde nur sieben Schildwachen auf den Batterien antrafen! Sie eilten dem Commandanten die Anzeige davon zu machen, damit bessere Anstalten getroffen würden. Der aber war längst aus seinem brennenden Hause geflüchtet und hatte sich in das Posthaus einquartiert. Nettelbeck und seine Gefährten gingen also schleunig dorthin und ließen dem Commandanten sagen, die Bürger-Patrouille wolle ihn sprechen, um etwas Hochwichtiges anzumelden. Die Antwort, welche sie erhielten, war: der Herr Obrist habe sich bereits zur Ruhe begeben und lasse sich heute nicht mehr sprechen. Welch unerhörte Seelenruhe eines Festungs-Commandanten, der den Feind

*) D. h. ein Unterhändler.

vor den Thoren hat, und dessen Haus in Flammen steht! Dieser Brand wurde übrigens gegen drei Uhr Morgens gelöscht; die Bürger setzten ihre Umgänge die ganze Nacht hindurch fort, und der Feind verhielt sich ruhig.

Man wird leicht ermessen, wie es bei diesen Umständen den Bürgern zu Muthe war; aber man wird auch begreifen, daß ein Mann wie Nettelbeck dabei nicht ruhig bleiben konnte. Er beschloß, schnelle und genügende Abhülfe zu schaffen; und da er innerhalb der Festung die Möglichkeit dazu nicht fand, so schrieb er gleich am Morgen nach jener Nacht an den König selbst. Er setzte Alles, was ihm in den letzten Tagen unrecht und bedenklich vorgekommen war, auseinander und fügte die dringende Bitte hinzu, Se. Majestät möge der Festung einen anderen und braven Commandanten senden. Dieses Schreiben wurde einige Tage nachher abgeschickt und gelangte glücklich an den König.

Die Belagerung ging ihren Gang fort; es gab Scharmützel und Plänkeleien, kleine Ausfälle und Überrumpelungen; der Feind rückte mit seinen Werken immer näher und warf Kugeln in die Festung. Eines Tages befand sich Nettelbeck mit vielen Bürgern auf dem Markte, wo der Commandant ihnen Befehle austheilte. Nettelbeck und einige Anderen sprachen gerade mit dem Letzteren, als eine Bombe zwanzig bis dreißig Schritte von ihnen niederfiel und zersprang. Bei dem Knall sah sich der Commandant mit etwas verwirrten Blicken um und sagte: „Meine Herren, wenn das so fortgeht, so werden wir doch noch zu Kreuze kriegen müssen!“ Dieses Wort empörte Nettelbeck's ganzes Gemüth, und er ließ sich leider zu einer That hinreißen, die, obgleich aus dem reinsten Gefühle hervorgegangen, doch nichts weniger als gut zu heißen ist, und welche er selbst später tadelte und bereuete. Er zog seinen Degen und schrie, die Spitze desselben gegen den Commandanten richtend: „Halt! Der Erste, der wieder von „zu Kreuze kriechen“ und von Übergabe spricht, stirbt des Todes von meiner Hand, sei er auch, wer er wolle! Laßt uns brav und ehrlich sein, oder wir verdienen wie die Memmen zu sterben!“ Sogleich faßte einer der Umstehenden den ergrimmten Nettelbeck und zog ihn zurück, während ein Anderer den Commandanten verhinderte, seine Hände zu gebrauchen, welche gleichfalls nach der Klinge fuhren. Der Commandant befahl, augenblicklich Nettelbeck zu arretiren, und erklärte,

daß er über denselben ein Kriegsgericht halten und ihn am nächsten Tage erschießen lassen wolle. Die Bürgerschaft gerieth darüber in die größte Bewegung; man bestürmte den Commandanten mit Bitten, und dieser gab nach langem Sträuben endlich mit den Worten nach: „Gut! gut! So mag der alte Bursche dies Mal laufen! Aber er hüte sich, daß ich ihn nicht wieder fasse!“ So war denn der Hitzkopf, dessen größter Fehler es jederzeit war, bei einer Unbilde oder sonstigen Schlechtigkeit nicht allein einen edlen Unwillen zu empfinden, sondern in Feuer und Flammen zu gerathen und sich sogar bis zur äußersten Übereilung hinreißen zu lassen, auch dieser Gefahr glücklicher entronnen, als man bei der Größe seines Verbrechens hätte erwarten sollen!

Von der ganzen Besatzung hatten Schill's Soldaten, welche die von ihm und Nettelbeck aufgeworfene Schanze vertheidigten, am meisten zu leiden; denn sie lagen Tag und Nacht unter freiem Himmel, mußten, um die unausgesetzten Angriffe der Feinde zurückzuschlagen, fast beständig auf den Beinen sein und ermangelten dabei gewöhnlich der Mittel des Unterhalts. So brave Leute in ihrer Noth zu unterstützen, lag Keinem mehr am Herzen, als unserm Nettelbeck. Ein Tonnenkessel mit Kartoffeln und anderem Gemüse kam bei ihm nie vom Feuer, und die zubereitete Speise ward zu ihnen hinausgefahren. Oft ließ Nettelbeck den ganzen Vorrath der Bäcker und Metzger für sie aufkaufen; oft ging er von Haus zu Haus und bat, daß für seine Schill'schen Kinder in der Schanze Etwas gekocht werde. In der That betrachteten dieselben ihn auch als ihren Vater und nannten ihn ihren Brod- und Trankspender; und wenn er zu ihnen kam, ward er gewöhnlich mit kriegerischer Musik empfangen. Nicht selten ritt er, wenn sie zu irgend einem Angriff ausrückten, auf seinem Pferdchen neben ihnen her und suchte ihnen guten Muth einzusprechen, oder er stimmte, obgleich er nicht von sangreicher Natur war, mit seiner Rabenkehle das Liedchen an: „Halt't Euch wohl, Ihr preuß'schen Brüder!“ — wobei Alle lustig und guter Dinge wurden. Auch wußten sie, daß, wenn es Verwundungen oder sonst ein Unglück geben sollte, ihr alter Freund schon in der Nähe zu finden sein würde. —

Ein mit der Belagerung nicht in Verbindung stehender Auftritt, welchen Nettelbeck in der Mitte des April erlebte, verdient

bemerkt zu werden. Ein Sonderling nämlich, der als Staatsgefangener in Colberg lebte und das Recht hatte, innerhglb der Festung frei umherzugehen, verging sich eines Abends im Zustande der Trunkenheit an der Bürger-Patrouille und wurde deßwegen auf die Hauptwache in Verwahrsam gebracht. Nettelbeck kam zufällig auch dahin und hörte den Mann in englischer Sprache über den König und Alles, was preußisch war, schimpfen. Hatte sich nun der Gefangene vielleicht darauf verlassen, daß seine Zuhörer ihn nicht verstehen würden, so war er um so mehr verwundert, als Nettelbeck, der jene Lästerung nicht geduldig anhören konnte, ihm ebenfalls in englischer Sprache sagte: jene Worte würden ihm, wenn er sie zu Deutsch über seine Lippen hätte gehen lassen, leicht den Kopf gekostet haben, und er werde deßwegen wohlthun, sich Zaum und Gebiß anzulegen. Kaum hatte der Erzürnte diese Worte aus Nettelbeck's Munde gehört, als er plötzlich ein ganz anderer Mann wurde. Er umarmte Nettelbeck, küßte ihn und betheuerte, daß er für Alles, was nur einen englischen Klang habe, Leib und Leben lasse. Sofort waren auch Beide die besten Freunde. Bald darauf forderte der Gefangene Feder und Papier, um an den Commandanten zu schreiben und Beschwerde über seine Verhaftung zu führen. Beides ward ihm gereicht, um sein heftig aufgeregtes Gemüth zu beruhigen. Die Feder tanzte sogleich lustig auf dem Papiere hin. Indem nun Nettelbeck von Zeit zu Zeit über die Schulter des Mannes hinweg in das Geschreibsel blickte, nahm er wahr, daß der Inhalt mit Schmähungen und harten Vorwürfen angefüllt und deßwegen nicht geeignet war, dem Schreiber die Gunst des Commandanten zu erwerben. Um also ferneres Unheil zu verhüten, sagte Nettelbeck, da die Blattseite gerade voll geschrieben war: „Nun ist's wohl Zeit, auch Sand darauf zu streuen!“— nahm das volle Dintenfaß und goß es über das Geschreibsel hin. Der Mann stutzte; alle Andern lachten. Endlich lachte auch er mit, schüttelte Nettelbeck's Hand, und sein Ärger war verschwunden.

In den letzten Tagen des April langten mehre Schiffe mit vieler Mannschaft zur Verstärkung der Besatzung an. Damals suchte eines Tages Nettelbeck den Vice-Commandanten, um ihm ein die Vertheidigung betreffendes Anliegen vorzutragen. Man sagte ihm, daß derselbe wegen eines von Danzig angekommenen Schiffes in den Hafen gegangen sei, und Nettelbeck eilte ihm dahin

nach. Er war noch auf dem Wege begriffen, als ihm der Vice-Commandant begegnete. Neben ihm ging ein unbekannter Mann, welcher mit dem Schiffe gekommen zu sein schien. Nettelbeck zog, da sein Anliegen eilig war, den Vice-Commandanten bei Seite, um es ihm, ohne daß der fremde Herr Etwas davon hörte, ins Ohr zu flüstern. Waldenfels aber lächelte zu seiner Vorsicht und sagte: „Kommen Sie nur! In meiner Wohnung wird ein bequemerer Ort dazu sein!“ Als sie daselbst angekommen waren, wandte sich der Hauptmann zu Nettelbeck mit den Worten: „Freuen Sie Sich, alter Freund! Dieser Herr hier, der Major von Gneisenau, ist der neue Commandant, den uns der König geschickt hat.“ Zu Gneisenau aber sagte er: „Dies ist der alte Nettelbeck!“ Ein freudiges Erschrecken fuhr unserm Nettelbeck durch alle Glieder; sein Herz schlug hoch im Busen, und die Thränen stürzten ihm unaufhaltsam aus den Augen. Er fiel in tiefer Rührung vor dem neuen Schutzgeist auf die Kniee, umklammerte ihn und rief: „Ich bitte Sie um Gottes willen, verlassen Sie uns nicht! Wir wollen Sie auch nicht verlassen, so lange wir noch einen warmen Blutstropfen in uns haben, sollten auch alle unsere Häuser zu Schutthaufen werden! So denke ich nicht allein; in uns Allen lebt nur ein Sinn und Gedanke: die Stadt darf und soll dem Feinde nicht übergeben werden!“ Der Commandant hob ihn freundlich auf und tröstete ihn mit den Worten: „Nein, Kinder, ich werde Euch nicht verlassen, und Gott wird uns helfen!“

So war denn durch die Ankunft eines neuen, durchaus tüchtigen Befehlshabers der Stadt Colberg ein Stern des Heils aufgegangen! Nettelbeck führte den neuen Commandanten, seinem Wunsche gemäß, sogleich in den Vertheidigungswerken der Festung umher, und am folgenden Tage stellte sich derselbe zur allgemeinen Freude der Garnison als ihren zukünftigen Anführer vor. Der seitherige Commandant legte nach des Königs Befehl sogleich seine Stelle nieder und lebte die übrige Zeit der Belagerung hindurch als Privatmann zu Colberg. Die Belagerung und die Vertheidigung wurden von jetzt an mit ungleich größerem Nachdruck geführt, da auch der Feind einige Tage vorher sein längst erwartetes schweres Geschütz erhalten hatte. Bald darauf erschienen zum großen Trost der Belagerten eine schwedische Fregatte von sechs und vierzig Kanonen und ein kleines englisches Schiff von achtzehn

Kanonen und legten sich auf der Colberger Rhede vor Anker. Sie waren von ihren mit Preußen verbündeten Regierungen angewiesen, die Colberger in ihrer Vertheidigung zu unterstützen, und leisteten im ferneren Verlauf der Belagerung gute Dienste. Ebenso kamen in der ersten Hälfte des Mai zur See neue Truppen an, und die Besatzung wurde dadurch auf eine Zahl von siebentausend Mann gebracht. Ihnen gegenüber standen, wenigstens gegen das Ende der Belagerung, 20 bis 24,000 Franzosen.

Am 19. Mai fuhren drei Schiffe mit Kriegsbedürfnissen, welche von der englischen Regierung den Colbergern geschickt waren, vor dem Hafen hin und her und thaten verschiedene Schüsse, um anzuzeigen, daß sie Lootsen zur Leitung und sicheren Einfahrt in den Hafen bedürften. Das Wetter war stürmisch, und kein Lootse wagte sich deßwegen in die See. Nettelbeck war auf die erhaltene Kunde von der Ankunft der Schiffe sogleich hinausgeeilt. Er fragte, warum denn die Lootsen noch nicht in See gegangen wären. Es sei nicht möglich, daß bei solchem Wetter ein Boot sich hinauswagen könnte, war die Antwort. „Möglich oder nicht!“ rief Nettelbeck mit Feuer; „es muß versucht werden! Übrigens sehe ich auch nicht einmal ein, daß das Ding so gar halsbrechend wäre. Ich will selbst hinfahren.“ Zugleich forderte er einige der um ihn stehenden Schiffer zur Theilnahme auf. Diese schöpften Muth, bestiegen mit Nettelbeck ein Lootsen-Boot und brachten trotz aller Gefahr die Schiffe glücklich vor Anker. —

Beim Fortgange der Belagerung leistete Nettelbeck der Stadt einen neuen Dienst durch die Überschwemmung der nächsten Umgebung der Festung, welche unter seiner Leitung so stark als möglich bewirkt wurde und den Feind hinderte, seine Laufgräben näher zu führen. Außerdem sorgte er für die Unglücklichen, welche wegen der Abbrennung vieler Häuser ohne Obdach in den Straßen umherirrten und den feindlichen Kugeln ausgesetzt waren, indem er einen feuerfesten Wohnort ausfindig machte und mit Erlaubniß des Commandanten die Heimathlosen in demselben unterbrachte. Ein anderes Übel, an welchem die Stadt litt, wurde ebenfalls durch Nettelbeck gehoben. Es fehlte nämlich in der Festung nach und nach immer mehr an Scheidemünze, und dieser Mangel erschwerte den Verkehr unglaublich und machte die regelmäßige Zahlung der Löhnung an die Soldaten fast unmöglich. Vergeblich hatte man

schon mehrmals diesem Übel auf verschiedene Weise abzuhelfen gesucht. Da erinnerte sich Nettelbeck, daß er vor Zeiten in Surinam eine Art Papiergeld gesehen hatte, welches von den Pflanzern bei einem ähnlichen Mangel zur Erleichterung des kleinen Verkehrs eingeführt worden war, und er empfahl dieses Mittel dem Commandanten. Sein Vorschlag wurde angenommen und durch eine eigens dazu ernannte Commission ausgeführt. Billets von zwei, vier und acht Groschen im Werthe, mit dem obrigkeitlichen Stempel versehen, ersetzten das fehlende Metallgeld, bis sie am Ende der Belagerung wieder eingelöst wurden.

Am 14. Juni ging bei den hartbedrängten Belagerten die Meldung ein, daß ein englisches Schiff, mit Geschütz beladen und nach Colberg bestimmt, in die Nähe der Rhede gekommen, aber durch das stürmische Wetter ostwärts zu nahe an die Küste getrieben worden sei und in Gefahr stehe, entweder zu stranden und so den Franzosen in die Hände zu fallen, oder doch von ihnen mit Booten geentert zu werden. Nettelbeck eilte, als er dies hörte, in den Hafen, um zur Rettung des Schiffes Rath zu schaffen. Dort fand er, wie vier Wochen vorher bei dem erwähnten ähnlichen Vorfalle, viel Fragen und Berathen, aber keinen Entschluß. Die Lootsen wiesen auf die stürmische See und wollten die Fahrt zu dem Schiffe nicht wagen; allein es mochte ihnen wohl noch mehr vor den Franzosen, als vor dem empörten Elemente grauen. Nettelbeck schalt sie, und das nicht wenig. Als dies bei den Memmen nicht anschlug, wendete er sich, um sie zu beschämen, auf der Stelle an vier ihrer Weiber, welche nach Colberger Brauche des Ruderns beim Beladen und Entladen der Schiffe wohl erfahren und handfest waren. „Trine und ihr Andern!“ rief er; „wollt Ihr mit?“ — „Flugs und gern, Herr, wenn Er geht!“ Dann packte Nettelbeck noch einen der Lootsen, dem er den meisten Muth zutraute, am Arme, zog ihn, gern oder ungern, ins Boot, und heidi! ging es hinaus in die See. Das böse Wetter machte ihnen zwar viel zu schaffen, aber endlich gelang es doch, das Schiff in den Hafen zu bringen. Fünf und vierzig Kanonen nebst einer Menge Kugeln und Granaten wurden ausgeladen und im Triumphe in die Festung gefahren.

In der Nacht des 15. Junius wurde unter Anführung des Hauptmanns von Waldenfels ein Ausfall gemacht, um eine vor

Kurzem verlorene Schanze wieder zu erobern. Nettelbeck folgte nach gewohnter Weise dem dazu bestimmten Bataillon mit einigen Wagen nach, um für die Verwundeten Sorge zu tragen. Das Unternehmen gelang anfangs durch den Muth der Soldaten und durch die Begünstigung der Nacht vollkommen; die Schanze wurde erobert, ein französischer Obrist, mehre anderen Officiere und gegen dreihundert Gemeine wurden zu Gefangenen gemacht, und die Anführer des feindlichen Heeres getödtet. Allein auch die Sieger erlitten schwere Verluste; denn der wackere Waldenfels, welcher im Sturme zuerst die Höhe der feindlichen Brustwehr erstiegen hatte, fiel, von einer Kugel durchbohrt, entseelt nieder; eine neue feindliche Colonne rückte unverzüglich gegen die verlorene Schanze heran und drängte das preußische Bataillon wieder aus derselben in die Stadt zurück. Die Belagerten hatten zwanzig Mann an Todten und Verwundeten eingebüßt. Die Letzteren nahm Nettelbeck mit schwerer Mühe in seine Wagen auf. Um die Ersteren abzuholen, ging er am Morgen zu den feindlichen Vorposten und bat um die Erlaubniß dazu. Man gab ihm dieselbe, und so brachte er die tapfern Gefallenen in die Stadt und zu Grabe. Dem braven Waldenfels ließ Nettelbeck nach der Aufhebung der Belagerung aus freien Stücken und auf eigene Kosten einen schönen, sieben Fuß hohen Grabstein setzen, auf welchem außer dem Namen „Waldenfels“ die Angabe seiner Militär-Würden und des Tages, an welchem er den Ehrentod gestorben, eingegraben war. Die hohe Achtung, welche Nettelbeck gegen diesen patriotischen und tapferen Mann hegte, bestimmte ihn, dicht neben die mit diesem einfachen Denkmale gezierte Grabstätte seine eigene machen zu lassen.

Am 29. Junius wurde Nettelbeck von dem Commandanten in das feindliche Haupt-Quartier geschickt, um den Feind zu vermögen, dasjenige Gebäude der Stadt, in welchem die verwundeten und gefangenen Franzosen untergebracht waren, mit seinen Schüssen zu verschonen. Der feindliche Commandant genehmigte die Bitte, und Nettelbeck kehrte, wie er gekommen war, mit verbundenen Augen zur Stadt zurück.

Mit dem 1. Julius begann der Feind, die Stadt aus allen seinen Feuerschlünden zu beschießen, und setzte dieses Bombardement bis zum Nachmittag des folgenden Tages ununterbrochen fort. Schlag auf Schlag erdonnerte das Geschütz der Belagerer und der

Belagerten; unzählige Bomben und Granaten fuhren in hellen Bogen in die Stadt und zersprangen auf Straßen und Dächern; hier stürzte ein Gebäude ein, dort ging ein anderes in helle Flammen auf; jammernd und wehklagend wogte eine Menge Menschen, welche aus den zerschmetterten oder brennenden Häusern geflohen waren, auf den Straßen umher und ward von Tod und Verstümmelung verfolgt. Schrecken ergriff anfangs die Gemüther aller Einwohner Colberg's; aber der immer zunehmende Jammer erzeugte trotz der ringsum drohenden Gefahr alsbald bei Vielen eine Gleichgültigkeit, welche Nichts mehr zu Herzen nahm; denn die fortwährende Spannung des Gemüths durch Angst und Sorge, sowie die Anstrengung und Schlaflosigkeit zog eine Erschöpfung der Kräfte nach sich, welche das Gefühl so sehr abstumpfte, daß nur noch das Bedürfniß der Ruhe empfunden wurde. Auch Nettelbeck ward von dem Unglück dieser verhängnißvollen Tage heimgesucht; aber selbst in dieser schrecklichen Zeit erhielt er, wie immer, seinen Muth aufrecht und war rathend und helfend für seine Mitbürger besorgt. Eine Bombe war, durch den Giebel seines Hauses einschlagend, bis in den Keller hinabgefahren, hatte, indem sie daselbst platzte, mehre Fässer zersprengt und so sieben Orhoft*) Branntwein vernichtet. Außerdem war die ganze Eingangsflur aufgerissen worden und eben so wenig irgend eine Fensterscheibe, als ein Ziegel des Daches unbeschädigt geblieben. Nettelbeck vergaß das eigene Unglück, um für die Abwehr des fremden sorgen zu können. Ihm verdankt seine Vaterstadt unter Andern die Erhaltung des Rathhauses, welches nebst dem Stadt-Archive und andern Sachen von Werth in jenen Tagen ein Raub der Flammen geworden wäre, wenn nicht Nettelbeck's unermüdete Thätigkeit es gerettet hätte. Eine Bombe fuhr in dieses Gebäude und steckte es in Brand. Nettelbeck, der sich in der Nähe befand, eilte sogleich zur Löschung des Brandes herbei, fand aber keine menschliche Seele zur Hülfe bereit: so sehr waren Alle entweder abgemüdet und erschlafft oder um die Rettung ihres eigenen Lebens und Vermögens bemüht. Nettelbeck rannte hierhin und dorthin zu den nächsten Bekannten,

*) Orhoft oder Orthoft, ein Weingefäß von zweierlei Art oder Gebinde: das englische und das von Bordeaux halten drei Eimer, das niederländische hingegen nur die Hälfte, d. h. etwas über 1½ Ohm oder 140 Quart.

um sie zu Hülfe zu rufen; aber schlaftrunken und ohne Gefühl für das drohende Unglück hörten sie eben so wenig auf sein Bitten und Ermahnen, als auf sein Toben und Schelten. Zur Brandstätte zurücklaufend, forderte Nettelbeck Jeden, der ihm begegnete, zur Hülfe auf; allein kaum Einer oder der Andere achtete auf sein flehentliches Ermahnen. Ein vierschrötiger Kerl, welchem Nettelbeck einen gefüllten Löscheimer zum Tragen aufdrang, nahm denselben und schlug ihn sammt seinem nicht gar sauberen Inhalt geradezu an Nettelbeck's Kopf, so daß dieser fast die Besinnung verlor. Alles dies jedoch achtete der wackere Mann weniger, als das Unglück, welches der Stadt in dem Rathhause bevorstand. Da er nun unter den erwähnten Umständen wohl einsah, daß eine wirksame Hülfe nur vom Militair zu erwarten sei: so eilte er in das nächste Wachthaus, um den daselbst commandirenden Officier um schleunigen Beistand zu bitten. Wild stürmt er in das halbdunkle Wachtzimmer. Er sieht auf der hölzernen Pritsche sich eine Gestalt regen, welche er zwar nicht erkennt, aber für den Mann hält, den er sucht. „Bester Mann," redet er den Liegenden an, „zu Hülfe, zu Hülfe! Das Rathhaus steht in Flammen!" Aufspringend schlägt der Officier die Hände zusammen und spricht: „Ach, Du armer Nettelbeck!" Jetzt erst erkennt Nettelbeck den Mann — es ist der edle Gneisenau, der in beharrlicher Thätigkeit seit Wochen seine Kleider nicht abgelegt hatte und jetzt nur auf wenige Stunden aus dem heftigsten Kugelregen zurückgekommen war, um in einem ärmlichen Gemache, auf einer Pritsche die erschöpften Glieder auszuruhen. Dieser treffliche Commandant schickt sogleich einen Tambour aus; die Lärmtrommel wird gerührt; Soldaten erscheinen; Patrouillen durchziehen die Straßen; kräftigere Löschanstalten werden in Bewegung gesetzt, und der Brand ist nach einiger Zeit wenigstens soweit unterdrückt, daß die Hälfte des Gebäudes gerettet ist.

In der dritten Nachmittags-Stunde des 2. Julius schwieg zum Staunen der Belagerten plötzlich das feindliche Geschütz, und eine öde Stille folgte auf den ununterbrochenen Donner dieses und des vorhergehenden Tages. Niemand begriff den schnellen Wechsel. Da nahte zur noch größeren Verwunderung der Belagerten ein feindlicher Parlamentair in Begleitung eines — preußischen Officiers dem Thore der Stadt. Beide wurden eingelassen, und — „Friede! Kolberg ist gerettet!" ertönte es von den Lippen des Letztern. Zu

Tilsit war ein Waffenstillstand zwischen Preußen und Frankreich dergestalt geschlossen worden, daß alles das, was die beiderseitigen Heere bei dem Empfang der Nachricht von diesem Waffenstillstand in Besitz hätten, ihnen verbleiben sollte. Dies war auch der Grund, warum die Belagerer, welche die Sache schon früher wußten, in den letzten zwei Tagen Alles aufgeboten hatten, um die Stadt zur Übergabe zu zwingen. Jener preußische Officier war zur Einstellung der Feindseligkeiten aus Tilsit abgeschickt worden, und in Folge des abgeschlossenen Waffenstillstandes, welchem alsbald ein förmlicher Friede folgte, hatte gleich nach seiner Ankunft im feindlichen Haupt-Quartier die Beschießung Colberg's aufhören müssen. —

Nettelbeck's Lage war nach der Aufhebung der Belagerung nichts weniger als erfreulich. Sein ganzes baares Vermögen war theils durch die Bezahlung von Schanzenarbeitern, theils durch Ausgaben für die Erquickung und Verpflegung von Soldaten ausgegeben; sein Haus hatte durch das Bombardement bedeutend gelitten; eine Scheune vor der Stadt, welche ihm gehörte, war niedergebrannt, ein Garten, den er ebendaselbst besaß, war durchaus verwüstet und das Gartenhäuschen abgebrochen worden; von den Vorräthen seines Gewerbes war Nichts mehr übrig; um dasselbe wieder herzustellen, und zur Ausbesserung seiner zerstörten Wohnung fehlte es ihm an Geld. Dieser eigene Verlust schmerzte jedoch den braven Mann nur wenig im Bewußtsein dessen, was zum Besten seiner Vaterstadt und seines Vaterlandes dadurch gewonnen worden war, und im Gedanken an das, was alle seine Mitbürger erlitten hatten. Hatte er ja doch auch das Bewußtsein, wacker gehandelt zu haben, und durch dasselbe das sichere Vertrauen, daß ihn Gott nicht verlassen würde.

Vier Wochen nach dem Ende der Belagerung erhielt Nettelbeck von seinem Könige die goldene Verdienst-Medaille und ein Kabinets-Schreiben, in welchem ihm der Fürst für das, was er zur Rettung Colberg's gethan hatte, dankte. Im December des Jahres 1809 reiste Nettelbeck nach Stargard, um den zufällig daselbst anwesenden König zu sehen, und empfing dort von ihm und der Königinn mündlich auf eine ausgezeichnete Weise die nochmalige Versicherung des Dankes für sich und seine Mitbürger.

Nettelbeck fing, soviel seine verminderten Vermögens-Umstände

es zuließen, sein früheres bürgerliches Gewerbe wieder an und fand dabei, als ein Mann von wenigen Wünschen und Anforderungen, auch sein nothdürftiges Auskommen. In seinem fünf und siebenzigsten Jahre verheirathete er sich, nachdem er lange ohne Weib und Kinder ein einsames Leben gelebt hatte, von neuem. Mehre Kinder, welche er gehabt hatte, waren längst gestorben; dagegen wurde ihm im Jahre 1815 eine Tochter geboren, welche den Vater überlebte. Sein dankbarer König hob dieses Kind aus der Taufe. —

Seit 1809 bekleidete Nettelbeck durch die Wahl seiner Mitbürger fortwährend das Amt eines Rathsherrn. Im Jahre 1818 war er genöthigt, sein Gewerbe aufzugeben; denn als damals die freie Einfuhr der Getränke vom Lande in die Stadt erlaubt wurde, war er wegen der größeren Kosten, welche das städtische Leben und Arbeiten erforderte, nicht im Stande, mit dem vom Lande her eingeführten Fabrikate gleichen Preis zu halten. Dadurch begann freilich Nettelbeck's häusliche Lage bedenklich zu werden; aber es wurde auf eine andere Weise für den verdienten Greis gesorgt. Schon gleich nach beendigter Belagerung hatte Gneisenau, welcher die von Nettelbeck zum Besten des Vaterlandes erlittenen Einbußen kannte, sich erboten, ihm zum Ersatz eine königliche Pension zu erwirken; Nettelbeck hatte aber im Vertrauen auf seine noch rüstige Kraft dies abgelehnt. Jetzt dagegen war er zu alt, um zu seinem Unterhalt ein neues Geschäft zu ergreifen, und er nahm es daher dankbar an, als ihm des Königs Fürsorge einen jährlichen Gnadengehalt von zweihundert Thalern aussetzte. Auch für das Weib und die Tochter des dem Tode nahen Mannes sorgte der mit Dankbarkeit und Achtung gegen ihn erfüllte König, indem er der Ersteren nach ihres Mannes Tode die Hälfte jener Pension und der Letzteren eine Stelle in einem Stifte zusicherte.

In den letzten Jahren seines Lebens schrieb Nettelbeck die Erzählung seiner merkwürdigen Lebensschicksale nieder und ließ auf den Wunsch vieler ihn liebender und achtender Menschen die Handschrift drucken. In dieser treuherzig und anspruchlos abgefaßten Schrift besitzt unser Vaterland einen Schatz von reichen Erfahrungen und das Bild eines Menschenlebens, welches in dem Wechsel der verschiedensten Verhältnisse und Schicksale mit Ehre und Nutzen gelebt ward. Durch die Abfassung dieses Buches hat sich Nettelbeck

noch über das Grab hinaus um ſein Vaterland verdient gemacht; denn es eröffnet dasſelbe dem Leſer die Betrachtung eines Lebens, welches durch den Reichthum mannichfaltiger Begebniſſe und durch die Art der Entwickelung eines edeln und kräftigen Mannes nicht nur Freude und Belehrung gewährt, ſondern namentlich auch tröſtend und anfeuernd auf den einwirkt, welchem die Vorſehung, wie dem Schiffer Nettelbeck, die das Handeln fördernden äußeren Mittel verſagt hat, um ihn durch ſein eigenes Herz und ſeinen eigenen Verſtand den Weg der Tugend und der Ehre finden zu laſſen. Das Leben Nettelbeck's endete am 19. Januar 1824 zu Colberg.

---

65. Die Türken.*)

Viele unter uns ſtellen ſich die Türken wie einen Haufen Menſchen vor, welcher den ganzen Tag vor verfallenen Häuſern ſitzt und Opium**) verſchluckt. Andere, die von der Prachtliebe der Morgenländer einen hohen Begriff haben, denken ſich bei den Türken Alles von Diamanten, Gold und Perlen prangend und in reiche Stoffe gehüllt. Noch Andere ſtellen ſich, wenn ſie den Namen Türkei hören, ſogleich ein Land vor, in welchem man beſtändig für ſeinen Hals zittern und ängſtlich um ſich blicken müſſe, ob nicht der Henker ſchon mit Schwert oder Strang daſtehe. Die meiſten von uns endlich ſind gewohnt, ſich die Türken nur als Barbaren zu denken und ſie mit den oben geſchilderten Caraïben und andern wilden Völkern in eine Reihe zu ſetzen. Daß alle dieſe Vorſtellungen irrig ſind, wird die nachfolgende Schilderung beweiſen.

---

*) Es iſt zu bemerken, daß die Türken ſelbſt ſich nicht Türken, ſondern Osmanen nennen. Der Namen Türken iſt ihnen gleichbedeutend mit dem Worte Barbar, und ſie belegen mit demſelben nur herumſtreifende, verwilderte Völker.

**) Das Opium iſt ein milchiger Saft, welcher aus der noch grünen Pflanze des Mohns oder Magſamens, wenn ſie geritzt wird, herausquillt und an der Luft erhärtet. Der Genuß des Opiums bringt Betäubung hervor und iſt, wenn dasſelbe in größerer Menge eingenommen wird, ſogar tödtlich. Uns dient das Opium bloß als Heilmittel; die Türken dagegen gebrauchen es zu ebendemſelben Zweck, zu welchem bei uns der Branntwein gebraucht wird.

Die Türken sind, was ihr Äußeres betrifft, ein schöner und kräftiger Menschenschlag; besonders zeichnen sich die asiatischen durch ihre Schönheit aus. Wohlgebildete Gestalten und ausdrucksvolle Gesichtszüge findet man durchgehends, Krüppel und Verwachsene hingegen fast gar nicht. Krankheiten sind bei den Türken im Vergleich mit uns selten, und Viele erreichen ein gesundes und hohes Alter, wozu neben der ihnen angeborenen Lebenskraft ihre große Gemüthsruhe und ihre einfache Lebensweise viel beiträgt.

In der geistigen Entwickelung stehen die Türken den christlichen Völkern Europa's weit nach. Wissenschaftliche Bildung besitzen sie nur in einem geringen Grade. Sie beschäftigen sich zwar mit den Wissenschaften, aber sie haben es in keiner derselben weit gebracht; ihre Heilkunde z. B. ist so unbedeutend, daß man in der ganzen Türkei jeden auch noch so schlechten fremden Arzt einem türkischen vorzieht. — In den schönen Künsten sind die Türken ebenfalls weit hinter uns zurückgeblieben und werden es bleiben, so lange sie die mohammedanische Religion behalten, weil diese ihnen hierbei ein großes Hinderniß in den Weg legt. Nichts Lebendes nämlich darf nach der Lehre Mohammed's von Menschenhänden nachgebildet werden, weil, wie es heißt, die Nachbildungen lebender Wesen am jüngsten Tage sich dem Künstler, der sie verfertigt hat, gegenüber stellen und ihn zur Verantwortung ziehen werden, daß er ihnen einen Körper ohne Seele gegeben habe. Selbst die Gestalt ihres Religionsstifters dürfen die Mohammedaner nicht nachbilden, damit nicht durch die Bilder Götzendienst entstehe. Diese religiösen Verbote und abergläubischen Vorstellungen sind schuld, daß Malerei und Bildhauerkunst von den Türken nur zu Verzierungen angewendet werden. Die Türken würden vielleicht sehr gute Coloristen sein *), wenn sie die Malerei zu eigentlichen Gemälden anwenden wollten, da sie Alle vom Vornehmsten bis zum Geringsten lebhafte und schön zusammengestellte Farben sehr lieben, und z. B. die Farben ihrer Kleider und Teppiche immer hell und bunt sind, ohne schreiend zu sein. — Die Baukunst der Türken hat keinen hohen Grad der Ausbildung erreicht. Sie haben sehr kleine und einfache Häuser und bauen meistens in

*) Einen guten Coloristen nennt man denjenigen Maler, der sich durch gute Wahl und Auftragung der Farben auszeichnet.

Holz: eine Bauart, welche sie deßwegen jeder soliderern vorziehen, weil der Sohn in der Regel das Haus des Vaters nicht bezieht, sondern, um seinem eigenen Geschmack zu folgen, die ererbte Wohnung einreißt und eine neue baut. Die Wohnhäuser sind gewöhnlich mit lebhaften Farben angestrichen, und dies macht sogar ein Vorrecht der Mohammedaner aus, indem die christlichen und jüdischen Unterthanen ihre Wohnungen wie ihre Schiffe nur schwarz oder schwarzbraun anstreichen dürfen. Manche türkischen Wohnhäuser sind räumlich und zierlich; vorzüglich sieht man aber beim Bauen auf Licht und Aussicht. Die öffentlichen Gebäude, wie die Moscheen, Bazar's, Bäder und Khan's *), sind größtentheils in einem kleinlichen Style erbaut und mit der Pracht und Großartigkeit der ähnlichen Gebäude, welche die arabischen Glaubensgenossen der Türken in Ägypten und andern Ländern erbaut haben, nicht zu vergleichen, wiewohl man auch in der Türkei zuweilen öffentliche Gebäude von schönem und ehrwürdigem Ansehen findet. Überall, in ihren Hofräumen und Gärten wie auf freien Plätzen, legen die Türken Brunnen an; denn das Klima des türkischen Landes, in welchem öfters lange Zeit hindurch kein Regen fällt, und die mohammedanische Religion, die ihren Bekennern häufige Reinigung der Haut vorschreibt, machen, daß das Wasser den Türken noch weniger als uns entbehrlich ist. — Von allen schönen Künsten wird die Musik von den Türken am meisten geliebt und gepflegt. Namentlich singen sie gern; ihr Gesang ist aber für ein europäisches Ohr in der Regel unerträglich. Diejenige Militär-Musik, welche wir türkische oder Janitscharen-Musik nennen, hat, die Becken und Schellen ausgenommen, mit der Musik der Türken keine weitere Ähnlichkeit, als daß Beide sehr lärmend sind.

In Hinsicht auf Gewerbe stehen zwar die Türken im Allgemeinen den Bewohnern des übrigen Europa ebenfalls nach; aber doch giebt es einige Fabrikate, welche sie besser als diese verfertigen, und in deren Bereitung merkwürdiger Weise die europäischen Völker zu allen Zeiten von den asiatischen übertroffen wurden. Diese sind: Waffen, Wohlgerüche **), Teppiche und Shawls.

---

*) Die Bazar's sind Kaufhallen, die Khan's oder Karavanserail's Häuser zur Beherbergung der Reisenden.

**) Die Türken lieben die natürlichen, wie die künstlichen Wohlgerüche

Außerdem zeichnen sich die Türken durch ihre Färbereien aus: das türkische Roth z. B. ist als das dauerhafteste bekannt. —

In der Einrichtung und Verwaltung des Staats findet, wie fast in Allem, ein großer Unterschied zwischen uns und den Türken Statt. An der Spitze ihres Staats steht der Sultan und hat unumschränkte Gewalt über Gut und Blut aller seiner Unterthanen vom Vornehmsten bis zum Geringsten. Nur in dem, worüber der Koran Vorschriften enthält, muß er seinen Willen diesem unterwerfen, und von einem durch sein Alterthum geheiligten Herkommen wagt ein Sultan selten abzugehen. Der Thron ist in der Familie des Sultans erblich. Außer dem Oberhaupt des Staats und dem Thronerben sind alle Türken einander gleich; denn es giebt bei ihnen keinen Adel, und Niemand hat seiner Vorfahren oder seines Reichthums wegen irgend eine Ehre oder ein Recht vor Andern voraus. Jeder Türke, und wenn er der gemeinste Lastträger wäre, ist der höchsten Würden fähig, und Jeder, der heute das erste Amt verwaltet, kann morgen auf eine ganz niedere Stelle versetzt werden: so war vor nicht langer Zeit Ali Effendi erst türkischer Gesandter in Paris und wurde unmittelbar darauf als Schreiber bei der Schatzkammer angestellt; zu gleicher Zeit hatte ein Mann, welcher als Sklave von Algier nach Constantinopel gebracht worden war, den Oberbefehl über die ganze türkische Flotte. Nur die sogenannten Emire und die Nachkommen Ibrahim Khan's bilden eine Ausnahme von dem Grundsatze, daß kein Türke durch seine Geburt einen Vorrang vor den Andern hat. Die Emire, deren es eine große Menge giebt, sind die Nachkommen Mohammed's und haben das Recht, allein von allen Türken grüne Turbane zu tragen und bei Vergehungen nur von einem Manne ihres Stammes gerichtet zu werden, wiewohl die türkischen Behörden das Letztere nicht mehr immer berücksichtigen. Ibrahim war im Jahre 1421, als der Sultan Mohammed I. starb, Groß-Wesier und erhielt, weil er den Tod des Sultans vierzig Tage lang bis zur Ankunft des Thronfolgers verheimlicht hatte, von diesem für sich und seine Nachkommen den Titel Khan, welcher

---

sehr. Die Letzteren bereiten sie auf eine oft sehr kostspielige Weise vorzüglich aus Rosenblättern, Moschus und Aloe-Holz. Die türkischen Frauen tragen oft ganze Bälle von Jasmin-Glöckchen auf dem Kopfe und triefen zuweilen von Rosen- und Orangen-Wasser.

sonst nur den Herrschern von Persien und von der Tatarei beigelegt wird.

Die Befehle des Sultans, welcher Art sie auch sein mochten, wurden früher von den Türken gerade so angesehen, als wenn sie von Gott selbst gegeben wären, und Nichterfüllung derselben hieß Gottlosigkeit; denn der Sultan ist auch das geistliche Oberhaupt des Volks und wird für den Nachfolger und Stellvertreter des Propheten gehalten. Jedermann unterwarf sich den kaiserlichen Geboten so unbedingt, daß, wenn der Groß-Wesier ums Leben gebracht werden sollte, der Kaiser die Vollziehung des Todesurtheils sogar ihm selbst durch ein Schreiben auftrug. Wer nicht gehorchte und etwa durch die Flucht oder durch Widersetzlichkeit der Todesstrafe zu entgehen suchte, wurde für einen Ungläubigen gehalten und aus der mohammedanischen Religionsgenossenschaft ausgeschlossen. In neuerer Zeit ist das Ansehen des Sultans tief gesunken, und jener Glauben an die Heiligkeit seiner Befehle hat sich ganz verloren.

Dem Sultan zunächst steht der Groß-Wesier, welcher von ihm ernannt wird. Dieser ist als Stellvertreter des Sultans das Haupt der Regierung, und seinen Befehlen darf sich bei Todesstrafe Niemand widersetzen. Neben ihm leitet ein aus neun Personen bestehendes Ministerium, die hohe Pforte genannt, die Staatsgeschäfte, und unter dem Namen des Divan besteht ein Staatsrath, in welchem der Groß-Wesier den Vorsitz hat.

Die Verwaltung des Reichs beruht auf einer Eintheilung desselben in eine Anzahl Provinzen, welche wieder in kleinere Districte abgetheilt sind, und denen ein vom Sultan ernannter und gewöhnlich mit dem Namen Pascha bekleideter Statthalter vorsteht. — Recht und Gerechtigkeit werden durch besondere Richter, hauptsächlich nach den Vorschriften des Koran, gehandhabt, und zwar immer mündlich und in Gegenwart der streitenden Personen. Die Richter sitzen, die Tage zweier religiöser Feste ausgenommen, jeden Tag zu Gericht. Das Oberhaupt aller Richter des Reichs, sowie der Geistlichkeit ist der Mufti, der Stellvertreter des Sultans in Sachen der Religion.

Die Einrichtung der türkischen Heere ist von der Heeres-Einrichtung christlicher Staaten sehr verschieden; eine Darstellung derselben wird aber hier unterlassen, weil sie zuviel Raum erfordern

würde, und weil überdies die türkiſche Regierung neuerdings ihr Heer auf europäiſche Weiſe einzurichten angefangen und manches eigenthümliche Truppen-Corps, wie die Janitſcharen, ganz abgeſchafft hat. — Die türkiſche Seemacht iſt nie von großer Bedeutung geweſen, da die Türken von jeher eine große Abneigung gegen den Seekrieg hatten und unter ihnen ſeit alter Zeit die Meinung herrſcht, Gott habe die Herrſchaft des Landes ihnen, die des Meeres aber den Ungläubigen beſtimmt. Jeder Türke ſucht ſich auf alle Weiſe dem Seedienſt zu entziehen, und die Bemannung der türkiſchen Flotte beſteht daher faſt nur aus Griechen. —

Der Mohammedanismus, welcher bekanntlich die Religion des türkiſchen Volks iſt, hat einen großen Einfluß auf den Charakter desſelben gehabt. „Es iſt nur ein Gott *), und Mohammed iſt ſein Prophet!“ ein Satz, der ſich in jeder türkiſchen Moſchee angeſchrieben findet, iſt der Hauptinhalt der mohammedaniſchen Glaubenslehre. Die Religion Mohammed's lehrt den Glauben an einen Gott und haßt die Vielgötterei ſo ſehr, daß ſie ſogar befiehlt, alle Heiden mit Feuer und Schwert auszurotten. Sie erkennt außer Mohammed auch Adam, Noah, Abraham, Moſes und Chriſtus als Propheten Gottes an und duldet deßwegen die jüdiſche und chriſtliche Religion; ſie ſtellt aber Mohammed über Moſes und Chriſtus und hält das, was er gelehrt hat, für die vollkommenſte Offenbarung Gottes. Erfüllung deſſen, was der Koran vorſchreibt, iſt des Mohammedaners einzige Pflicht. Die wichtigſten Gebote ſind das öftere Gebet und die Unterſtützung der Armen und Nothleidenden. Regelmäßig muß jeder Mohammedaner fünf Mal des Tages nach vorhergegangener Reinigung beten, das erſte Mal bei Sonnenaufgang, das fünfte Mal beim Einbruch der Nacht und zwar immer in der Stellung, daß ſein Angeſicht nach Oſten gewendet iſt. Ein Diener ruft von dem Minaret (dem Thurme der Moſchee) zu einem jeden dieſer fünf Gebete beſonders auf. **) Der Freitag iſt zum gemeinſamen öffentlichen Gottesdienſt beſtimmt.

---

*) Eigentlich heißt es: „Es iſt kein Gott außer Gott.“

**) Glocken haben die Türken nicht nur nicht, ſondern ſie ſind ſogar bei ihnen verboten, und ſelbſt die in der Türkei lebenden Chriſten dürfen ſich derſelben nicht bedienen. — Die Worte, mit welchen der Muezzin oder Ausrufer zu dem Gebete auffordert, ſind folgende: „Gott! Höchſter! Ich bekenne, daß kein Gott iſt außer Gott, und daß Mohammed Dein Prophet iſt. Kommt

Mitleid mit dem Unglücklichen und Linderung seines Leidens ist die Pflicht jedes Bekenners der mohammedanischen Lehre und wird für eins der Verdienste gehalten, welche Gott am meisten belohnt. Außer diesen zwei Geboten schreibt der Koran vollkommenes Vertrauen auf Gott und ruhige Ergebung in seinen Willen, Gerechtigkeit, Treue gegen Andere, auch wenn diese nicht Mohammedaner sind, und Selbstbeherrschung vor. Neben diesen, die Veredelung der Seele bezweckenden, Vorschriften giebt es noch eine Menge anderer, welche zum Theil aus Rücksicht auf die Gesundheit gegeben sind, zum Theil den äußeren Gottesdienst betreffen. Der Genuß geistiger Getränke und des Schweinefleisches, die Opfer und Anderes sind untersagt, dagegen ist häufiges Waschen und Baden und öfteres Fasten*) geboten. Pflicht ist auch die Wallfahrt nach Mekka, dem Geburtsort Mohammed's und der Stadt des ältesten und heiligsten mohammedanischen Tempels: jeder Mohammedaner soll dieselbe wenigstens ein Mal in seinem Leben anstellen. Schrecklich ist die Lehre, daß jeder Mohammedaner an dem Kampfe wider die Ungläubigen Theil nehmen muß, und daß es eins der verdienstlichsten Werke ist, in einem Kriege, welcher zur Ausbreitung des mohammedanischen Glaubens geführt wird, mitzukämpfen. — Die Vielweiberei ist den Mohammedanern in so weit erlaubt, daß Jeder vier Weiber haben darf. Doch irrt man sehr, wenn man glaubt, daß jeder Türke mit mehr als einem Weibe verheirathet sei; im Gegentheil, der Türke der ärmeren Klasse, d. h. also der größere Theil des Volks, hat in der Regel nur ein Weib.

Die mohammedanische Religion, welche unter dem kräftigen Volke der Araber entstanden ist und durch Eroberungen und glänzende Siege schnell ausgebreitet wurde, hat viel zur Vermehrung des Stolzes beigetragen, welcher von jeher einer der Hauptzüge

---

zum Gebet, kommt zum Zufluchtsort, wo Ihr Heil findet! Großer Gott, es ist kein Gott außer Dir!"

*) Der Monat Ramadàn ist zum allgemeinen Fasten bestimmt. Dieses besteht darin, daß acht und zwanzig Tage hindurch vom Morgen bis zum Abend Nichts gegessen und getrunken wird. Auf den Ramadàn folgt unmittelbar ein Freudenfest von mehren Tagen, Beiram genannt. Kranke und Reisende brauchen in jenem Fastenmonat nicht zu fasten, sie müssen aber zu einer andern Zeit das Versäumte nachholen. Jeder darf an einem Tag des Ramadàn das Fasten aussetzen, wenn er dagegen einen Armen speis't.

des türkiſchen Charakters war. Die Türken beſitzen, wie jedes kriegeriſche Volk, einen großen Stolz auf ſich und ihre Vorfahren, der ſich durch Verachtung anderer Völker zu erkennen giebt. Dieſes ſtolze Selbſtgefühl wurde aber ſehr verſtärkt durch eine Religion, welche von ihren Bekennern für die allein wahre gehalten wird, deren Stiftung und Ausbreitung von dem Glanze ſo vieler Siege umſtrahlt iſt, und durch deren Begeiſterung die Türken einſt ſo ſchnell das ausgedehnte Land erobert haben, welches jetzt ihren Namen trägt. Der Türke verachtet deßwegen Menſchen anderer Zunge, mögen ſie nun ihm unterworfen ſein oder einem unabhängigen Staate angehören, aus einem tief eingewurzelten Stolze. Unduldſam aber im eigentlichen Sinne des Worts iſt er nur gegen die Heiden, denen er ſelbſt das Leben in ſeiner Nähe nicht verſtattet; den Chriſten und Juden dagegen erlaubt er die Ausübung ihrer Religionen in ſeinem Staate. Die Türken glauben nämlich, daß ſich die göttliche Barmherzigkeit auch auf Chriſten und Juden, durchaus aber nicht auf Heiden erſtrecke. Sie befolgen deßwegen bei ihren Kriegen mit den Erſteren den Grundſatz, daß ein beſiegter Feind, wenn er auch nicht zur mohammedaniſchen Religion übertritt, ſich aber zur Entrichtung eines jährlichen Tributs verpflichtet, geſchont werden müſſe, und daß Jeder, der gegen ſolche zinsbaren Unterthanen Feindſeligkeiten begehe, eben dieſelbe Strafe verdiene, als wenn er ſich an Mohammedanern vergriffen habe. Freilich ſind deſſen ungeachtet Chriſten und Juden in der Türkei der unaufhörlichen Bedrückung der Beamten ausgeſetzt, und der gemeine Türke giebt Beiden ſeine Verachtung nur zu oft durch Verſpottung und Mißhandlung zu erkennen.

Wie den Stolz, ſo haben die Türken auch alle andern Eigenſchaften, welche aus dem ſteten kriegeriſchen Leben eines Volkes hervorzugehen pflegen: ſie ſind tapfer, herrſchſüchtig, edelmüthig, grauſam und prachtliebend. Außerdem zeichnet ſie ein ruhiges, ernſtes Weſen, Mäßigkeit, Gaſtfreiheit und eine auffallende Miſchung von Verſtändigkeit und abergläubiſchem Weſen aus. Auch die zärteren Empfindungen des menſchlichen Herzens, welche ſich in den engeren und weiteren Kreiſen des Lebens kund geben, ſind den Türken nicht fremd, wiewohl ſie unter ihnen nicht in dem Grade, wie bei den chriſtlichen Völkern, gepflegt ſind und durch Grauſamkeit und Hinterliſt oft erſtickt werden.

Von der Tapferkeit der Türken giebt ihre ganze Geschichte Zeugniß, sowie die Türken-Furcht, welche Europa bis zur neuesten Zeit stets gehegt hat. Zwar ist in unsern Tagen die Meinung von der Unwiderstehlichkeit des türkischen Muths zerronnen, und die Türken haben in ihren letzten Kriegen gezeigt, daß sie gegen keinen der größeren christlichen Staaten Europa's fernerhin einen siegreichen Kampf zu führen vermögen; aber dies hat nur theilweise seinen Grund in der beginnenden Erschlaffung des türkischen Volks und rührt hauptsächlich von dem neuerdings entstandenen großen Mißverhältniß zwischen Regierung und Volk und von dem großen Unterschied der jetzigen europäischen und der türkischen Kriegskunst her. —

Der Herrschsucht vermag selten ein Türke zu widerstehen. Sie zerreißt bei diesem Volke oft alle Bande menschlicher Verhältnisse und bewaffnet den Sohn gegen den Vater, den Bruder gegen den Bruder, den Unterthan gegen die Obrigkeit. Jeder hält sich so sehr der höchsten Würden und Ämter für fähig, daß selbst der gemeinste Lastträger es ernstlich aufnimmt und höflich dankt, wenn man ihm den Posten des Groß-Wesiers wünscht, und Keiner läßt die Gelegenheit zur Herrschaft über Andere zu gelangen unbenutzt. Für die Erhaltung seiner Rechte und seiner Macht setzt der Türke Gut und Blut ein, und die meisten von denen, welchen der Sultan ein ihnen ertheiltes Amt wieder entziehen will, ergreifen, statt dasselbe abzugeben, die Fahne des Aufruhrs, wenn die Beschaffenheit ihrer Vertheidigungsmittel nur einigermaßen die Hoffnung auf günstigen Erfolg verstattet. —

Als Beispiel des Edelmuths, welchen man bei den Türken nicht selten findet, mag folgender Zug eines Mannes, der vor dreißig Jahren Groß-Wesier war, dienen. Derselbe spielte eines Tages mit seinen Sklaven das Djirid-Spiel, welches weiter unten beschrieben werden wird. Einer der Sklaven beraubte ihn dabei durch einen unvorsichtigen Speerwurf des einen Auges, und der Herr wurde besinnungslos in sein Haus getragen. Als er hier wieder zu sich gekommen war, stürzte der unglückliche Sklave ihm zu Füßen und flehte um Erbarmen. „Geh", sagte der Türke ruhig, indem er ihm seine Börse reichte, „nimm dies Geld und Deine Freiheit und entferne Dich so schnell als möglich; denn wehe Dir, wenn ich Dich zu einer andern Zeit erblicke und mein Zorn durch

den Gedanken erregt wird, daß Du den Verlust meines Auges verschuldet hast!" —

Wie uns oft bei wilden Völkern auf der einen Seite ihre Grausamkeit empört und auf der andern die rührendste Großmuth überraschend erfreut, so sehen wir im türkischen Reiche neben so edeln Zügen, wie der eben erwähnte ist, auch hartherzige, ja höchst grausame Handlungen geschehen. Bei den Türken, wie bei den Wilden ist diese auffallende Mischung edler Gefühle und thierischer Leidenschaften erklärlich. Derjenige Mensch, der sich im rohen Naturzustande befindet oder demselben noch nahe steht, trägt die natürlichen Gefühle, welche der Schöpfer in unser Herz gelegt hat, noch rein und unverdorben in sich, hat aber durch eine geläuterte Religion und durch Bildung des Geistes noch nicht diejenige Richtung und Kraft der Seele empfangen, durch welche er die thierischen Regungen seines Wesens zu beherrschen vermag, und ist so ein Spielball zwischen dem besseren Gefühl und den Leidenschaften. Einzelne Züge türkischer Grausamkeit anzuführen ist kaum nöthig, da Jeder, der etwas Weniges von den Türken gehört hat, diese Seite ihres Wesens schon kennt. Bekannt sind die harten Bedrükkungen und die barbarischen Mißhandlungen türkischer Statthalter, denen christliche und jüdische Unterthanen des Sultans oft ausgesetzt sind; nicht weniger bekannt ist es, daß die türkischen Soldaten sich beim Siege fast nie zu mäßigen wissen und in einer eroberten Stadt gewöhnlich mit kalter Grausamkeit Greise, Weiber und Kinder niedermetzeln oder mißhandeln. Statt vieler Beispiele möge das eine des Sultans Bajazeth I. genügen. Nach dem Siege bei Nikopolis, welchen dieser Barbar 1396 über die Ungarn erfocht, ließ er, erzürnt über den Verlust der sechzigtausend Türken, die in der Schlacht gefallen waren, mit thierischem Rachedurst zehntausend christliche Gefangene niederhauen; und er hätte noch mehr Christen umbringen lassen, wenn nicht seine Großen, in denen das Gefühl der Menschlichkeit erwachte, ihm zu Füßen gefallen wären und durch ihre Bitten das Einhalten des Schlachtens bewirkt hätten. —

Die Prachtliebe, welche sich bei uns hauptsächlich in der Bauart der Häuser, ihrer inneren Einrichtung und der Kostbarkeit der Geräthschaften zu erkennen giebt, zeigt der Türke fast nur an seinem Leibe. Die türkischen Wohnhäuser sind, wie bereits bemerkt

wurde, in der Regel klein und einfach. Das Bedürfniß von Meublen ist sehr gering, da der Türke den Wechsel der Mode nicht kennt, immer nur eine Art von Kleidung, meistens auch nur eine Kleidung besitzt und so die vielen Behältnisse, in denen der Prachtliebende bei uns seinen Putz aufbewahrt, nicht nöthig hat; Bettgestelle aber sind in der Türkei unbekannt, da man zum Schlafen sich auf den Fußteppich oder das Polster des Zimmers hinlegt, und Tische giebt es ebenfalls in den türkischen Wohnhäusern nicht, indem man sich in Allem, wozu wir dieses Hausgeräth gebrauchen, anders behilft und z. B. selbst auf den Knieen schreibt. Mit einem Worte, nur auf die einfachste Bequemlichkeit ist aller Hausrath der Türken berechnet, und so findet sich in einem türkischen Zimmer gewöhnlich Nichts, als ein Fußteppich und ein die Wände entlang stehendes Polster. Nur in der Kostbarkeit dieser beiden Geräthschaften macht sich der Unterschied des Reichen und Vornehmen von dem Armen und Geringen bemerklich*). Auch in den Eßgeräthschaften der Türken sucht man die Pracht unserer Großen und Reichen vergebens, da der Koran aus goldenen oder silbernen Gefäßen zu essen und zu trinken verbietet, und der Türke Gastmähler und Schmausereien nicht kennt; denn nur höchst selten kommen Türken in der Absicht, ein gemeinschaftliches Mahl zu halten, zusammen, und selbst die Glieder eines und desselben Hauses speisen nicht regelmäßig mit einander, sondern oft läßt sich Jeder sein Essen dahin bringen, wo er sich gerade niedergelassen hat.

Auf die Schönheit seiner Kleider, Waffen, Pferde und seines Pferdegeschirrs dagegen hält der Türke sehr viel und macht dafür bedeutende Ausgaben. Die türkische Kleidung ist von der unsrigen hauptsächlich durch den Turban, die Beinkleider und die Fußbekleidung verschieden. Der Türke bedeckt den Scheitel mit einem wollenen Käppchen von rother Farbe und windet um das Hinterhaupt, die Schläfe und die Stirn ein schmales und sehr langes Tuch. Dieses in sich selbst fest verschlungene Tuch heißt der Turban oder Tulibend; es kann, wie eine Mütze, vom Kopfe genommen und wieder aufgesetzt werden, ohne daß es sich auflöst, und

*) Die Armen bedienen sich statt des gewirkten Teppichs gewöhnlich einer Binsenmatte oder Strohdecke.

wird, wenn es mehre Tage getragen worden ist, von neuem gewunden. Zur Begrüßung wird der Turban nie vom Kopfe genommen, da unsere Sitte, Jemanden durch Entblößung des Hauptes seine Achtung zu bezeugen, in der Türkei nicht gebräuchlich ist. Die türkischen Beinkleider sind eigentlich ein sehr breiter Sack, welcher erst gegen die Waden hin in zwei Theile getrennt ist, so daß sie mit den unsrigen sehr wenige Ähnlichkeit haben und eher wie ein Frauenrock, der unten zusammengezogen ist und dann in zwei Theile ausgeht, anzusehen sind. Stiefel tragen die Türken nur beim Reiten; sonst haben sie Schuhe oder vielmehr Pantoffeln an. Diese werden, wenn man in ein Zimmer tritt, ausgezogen und an der Thür stehen gelassen. Die Hüften umgiebt ein Gürtel, in welchem gewöhnlich Pistolen und ein säbelartiges Messer stecken. Die Brust bedeckt eine Art Weste, und über derselben wird ein Obergewand getragen, welches oft bloß umgeworfen und an den Schultern festgeheftet ist. — Die Frauen tragen ein langes Oberkleid und haben, wenn sie ausgehen, das Gesicht stets mit einem Schleier bedeckt; dieser ist aber mit dem bei uns gebräuchlichen Schleier der Damen nicht zu vergleichen, indem er aus einem dichten Tuche besteht, welches nur an zweien in der Gegend der Augen angebrachten Löchern durchsichtig ist. — Die Kleidung der Türken hat immer helle Farben und ist oft sehr bunt; schwarze Kleider sind sogar verboten. Ein Kleid von grüner Farbe darf im türkischen Reiche nur der Mohammedaner tragen, weil das Grün für eine heilige Farbe gehalten wird; grüne Turbane zu tragen ist nur den Nachkommen des Propheten erlaubt. Gold- und Silber-Stickereien, sowie Edelsteine findet man an den Kleidern der reicheren Türken sehr viel angewendet. Einen goldenen oder silbernen Siegelring trägt fast jeder Türke, und zwar am kleinen Finger der rechten Hand. — Für schöne Reitpferde geben die Türken viel Geld aus, und je reicher und vornehmer Jemand ist, desto prächtiger sind die Sättel und Zäume seiner Pferde verziert. Nicht minder kostbar sind die Waffen der Vornehmen. — Was die übrige äußere Erscheinung betrifft, so hält der Türke den Bart für die schönste Zierde des Mannes und nimmt ihn deßwegen nicht ab. Die Kopfhaare dagegen werden, bis auf einen kleinen Büschel am Scheitel, gerade so, wie bei uns der Bart, von Zeit zu Zeit abgehoren. Dies ist wegen des Turbans nöthig, da sonst bei der

Dicke desselben durch die Haare der Kopf zu sehr erhitzt werden und Unreinlichkeit in denselben entstehen würde. Der Turban hinwieder ist, wenigstens in einem großen Theile des von den Türken bewohnten Landes, nöthig, um die große Hitze des Himmelsstrichs, welche, wie die Kälte, durch dichte Kleidung von dem Körper abgehalten wird, erträglicher zu machen. —

Von dem ruhigen Wesen der Türken und dem in ihrem ganzen Benehmen waltenden feierlichen Ernst können wir rührige und regsame Deutsche uns kaum einen Begriff machen. Der Türke ist gewöhnlich so ernst und ruhig, daß man auf den ersten Anblick hin das türkische Volk für durchaus phlegmatisch und träge hält. Er verändert seine Gesichtszüge selten zum Lachen und bewegt seinen Körper nicht mehr, als nöthig ist; sein gewöhnlicher Gang besteht nicht sowohl in einem langsamen Gehen, als vielmehr in einem trägen Hinschleppen; das Spazierengehen kennt er gar nicht; von seinem Sitze steht er, auch wenn er den vornehmsten Besuch erhält, zur Begrüßung nicht auf; die türkischen Schildwachen gehen nicht, wie die unsrigen, auf und ab, sondern sie bleiben immer auf einem und demselben Platze stehen, oder verlassen ihn höchstens nur, um sich wieder an einen andern hinzustellen; ja, ein Reisender erzählt sogar, daß die Krämer, wenn sie gerade saßen und er Etwas verlangt habe, was in einem entlegenen Theile des Ladens aufbewahrt gewesen, meistens lieber dem Gewinne entsagt hätten, als daß sie von ihrem Sitze aufgestanden wären und es herbeigeholt hätten. Die Türken bringen fast den ganzen Tag auf den Polstern oder dem Teppich ihres Zimmers oder eines Caffeehauses niedergekauert zu; denn so wie wir pflegen sie nie zu sitzen, sondern sie lassen sich mit kreuzweise übereinander geschlagenen Beinen nieder. Daß übrigens diejenigen, welche durch Arbeiten sich ihren Unterhalt verdienen müssen, nicht den ganzen Tag auf den Polstern ruhen, versteht sich von selbst, wiewohl auch sie keineswegs so viel, als unsere arbeitende Klasse, arbeiten und es bei ihrer Mäßigkeit und bei der Wohlfeilheit der Lebensbedürfnisse in der Türkei auch nicht nöthig haben. Zu bemerken ist, daß die Türken nicht bloß aus Gewohnheit, sondern auch aus Grundsatz ernst und ruhig sind. Sie halten nämlich ein in jeder Hinsicht gemessenes und ruhiges Verhalten für dasjenige Benehmen, welches allein dem Menschen wohl anstehe; vieles Sprechen und Lachen dagegen, ein schneller

Gang und überhaupt eine Beweglichkeit, wie wir sie haben, erscheint ihnen unanständig und gilt für ein Kennzeichen der niederen und dienenden Menschenklasse. Daher haben sie auch den Gebrauch, in Gegenwart des Sultans mit hurtigen Schritten zu gehen, um ihm dadurch ihre Demuth und Dienstbarkeit zu bezeugen.

Wir sind sehr geneigt zu glauben, daß Lebhaftigkeit des Geistes sich durch Unruhe des Körpers und schnelle Bewegungen kund gebe, und daß man aus dem Gegentheil auf einen trägen Geist zurückschließen könne. Manche stellen sich daher die Türken als ein phlegmatisches und träges Volk vor, welches in dieser Hinsicht etwa mit den Eskimo's und ähnlichen Völkern zu vergleichen sei. Jene Meinung ist aber durchaus irrthümlich, und der auf dieselbe gegründete Schluß trifft wohl bei den Franzosen zu, aber ebensowenig bei den Türken, als bei den Italiänern, welche zwar nächst den Spaniern die feurigste europäische Nation, aber keineswegs rasch und beweglich sind. Daß auch die Türken nicht phlegmatisch sind, beweis't ihr Feuer und ihre Ausdauer im Kampfe; und daß sie starke Körperbewegungen zu Zeiten sogar lieben, geht aus ihrer hitzigen Art zu reiten *) und zu jagen, sowie aus ihrer Liebe zum Djirid-Spiel hervor. Der Djirid ist ein leichter Wurfspeer, und das Spiel mit demselben besteht darin, daß man ihn zu Pferd **) in vollem Galop auf den Mitspieler wirft und dieser ihm durch geschickte Wendung ausweicht. Erlernt wird dieses Spiel dadurch, daß man sich zuerst übt, einen schweren eisernen Speer zu werfen, von diesem zu einem hölzernen Speer, der doppelt so groß als der gewöhnliche ist, übergeht, und sich dann erst in dem Schleudern des gewöhnlichen, gegen die beiden andern federleichten Djirid übt.

Wie der Türke äußerlich ruhig und ernst ist, so hat er auch eine nicht leicht zu erschütternde Gemüthsruhe, welche den Fremden oft in Erstaunen setzt. Er ergiebt sich in der Regel leicht in sein Schicksal und unterdrückt jede laute Klage, die er zugleich für eine Thorheit und für ein Vergehen gegen die Gottheit hält. „Gott lebt noch!" ist der gewöhnliche Trost, den man in der Türkei bei einem Unglücksfall dem Bekümmerten zuruft. Ein Reisender

*) Jeder Türke kann reiten und reitet gern. Zu bemerken ist, daß man in der Türkei fast niemals fährt, und daß auch die Frauen reiten.

**) Manchmal, wiewohl selten, wird dieses Spiel auch zu Fuß gespielt.

erzählt, daß, als einem reichen türkischen Kaufmann in seiner Gegenwart der plötzliche, durch einen Schiffbruch veranlaßte Verlust seines ganzen Vermögens gemeldet wurde, derselbe kaum seine Züge verändert und Nichts gesagt habe, als: „Gott ist groß!“ Diese Gleichmuth bei den Veränderungen des Schicksals beruht zum Theil auf dem unglaublich häufigen und schnellen Wechsel zwischen Reichthum und Armuth, Ansehen und Unbedeutendheit in einem Reiche, in welchem es keine Stände und keine sich vererbenden Vorrechte giebt, und in welchem das Schicksal des ganzen Staats wie der einzelnen Theile desselben oft nur an der Person des Sultans oder eines Statthalters hängt: einem Wechsel der Dinge, welcher wegen seiner Häufigkeit den Einzelnen nicht, wie bei uns, als eine ungewohnte Sache überrascht, und die ihn gewöhnt, die Schläge des Schicksals ruhig zu ertragen. Der Hauptgrund dieser Gemüthsstimmung aber, welcher auch die Todesverachtung der Türken im Kriege erklärt, besteht in ihrer Ansicht vom Schicksal. Sie haben den festen Glauben, daß Alles, was dem Menschen je widerfährt, nach einem unabänderlichen Rathschluß Gottes von Ewigkeit her voraus bestimmt sei, und daß kein Mensch dem ihm in dieser Art zugetheilten Schicksal entgehen oder irgend Etwas, das nicht darin einbegriffen sei, erleiden könne. Jedem Menschen, so lautet z. B. eine ihrer Religionslehren, ist sein Todestag an die Stirn angeschrieben, mit Buchstaben, welche zwar von Menschen nicht gesehen werden, aber von dem Finger Gottes geschrieben sind. In dieser Ansicht hat es auch seinen Grund, daß die Türken durchaus keine Vorsichtsmaßregeln gegen die Pest ergreifen und jede Furcht vor Ansteckung für thöricht halten, obgleich sie bei jedem Ausbruche der Pest sehen, daß die unter ihnen lebenden Europäer, welche die Berührung mit verdächtigen Menschen und Sachen sorgfältig vermeiden, von der Krankheit verschont bleiben, Tausende von Türken dagegen ein Opfer derselben werden. —

Gastfrei ist der Türke selbst gegen Menschen, welche nicht zu seinem Volke gehören, und die Reisenden rühmen sehr die uneigennützige Gastfreundlichkeit, mit der sie in türkischen Häusern aufgenommen und bewirthet wurden. Nur in den Gegenden, in welchen sie durch die Geschenke der häufiger durchreisenden Fremden verwöhnt, oder, wie an manchen Orten Griechenlands, durch das

Beispiel der Eingebornen angesteckt wurden, empfangen sie Fremde mit eigennützigen Absichten. —

Die Mäßigkeit der Türken beschämt alle Völker des christlichen Europa's. Während unsere Kochkunst Tausende von Speisen zum Kitzel des Gaumens erfunden hat, kennt die türkische Küche nur wenige Gerichte, und Gastmähler und Schmausereien sind, wie schon bemerkt, in der Türkei eine höchst auffallende Seltenheit. Die ganze Schwelgerei der Wohlhabenden besteht in der verschiedenen, zum Theil sehr künstlichen Art, die wenigen Gerichte zuzubereiten. Reis, Hühner-, Hammel- und Ziegenfleisch sind die gewöhnlichsten Speisen der Türken und werden, auf verschiedene Weise gekocht und gebraten, fast täglich gegessen. Außerdem bestehen ihre Lebensmittel beinahe bloß in Feigen, Trauben, Orangen und anderem Obst, einigen Gemüsen, mehren Arten von Confect und in einem Gerichte von Mehl und Honig. Fett und Gewürz werden bei der Zubereitung nicht gespart. Alle harten Speisen werden so weich als möglich gekocht und zerstückelt aufgetragen, weil man sich des Messers und der Gabel beim Essen nicht bedient. Die Mahlzeit wird überhaupt auf eine ganz eigene Weise gehalten. Ein Sklave bringt zuerst Waschwasser, da kein Türke sein Mahl einnimmt, ohne sich vorher gewaschen zu haben. Hierauf trägt er ein Tischchen herbei und legt eine Platte von Blech oder verzinntem Kupfer auf dasselbe. Um dieses Gestell werden dann Kissen gelegt, auf denen sich die Essenden mit übereinander geschlagenen Beinen niederlassen. Hierauf wird entweder jedem Speisenden eine Serviette gegeben, oder man legt ein einziges schmales und langes Tuch um die kleine Tafel herum auf die Beine der Gäste, und Jeder von ihnen gebraucht den vor ihm befindlichen Theil desselben als Serviette. Alsdann wird Brod herumgereicht, welches in Scheiben oder Brocken zerschnitten ist, und Jeder nimmt sich mehre Stücke, die ihm als Zukost und gewöhnlich auch als Löffel dienen. Hierauf erscheinen die Gerichte, eins nach dem Andern. Man ißt sie ohne Gabel und meist auch ohne Löffel, indem Jeder sich mit der Hand eine beliebige Anzahl Stücke herausnimmt, die Brühe aber mit dem Brode aufgetunkt wird. Der Pillau, ein besondere Art von Reis-Gericht, welche fast bei keinem türkischen Mahle fehlt, wird zuletzt aufgetragen; man ißt denselben entweder ebenfalls mit den bloßen Fingern oder mit Löffeln von Horn oder Holz.

Das Lieblingsgetränk der Türken ist der Caffee, den man zu jeder beliebigen Zeit des Tages trinkt. Er wird stets ohne Milch und ohne Zucker getrunken. — Das Weintrinken ist den Türken, wie allen Mohammedanern, bekanntlich untersagt; dieses Verbot wird indessen jetzt nicht mehr sehr geachtet, und es fehlt auch in der Türkei nicht an Menschen, welche sich zuweilen durch den Wein übermannen lassen, wiewohl derselbe stets heimlich getrunken werden muß. — Den übermäßigen Genuß des Opiums, welcher den Türken nicht verboten ist, findet man bei ihnen nicht häufiger, als bei unserm gemeinen Volke die Völlerei in Wein und Branntwein.

Unentbehrlich ist den Türken das Bad, weil Religion und Klima die öftere Reinigung des Körpers dringend verlangen. Sie haben deßwegen nicht nur in ihren meisten Wohnhäusern Badezimmer, sondern auch namentlich viele öffentlichen Badehäuser. Meistens baden sie sich auf eine Art und Weise, welche von der unsrigen sehr verschieden ist. Ihre Bäder bestehen nämlich aus zwei oder mehren auf einander folgenden Räumen, welche in zunehmendem Grade erwärmt sind. In jedem derselben hält man sich eine Zeitlang nackt auf und geht dann in den wärmeren über; in dem wärmsten aber läßt man sich durch Diener sorgfältig waschen, reiben, bürsten und salben. Hierauf verweilt man wieder abwechselnd in jedem Raume eine Zeitlang und pflegt auf den Polstern des ersten der Ruhe. Für die Armen sind in manchen Städten unentgeltliche Bäder eingerichtet.

Ein allgemeines Bedürfniß ist bei den Türken der Genuß des Rauchtabacks. Sie rauchen den größten Theil des Tages und bedienen sich dazu gewöhnlich irdener Pfeifenköpfe und langer Röhren. —

Die Türken haben im Allgemeinen gute Geistesanlagen und geben zum größeren Theile in ihrem Urtheil einen gesunden natürlichen Verstand zu erkennen. Dies geht schon aus allem dem, was seither berichtet wurde, hervor. Nur bei solchen Anlagen z. B. ist es möglich, daß, was bei den Türken gar nicht selten ist, Leute ohne alle Schulbildung sich vom geringsten Stande bis zu den höchsten Staatsämtern emporschwingen und dieselben mit Verstand zu bekleiden wissen. Dagegen herrscht aber auch, wie dies überall, wo Aufklärung und gelehrte Bildung nicht gepflegt werden, der Fall ist, im türkischen Volke viel Aberglauben, und es ist z. B. nichts Seltenes, einen Türken seine Zuflucht zu Zaubermitteln

nehmen zu sehen. Wiewohl der Mohammedanismus dies verbietet, so trägt derselbe doch die Hauptschuld dieser Verirrung, da er die Phantasie zu sehr aufregt und die fortschreitende Entwickelung des Geistes hemmt. —

Obgleich Grausamkeit die Türken uns oft als rohe Barbaren erscheinen läßt und ihre Geschichte viele Beispiele von Treulosigkeit darbietet, so sind darum doch die zärteren Gefühle des menschlichen Herzens bei ihnen nicht als erloschen zu betrachten. Freilich kennt der Türke die Segnungen des Familienlebens nicht, welches bei den christlichen Völkern Europa's die besseren Gefühle nährt und die Sitten veredelt; denn der türkische Vater kümmert sich fast gar nicht um die Tochter, und der Sohn kommt in den ersten Jahren seines Lebens wenig mit dem Vater, in den späteren wenig mit der Mutter in Berührung. Dessen ungeachtet versetzt uns oft bei diesem Volke eine mehr oder weniger allgemeine Tiefe des Gefühls in Rührung und zwingt uns zu dem Geständniß, daß unter den Türken nicht selten bei tiefem Verderben ein menschliches Herz zu finden ist. Einer der schlagendsten Beweise für diese Behauptung ist die Behandlung derjenigen türkischen Sklaven, welche die mohammedanische Religion annehmen, eine Behandlung, die unsere christlichen Mitbrüder in Westindien sehr beschämt. Der Türke sieht seine Sklaven, wenn sie Mohammedaner werden, als Glieder seiner Familie an; er verkauft sie deßwegen, mit sehr seltener Ausnahme, nur dann, wenn sie sich zu schlecht betragen, oder wenn er selbst verarmt, und es ist häufig der Fall, daß ein Herr sein eigenes Kind mit einem seiner Sklaven verheirathet; auch werden die Kinder der Sklaven wie die des Herrn erzogen und behandelt. Fast kein Reicher stirbt, ohne seinen Sklaven durch das Testament die Freiheit und eine kleine Summe Geldes zum Betriebe eines Gewerbes zu schenken. Klagen über zu viele oder zu schwere Arbeit der Sklaven hört man selten. Sklaven, welche ihrer früheren Religion treu bleiben, sind dem Haß und der Verachtung, die jeder Türke gegen Ungläubige hegt, preisgegeben; sie werden deßwegen wohl mitunter hart behandelt und erlangen selten ihre Freiheit wieder, aber im Ganzen haben auch sie ein erträgliches Loos, und sie werden wenigstens nicht, wie die westindischen Sklaven, mit zu großer Arbeit belastet. Aus dieser schonenden Behandlung der Sklaven erklärt es sich, daß, als vor mehren Jahren die

im griechiſchen Freiheitskampfe zu Sklaven gemachten Griechen für frei erklärt wurden und in ihre Heimath zurückgeführt werden ſollten, manche derſelben die türkiſche Sklaverei dem kümmerlichen Leben in der Heimath vorzogen.

Die Grundſätze der Türken in Hinſicht auf das Betragen der Kinder gegen ihre Eltern ſind ſchön. Wer das Vaterland und ſeine Eltern zur gehörigen Zeit beſucht, ſagt eins ihrer Sprichwörter, der thut kein geringeres Werk, als wer die andächtige Wallfahrt nach Mekka verrichtet. Der Sultan zeigt immer große Ehrerbietung gegen ſeine Mutter, welche deßwegen auch manchmal ſich Einfluß auf die Staatsangelegenheiten zu verſchaffen weiß, und jene Grundſätze findet man in den meiſten Familien verwirklicht. Nur wenn den Türken die unter ſeinem Volke nicht ſeltene Herrſchſucht ergreift, ſieht man oft mit Grauſen die Leidenſchaft alle Bande der Natur zerreißen und die heiligſten Gefühle mit Füßen treten.

Die Gefühle der Dankbarkeit werden in keinem Volke ſo ſelten verletzt, als bei den Türken. Sie halten den Dank für ein dem Wohlthäter ſchuldiges Recht, das Dankgefühl für eine Erkenntniß dieſer Rechtsverpflichtung, und ihre Sprache hat daher für den Ausdruck des Begriffs Dankbarkeit kein anderes Wort, als das Wort „Rechtserkenntniß“. Empfangene Wohlthaten werden in der Türkei höchſt ſelten unbelohnt gelaſſen, und ſelbſt den ſonſt ſo verachteten Ungläubigen gegenüber wird dieſe ſchöne Tugend heilig gehalten.

Ein reges menſchliches Gefühl gegen die Thiere zeichnet die Türken vor allen andern Völkern aus. Sie halten Schonung der Thiere und Wohlthätigkeit gegen ſie für religiöſe Pflicht und glauben, daß Gott am jüngſten Tage die Menſchen nicht nur andern Menſchen, ſondern auch den Thieren gegenüber richten werde; zwar werden dann, meinen ſie, alle Thiere wieder ſterben und in den Staub zurückſinken, aber ihren Übelthätern wird Gott Strafe zuerkennen, während er diejenigen, welche ſich in guten Werken für Menſchen und Thiere eifrig erwieſen haben, mit ewiger Glückſeligkeit belohnen wird. Manche Türken halten es ſogar für Pflicht, ſich mehr der Thiere, als der Menſchen anzunehmen, indem ſie meinen, dem Menſchen habe Gott Vernunft, Sprache und Hände gegeben, er könne ſich alſo ſeinen Unterhalt ſelbſt verſchaffen und ſei, wenn er darbe, ſelbſt ſchuld daran; die Thiere dagegen ent-

behrten jener Mittel und müßten ohne eigene Schuld leiden. Außer der Jagd tödtet gewiß kein Türke ohne Noth ein Thier, welcher Art es auch sei; im Gegentheil, man sucht den Thieren zur Fristung ihres Lebens behülflich zu sein. Daher wimmelt Konstantinopel von Hunden und Katzen, die von vielen Frommen täglich gefüttert werden, und der Hafen der Stadt ist voll von Delphinen*) und Vögeln, welche durch die herrschende Schonung unglaublich dreist geworden sind. Manche Türken kaufen von Zeit zu Zeit Vögel, um ihnen die Freiheit zu schenken; Andere lassen für die herrenlosen Hunde Ställe bauen und füttern sie daselbst. In Kleinasien sah sogar ein Reisender einen alten Mann Brosamen in einen Ameisenhaufen bröckeln. Auch durch besondere Gesetze sind die Thiere in der Türkei geschützt. Eines dieser Gesetze z. B. sagt: „Wenn Jemand weiß, daß sein Pferd die Hufeisen verloren, und er zwar Gelegenheit hat, ihm neue auflegen zu lassen, dies aber nicht thut und das Thier über rauhe Wege bis zum Abend weiter gehen läßt, so soll dieser Unbarmherzige Stockschläge erhalten.“ Nur das Schwein, dessen Fleisch der Mohammedaner für unrein hält und nicht essen darf, wird von den Türken nicht geduldet, und selbst die Gesandten der europäischen Staaten dürfen Schweine nur bei Nacht in ihre Häuser bringen lassen.

Auch für die Schönheiten der Natur haben die Türken sehr viel Gefühl. Für ihre Wohnungen und für solche Orte, welche wie die Caffee-Hallen zu allgemeinen Versammlungsplätzen dienen, wählen sie soviel als möglich die anmuthigsten Gegenden aus. Wo sie

---

*) Die Delphine sind Fischsäugethiere von verschiedener Größe. Der gemeine Delphin, welcher oben gemeint ist, hat längliche Gestalt und ist oben schwarz, unten weiß; er hat Rückenflosse und mehr als vierzig Zähne in jeder Kinnlade. Seine Länge beträgt bis zu neun Fuß. Er findet sich fast in allen Meeren und schwimmt ungemein schnell. Die Delphine leben meist in großen Schaaren beisammen; Männchen und Weibchen haben große Anhänglichkeit an einander, trennen sich fast nie und vertheidigen einander auf das hartnäckigste. Vor dem Menschen haben die Delphine keine Scheu, sie umschwimmen deßwegen furchtlos die Schiffe, um herausfallende Speisen zu erlangen, wobei sie durch ihre Schwenkungen und Sprünge den Schiffern viele Unterhaltung gewähren. Daß sie aber eine besondere Anhänglichkeit an den Menschen haben und dieselben auf ihrem Rücken tragen, ist ein Mährchen. Sie werden sehr alt und nähren sich von Fischen, fressen aber außerdem fast Alles, was ihnen vorkommt, selbst Pflanzen.

einen schönen alten Baum finden, sorgen sie für seine Erhaltung, indem sie Wasser an seine Wurzeln leiten, und erbauen Sitze an ihm. Ihre Gräber schmücken sie mit Myrten und Baumzweigen, und man findet zuweilen sogar meilenweit von bewohnten Örtern entlegene Grabsteine mit grünen Reisern geziert. Ihre Friedhöfe sind wegen der Cypressen, die sie gewöhnlich nach der Beerdigung neben die neuen Gräber pflanzen, anmuthige Haine und werden von ihnen oft besucht.*) Vogelgesang und Blumen lieben die Türken sehr. Mit den Letzteren schmücken sie sich besonders am Ramadan-Feste. Da nämlich während dieser Fastenzeit auch der Genuß aller künstlichen Wohlgerüche, sowie der Gebrauch des Rauch- und Schnupftabacks, verboten ist: so benutzt man die natürlichen Gerüche, um sich für diese Entbehrungen zu entschädigen und den Zustand der Nüchternheit erträglicher zu machen. Die Frauen schmücken deßwegen in dieser Zeit ihre Haare reichlich mit Blumen, die Männer aber pflegen Blumensträuße an ihre Stöcke zu befestigen und sowohl selbst zuweilen an ihnen zu riechen, als auch sie den Freunden, welche ihnen begegnen, zum Riechen darzureichen. Von den Blumen sind in der Türkei die Tulpen am meisten geliebt, nächst ihnen die Nelken, dann die Jonquillen, Jasminen u. s. w.**)

---

*) Die Türken begraben ihre Todten, die Glieder der kaiserlichen Familie ausgenommen, immer außerhalb der Städte oder Dörfer, und da an der Stelle, auf welcher schon ein Leichnam begraben wurde, nie ein zweites Grab gemacht wird, so sind die türkischen Friedhöfe gewöhnlich sehr groß. Der Todte wird von seinen Freunden auf den Friedhof getragen. An seinem Leichenstein ist, wenn er männlichen Geschlechts war, oben ein Turban ausgehauen. Die Türken besuchen die Gräber der Ihrigen häufig, um auf denselben zu beten.

**) Die Tulpen, deren Namen seinen Grund in der Ähnlichkeit der Tulpen-Blüthe mit dem Tulibend oder Turban hat, werden nirgends so häufig gezogen, als in der Türkei. Es werden daselbst von Zeit zu Zeit eigene Tulpenfeste gehalten, bei denen die Tulpenbeete mit Lampen so glänzend beleuchtet werden, daß die Tulpen wie Lampen und die Lampen wie ein zweites Tulpenbeet erglänzen. Die Zeit des größten Flors der Tulpenzucht und dieser Feste war vor etwa hundert zehn Jahren. Damals wurde sogar das Amt eines eigenen Blumenmeisters geschaffen, dessen Anstellungs-Decret mit gemalten Blumen verziert und in einer blumenreichen Sprache abgefaßt war. Der Schluß dieses Diploms lautete folgendermaßen: „Alle Blumenerzeuger sollen den Vorzeiger dieses als ihr Oberhaupt anerkennen, für sein Wort wie die Narcisse ganz Auge, wie die Rose ganz Ohr und ihm gegenüber nicht wie

Dieſes ſind die Eigenthümlichkeiten eines Volkes, welches eine andere Abſtammung hat, als die übrigen Nationen Europa's, einem andern Glauben huldigt und in ſeiner Bildung wie in der Art ſeines äußeren Lebens von ihnen ſehr verſchieden iſt. In neuerer Zeit iſt ſich dasſelbe zum Theil des großen Rückſtands in der Cultur im Vergleich mit uns bewußt geworden und hat ſich deßwegen unſerer Bildung und unſeren Sitten zugänglicher gezeigt. Ob es aber jemals in den Zuſtand des äußeren und inneren Glückes gelangen wird, in welchen die meiſten andern europäiſchen Völker durch ihre Religion, ihre fortſchreitende Geiſtesentwickelung und ihre vom Verſtand geleitete Thätigkeit ſchon längſt gelangt ſind, iſt ungewiß. G. L. Kriegk.

---

66. Die Eiche.

Unter unſern einheimiſchen Waldbäumen gebührt der prächtigen Eiche die erſte Stelle; denn ſie vereinigt Schönheit mit Stärke und Nutzen. Sie liefert zum Bau unſerer Wohnungen eiſenfeſte Pfeiler und ſchmückt unſere Zimmer mit brauchbaren Geräthen. Allen Völkern war ſie von jeher ehrwürdig und im Alterthum ſogar den Göttern geweiht.

Bei uns giebt es zwei verſchiedene Arten von Eichen, die beide in ganz Europa, vorzüglich aber in Deutſchland, wachſen. Die Wintereiche oder Steineiche hat eine braune, gefurchte Rinde, die aber an den jüngeren Zweigen weißlich und glatt iſt. Ihre Blüthe erſcheint erſt am Ende des Maies; die Eicheln wachſen traubenweiſe an kurzen Stielen, drei bis zwölf Stück neben einander, und reifen im November. Im Herbſt welken ihre Blätter, wie bei den meiſten andern Bäumen, ſie bleiben aber gemeiniglich den Winter über ſtehen und werden erſt im Frühjahre durch die neu hervorbrechenden Knospen verdrängt. Ihr Holz iſt etwas röthlich und unter allen europäiſchen Hölzern das feſteſte und dauerhafteſte.

---

die Lilie vielzüngig ſein; ſie ſollen die ſcharfe Lanze der Zunge nicht mit dem Blute unſchicklicher Rede in Granatapfel-Lanzen verwandeln, ſondern wie die Roſenknospe geſchloſſenen Mundes ſein, nicht, wie die blaue, frühzeitig durch Düfte ſchmeichelnde Hyacinthe, zur Unzeit ſprechen, ſondern wie das Veilchen beſcheiden ſich neigen und nicht widerſpenſtig ſein."

Eine andere Art ist die Sommereiche. Bei dieser erscheinen Blätter und Blüthen einige Wochen früher, die Früchte stehen mehr einzeln an längeren Stielen, und kommen schon im September und Oktober zur Reife. Die Rinde ist auswendig schwärzlich, oft mit weißem Schimmel überzogen; das Holz ist blässer als von jener und wird im Alter etwas schwärzlich.

Die Wurzeln der Eichen verbreiten sich sehr weit in der Erde, und sie bekommen dadurch einen festen und sichern Stand. Ihr Stamm wächst sehr gerade und erreicht eine ansehnliche Höhe. Die Aeste sind gewöhnlich sehr stark, breiten sich weit aus und stehen in großen Winkeln vom Stamme ab. Ihre Blätter sind groß und stark ausgeschweift, stehen büschelweise zusammen und haben eine dunkelgrüne Farbe, an welcher man die Eichwälder schon von weitem erkennen kann. Ihre Früchte, die Eicheln, sind länglichrund und haben einen sehr herben Geschmack. Am besten gedeihen die Eichen in hochgelegenen, nur wenig feuchten Wäldern. Ihre starke Ausdünstung macht, daß sie häufig vom Blitze getroffen werden.

Die Eichen wachsen sehr langsam, erreichen aber auch ein ungeheures Alter. Unter zwei- bis dreihundert Jahren wird ihr vollkommenes Wachsthum nicht vollendet; dagegen werden sie aber auch über fünfhundert Jahre alt, ja man hat Beispiele von Eichen, die gewiß wenigstens tausend Jahre alt waren. Unter solchen Eichen hielten die alten Deutschen ihre Zusammenkünfte. Man hat aber auch aus neuern Zeiten einzelne Beispiele von Eichen, deren wunderbare Größe auf ein außerordentlich hohes Alter schließen läßt. Hermann Balk, Vorsteher der Ritter des deutschen Ordens*),

*) Dieser Orden wurde 1191 in Palästina von dem Herzog Friedrich von Schwaben, dem Sohne des Kaisers Friedrich Barbarossa, gestiftet. Er widmete sich anfangs dem Schutz und der Pflege deutscher Pilger in jenem Lande, zog sich aber bald nach Deutschland zurück und kämpfte von hier aus gegen die heidnischen Bewohner im Nordosten des Landes. Die Ritter eroberten die Provinzen Ost- und Westpreußen und andere Länder und breiteten hier das Christenthum und die Bildung aus. Der Sitz ihres Hochmeisters (d. h. Vorstehers), welcher früher in der hessischen Stadt Marburg gewesen war, wurde nach Marienburg in Westpreußen verlegt. Sie blieben lange Zeit unter polnischer Oberhoheit Herren des eroberten Landes, bis endlich 1525 Markgraf Albrecht von Brandenburg, damaliger Hochmeister des Ordens, Protestant wurde, das Land als ein Eigenthum seiner Familie in Besitz nahm und die Macht des Ordens brach.

soll im Jahre 1231 die Burg Thorn auf einer ungeheueren Eiche angelegt haben, indem er die meisten Zweige abschlagen und auf die größeren Äste Thürme bauen ließ; er ließ zu dieser Burg nur einen einzigen Zugang und setzte sieben Ritter mit ihren Knechten darauf. Zu Morli in England stand noch 1793 eine Eiche, welche gewiß über achthundert Jahre alt war; sie hatte zwei und vierzig Fuß im Umfange und vierzehn Fuß im Durchmesser, und ihr hohler Stamm wurde zu einem Viehstall gebraucht, bis sie in dem angegebenen Jahr der Besitzer umhauen ließ. Eine andere in Orford hatte so große Äste, daß darunter über viertausend Menschen Platz gehabt hätten. Noch größer aber war die Eiche bei Wehlau in Preußen, welche achtzehn Fuß im Durchmesser hatte, und deren hohler Stamm von Herzog Albert von Preußen und seinem Sohne zur Reitbahn benutzt wurde.

Der wichtigste Nutzen der Eiche ist das Holz. Weil es sehr fest ist und der Fäulniß vorzüglich gut widersteht, so braucht man es mit Vortheil zum Bauen, besonders zu solchen Dingen, welche der Einwirkung der Luft und des Wassers sehr ausgesetzt sind, wie zu Brückenpfeilern, Mühlwellen und dergleichen. Man verfertigt davon auch sehr dauerhaftes und schönes Hausgeräthe. Wenn man den Baum, gleich nachdem er gefällt ist, ins Wasser legt und drei Jahre darin liegen läßt, so wird das Holz nicht rissig. Der Rinde, welche viele herbe, zusammenziehende Bestandtheile enthält, bedient man sich zum Gerben des Leders; man kann aber dazu mit noch mehr Vortheil auch die Sägespäne gebrauchen. Die Eicheln geben eine gute Mastung für die Schweine. Durch den Stich eines Insektes, der Gallwespe, entstehen an den Zweigen und Blättern Auswüchse, die man Galläpfel nennt und zur Bereitung der Tinte gebraucht. Männer, die sich um das Vaterland sehr verdient gemacht hatten, wurden von den alten Deutschen mit Eichenkränzen belohnt.

H. A. Erhard.

---

67. Eine Menschenjagd.

Colter und Potts, zwei von jenen kecken Abenteurern, die im Innern der vereinigten Staaten von Nordamerika unermeßliche Strecken weit über die entlegensten Wohnplätze hinaus vordringen, um Pelzwerk und Felle zu erjagen, hatten mehre Tage an einem

Arme des Missuri-Flusses verweilt. Eines Morgens fuhren sie in ihrer Pirogge *) ein Flüßchen hinauf, an dessen Mündung sie am Abend vorher ihre Fangnetze ausgespannt hatten. Der Fluß war in sehr hohe Felsenufer eingeengt, so daß man zu beiden Seiten keine Durchsicht hatte. Beide Jäger ruderten ungestört vorwärts, als Colter plötzlich ein starkes Geräusch zu hören glaubte. Sogleich rief er: „Das sind Indianer!“ und bat seinen Kameraden zurück zu rudern, um zu entfliehen. „Du läßt Dir wohl von einer Büffelheerde Furcht einjagen?“ antwortete dieser. Aber schon nach wenigen Augenblicken erhob sich ein unmenschliches Gebrüll, und mehre hundert Wilde erschienen am Ufer. Sie winkten den Jägern, ans Land zu kommen, und diese mußten gehorchen. Ehe sie noch aus der Pirogge gestiegen waren, bemeisterte sich ein Wilder der Jagdflinte Colter's und trug sie davon. Potts sprang ans Land, entriß dem Indianer die Flinte, gab sie seinem Kameraden zurück, stieg dann selbst wieder in die Pirogge und stieß vom Ufer ab. In demselben Moment hörte man eine Bogensehne schwirren und dann einen Pfeil zischen. Potts schrie, er sei verwundet. Colter beschwor ihn, ans Land zu steigen und sich zu ergeben, indem sonst keine Aussicht auf Rettung sei; aber Potts wußte, daß er von den Indianern kein Erbarmen zu hoffen hatte, und wollte daher sein Leben theuer verkaufen. Er schoß seine Flinte ab und streckte einen der Wilden zu Boden. Bald darauf stürzte er selbst von Pfeilen durchbohrt nieder. Die Rache der Wilden kehrte sich jetzt gegen Colter, den sie fürs Erste auskleideten. Da er einige Kenntniß von ihrer Sprache hatte, so verstand er, daß sie unter einander zu Rathe gingen, wie sie ihn auf eine recht ergötzliche Weise umbringen sollten. Einige schlugen vor, den Gefangenen als Zielscheibe hinzustellen, um ihre Geschicklichkeit in der Kunst des Bogenschießens an ihm zu erproben. Der Häuptling stimmte für ein edleres Spiel; er faßte Colter bei der Schulter und fragte ihn, ob er ein guter Läufer sei. Der Unglückliche kannte die Sitten der Indianer zu gut, um nicht den Grund dieser Frage zu errathen: man beabsichtigte, ihn zu Tode zu hetzen. Obschon als Schnellläufer unter seinen Kameraden ausgezeichnet, antwortete Colter dennoch dem Häuptling, er sei gar leicht zu überholen. Diese List gelang, und

*) Siehe S. 202. Anmerk.

man hielt es für gut, ihm einen bedeutenden Vorsprung zu geben. Der Häuptling führte ihn ungefähr vierhundert Schritte weit von dem Haufen der Wilden, ließ ihn dann los und sagte ihm, er möge sich retten, so gut er könne. Der arme Teufel säumte keinen Augenblick und eilte, von der heißen Begierde getrieben, sein Leben zu retten, eiliges Laufes davon. Ein fürchterliches Geheul gab ihm zu erkennen, daß die ganze Schaar hinterdreinstürmte.

Colter flog mehr, als er lief; er selbst mußte über seine Kraft und Leichtfüßigkeit staunen; allein es galt, beinahe eine kleine Stunde Wegs zurückzulegen, bevor er seinen früheren Lagerplatz erreichen konnte. Dazu kam noch, daß die Ebene, auf welcher er sich befand, mit einer Unzahl stacheliger Pflanzen bedeckt war, die seine nackten Füße zerfetzten, und daß er jeden Augenblick befürchten mußte, von einem Pfeil durchbohrt zu werden. Er drehte während des Laufes ein einziges Mal den Kopf um, damit die Distanz, welche ihn von seinen Verfolgern trennte, und von deren Behauptung sein Leben abhing, um keinen Zoll verkürzt würde. Schon hatte er beinahe die Hälfte der Ebene durchlaufen, als das immer schwächer werdende Geheul der Wilden ihm endlich den Muth gab, sich umzusehen. Die Masse der Wilden befand sich in bedeutender Entfernung, aber einige der besten Läufer waren den Übrigen vorangeeilt, und ein Wilder, der einen Wurfspieß als Waffe führte, hatte sich dem Fliehenden bis auf hundert Schritte genähert.

Von neuer Hoffnung belebt, verdoppelte der Gehetzte seine Anstrengungen, so daß ihm aus Mund und Nase Blut floß. Schon hatte er nur noch eine kleine halbe Stunde bis zum Flusse, als die Tritte des nächsten Verfolgers ihm lauter ins Ohr tönten. Ein verstohlener Rückblick zeigte ihm denselben nur etwa zwanzig Ellen entfernt und eben im Begriff, seinen Wurfspieß zu schleudern. Colter hemmte seinen Lauf, schwenkte sich um und streckte die Arme aus. Der Wilde, erstaunt über diese plötzliche Bewegung, wollte gleichfalls Halt machen, um seinen Wurfspieß nach ihm zu werfen; aber seine Beine verwickelten sich im Gestrüpp, und er fiel zu Boden. Bei seinem Fall drang die Spitze des Wurfspießes in die Erde und der Schaft zerbrach. Ehe der Wilde noch sich aufraffen konnte, stürzte Colter mit Blitzesschnelle über ihn her, entriß ihm das Stück von dem Wurfspieß, durchbohrte ihn und rannte dann mit erneuter Gluth weiter.

Als die Indianer bei ihrem todten Kameraden ankamen, verweilten sie ein Paar Augenblicke, um die gewohnte Todtenklage anzustimmen. Colter machte sich diese Zeit zu Nutze und gelangte an den Saum eines Waldes, der sich am Flusse hinzog. Er drang hindurch und stürzte sich ins Wasser. Schwimmend erreichte er ein kleines Eiland, an dessen oberem Ende das Treibholz des Stromes sich in Menge gesammelt hatte. Colter schwamm unter diesen Haufen von Baumstämmen und tauchte nicht eher wieder in die Höhe, bis er eine offene Stelle entdeckte, über welcher die verschlungenen Zweige eine Art von Bedachung bildeten, so daß er hier versteckt bleiben konnte.

Aber bald hörte er .das wüthende Geschrei der Indianer am Ufer. Er sah durch das Laubwerk, welches ihn bedeckte, wie sie ins Wasser plumpten und auf die Holzmasse losschwammen. Hier suchten sie ihn lange Zeit, und Einer kam sogar in seinen Schlupfwinkel. Als aber Colter den Wilden herannahen sah, tauchte er langsam unter und kam nicht eher wieder in die Höhe, als bis der lästige Gast sich entfernt hatte. Endlich verließen die Indianer diese Stelle des Flusses und schlugen eine andere Richtung ein. Colter besorgte anfangs, sie würden vielleicht wiederkehren und, in der Hoffnung ihn doch noch hier zu finden, an das Treibholz Feuer legen; glücklicher Weise aber kamen sie nicht auf diese Idee.

Als endlich die Nacht eingebrochen war, faßte Colter den Muth, eine bedeutende Strecke den Strom hinabzuschwimmen. Dann stieg er ans Ufer und marschierte mit schnellen Schritten weiter, bis der östliche Himmel sich röthete. Am nächsten Morgen kam er ganz erschöpft und ausgehungert zu einer Jägerwohnung, wo er allen nöthigen Beistand erhielt und sich nach und nach wieder erholte.

---

68. Jakob Humbel.

Jakob Humbel, eines armen Bauern Sohn von Boneschwyl im Schweizer Canton Aargau, kann jedem seines Gleichen zu einem lehrreichen und aufmunternden Beispiel dienen, wie ein junger Mensch, dem es ernst ist, etwas Nützliches zu lernen und etwas Rechtes zu werden, trotz allen Hindernissen am Ende seinen Zweck durch eigenen Fleiß und Gottes Hülfe erreichen kann.

Jakob Humbel wünschte von früher Jugend an ein Thierarzt zu werden, um in diesem Beruf seinen Mitbürgern viel Nutzen leisten zu können. Das war sein Dichten und Trachten Tag und Nacht. Sein Vater gab ihn daher in seinem sechszehnten Jahr einem Mummenthaler Thier-Arzt in die Lehre, der aber kein geschickter Mann war. Bei diesem lernte er zwei Jahre, bekam alsdann einen braven Lehrbrief, und wußte Alles, was sein Meister wußte, nämlich Tränklein und Salben kochen, Pflaster kneten und dergleichen mehr.

Ich weiß Einen, der wäre damit zufrieden gewesen, hätte nun auf seinen Lehrbrief und seines Meisters Wort Salben gekocht und Pflaster gestrichen, das Geld dafür genommen und gemeint, er sei's. Jakob Humbel nicht also. Er ging zu einem Thier-Arzt im Emmenthal noch einmal in die Lehre, hielt abermals ein Jahr in derselben aus, bekam abermals einen braven Lehrbrief und wußte abermals — Nichts, weil auch dieser Meister die wichtige Kunst selber nicht verstand und keine Kenntniß hatte von der inneren Beschaffenheit eines Thieres im gesunden und kranken Zustand und von der Natur der Arzneimittel.

Ich weiß Einen, der hätt's jetzt bleiben lassen, wär' eben wieder heimgekommen, wie er fortgegangen war, und hätte sich mit Andern getröstet, aus denen auch Nichts hat werden wollen. Fast sah es mit unserm armen Jakob Humbel ebenso aus. Mit seinen geringen Kenntnissen war wenig Geld, noch weniger Credit und Ehre zu verdienen. Was er verdiente, zog der Vater. Humbel wurde gemeiner Taglöhner, ging in armseliger Kleidung umher, ohne Geld und ohne Rath, und dennoch hatte er noch immer den Thierarzt — nicht im Kopf, denn das wäre schon recht gewesen, sondern im sehnsuchtsvollen Verlangen. Jetzt verdingte er sich als Hausbedienter bei Herrn Ringier zu Zofingen. Bei diesem Herrn war er drei Jahre, bekam einen guten Lohn und wurde gütig behandelt wie ein Kind.

Ich weiß Einen, der hätte die Güte eines solchen Herrn mißbraucht, wäre meisterlos geworden, und seinen Lohn hätten der Wirth und der Spielmann bekommen. Aber Jakob Humbel wußte mit seinem Verdienst etwas Besseres anzufangen. Oft wann er bei dem Essen aufwartete, hörte er die Herren am Tisch französisch reden. Da kam er auf den Gedanken, diese Sprache auch zu lernen.

Vermuthlich hoffte er dadurch auf irgend eine Art leichter zu seinem Zweck zu kommen, ein geschickter und braver Thierarzt zu werden. Er ging mit seinem zusammengesparten Verdienst nach Nion in die Schulanstalt des Herrn Snell, und lernte so viel, als in neun Monaten zu lernen war. Jetzt war sein Vorrath verzehrt, und ehe er seine Studien fortsetzen konnte, mußte er darauf denken, wie er wieder Geld verdiente.

Gott wird mich nicht verlassen, dachte er. Er ging zu Herrn Landvogt Bucher in Wildenstein als Kammerdiener in Dienste, erwarb sich bei diesem und nachher bei einem anderen Herrn wieder etwas Geld, und befand sich im Jahr 1798, als die Franzosen in die Schweiz kamen, in seinem Geburtsort zu Boneschwyl. Hier trieb er mit seinem erworbenen Geld einen kleinen Kornhandel nach Zürich, der recht gut von Statten ging und seine Baarschaft nach Wunsch vermehrte. Jetzt war er im Begriff ins Ausland zu gehen, um von dem ehrlich erworbenen Geld endlich seine Kunst rechtschaffen zu studiren. Da wurde ein Corps von achtzehntausend Mann Schweizer Hülfstruppen errichtet, und die Gemeinde Boneschwyl mußte acht Mann zu demselben stellen. Die jungen Bursche müssen spielen, und den guten Jakob Humbel trifft das Loos Soldat zu werden.

Ich weiß Einen, der hätte gedacht: „Die Welt ist groß und der Weg ist offen", wäre mit seiner kleinen Baarschaft davongelaufen und hätte seine Mitbürger dafür sorgen lassen, woher sie statt seiner den achten Mann nehmen wollten. Aber Jakob Humbel liebte sein Vaterland und war ehrlich. Er stellte einen Mann, den er zwei Jahre lang auf seine Kosten unterhalten mußte. Das Beste von seinem erworbenen Vermögen, wovon er noch etwas hatte erlernen wollen, ging zu seinem unsäglichen Schmerze drauf, und er behielt nur eine Kleinigkeit übrig. Mit dieser brach er, seinen sehnlichen Wunsch noch immer im Herzen tragend, auf und ging gerades Weges nach Karlsruhe; und als er auf der Mühlburger Straße zwischen den langen Reihen der Pappelbäume die Stadt erblickte, da dachte er: Gottlob! und Gott wird mir helfen.

Guter Jakob Humbel, Gott hilft Jedem, der sich wie Du von Gott will helfen lassen, und Du hast es erfahren. — In Karlsruhe ist nämlich eine öffentliche Anstalt zum Unterrichte in der Thier-Arzneikunst. Die Lehrstunden werden unentgeltlich ertheilt; die

sehr geschickten Lehrer geben sich Mühe, ihre Lehrjünger gründlich zu unterrichten, und schon mancher brave Thier-Arzt hat in dieser nützlichen Schule sich zu seinem Beruf vorbereitet und ausgebildet. Hier war nun Humbel in seinem rechten Element, an der reichen Quelle, wo er seinen lang gehaltenen Durst nach Wissenschaft befriedigen konnte, lernte ein krankes Thier mit andern Augen anschauen, als in Mummenthal und Emmenthal, konnte andere Sachen lernen als Pflaster kneten und war nicht viel im Bierhaus zur Stadt Berlin oder im Weinhaus zur Stadt Straßburg; sondern vom frühen Morgen bis in die späte Nacht beschäftigte er sich zwanzig Monate lang unermüdet und unverdrossen mit seiner Kunst, und wenn er wieder etwas Neues, Schönes und Nützliches gelernt hatte, so machte ihn das am Abend vergnügter, als der Zapfenstreich mit der schönsten türkischen Musik, zumal wenn ihm bei derselben sein Kostgänger bei den Schweizer Hülfstruppen einfiel.

Endlich kehrte er als ein ausgelernter Thier-Arzt, mit den schönsten Zeugnissen seiner Lehrer, freudig in sein Vaterland zurück, wurde von dem Sanitäts-Rath*) in dem Canton Aargau geprüft, legte zu Jedermanns Erstaunen und Freude die umfassendsten und gründlichsten Kenntnisse an den Tag, erhielt mit wohlverdienten Lobsprüchen und Ehren das Patent auf seine Kunst**), war nun, nach vielen ausgestandenen Schwierigkeiten und Mühseligkeiten, am schönen Ziele seiner lebenslänglichen Wünsche angekommen, und lebte lange glücklich und geachtet als einer der geschicktesten und angesehensten Thier-Ärzte im ganzen Schweizerlande.

Jetzt weiß ich vier, die denken: Wenn solcher Muth und Ernst dazu gehört, etwas Braves zu lernen, so ist's kein Wunder, daß aus mir Nichts hat werden wollen. — Weißt Du was? — Nimm Gott zu Hülfe, und versuche es noch. Hebel.

---

*) Der mit der Aufsicht über die Gesundheitspflege beauftragten Behörde.

**) Die schriftliche Urkunde, durch welche ihm das Recht seine Kunst auszuüben gegeben wurde.

69. Über die Mooſe.

Dadurch, daß man die Mooſe in der Regel nur erwähnt, um ſie als einen der Vernichtung würdigen Gegenſtand zu bezeichnen, iſt bei Vielen die Vorſtellung entſtanden, als ſeien ſie ſchädliche Unkräuter, welche das Aufkommen von Gräſern und anderen nützlichen Pflanzen hinderten, oder Schmarotzerpflanzen, welche den Bäumen die Säfte nehmen und dieſelben kränkeln machen. Dieſe Anſicht bedarf aber ſehr der Einſchränkung und Berichtigung. Auf den mooſigen Wieſen wächſt nicht darum weniger Gras, weil dieſes von dem Mooſe verdrängt wird, ſondern das Moos gedeihet in ihnen, weil fehlerhafte Beſchaffenheit des Bodens oder andere ungünſtige Umſtände keinen gedeihlichen Graswuchs geſtatten; und der Baum kränkelt nicht deßhalb, weil auf ihm Mooſe wachſen, ſondern dieſe überziehen ihn in unverhältnißmäßiger Menge, weil er ſchon ſeit längerer Zeit kränkelte. Schmarotzer ſind die Mooſe überdies nicht; denn ſie entnehmen ihre Nahrung nicht aus den Bäumen, auf denen ſie wachſen, ſondern aus der Luft und dem Waſſer. Nur wenn Jahre lang Wieſen und Bäume ohne Aufſicht und Pflege bleiben, kann die Maſſe des Mooſes in dem Grade zunehmen, daß die Grasſamen darin hängen bleiben, ohne zum Keimen zu gelangen, oder daß die für den Wachsthum der Bäume nothwendigen Functionen der Rinde gehindert werden. Die Richtigkeit dieſer Behauptung ergiebt ſich auch ſchon aus den Mitteln, welche man zur Vertilgung der Mooſe anwenden muß. Ein bloßes Ausrupfen derſelben nämlich hilft gar Nichts, indem ſie dann nach kurzer Zeit wieder erſcheinen; man muß vielmehr den feſten Wieſengrund auflockern und durch Dünger und neue Erdarten verbeſſern, für ungehinderte Einwirkung von Licht und Luft, für gute Bewäſſerung, für Ableitung des überflüſſigen und ſchlechten Waſſers ſorgen und ſo den Boden zur Erzeugung von Gräſern und Futterkräutern geſchickt machen; man muß dem Baume an der Wurzel ebenfalls durch Dünger helfen, ihn freier ſtellen, die Rinde von abgeſtorbenen Äſten reinigen, und ſo bei ihm einen freudigeren Wachsthum hervorzurufen ſuchen; — erſt dann wird das Moos weichen und nicht ſo bald wieder erſcheinen.

Die Mooſe ſind kein ſchädliches Unkraut, ſondern ſehr genügſame und friedliche Geſchöpfe, die ſich überall anſiedeln und ver-

mehren, wo sonst Nichts wachsen würde und man ihnen Ruhe gestattet, die aber gern den Platz räumen, wenn man mit ihrem Standorte Veränderungen vornimmt und das Auf- und Fortkommen von Pflanzen höherer Art begünstigt. Ja, sorgfältige Untersuchungen zeigen uns sogar, daß die Moose in Hinsicht ihres Entstehens und Baues sehr interessante und in Hinsicht ihres Nutzens sehr wichtige Pflanzen sind.

Die Moose geben einem großen Theile der Erdoberfläche die erste, oft sogar die einzige Bekleidung, und sind gewiß schon in diesem Betracht höchst wichtig. Die leichten Samen derselben (nackte Keimkörner, welche in einer Büchsenfrucht gebildet werden), durch Wind, Schnee- oder Regenwasser und Meereswellen weit und breit umhergeführt, keimen allenthalben, wo sie nur einen Haltpunkt finden, und wo ihnen die nöthige Feuchtigkeit und Schutz gegen starke und anhaltende Einwirkung der Sonne zu Theil wird; weßhalb denn auch die nördlichen Länder und die beschatteten, von Thau, Regen und Schneewasser befeuchteten Wald- und Gebirgsgegenden der gemäßigten Zone ihrem Gedeihen vorzüglich zuträglich sind.

Diese Pflänzchen, welche überhaupt in der Kälte recht gut gedeihen, und für die der Winter die eigentliche Zeit des Wachsthums und der Fruchtbildung ist, finden sich im hohen Norden in einer erstaunlich großen Menge. Dort, wo schon unter dem Polarkreise fast durchgehends kein Getreidebau mehr stattfindet, wo nur noch wenige strauchige Holzgewächse sparsam fortkommen, wo der Baum des Nordens, die Kiefer, zur krüppeligen Staude wird, und noch weiter nördlich, wo auch von dieser, so wie von anderen Gewächsen keine Spur mehr vorhanden ist, deckt den Erdboden eine fußhohe, in ihrer Ausdehnung unermeßliche, aus Moosen und Flechten *) bestehende Bekleidung, unter welcher sich fast überall, auch im hohen Sommer, noch Eisreste vorfinden. Auf den trockenen, höher gelegenen Punkten sind die Flechten, insbesondere die Rennthier-Flechte

*) Die Flechten unterscheiden sich hauptsächlich dadurch von den Moosen, daß sie keine Blüthen hervorbringen, und daß ihr ganzer Körper gleichsam nur ein einziges Laub ist. Sie sind selten grün, sondern grau, weiß, blau u. s. w. Sie wachsen besonders auf Steinen und auf den Stämmen der Bäume, und in unsern Waldungen ist kein einziger Baum frei von ihnen.

und die Isländische Flechte *), in den feuchten Ebenen, Thälern und Moräſten die Mooſe vorherrſchend. Man könnte die Länder der kalten Zone, ſo weit ſie im Sommer noch von ihrer gewaltigen Schneedecke befreit ſind, die Moos-Länder nennen.

Verlaſſen wir jene unwirthlichen Gegenden des höchſten Nordens, ſo ſehen wir, indem wir uns ſüdwärts wenden und den Polarkreis überſchreiten, die phanerogamiſchen Gewächſe **) an Menge der Arten ſich mehren und an Größe und Schönheit zunehmen. Vorzüglich ſind es Nadelhölzer, die Edeltanne und die Kiefer, welche in Schweden und Norwegen eine Vollkommenheit der Ausbildung erlangen, wie ſonſt nirgends, und die, indem ſie in ungeheuren Waldungen die Ebenen und niederen Gebirge überziehen, hauptſächlich jenen Ländern ihr ernſt-einfaches Anſehen geben. In den Thälern treffen wir ſchon freundliche Birkengehölze, ſchöne gras- und kräuterreiche Wieſen und wohlangebaute Kornfelder, die jedoch nicht jedes Jahr reifes Korn liefern. Außerdem aber nehmen große Moor- und Heideſtrecken den größten Theil des Landes ein (in Schweden beſteht nur ein Vierundzwanzigtheil des Bodens aus angebautem Lande), auf welchen, ſo wie in den dunkeln Nadelwäldern, ſich die Moos-Vegetation noch in in ihrer ganzen Mächtigkeit zeigt.

Wie würde es nun um dieſe kalten Gegenden unſers Erdtheils ſtehen, wenn ihnen der reiche Mooswuchs abginge? Würden ſie nicht, da der Boden nur auf kurze Zeit von ſeiner Schneedecke befreit iſt und vom Schnee- und Regenwaſſer überreich getränkt wird, zur Sommerzeit größtentheils eine, Menſchen und Thieren unzugängliche Moraſt-Landſchaft bilden? Der dicken Moosdecke haben

---

*) Die Letztere iſt das als ein vortreffliches Heilmittel bekannte ſogenannte Isländiſche Moos, welchen Namen dieſelbe jedoch fälſchlich führt, da ſie kein Moos, ſondern eine Flechte iſt.

**) Man theilt die geſammte Pflanzenwelt in zwei Klaſſen, nämlich in phanerogamiſche und kryptogamiſche Gewächſe. Phanerogamiſche Pflanzen heißen diejenigen, welche deutlich ſichtbare Blüthen hervorbringen; ſie bilden die Mehrzahl der Gewächſe, ſind vollkommenere Geſchöpfe als die andern, und zu ihnen gehören namentlich alle unſere Kräuter und Bäume. Die kryptogamiſchen Pflanzen ſind ſolche, welche keine oder doch keine deutlichen Blüthen haben; zu ihnen gehören insbeſondere die Farrenkräuter, die Mooſe, die Flechten und die Schwämme.

es die Bewohner und Reisenden in jenen Ländern zu danken, daß sie nicht nur über den vom Wasser aufgelöst'ten Lehm- und Thonboden, sondern zum Theil sogar durch die mit Moosen mehr oder weniger angefüllten, weit ausgedehnten Sümpfe hinweggehen können. Nach langem Winter erquickt überdies das frische Grün der Moos-Teppiche das vom blendenden Schnee angegriffene Auge.

Was nun die gemäßigten Gegenden unsers Erdtheils und insbesondere Deutschland betrifft, so haben auch hier noch die Moose einen merklichen Antheil an der fast überall vorhandenen Bekleidung der Erde, und wir finden auch hier noch diese kleinen Gewächse in einer Allgemeinheit verbreitet, wie keine andere Pflanzenfamilie. In zahlreicher Menge und meist in Rasen und Polstern vereinigt, wachsen die verschiedenen Arten derselben auf dem derben Fels, auf festem Lehm- und Thonboden, auf und an Baumstämmen, Mauern und Dächern, in Sümpfen, Teichen und fließenden Gewässern, unter Bäumen, Garten- und Feldfrüchten, selbst auf alten Knochen und Holzwerk, und ohne sie würde bei uns ein großer Theil des Erdbodens nackt dastehen. Wenn in winterlicher Zeit die Erde für einige Tage vom Schnee befreit ist, oder eintretende milde Witterung die Ankunft des Frühlings verkündet, dann macht es dem Naturfreunde Vergnügen, das Leben der Natur in diesen kleinen Gewächsen zu gewahren. Mit Wohlgefallen weilt sein Auge auf dem frischen Grün dieser kleinen Pflanzen; und wenn er mit der näheren Erforschung derselben sich befaßt, verschafft ihm die Untersuchung der verschiedenen Theile, besonders der Blüthen und Früchte, manchen stillen und schönen Genuß. Aber auch in schönerer Jahreszeit läßt er sich gern auf ihren Polstern nieder, um einen bequemen Ruheplatz nach angestrengter Wanderung zu haben, oder mit Muße sich einer schönen Aussicht zu erfreuen.

Auf den Ebenen unseres Vaterlandes ist da, wo weder Menschen noch Viehheerden Störung in der Entwickelung der Moose verursacht haben, die Masse derselben bedeutend. Ebenso groß ist ihre Menge in den Sümpfen und Mooren, wo sie einen Hauptbestandtheil des Torfs ausmachen. Ähnliche Mooslager bedecken ferner unsere Gebirgsgegenden und den Boden unserer Wälder, wo sie zum Theil über einen Fuß hoch werden und herrliche grüne Teppiche bilden.

Den größten Reichthum an schönen und seltenen Moosgebilden

bieten aber die Hochgebirge der gemäßigten Zone, besonders die Deutschen und Schweizer Alpen, dar. An den niederen Punkten derselben finden wir neben gras- und kräuterreichen Weiden die feuchten Felsenabhänge, die schattigen Wälder, die Umgebungen der Quellen und Bäche mit mannichfaltigen Moosarten erfüllt, und in größter Üppigkeit decken ihre grünen Matten in der Nähe des ewigen Schnees den felsigen Boden. Eine von Pflanzen ganz oder doch größtentheils freie Gebirgslandschaft, wie anziehend und bewunderungswerth ihre mannichfaltigen Gestalten und Gruppen auch sein mögen, erregt doch bald die unheimlichen und schauerlichen Gefühle der Einsamkeit und des Todes. Schon eine bloße Moosbekleidung aber vermag einer Felsenumgebung ein milderes, freundlicheres Ansehn zu geben; denn schon in der Moospflanze erblicken wir ein lebendes und befreundetes Wesen. In dieser Hinsicht stehen die Gebirge des südlichen Europa's, namentlich die Pyrenäen und noch mehr die Gebirge des südlichen Spaniens, im Nachtheil gegen die Alpen und die niederen Gebirgen des mittleren Europa's. In jenen erblickt man oft große Massen von kahlen Felsen, an denen keine Pflanzen, sogar Moose und Flechten nicht, gedeihen.

Schreiten wir noch weiter südlich und gehen aus Europa nach Afrika hinüber, so kommen wir in jene unermeßlichen Sandwüsten, welche aus dürrem, losem Flugsand oder unfruchtbaren Steingeschieben bestehen, gar keine Pflanzenbekleidung haben und mit Ausnahme weniger Oasen*) schlechterdings unbewohnbar sind. Reisen quer durch die ungeheure Wüste Sahara, welche mindestens 60,000 Quadratmeilen groß, d. h. sechsmal größer als Deutschland ist, sind höchst gefährliche Wagnisse, und ganze Karawanen haben in ihr den Untergang gefunden, indem Menschen und Thiere vor Durst verschmachteten, oder giftige Gluthwinde sie erstickten, oder ungeheure Sandwirbel sie verschütteten. — Die meisten in der Nähe dieser Sandwüste gelegenen Gebirge gewähren einen traurigen Anblick. Sie sind völlig nackt, und da sie beständig von den dürren, heißen Winden der Wüste angeweht werden, oft mehrere Jahre hintereinander kein Tropfen Regen in ihnen fällt, und sie daher auch meist ohne Quel-

*) Oasen nennt man die Stellen in einer Wüste, welche Quellen und Pflanzen haben. Sie kommen nur in geringer Zahl vor, haben meistens auch nur geringe Größe und sind ebendasselbe in der Wüste, was die Inseln im Meere sind.

len sind, so vermag nicht einmal ein Moos oder eine Flechte an ihnen aufzukommen. Unsägliche Beschwerden haben die Reisenden hier auf einem Wege zu erdulden, der Meilen weit über scharfkantiges Gestein und oft durch Thäler hinführt, in denen die Sonne Tag für Tag die starren Felsen bescheint und eine drückende Hitze entwickelt. Vergebens sieht sich dort der Mensch nach weidenden Schafen und Rindern um, kein Gesang der Vögel läßt sich hören, Todesstille herrscht überall; nur nackte Räuber und reißende Thiere lagern sich hier und da in Höhlen, um die Reisenden zu überfallen oder zur Nachtzeit in den benachbarten angebauten Thälern und Ebenen Beute zu machen.

Wie ganz anders würde es mit jenen Ländern stehen, wenn das Klima auch hier, wie bei uns überall, auf dem Sandboden und harten Fels das Aufkommen von Pflanzen gestattete. Allein die kleinen Gewächse, welche bei uns einen so bedeutenden Antheil an der Erdbekleidung haben, die Moose und Flechten, kommen in den heißen Erdstrichen nur sparsam und nur in den dunkeln Wäldern der Küsten oder an den feuchten Ufern großer Flüsse fort, nicht aber in trockenen Ebenen und auf den der Sonne ausgesetzten Felsenhöhen der Gebirge.

Hätten wir die Moose nicht, so würde auch bei uns der Erdboden an vielen Stellen in trauriger Nacktheit dastehn, und unsere Sand-Ebenen würden mehr oder weniger den Wüsten Afrika's, so wie unsere Berge den dortigen gleichen. Denn die Moose bekleiden nicht allein den leeren Boden unseres Landes, sondern sie machen es sogar auch in manchen Gegenden allein möglich, daß andere Pflanzen höherer Art in ihnen wachsen. Einige Pflanzen gedeihen nämlich nur in Moos-Rasen, und obgleich die meisten derselben dem Menschen keinen sonderlichen Nutzen gewähren, so erfreuen sie doch den Pflanzenfreund; denn es giebt unter ihnen sehr schöne, wie z. B. die Moosbeere in Norddeutschland.

Auf Bergeshöhen haben manche Moose auch noch den großen Nutzen, daß sie die Feuchtigkeit aus der Luft an sich ziehen und allmählich in die Erde leiten; dadurch helfen sie die Quellen ernähren, welche dann wieder Ebenen und Thäler befeuchten, und so Tausenden von Pflanzen Wachsthum und Gedeihen gewähren.

Noch weit wichtiger aber werden die Moose für die Pflanzen höherer Art dadurch, daß sie einen großen Theil der zum Entstehen

und Fortkommen derselben nothwendigen Dammerde bereiten. Die Wurzeln der Mooſe beſtehen nämlich aus einem Büſchel dünner, mehr oder weniger verzweigter Faſern, welche leicht in den Boden eindringen und den Moospflänzchen nicht ſowohl zur Ernährung, als zur Befeſtigung dienen. Dieſe, ſowie der untere Theil des Stengels und die unteren Blätter verweſen beim Fortwachſen der Pflänzchen und gehen allmählich in Moder und Erde über. So bereiten ſich alſo die Mooſe ſelbſt die Erde, auf welchen ſie wachſen; und da die meiſten Arten dieſer Pflanzen geſellſchaftlich, d. h. immer in größerer Anzahl beiſammen, wachſen, ſo iſt die Menge der an manchen Orten von ihnen bereiteten Dammerde oft ſehr beträchtlich. Während der obere Theil freudig fortwächſt, erſtirbt der untere, ſo daß ausdauernde Mooſe oft hoch über den noch kenntlichen Überreſten ihrer eigenen Stämme vegetiren. Im Verlaufe der Zeit nun erſtirbt das Pflänzchen und nach Umſtänden wohl auch eine ganze Geſellſchaft derſelben auf einmal, insbeſondere da, wo der Menſch ſich anſiedelt, die Wälder lichtet und den Boden zu bearbeiten anfängt; und nun findet ſich an ihrer Stelle eine Schicht von nährender Pflanzenerde, welche zum Gedeihen anderer Gewächſe geeignet iſt.

Außerdem machen dieſe Pflänzchen auch das nackte Geſtein der Felſen fähig, andere Pflanzen zu tragen. Ihre ſchmächtigen Wurzeln dringen nämlich beim Entſtehen in die kaum merklichen Ritze der Steine ein, und befeſtigen ſo die Mooſe, welche ihre Nahrung nicht durch die Wurzeln, ſondern durch die Blätter einziehen. Hier bereiten ſie nun nicht bloß durch die ſo eben beſchriebene Verweſung einzelner Theile Dammerde, ſondern ſie vermehren dieſe auch noch auf eine andere Weiſe: ſie ziehen nämlich, im Verein mit den Flechten, fortwährend Feuchtigkeit an ſich, halten alſo auch die Oberfläche der Felſen ſtets feucht und führen dadurch die allmähliche Verwitterung des Geſteins herbei; die verwitterten Theile desſelben aber verbinden ſich mit jenen verweſ'ten Pflanzen-Reſten zu einer oft ſehr fruchtbaren Erde, und ſo bildet ſich auf den Felſen eine Bodendecke für andere Pflanzen. Wären alſo die Mooſe nicht, ſo würden große Strecken in unſeren Gebirgen, welche jetzt mit einer grünenden Pflanzen-Maſſe bedeckt ſind, dem Auge Nichts als ein kahles und todtes Geſtein darbieten, wie dies bei den oben erwähnten Gebirgen von Süd-Europa theilweiſe der Fall iſt. Den

Mooſen verdanken wir es deßwegen auch großentheils, daß Felſen im Meere nach und nach bewohnbare Inſeln geworden ſind. Das Geſtein überzieht ſich hier zuerſt mit einer dünnen Rinde von Flechten, dann folgen die Mooſe; aus den verweſ'ten Reſten dieſer kleinen Kryptogamen aber und den aufgelöſ'ten Felſentheilen bildet ſich eine dünne, für das Aufkommen anderer Pflanzen taugliche Erdlage. Winde, Wellen und Waſſervögel bringen hierauf Samenkörner von Gewächſen dahin, dieſe keimen auf, und im Verlauf der Jahre wird ſo die früher ganz öde Felſenmaſſe ein mit Gräſern, Kräutern und Bäumen bewachſenes, den Menſchen zur Anſiedelung einladendes Eiland.

Auch die auf Dächern, auf Bäumen und an Mauern wachſenden Mooſe vermehren das fruchtbare Land auf der Erde, indem ſie verweſen und in größeren oder kleineren Maſſen herabfallen. In Teichen und Flüſſen helfen die Waſſermooſe die Schlammerde bilden, welche vielen Waſſerthieren zum Aufenthalt dient, und, durch Überſchwemmung oder durch Menſchenhand auf Wieſen und Felder gebracht, unzähligen Pflanzen einen kräftigen Dünger gewährt. In Sümpfen haben die Mooſe einen großen Antheil an der Bildung des ſo nützlichen Torfs. Die abſterbenden unteren Theile dieſer Pflänzchen nämlich erhöhen den Boden; dadurch vermindert ſich die Waſſermaſſe, und es bildet ſich eine Erdlage für andere Pflanzen; dieſe ſterben nach ihrer Entſtehung allmählich wieder ab und verweſen; andere wachſen an ihrer Stelle hervor und erleiden dieſelbe Veränderung, und ſo iſt nach einiger Zeit da, wo früher Waſſer war, eine dichte Erdſchichte entſtanden, welche aus abgeſtorbenen Pflanzentheilen zuſammengeſetzt iſt und unter dem Namen Torf als Brenn-Material benutzt wird. Auch findet man den Torf vorzugsweiſe nur in Erdſtrichen, deren Klima der Erzeugung der Mooſe zuträglich iſt, d. h. in der kalten und gemäßigten Zone, wo ſomit die Vorſehung diejenigen Länder, welche Mangel an Brennholz oder Steinkohlen haben, mit mächtigen Torflagern verſehen hat.

Demnach haben wir es den Mooſen und anderen kleinen kryptogamiſchen Gewächſen zuzuſchreiben, daß der Erdboden der gemäßigten Zone faſt überall bewohnbar und anbaufähig iſt. Dieſe kleinen Gewächſe ſetzen auf dem unfruchtbaren Sande und dem harten Geſtein dieſer Gegenden eine Erdſchichte ab, welche über kurz oder lang das Aufkommen anderer Pflanzen möglich macht. Deßhalb

hat unſer Vaterland wohl Einöden, aber keine nackten Wüſten, und ſelbſt unſere Sand-Ebenen und Gebirge gewähren Tauſenden von Menſchen ihren Unterhalt. Unſere Sand-Äcker hatten keine aus reinem Flugſande beſtehende Bedeckung und unſere Berg-Äcker keinen nackten Felsboden, als ſie zuerſt angebaut wurden; Mooſe und Flechten hatten Beide für den Anbau ſchon vorbereitet.

In unmittelbarer Beziehung zum Thierreiche betrachtet, dienen zwar die Mooſe keinem Thiere zur Nahrung — denn das ſogenannte Rennthier-Moos und das Isländiſche Moos gehören zu den Flechten —; aber in anderer Hinſicht ſind ſie demſelben von mannichfachem Nutzen, indem manche Vierfüßer daraus ihre Lagerſtätte und Winterwohnung, viele Vögel ihre Neſter bereiten, und verſchiedene Inſekten darin ſich verpuppen oder überwintern.

Auch iſt der Gebrauch, welchen der Menſch von den Mooſen macht, nicht unerheblich. Unentbehrlich ſind ſie dem Nordländer zum Bau ſeiner Wohnungen, und in Schweden, Norwegen, auf den Farör-Inſeln und in andern Ländern iſt die Anwendung derſelben zu dieſem Zwecke allgemein. Die meiſten ſchwediſchen Häuſer, die Hütten des armen Landmanns ſo gut wie die Wohnungen der Reichen, beſtehen aus übereinandergelegten Holzſtämmen, deren Fugen man mit Moos verſtopft. Die Kamtſchadalen, die Lappländer und andere nördliche Völker gebrauchen die Mooſe zur Bereitung ihrer Hütten und Lagerſtätten. Bei uns dienen bekanntlich die Mooſe zu verſchiedenen Verrichtungen des Gärtners, als Streu in den Ställen, als leichter und wohlfeiler Stoff zum Verpacken von Waaren, zum Ausſtopfen von Matratzen und Polſtern und dergleichen mehr.

Nach dem Lippiſchen Magazin.

Empfehlenswerthe Lehrbücher

aus dem Verlage von S. Schmerber in Frankfurt am Main.

Belehrende Darstellungen

für

das höhere Jugendalter.

Aus den Werken von Buch, Dippold, Engel, Erhardt, Forster, Funk, Garve, Göthe, Hammer, Herder, Heydenreich, Hirschfeld, Humbold, Jakobs, Lessing, Lichtenberg, Martius, Matthisson, J. Müller, Niebuhr, Pestalozzi, Ranke, Raumer, Rehm, Reinhard, Reinwardt, J. P. Fr. Richter, Rosenmüller, Rühs, Schiller, Schleiermacher, Schubert, Speth, Spix, Steffens, Tillier, Varnhagen, Weisser, Wieland, Winkelmann, Zimmermann, Zollikofer u. A. zusammengetragen und mit Anmerkungen begleitet von Dr. G. L. Kriegk.

46 Bogen gr. 8. fl. 2. 30 kr.
In Partheien genommen fl. 1. 45 kr.

Die meisten Aufsätze dieses Werkes behandeln Gegenstände der Geschichte, der Erdkunde oder der Naturgeschichte.

Fünf Vorlageblätter und Kartennetze, als Hülfsmittel bei dem Unterrichte im

Geographischen Zeichnen

und Abbildungen der physischen Erdräume, von A. Ravenstein. fl. 1. —

The dramatic Works of Shakspeare with notes.

10 Bände, geheftet fl. 7. — fein Papier fl. 12. — Velin fl. 16. 12 kr.

Bei der Unmöglichkeit, ohne zweckmässig gewählte Anmerkungen den Dichter ganz zu begreifen, dürfte diese bequeme Ausgabe, auf deren Druck die grösste Sorgfalt verwendet worden, zu einem gründlichen Studium als die empfehlenswertheste erscheinen.

☞ Die Anmerkungen sind vorzüglich für deutsche Leser berechnet und unter den Text gesetzt. Einzeln werden verkauft:

Tempest. — Two Gentlemen of Verona. — Merry Wives of Windsor. — Twelfth Night	386 Seiten	—	36 kr.
Measure for Measure. — Much Ado about Nothing. — Midsummer - Night's Dream. — Love's Labours lost	388	—	— 36 „
Merchant of Venice. — As you like it. — All's well that ends well. — Taming of the shrew	416	—	— 36 „
Winter's tale. — Comedy of Errors. — Macbeth. — King John	406	—	— 36 „
King Richard II. — King Henry IV. p. I. — King Henry IV. p. II. — King Henry V.	504	—	— 54 „
King Henry VI. p. I. II. III. . . .	359	—	— 36 „
King Lear	160	—	— 27 „

Deutsches Lesebuch.

Eine Sammlung

von

Gedichten für das mittlere Jugendalter,

mit den nöthigen

Erläuterungen zum Schul- und Privatgebrauche

herausgegeben von

Dr. G. L. Kriegk.

Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage.

Frankfurt am Main,
im Verlag von Siegmund Schmerber.
1839.

Inhalts-Anzeige.

		Seite
1.	Der Frühling, von Neumann	1
2.	Die zwei Hunde, von Pfeffel	1
3.	Die Sternlein, von E. M. Arndt	2
4.	Winterlied, von Overbeck	3
5.	Das Pferd und der Esel, von Gleim	4
6.	Worträthsel	5
7.	Morgenlied, von Besseldt	5
8.	Der weiße Hirsch, von Uhland	6
9.	Der Knabe und sein Vater, von Pfeffel	7
10.	Denkspruch	8
11.	Der Reichthum, von Weiße	8
12.	Das Eichhorn und seine Mutter, von Pfeffel	9
13.	Räthsel, aus dem Wunderhorn	9
14.	Der Mai, von Weiße	9
15.	Arbeit, von Burmann	10
16.	Der Blinde und der Lahme, von Gellert	11
17.	Die flüchtige Zeit, von Gleim	11
18.	Silbenräthsel	12
19.	Der Löwe und der Fuchs, von Gleim	12
20.	Die Zeit, von Weiße	13
21.	Frühlingsliedchen, von Overbeck	14
22.	Die Einkehr, von Uhland	14
23.	Die Jahreszeiten, von Pazke	15
24	Silbenräthsel	15
25.	Die Biene, von Weiße	15
26.	Kartoffellied, von Claudius	16
27.	Der Leopard und das Eichhorn, von Pfeffel	16
28.	Die Liliputer, von Weiße	17
29.	Die Tabakspfeife, von Pfeffel	18
30.	Buchstabenräthsel	21
31.	Der Fuchs und der Esel	21
32.	Wanderlust, von Anschütz	21
33.	Die Klugheit, von Pfeffel	22
34.	Der Bauersmann	23
35.	Der Zaunkönig	23
36.	Worträthsel	24
37.	Der Schoßhund und der Kettenhund, von K. H. Schwabe	25
38.	Das Schlaraffenland, von Hans Sachs	25
39.	Der Esel und der Hund, von Nicolay	28
40.	Silbenräthsel	28
41.	Das Kutschpferd und der Ackergaul, von Gellert	29

		Seite
42.	Der Schütze, von Schiller	29
43.	Die Schlange, von Lichtwer	29
44.	Der blinde Eifer, von demselben	30
45.	Der Winter	31
46.	Der Ochs und der Esel, von Pfeffel	31
47.	Abendgebet	32
48.	Der Vater und die drei Söhne, von Lichtwer	33
49.	Worträthsel, von Houwald	34
50.	Des Fischers Haus am Bodensee, von G. Schwab	35
51.	An die Sonne	36
52.	Der Milchtopf	37
53.	Der Köhler und die Diebe	38
54.	Denkspruch	41
55	Wenderäthsel	41
56.	Der Fuchs und die Weintraube, von Haller	41
57.	Lied, im April zu singen, von Salzmann	42
58.	Der Frosch und die Wassermaus, von Michaelis	43
59.	Der Wechsel der Jahreszeiten, von Lieberkühn	43
60.	Die beiden Hähne, von Tiedge	44
61.	Vergnügtsein, von Claudius	45
62.	Worträthsel	45
63.	Am Morgen, von Hölty	46
64.	Die Kartoffelnernte, von Voß	47
65.	Abendlied, von Claudius	48
66.	Der Holzbacker, von Christoph Schmid	48
67.	Der Wald, von Claudius	50
68.	Wenderäthsel	51
69.	Herbstlied, von J. G. Schulz	51
70.	Der Affe und der Geizige, von Hagedorn	52
71.	Lebensregung im Frühling, von Förster	53
72.	Redlichkeit, von Hölty	54
73.	Der Riese Goliath und David, von Claudius	54
74.	Frühlingsgesang, von Tiedge	56
75.	Worträthsel, von Houwald	56
76.	Eintracht, von Gellert	57
77.	Die aufgehende Sonne, von Demme	57
78.	Das Lied vom Samenkorn, von Krummacher	58
79.	Das Schwert, von Uhland	59
80.	Der Vergnügte, von Jacobi	59
81.	Worträthsel	60
82.	Die Stufenleiter, nach Pfeffel	61
83.	Der Adler und die Vögel	62
84.	Der Eislauf, nach Bindemann	62
85.	Die beiden Hunde, von Pfeffel	63
86.	Der glückliche Bauer, von Claudius	64
87.	Räthsel, von Reinmar von Zweter	65
88.	Der Esel und das Faulthier, von Pfeffel	66
89.	Der Bettler, nach Pfeffel	66
90.	Das Vögelein und der Geier, von K. H. Schwabe	67
91.	Denkspruch	68
92.	Freude an der Natur, von Salis	69
93.	Der Schmetterling, aus dem Niedersächs. Wochenblatt	69
94.	Wortträthsel, von Kind	70
95.	Der Bauer und sein Sohn, von Gellert	71

		Seite
96.	Im Januar, von Hölty	72
97.	Der Affe mit der Uhr, von Lichtwer	72
98.	Von zwei Vögeln, von Langbein	73
99.	Denkspruch	74
100.	Der vermeinte Teufel, von J. G. Zimmermann	74
101.	Worträthsel, von Kl. Schmidt	75
102.	Denkspruch	76
103.	Die Bauernmagd, von Götz	76
104.	Spazierlied, von Pfeffel	77
105.	Der Affe und das Eichhorn, von Krummacher	78
106.	Die Eichel und der Kürbiß, nach Gleim	79
107.	Worträthsel, von Rückert	80
108.	Die Reiter	80
109.	Das Singen, von Langbein	81
110.	Holien, von Pfeffel	82
111.	Denkspruch, nach Göthe	83
112.	Lied eines deutschen Knaben, von Stolberg	83
113.	Worträthsel	84
114.	Die Natur, von Demme	84
115.	Denkspruch, von Logau	85
116.	Die Gutthat, von Gellert	85
117.	Der Stelzfuß, von Langbein	86
118.	Die Strafe, von Uhland	87
119.	Worträthsel, von Schiller	88
120.	Die Feuersbrunst, von Götz	89
121.	Denkspruch, von Göthe	89
122.	Urian's Reise um die Welt, von Claudius	89
123.	Worträthsel	92
124.	Der Esel und die drei Brüder, von Nicolay	92
125.	Denkspruch, von Opitz	93
126.	Zufriedenheit, von Claudius	93
127.	Denkspruch	94
128.	Frau Magdalis, von Bürger	94
129.	Die Jahreszeiten, von Rückert	97
130.	Der abgebrannte Bauer, von Zachariä	98
131.	Worträthsel, von Haug	99
132.	Der Bettler, von Schubart	99
133.	Denkspruch, von Gubitz	100
134.	Täglich zu singen, von Claudius	100
135.	Obstlied, von Voß	102
136.	Denkspruch, von Göthe	103
137.	Das Lied vom braven Mann, von Bürger	103
138.	Denkspruch	107
139.	Wanderlied	107
140.	Denkspruch	108
141.	Worträthsel, von Schiller	108
142.	Die Wachtel und ihre Kinder, von Langbein	108
143.	Der Knabe im Erdbeerschlag, nach Hebel	110
144.	Der Winter, von Claudius	111
145.	Ibrahim, von Pfeffel	112
146.	Denkspruch, von Gellert	113
147.	Der Igel und der Dachs, von Langbein	113
148.	Das Lied von der Lerche, von Seidl	115
149.	Hassan, von Wehnert	116

		Seite
150.	Worträthsel, von Schiller	117
151.	Die Schatzgräber, von Bürger	117
152.	Bauernglück, von Voß	118
153.	Der Wunsch, von Blumauer	119
154.	Der Scheerenschleifer, von Pfeffel	120
155.	Abendlied eines Bauersmanns, von Claudius	122
156.	Buchstabenräthsel, von Rückert	124
157.	Aufmunterung zur Freude, von Hölty	124
158.	Denkspruch	125
159.	Das Laster und die Strafe, von Lichtwer	125
160.	Abendlied, von Vogt	125
161.	Ein Lied vom Reifen, von Claudius	126
162.	Gesundheit und ein gut Gewissen, von Halem	128
163.	Der Schwan und die Krähen, von Fr. Schmitt	129
164.	Worträthsel, von A. G. Eberhard	130
165.	Der Sommerabend, nach Hebel	130
166.	Die Blumen, von K. H. Schwabe	132
167.	Die zwei Bäche, von Fröhlich	133
168.	Denkspruch	134
169.	Der Mai, nach Hagedorn	134
170.	Das Todtenhaus, nach Pfeffel	135
171.	Mailied, von Voß	136
172.	Der Winter, nach Hebel (von Adrian)	136
173.	Gesundheit, von Claudius	138
174.	Worträthsel, von Riemer	139
175.	Denkspruch	139
176.	Am Morgen, von Claudius	139
177.	Das Spinnlein, nach Hebel	141
178.	Denkspruch, von Opitz	143
179.	Die Blumen, von A. Schreiber	143
180.	Der persische Bauer, von Nicolay	144
181.	Bauernlied, von Claudius	146
182.	Beim Aufgang der Sonne, von demselben	148
183.	Der Junker und der Bauer, von Richey	149
184.	Denkspruch, von Uz	150
185.	Sommerlied	150
186.	Der arme Greis, von Gellert	151
187.	Mailied, von Voß	153
188.	Denkspruch	153
189.	Der Peter in der Fremde, nach Grübel (von A. G. Eberhard)	154
190.	Worträthsel	157
191.	Winterlied, von Salis	157
192.	Der Acker der Edlen, von W. Gerhard	158
193.	Der Fleiß, von Weiße	163
194.	Im Grünen, von Voß	164
195.	Der Kaiser und der Abt, von Bürger	165
196.	Frühlingslied, von Elise von der Recke	169
197.	Silbenräthsel, von Th. Hell	170
198.	Winterlied, von Krummacher	171
199.	Diogenes, von Pfeffel	172
200.	Denkspruch	173
201.	Lied eines muthigen Knaben, von Weiße	173
202.	Morgenlied, von Voß	175
203.	Kiefun, von Pfeffel	176

Digitized by Google

Seite

204. Nach einem Gewitter, von Voß 177
205a. Menschenliebe, von Reche 178
205b. Denkspruch, von Göthe 179
206. Der Gesunde, von Voß 179
207. Boreas und die Erde, von Lichtwer 181
208. Aladin, von Pfeffel 182
209. Die Stunden des Tages, von Michaelis 183
210. Der Esel, von Claudius 184
211. Der arme Schiffer, von Gellert 185
212. Mein Vorsatz, von Klopstock 186
213. Der Wilde, von Seume 187
214. Räthsel 190
215. Isembrand, von Möller 190
216. Der Jude, von Prätzel 192
217. Lied eines Armen, von Uhland 194
218. Das Gebet, von Pfeffel 195
219. Klein Roland, von Uhland 196
220. Roland Schildträger, von Uhland 200
221. Räthsel 206
222. Der Winter, von Stolberg 207
223. Kolumbus, von L. Brachmann 208
224. Denkspruch, von Tscherning 211
225. Die Sonne, von Schall 211
226. Das Mahl zu Heidelberg, von G. Schwab 212
227. Neujahrslied, von Langbein 216
228. Die Bürgschaft, von Schiller 217
229. Der gute Geist, von Fr. Rochlitz 221
230. König Karl's Meerfahrt, von Uhland 222
231. Räthsel 223
232. Sommerlied, von Hebel 224
233. Der schöne Traum, von Seidl 225
234. Taillefer, von Uhland 226
235. Die Jäger im Freien, von Bürger 228
236. Amynt, von Gellert 229
237. Die Königswahl, von Sturz 231
238. Silbenräthsel, von Hebel 231
239. Das Schicksal, von Gellert 232
240. Die großmüthigen Belagerten, von Lavater 233
241. Ermunterung, von K. Rudolphi 235
242. Polykarp, von. J. G. Zimmermann 236
243. Abendlied, von Claudius 238
244. Warnung, nach Usteri 239
245. Kindespflicht, von Tscherning 239
246. Drei Paare und Einer, von Rückert 240
247. Worträthsel 240
248. Denkspruch, von Rückert 241
249. Der Storch von Luzern, nach Usteri 241
250. Widerspenstigkeit, von Triller 243
251. Reiselied für Fußgänger, nach Usteri 243
252. Gesundheit, von Logau 244
253. Das Kartenspiel, von Schiebeler 244
254. Wenderäthsel 245
255. Der treue Gefährte, nach Anast. Grün 245
256. Der fliehende Held 246

		Seite
257.	Der Frühling, nach Alxinger	246
258.	Der Spieler, von Brockes	247
259.	Der betrogene Teufel, von Rückert	247
260.	Das gute Gewiſſen, von Logau	248
261.	Sechs Lehrſprüche, nach Uſteri	248
262.	Tugend und Laſter, von Logau	249
263.	Silbenräthſel	249
264.	Urtheil von Andern, von Nicolay	250
265.	Der Eremit	250
266.	Die beſte Arznei, von Logau	251
267.	Des Greiſes Dankgebet, von Hohlfeldt	252
268.	Zweierlei Feinde, von Tſcherning	253
269.	Das heitere Gemüth, nach Agnes Franz	253
270.	Zwei Worträthſel, von Hebel und J. M. G.	254
271.	Harmoſan, von Platen	254
272.	Denkſpruch	256
273.	Abdallah, von Chamiſſo	256
274.	Worträthſel, von Hebel	262
275.	Die Phantaſie	262
276.	Die Vortheile der Weisheit, von Käſtner	263
277.	Das Rieſen-Spielzeug, von Chamiſſo	263
278.	König Jakob vor Belvedere, von Kopiſch	265
279.	Wanderlied, von Erhard	270
280.	Der arme Whittington, aus dem Feſtkalender von Pocci und Görres	271
281.	Pipin der Kurze, von K. Baur	274
282.	Die Stammfrau der Montagnani's, aus dem Feſtkalender	277
283.	Die Fuggerei, ebendaher	279

1. Der Frühling.

Es kehret der Frühling mit lachendem Blick,
Verjüngend und schaffend, zur Erde zurück;
Als freundlicher Engel durcheilt er die Flur
Und zeichnet mit Blumen die segnende Spur.

O, sei uns willkommen, du fröhlicher Gast!
Ach, lange schon war uns der Winter zur Last.
Er schließet so grämlich ins Zimmer uns ein;
Wir lieben doch, lustig im Freien zu sein.

Du aber, du lockest uns freundlich und mild
Hinaus in das duftende Blumengefild';
Du liebest die Jugend und fröhliches Spiel;
Drum spendest du köstlicher Freuden so viel.

O gieb uns auch immer, du Blühender, du!
Viel heitere Tage und Blumen dazu,
Und sag' es dem Sommer — bald ist er ja da —
Wir bitten um Rosen und Kirschen, ja, ja!

Neumann.

---

2. Die zwei Hunde.

Ein Junker hielt sich ein Paar Hunde,
Es war ein Pudel und sein Sohn.
Der junge, Namens Pantalon,
Vertrieb dem Herrchen manche Stunde.
Er konnte tanzen, Wache stehn,
Den Schiebkarrn ziehn, ins Wasser gehn,
Und dieses Alles aus dem Grunde.
Der schlaue Fritz, des Jägers Kind,
War Lehrer unsers Hunds gewesen,

Und dieser lernte so geschwind,
Als mancher Knabe kaum das Lesen.
Einst fiel dem kleinen Junker ein,
Es müßte noch viel leichter sein,
Den alten Hund gelehrt zu machen. —
Herr Schnurr war sonst ein gutes Vieh,
Doch seine Herrschaft zog ihn nie
Zu solchen hochgelehrten Sachen;
Er konnte bloß das Haus bewachen.
Der Knabe nimmt ihn vor die Hand
Und stellt ihn aufrecht an die Wand;
Allein der Hund fällt immer wieder
Auf seine Vorderfüße nieder.
Man rufet den Professor Fritz;
Auch der erschöpfet seinen Witz;
Umsonst, es will ihm nicht gelingen,
Den alten Schüler zu bezwingen.
„Vielleicht," spricht Fritz, „hilft hier der Stock."
Er holt den Stock; man prügelt Schnurren;
Doch der bleibt steifer als ein Bock,
Und endlich fängt er an zu murren.
„Was wollt Ihr?" sprach der arme Tropf,
„Ihr werdet meinen grauen Kopf
Doch nimmermehr zum Doctor schlagen.
Geht, werdet durch mein Beispiel klug,
Ihr Kinder! Lernet jetzt genug;
Ihr lernt Nichts mehr in alten Tagen." Pfeffel.

---

3. Die Sternlein.

Und die Sonne machte den weiten Ritt
Um die Welt,
Und die Sternlein sprachen: „Wir reisen mit
Um die Welt;"
Und die Sonne, sie schalt sie: „Ihr bleibt zu Haus!
Denn ich brenn' Euch die goldenen Äuglein aus
Bei dem feurigen Ritt um die Welt."

Und die Sternlein gingen zum lieben Mond
In der Nacht,
Und sie sprachen: „Du, der auf den Wolken thront
In der Nacht,
Laß uns wandeln mit Dir; denn dein milder Schein,
Er verbrennet uns nimmer die Äugelein.“
Und er nahm sie, Gesellen der Nacht.

Nun willkommen, Sternlein und guter Mond,
In der Nacht!
Die Ihr freundlich am Himmel thront
In der Nacht!
Kommt und zündet die himmlischen Lichter an,
Daß ich lustig mitschwärmen und spielen kann
In den freundlichen Spielen der Nacht!

E. M. Arndt.

---

4. Winterlied.

Jauchze, wen der Frühling weckt!
Aber laßt dem Winter
Auch sein Löbchen; denn es steckt
Wahrlich was dahinter.

Lange Tage sind wohl gut;
Doch die kurzen geben
Rasche Beine, warmes Blut,
Eßlust auch daneben.

Schaut das schöne weiße Land,
Wie's in Silber strahlet,
Und den hellbesonnten Rand,
Schön mit Gold bemalet!

Blumenflor und Sonnenschein
Sind zwar schöne Sachen,
Und der Sommer pflegt sich fein
Breit damit zu machen;

Doch weiß auch der Januar
Blumen aufzutreiben;
Künſtlich wachſen ſie ſogar
An den Fenſterſcheiben.

Drum den Winter auch geliebt,
Wie ihn Gott gegeben!
Was der liebe Gott uns giebt,
Dient zum frohen Leben.

Wer vergnügt iſt, der lebt wohl;
Alle Jahreszeiten
Können ja ein Herz uns voll
Fröhlichkeit bereiten.

Overbeck.

---

5. Das Pferd und der Eſel.

Ein Eſel trug einſt eine ſchwere Laſt;
Ein ledig Pferd ging nebenher. „Du haſt
Auf Deinem Rücken Nichts," ſprach das beladne Thier;
„Hilf, liebes Pferdchen, ach! ich bitte Dich, hilf mir!" —
„Was helfen!" rief der grobe Gaul,
„Man kennt Euch Eſel ſchon; Ihr ſeid nur faul.
Trag' zu!" — „Ich ſterbe, liebes Pferd;
Die Laſt erdrückt mich; rette mich!
Die Hälfte wär' ein Spiel für Dich." —
„Ich will nicht," ſprach das Pferd.
Kurz, unter dem zu ſchweren Sack
Erlag der Eſel. Sack und Pack
Lud man ſogleich dem Rappen auf,
Des Eſels Haut noch obendrauf.

Hätt' ich die Hälft' ihm abgenommen!
Wie gut wär' ich davon gekommen!
Denkt jetzt der Gaul, dem faſt das Rückgrath bricht.
Einander beizuſtehn iſt Bruderpflicht.

Nach Gleim.

---

6. Worträthsel.

Vier Brüder gehn Jahr aus Jahr ein
Im ganzen Land spazieren;
Doch jeder kommt für sich allein,
Uns Gaben zuzuführen.

Der erste kommt mit leichtem Sinn,
In reines Blau gehüllet,
Streut Knospen, Blätter, Blüthen hin,
Die er mit Düften füllet.

Der zweite tritt schon ernster auf,
Mit Sonnenschein und Regen,
Streut Blumen aus in seinem Lauf,
Der Ernte reichen Segen.

Der dritte naht mit Überfluß
Und füllet Küch' und Scheune,
Bringt uns zum süßesten Genuß
Viel Äpfel, Nüss' und Weine.

Verdrießlich brauf't der vierte her,
In Nacht und Graus gehüllet,
Sieht Feld und Wald und Wiesen leer,
Die er mit Schnee erfüllet.

Wer sagt mir, wer die Brüder sind,
Die so einander jagen?
Leicht räth sie wohl ein jedes Kind;
Drum brauch' ich's nicht zu sagen.

---

7. Morgenlied.

Morgen erwachet, Dunkel entflieht,
Golden am Himmel Frühroth erglüht.

Muntere Lieder füllen die Luft,
Blumen verbreiten lieblichen Duft.

Und an dem Gräschen glänzet der Thau,
Bienen durchziehen summend die Au'.

Alles ist Freude, Alles ist Lust;
Heiterer Sinn auch füllt mir die Brust.

Frisch an die Arbeit! Munter gethan!
Träge nur sehen schläfrig sich an.

Ist dann die Arbeit rüstig vollbracht,
Wird auch ein lust'ges Spielchen gemacht.

So fliehn die Tage mir unter Lust;
Frohsinn und Freude füllt mir die Brust.

Wessely.

---

8. Der weiße Hirsch.

Es gingen drei Jäger wohl auf die Birsch,
Sie wollten erjagen den weißen Hirsch.
Sie legten sich unter den Tannenbaum,
Da hatten die Drei einen seltsamen Traum.

Der erste:

„Mir hat geträumt, ich klopft' an den Busch,
Da rauschte der Hirsch heraus, husch husch!"

Der zweite:

„Und als er sprang mit der Hunde Geklaff,
Da brannt' ich ihm auf das Fell, piff, paff!"

Der dritte:

„Und als ich den Hirsch an der Erde sah,
Da stieß ich lustig ins Horn, trara!"

So lagen sie da und sprachen, die Drei,
Da rannte der weiße Hirsch vorbei.

Und eh' die drei Jäger ihn recht gesehn,
So war er davon über Tiefen und Höh'n.
Husch husch! Piff paff! Trara! Uhland.

---

9. Der Knabe und sein Vater.

Ein Schüler aß, wie viele Knaben,
Die Datteln *) für sein Leben gern,
Und um derselben viel zu haben,
So pflanzt' er einen Dattelkern
In seines Vaters Blumengarten.
Der Vater sah ihm lächelnd zu
Und sagte: „Datteln pflanzest Du?
O Kind, da mußt Du lange warten!
Denn wisse, dieser edle Baum
Trägt oft nach zwanzig Jahren kaum
Die ersten seiner süßen Früchte."
Karl, der sich dessen nicht versah,
Hielt ein und rümpfte das Gesichte.
„Ei," sprach er endlich zum Papa,
„Das Warten soll mich nicht verdrießen;
Belohnt die Zeit nur meinen Fleiß,
So kann ich ja dereinst als Greis,
Was jetzt der Knabe pflanzt, genießen."

Pfeffel.

---

*) Die Datteln sind die Früchte eines Palmbaums, den man die Dattelpalme nennt. Dieser Baum findet sich in Afrika, in einigen Theilen von Asien, in Sicilien, Unteritalien, Spanien und Portugal, wird gewöhnlich gegen sechzig, nicht selten aber auch hundert Fuß hoch und erreicht ein Alter von zweihundert Jahren. Das Aussehen der Dattelpalme, wie aller übrigen Palmen, ist von dem unserer Bäume sehr verschieden; denn die Dattelpalme hat keine Äste und besteht aus einem schlanken Stamme, an dessen Spitze die sechs Fuß langen Blätter sich befinden und größtentheils rings um den Stamm herabhangen. Die saftigen Früchte, welche in vielen Büscheln von je hundert bis zweihundert Stück zwischen den Blättern wachsen und so zahlreich sind, daß einige wenigen Bäume eine ganze Familie ernähren können, sind so groß wie Pflaumen, haben die Gestalt einer Eichel und einen zuckersüßen Geschmack und enthalten einen harten Kern. Man ißt dieselben sowohl roh, als auf verschiedene Art zubereitet und preßt aus ihnen auch einen wohlschmeckenden Syrup. Das Mark des Baumes, sowie die jungen Blätter gelten für einen Leckerbissen. Der Saft, welcher durch gemachte Einschnitte in den Stamm aus demselben herausläuft, ist ein leicht berauschendes Getränk und hat den Namen Palmwein.

10. Denkſpruch.

Lerne Ordnung, liebe ſie;
Ordnung ſpart Dir Sorg' und Müh'.

---

11. Der Reichthum.

Gold und Silber wünſcht' ich mir,
Glücklich alle Welt zu machen!
Jeder, der vor meiner Thür
Weinte, ſollte wieder lachen.

Gram und Sorgen müßten fliehn,
Freuden müßten bei mir wohnen!
Heil und Segen ſollten blühn,
Kauft' ich's auch mit Millionen.

Alles müßte um mich her
Heiter, wie der Frühling, lachen!
O, wenn ich doch reicher wär',
Glücklich alle Welt zu machen!

Weiße.

---

12. Das Eichhorn und ſeine Mutter.

Ein Eichhorn hörte ſchon an ſeiner Mutter Bruſt
Den Wohlgeſchmack der Mandeln preiſen;
So wie der Sommer wuchs, wuchs auch mit ihm die Luſt
Von dieſer Fürſtenkoſt zu ſpeiſen.
Die Zeit erſchien; die Frucht wird abgepflückt;
Der kleine Lecker beißt entzückt
Die bittre Hülſe durch und ſtampft und grinſ't und ſpucket.
„Ein Thor iſt," rief er aus, „wer dieſen Quark verſchlucket!
Gewiß, die Mutter hat mich nur geneckt;
Ich ſchenk' ihr meinen Theil an dieſem Göttermahle.
Allein laß ſehn, was tiefer unten ſteckt!"
Er räumt die Hülſe weg und kommt nun auf die Schale.
„Was iſt denn das? Verwünſcht, ein Kieſelſtein!
Nein, nein, zum dritten Mal will ich der Narr nicht ſein!

Fort mit der dummen Frucht!“ —
Sie flog in einen Graben.
Die Mutter, die kein Wort vom Selbstgespräch verlor,
Sprang nun aus einem Busch hervor.
„Du zürnst umsonst,“ sprach sie zum naseweisen Knaben
Und brach den Kiesel auf; „an Dir nur liegt die Schuld.
Ein Wenig Arbeit mehr, ein Wenig mehr Geduld,
So würdest Du den Kern gefunden haben.“ Pfeffel.

---

13. Räthsel.

Rathe, was ich hab' vernommen.
Es sind achtzehn Gesellen ins Land gekommen,
Zu malen schön und säuberlich;
Doch keiner einem andern glich;
All' ohne Fehler und Gebrechen,
Nur konnte keiner ein Wort sprechen;
Und damit man sie sollte verstehn,
Hatten sie fünf Dolmetscher mit sich gehn.
Das waren hochgelehrte Leut'!
Der erste erstaunt, reißt's Maul auf weit,
Der zweite wie ein Kindlein schreit,
Der dritte wie ein Mäuslein pfiff,
Der vierte wie ein Fuhrmann rief,
Der fünft' gar wie ein Uhu thut;
Das waren ihre Künste gut;
Damit erhoben sie ein Geschrei,
Füllt noch die Welt, ist nicht vorbei.
Aus des Knaben Wunderhorn.

---

14. Der Mai.

Es lächelt auf's neu'
Der fröhliche Mai
In buntem, festlichem Kleide;
Von Höhen und Thal
Tönt überall
Die süße Stimme der Freude.

In Wiesen und Flur
Giebt uns die Natur
Die schönsten Blumen zu pflücken;
Drum will ich zum Tanz
Mit einem Kranz
Die blonden Haare mir schmücken.

Doch sollt' ich nicht den,
Der Alles so schön
Erschuf, erst brünstig erheben?
Durch Jubelgesang
Preis' ihn mein Dank,
Doch mehr mein künftiges Leben! Weiße.

---

15. Arbeit.

Arbeit macht das Leben süß,
Mildert alle Last.
Der nur hat Bekümmerniß,
Der die Arbeit haßt.
Kräfte gab uns die Natur
Zu Beruf und Pflicht;
Leere Müßiggänger nur
Klagen, leben nicht.

Arbeit ist der Menschen Loos;
Ohne Müh' und Fleiß
Wird kein Mensch auf Erden groß;
Ehre fordert Schweiß.
Bei Gebet und Arbeit nur
Lebt man menschlich schön;
Keinen Staub in der Natur
Sieht man stille stehn.

Arbeit und Betriebsamkeit
Geben Ehr' und Brod.
Müßiggang und Schläfrigkeit
Sind schon halber Tod.

Bei Geschäften wird man alt,
Jeder hat uns lieb;
Doch den Faulen nennt man bald
Einen Tagedieb.

Arbeit nur giebt frohen Muth
Und zufriednen Sinn;
Schafft im Körper rasches Blut,
Lohnet mit Gewinn.
O, wer wollte nun nicht gern
Stets geschäftig sein,
Nicht sein Leben Gott, dem Herrn,
Wohlgefällig weihn? Burmann.

---

16. Der Blinde und der Lahme.

Von ungefähr muß einen Blinden
Ein Lahmer auf der Straße finden,
Sogleich hofft Jener freudenvoll,
Daß ihn der Andre leiten soll.

„Dir," spricht der Lahme, „beizustehen?
Ich armer Mann kann selbst nicht gehen;
Doch scheint's, daß Du zu einer Last
Noch sehr gesunde Schultern hast.

Entschließe Dich mich fortzutragen,
So will ich Dir die Wege sagen;
Dann wird Dein starker Fuß mein Bein,
Mein helles Aug' das Deine sein."

Der Lahme hängt mit seinen Krücken
Sich auf des Blinden breiten Rücken.
Vereint wirkt jetzo dieses Paar,
Was einzeln Keinem möglich war. Gellert.

---

17. Die flüchtige Zeit.

Rosen pflücke, Rosen blühn!
Morgen ist nicht heut'.

Keine Stunde laß entfliehn!
Flüchtig iſt die Zeit.

Zu Genuß und Arbeit iſt
Heut' Gelegenheit.
Weißt Du, wo Du morgen biſt?
Flüchtig iſt die Zeit.

Aufſchub einer guten That
Hat ſchon oft gereut.
Thätig leben iſt mein Rath;
Flüchtig iſt die Zeit. Gleim.

---

18. Silbenräthſel (Charade).

Mein Erſtes iſt nicht wenig, mein Zweites iſt nicht ſchwer.
Mein Ganzes läßt Dich hoffen, doch traue nicht zu ſehr.

---

19. Der Löwe und der Fuchs.

„Herr Löwe," ſprach ein Fuchs, „ich muß
Es Dir nur ſagen, mein Verdruß
Hat ſonſt kein Ende.
Der Eſel ſpricht von Dir nicht gut;
Er ſagt, was ich an Dir zu loben fände,
Das wüßt' er nicht; Dein Heldenmuth
Sei zweifelhaft; auch gäbſt Du keine Proben
Von Großmuth und Gerechtigkeit;
Du würgteſt ohne Unterſchied und ſuchteſt Streit;
Er könne Dich nicht loben."

Ein Weilchen ſchwieg der Löwe ſtill;
Dann ſprach er: „Fuchs, er ſpreche, was er will;
Denn was von mir ein Eſel ſpricht,
Das acht' ich nicht." Gleim.

---

20. Die Zeit.

So wie ein Tropfen in dem Bach
Folgt in der Zeit!
Ein Augenblick dem andern nach
Ins Meer der Ewigkeit.

Der jetzt noch gegenwärtig war
— Nun schon nicht mehr! —
Entflieht für mich auf immerdar,
Ohn' alle Wiederkehr.

Wie muß mir jeder Augenblick
Unschätzbar sein!
Leg' ich ihn ungenützt zurück,
So bring' ich nie ihn ein.

Wie viel verscherzt' ich schon, wie viel!
Sie sind dahin!
Weg Tändelei und Possenspiel,
Da ich kein Kind mehr bin!

Weiße.

---

21. Frühlingsliedchen.

Die Luft ist blau, das Thal ist grün,
Die kleinen Maienglocken blühn
Und Schlüsselblumen drunter;
Der Wiesengrund
Ist schon so bunt
Und malt sich täglich bunter.

Drum komme, wem der Mai gefällt,
Und freue sich der schönen Welt
Und Gottes Vatergüte,
Der diese Pracht
Hervorgebracht,
Den Baum und seine Blüthe!

Overbeck.

---

22. Einkehr.

Bei einem Wirthe, wundermild,
Da war ich jüngst zu Gaste;
Ein goldner Apfel war sein Schild
An einem langen Aste.

Es war der gute Apfelbaum,
Bei dem ich eingekehret;
Mit süßer Kost, mit frischem Schaum
Hat er mich wohl genähret.

Es kamen in sein grünes Haus
Viel leicht beschwingte Gäste;
Sie sprangen frei und hielten Schmaus
Und sangen auf das beste.

Ich fand ein Bett zu süßer Ruh'
Auf weichen, grünen Matten;
Der Wirth, er deckte selbst mich zu
Mit seinem kühlen Schatten.

Nun fragt' ich nach der Schuldigkeit,
Da schüttelt' er den Wipfel.
Gesegnet sei er allezeit,
Von der Wurzel bis zum Gipfel!

Uhland.

---

23. Die Jahreszeiten.

Das Leben gleicht den Jahreszeiten.
Der Frühling ist die Zeit der Saat;
Der schmeckt der Ernte Süßigkeiten,
Der ihn dazu genützet hat.

Der Sommer reift die vollen Ähren;
Der Herbst theilt milde Früchte aus;
Der Winter kommt, sie zu verzehren,
Und findet ein gefülltes Haus.

So fließe mir denn nicht vergebens
Der Frühling meiner Jahre hin!
Auf Kenntnisse, zum Glück des Lebens
Auf Tugenden geh' mein Bemühn!

Daß man in meinem Winter sage:
„Seht seine Ernte! sie ist groß!“
Dann fällt im Herbste meiner Tage
Auch Frucht in manches Dürft'gen Schoß;

Und ich darf nicht das Alter scheuen, —
Ich bin an weisem Vorrath reich;
Ich kann mich meines Winters freuen;
Denn Nichts ist meinen Schätzen gleich. Pazke.

---

24. Silbenräthsel (Charade).

Mein Erstes drückt Verwundrung aus;
Auch liefert's Etwas Dir zum Schmaus.
Mein Zweites ist nicht das noch die,
Mein Drittes gar ein Federvieh,
Das Ganze von des Letzten Art,
Und seine Gabe warm und zart.

---

25. Die Biene.

Kinder, geht zur Biene hin!
Seht die kleine Künstlerinn,
Wie sie emsig sich bemüht
Und aus Allem Honig zieht!
Unverdrossen duldet sie
Ihres kurzen Lebens Müh',
Ist geschäftig spät und früh.

Und ich sollte müßig sein?
Nein, ich will schon jung und klein
Arbeitsamer sein als sie,
Da mir Gott Verstand verlieh.
Meines Lebens schönste Zeit
Sei in froher Thätigkeit
Gott und meinem Glück geweiht!

Nicht zur trägen Weichlichkeit
Gab mein Schöpfer mir die Zeit.

Ich empfing aus seiner Hand
Leben, Kräfte und Verstand.
Nützlich brauchen will ich sie,
Immer thätig spät und früh;
Reicher Segen lohnt die Müh'. Weiße.

---

26. Kartoffelnlied.

Pasteten hin, Pasteten her,
Was kümmern uns Pasteten?
Die Schüssel ist hier auch nicht leer
Und schmeckt so gut, als aus dem Meer
Die Austern und Lampreten. *)

Und viel Pastet und Leckerbrod
Verdirbt nur Blut und Magen.
Die Köche kochen lauter Noth,
Sie kochen uns viel eher todt;
Ihr Herren, laßt Euch sagen!

Schön röthlich die Kartoffeln sind
Und weiß wie Alabaster,
Verdaun sich lieblich und geschwind
Und sind für Mann und Frau und Kind
Ein wahres Magenpflaster. Claudius.

---

27. Der Leopard und das Eichhorn.

Ein Eichhorn, das auf seiner Fahrt
Von Baum zu Baume flüchtig hüpfte,
Verlor den Kopf; sein Fuß entschlüpfte;
Es fiel auf einen Leopard,
Der in dem Schatten einer Eiche
Der Ruhe pflegte. Der Gigant **)

---

*) Die Lamprete ist ein besonders in der Ost- und Nordsee und am Ausflusse einiger Flüsse lebender Fisch ohne Gräten; er ist als eine köstliche Speise bekannt und bezeichnet daher sprichwörtlich jedes leckere Gericht.

**) Giganten sind ungeheure Riesen, die nach der Meinung der Griechen und Römer früher auf der Erde lebten; man gebraucht daher das Wort Gigant zur Bezeichnung eines jeden riesenhaften Geschöpfes.

Fuhr brüllend auf. Bereits halb Leiche
Vor Schrecken, fiel der Arreſtant
Auf ſeine Kniee, bat um Gnade
Und machte ſich gar winzig klein
Vor ſeiner Hoheit. „Arme Made,“
Rief dieſer, den die Todespein
Des Zwergs zur Huld bewog, „Dein Leben
Iſt mein; ich ſchenke Dir's; allein
Zuvor mußt Du Beſcheid mir geben,
Warum Du ſtets ſo fröhlich biſt,
Indeß mich Prinzen von Geblüte
Der Überdruß und Mißmuth frißt.“

„Herr,“ ſprach das Eichhorn, „Deine Güte
Macht Wahrheit mir zur Pflicht; doch hier
Spricht ſich's nicht gut; ich quetſchte mir
Bei meinem ſchweren Fall die Lunge;
Laß mich ins Freie!“ — „Nun, es ſei!“
Verſetzt der Prinz und gab es frei.
Das Eichhorn maß mit einem Sprunge
Den Baum und ſprach vom höchſten Aſt:
„Du wollteſt mein Geheimniß wiſſen?
Hier iſt's: Ein Gut, das Du nicht haſt,
Das Deines Gleichen ſtets vermiſſen,
Erhält mein Herz bei heiterm Muth.“ —
„So nenne mir dies edle Gut!“ —
„Es heißt: ein ruhiges Gewiſſen.“ Pfeffel.

---

28. Die Liliputer.

In Liliput — ich glaub' es kaum,
Doch Swift*) erzählt's — giebt's Leute,
So groß, als ungefähr mein Daum:
Man denk' erſt in der Weite!
Da müſſen ſie gewiß ſo klein,
Als bei uns eine Mücke, ſein.

*) Swift, ein durch ſeinen großen Witz ausgezeichneter Engländer der erdichtete Reiſen ſchrieb.

O, wär' ich dort, wie groß wär' ich!
Man nennte mich den Riesen,
Und mit den Fingern würd' auf mich,
Wo man mich sah', gewiesen.
„Dort," sprächen sie, „dort gehet er!"
Und vor mir ging' das Schrecken her.

Doch, wenn ich nun nicht klüger wär'
Als jetzt, sie aber wären
Gesitteter, verständiger:
Wie? würden sie mich ehren?
Ich glaube kaum. Sie würden schrei'n:
„Am Leibe groß, am Geiste klein!" Weiße.

---

28. Die Tabackspfeife.

„Gott grüß' Euch, Alter! Schmeckt das Pfeifchen?
Weis't her! — Ein Blumentopf
Von rothem Thon mit goldnem Reifchen!
Was wollt Ihr für den Kopf?„ —

„O Herr, den Kopf kann ich nicht lassen!
Er kommt vom bravsten Mann,
Der ihn Gott weiß es welchem Bassen*)
Bei Belgrad abgewann.

Da, Herr, da gab es rechte Beute!
Es lebe Prinz Eugen!**)
Wie Grummet sah man unsre Leute
Der Türken Glieder mäh'n." —

---

*) Bassa oder richtiger Pascha heißt bei den Türken derjenige, welcher als Statthalter über eine Provinz gesetzt ist und im Kriege die Soldaten seiner Provinz als General anführt. Das Wort soll aus dem Persischen kommen und eigentlich „der Fuß des Schachs oder Kaisers" bedeuten.

**) Eugen, Prinz von Savoyen, trat früh in östreichische Dienste und eröffnete seine militärische Laufbahn mit vieler Auszeichnung in einem Türkenkriege. Dann commandirte er als Feldmarschall mit Glück und Ehre gegen Frankreich, sowie bald darauf gegen die Türken. Vom Jahre 1701 an führte er in dem spanischen Erbfolgekrieg, welcher 1714 durch den Utrechter Frieden

„Ein andermal von Euren Thaten;
Hier, Alter, seid kein Tropf!
Nehmt diesen doppelten Ducaten
Für Euren Pfeifenkopf!“ —

„Ich bin ein alter Kerl und lebe
Von meinem Gnadensold;
Doch, Herr, den Pfeifenkopf, den gebe
Ich nicht um alles Gold.

Hört nur! Einst jagten wir Husaren
Den Feind nach Herzenslust;
Da schoß ein Hund von Janitscharen*)
Dem Hauptmann in die Brust.

---

geendigt wurde, die östreichischen Truppen an und erwarb sich unsterblichen Ruhm, sowie in dem gleich nachher neu eröffneten Türkenkriege. Er war anfangs zum geistlichen Stande bestimmt und auch für denselben vorbereitet worden, hatte aber noch vor der Vollendung seiner Studien den Militär-Dienst dem geistlichen Stande vorgezogen. Klein von Gestalt und dem Anschein nach schwächlich, erregte er in seinem neuen Berufe anfangs so wenig Erwartungen, daß die kaiserlichen Soldaten im Gegentheil bei seinem ersten Türkenkrieg scherzend sagten, der kleine Capuziner werde wohl nicht vielen Türken den Bart ausrupfen; aber bald erwarb er sich durch seine Tapferkeit, seinen Charakter, seine Kenntnisse und seinen Verstand eine so große Achtung und Liebe, daß er, wie unser Blücher, der gefeierte Held seiner Mitwelt wurde und noch jetzt im Andenken des deutschen Volks lebt. Seine Regsamkeit und Thätigkeit war so groß, daß er im kräftigen Mannesalter oft nur drei Stunden schlief. Obgleich kein Östreicher von Geburt, war er doch dem Hause Östreich treu ergeben, und alle mit den glänzendsten Versprechungen verbundenen Versuche des französischen Königs, ihn dem französischen Heere zu gewinnen, scheiterten an seiner unwandelbaren Anhänglichkeit an sein neues Vaterland. Er starb 1735 im 72. Jahre seines Lebens. Die oben erwähnte Schlacht bei Belgrad wurde am 16. August 1717 geliefert und ist einer der glänzendsten Siege, welche von christlichen Heeren über die Türken erfochten wurden. Es kämpften, die türkische Besatzung von 30,000 Mann, welche in Belgrad lag, nicht mitgerechnet, 150,000 Türken gegen 80,000 Christen. Von den Ersteren blieben 10,000, von den Letzteren 2000 Mann; 3000 Mann des christlichen Heeres, unter ihnen Eugen selbst, wurden verwundet. Die Beute der Sieger bestand aus 166 Stück Geschütz, 51 Fahnen und Anderem, und zwei Tage nach der Schlacht wurde Belgrad dem Prinzen Eugen übergeben.

*) So hieß bei den Türken ein jetzt aufgelöst'tes Corps Soldaten, welches aus den Tapfersten und Geübtesten des ganzen türkischen Heeres bestand.

Ich hob ihn flugs auf meinen Schimmel —
Er hätt' es auch gethan —
Und trug ihn ſanft aus dem Getümmel
Zu einem Edelmann.

Ich pflegte ſein. Vor ſeinem Ende
Reicht' er mir all ſein Geld
Und dieſen Kopf, drückt' mir die Hände
Und blieb im Tod noch Held.

Das Geld mußt du dem Wirthe ſchenken,
Der dreimal Plündrung litt,
So dacht' ich, und zum Angedenken
Nahm ich die Pfeife mit.

Ich trug auf allen meinen Zügen
Sie wie ein Heiligthum,
Wir mochten weichen oder ſiegen,
Im Stiefel mit herum.

Vor Prag verlor ich auf der Streife
Das Bein durch einen Schuß,
Da griff ich erſt nach meiner Pfeife,
Und dann nach meinem Fuß." —

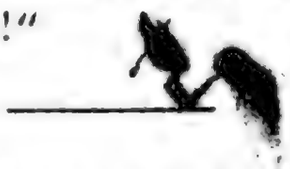
„Ihr rühret, Freund, mich bis zu Zähren.
O ſagt, wie hieß der Mann?
Damit auch mein Herz ihn verehren
Und ihn beweinen kann." —

„Man hieß ihn nur den tapfern Walter;
Dort lag ſein Gut am Rhein." —
„Das war mein Ahne, lieber Alter,
Und jenes Gut iſt mein.

Kommt, Freund! Ihr ſollt bei mir nun leben!
Vergeſſet Eure Noth!
Kommt, trinkt mit mir von Walter's Reben,
Und eßt von Walter's Brod!" —

„Nun topp! Ihr ſeid ſein wackrer Erbe!
Ich ziehe morgen ein,

Und Euer Dank soll, wenn ich sterbe,
Die Türkenpfeife sein!“ Pfeffel.



30. Buchstabenräthsel (Logogriph).

Ich labe mit einem B.
Ich schade mit einem D.
Ich labe mit einem K.
Ich schade mit einem H.
Nie bleib ich mit V zurück;
Mit Z entstell' ich den Blick.

31. Der Fuchs und der Esel.

„Ein Pferd ist doch ein schönes Thier,
Herr Esel!“ sprach der Fuchs;
„Schon steh' ich eine Stunde hier,
Betrachtend diese da. O, welch ein Wuchs,
Ich sehe mich nicht satt. Sie sprangen Dir noch eben
So zierlich, leicht und schön
Im Klee herum; in meinem Leben
Hab' ich nichts Artigers gesehn.
O, bleibe doch ein Weilchen bei mir stehn!“ —
„Warum? Um ihre Sprüng' und Schönheit anzusehn?
Das wäre wohl der Mühe werth!
Ich springe Dir so gut, als dort das beste Pferd.“ —
„Ei, welch ein Wunder wäre das?
Du solche Sprünge machen?“
Der Esel sprang.
Der Fuchs warf sich ins Gras
Und wollte sich zu Tode lachen.

32. Wanderlust.

Ich will mir 'mal die Welt besehn,
Will wandern in die Weite;

Denn stets im alten Gleis zu gehn
Macht wahrlich wenig Freude;
Drum sich's gar wohl der Mühe lohnt,
Zu sehn, wer hinterm Berge wohnt!

Sonst glaubte man die liebe Welt
Mit Brettern zugeschlagen;
Doch seit man was aufs Reisen hält,
Da kann man's anders sagen.
Die Fremd' macht Leut', das Sprichwort spricht,
Und glaubt mir nur, es lüget nicht.

Manch Wunderding im fernen Land
Kommt uns da vor die Augen;
Die fremde Weise, wohl erkannt,
Kann man zu Hause brauchen;
Kunst, Sitten, Arbeit fremder Leut'
Nützt allen Menschen weit und breit.

Drum nehm' ich jetzt den Wanderstab,
Das Ränzchen auf den Rücken
Und wandere Berg auf, Berg ab
Mit aufmerksamen Blicken;
Und wenn ich hab' recht viel gesehn,
So will ich wieder heimwärts gehn. Anschütz.

---

33. Die Klugheit.

Durch eines Fischers List berückt
Ward in sein Garn ein junger Hecht verstrickt.
Das Sprichwort sagt: Die Noth bricht Eisen;
Der Kriegsgefangne nagt' so lang,
Bis daß es ihm zuletzt gelang,
Sich aus den Banden loszureißen.
Jetzt sprach er bei sich selbst: „Ei, ei,
Ich dacht' es nicht, bei meiner Ehre,
Daß hier ein Netz verborgen wäre.
Je nun, ich bin ja wieder frei;
Kein Henker soll zum zweiten Mal mich kriegen!

Doch still! was seh' ich dort vor jenem Boot
Im Wasser hin und wieder fliegen?
Beim Element! ein fetter Bissen-Brod!" —
Er schnappt ihn auf und läßt, dem Netze kaum entgangen,
Sich nun durch einen Hamen fangen. Pfeffel.

---

34. Der Bauersmann.

Wie nützlich ist der Bauersmann!
Er bauet uns das Feld;
Wer eines Bauern spotten kann,
Der ist ein schlechter Held.

Noch eh' die liebe Sonne kommt,
Geht er schon seinen Gang
Und thut, was allen Menschen frommt,
Mit Lust und mit Gesang.

Im Schweiße seines Angesichts
Schafft er für Alle Brod;
Wir hätten ohne Bauern Nichts,
Die Städter litten Noth.

Und darum sei der Bauernstand
Uns aller Ehren werth!
Denn kurz und gut, wo ist das Land,
Das nicht der Bauer nährt?

---

35. Der Zaunkönig.

Es wollten einst die Vögelein
Beherrscht von einem König sein,
Und luden Alle, groß und klein',
Zum königlichen Wettflug ein;
Und Alle schwangen sich empor;
Doch Allen that's der Adler vor.
Schon huldigt ihm der Vögel Chor,
Als plötzlich unter ihm hervor
Der allerkleinste Vogel flog

Und ihn ums Königthum betrog.
Es hatte nämlich dieser Kleine
Sich zwischen seine großen Beine,
Von ihm und Allen unentdeckt,
Bis dahin listiglich versteckt
Und flog gar kecklich jetzt hervor,
That's sonder Müh' dem Adler vor
Und wollte selbst nun König sein.
Er ward's; allein zu seiner Schande;
Denn alle Vögel, groß' und klein',
Verhöhnten ihn im ganzen Lande.
Wohin er flog, da flog die Schmach
Dem kleinen König spottend nach.
Da fühlt die kleine Majestät,
Wie schlecht erlogne Würde steht,
Und wohnt seitdem, um vor der Spötter Necken
Geschützt zu sein, in Zäunen und in Hecken. *)

---

36. Worträthsel.

Unserer zwei sind wir, durch innige Bande vereinigt
Und, so weit auch die Welt reichet, bekannt und geliebt.
Trank und Speise genießen wir nicht, wie geistige Wesen,
Schon das Schauen genügt unsrem zufriedenen Sinn.
Unsere Sprache versteht die ganze Welt, und wir haben
Doch geredet noch nie, nicht auch ein einziges Wort;
Dennoch waren wir stets die ersten Lehrer des Menschen,
Von der Vorwelt an bis auf den heutigen Tag;
Ohn' unsre Hülfe hat keiner der Menschen noch eine Entdeckung
An dem Himmel und auch hier nicht auf Erden gemacht.
Nahe sind wir einander, und ob wir gleich Alles gewahren,
Dennoch hat noch von uns Keiner den Andern gesehn.
Mit einander erblickten wir einst die Sonne des Lebens,
Und einst Beiden zugleich sinkt sie auch wieder in Nacht.

---

*) Der Zaunkönig, nächst dem Goldhähnchen der kleinste deutsche Vogel, hält sich meistens in Hecken, Zäunen, Gebüschen und auf niedrigen Bäumen auf, in denen er mehr umher hüpft und schlüpft, als fliegt, da sein Flug schwerfällig und kurz ist.

37. Der Schoßhund und der Kettenhund.

Ein liebes Hündchen war Finette,
Klein, niedlich, weißer, als der Schnee;
Es schlief auf einem seidnen Bette,
Aß Zuckerbrod und trank Caffee.
Allein, trotz aller guten Tage,
Selbst bei dem schönsten Leibgericht
Ward ihm das Leben oft zur Plage;
Warum? das wußt es selber nicht.
Mit manchem Seufzerchen erzählet
Es einst sein Leid dem Kettenhund
Und spricht: „Was ist's nur, das mich quälet?
Warum bin ich nie ganz gesund?
Du bist so lustig an der Kette,
Hast doch nur Brod und schläfst auf Stroh;
Mich nährt Confect, ich hab' ein Bette,
Und doch bin ich so selten froh!" —
„Hm!" spricht der Freund, „das wußt' ich lange;
Es zu ergründen, ist nicht schwer;
Das kommt, mein Freund, vom Müßiggange
Und von den guten Tagen her."

K. H. Schwabe.

---

38. Das Schlaraffenland.

Das Königreich Schlaraffenland
Ist faulen Leuten wohlbekannt;
Der Eingang aber ist nicht schwer;
Denn um die ganze Gegend her
Liegt ein Gebirg' von Hirsebrei,
Breit wohl zwei Meilen oder drei.
Wer einziehn will, muß sich vermessen,
Durch dies Gebirg' sich durchzuessen.
Hat er dazu Kraft und Geschick,
So ist er drin im Augenblick.
Die Dächer sind von Zuckerfladen
Und Honigkuchen Thür und Laden,

Speckkuchen aber Diel' und Wände.
Um jedes Haus zieht man behende
Rings einen hohen, schönen Zaun
Von Leberwürsten, fett und braun.
Voll Sekt*) sind alle Bäch' und Flüsse,
Und wenn es schloßt, schloßt's Pfeffernüsse.
Auf Tannen, Fichten, Birken, Eichen
Giebt's Mandeln, Bräzeln und dergleichen.
Ein Schinkenschnitt ist jedes Blatt,
Und ausgepflastert jede Stadt
Mit Eierkuchen und mit Torten.
Von Marzipan sind Thor' und Pforten.
Ein Schweizerkäs' ist jeder Stein,
Und wenn es regnet, regnet's Wein.
Die Dornenhecken tragen Trauben,
Zimmt und Macronen alle Lauben.
Auf Weidenbäumen Semmeln stehen
An Bächen Milchs; die Winde wehen;
Die Semmeln fallen plumps hinein,
Und Alles schmaus't, so Groß, als Klein.
Gekocht, gesalzt, gebraten gehen
Die Fisch' in Teichen und in Seen;
Am Ufer stehn sie Alle still;
Man fängt, so viel man immer will.
Auch fliegen um — Ihr könnt es glauben —
Gebratne Hühner, Gäns', und Tauben;
Wer sie zu fangen ist zu faul,
Dem fliegen schnurr sie in das Maul,
Die Säu' alljährlich wohl gerathen,
Sie geh'n umher und sind gebraten;
Ein Messer steckt in ihrem Rücken;
Der Erste nimmt die besten Stücken
Und steckt das Messer wieder ein,
Damit auch Andre sich erfreun.

---

*) Sekt nennt man die starken süßen Weine, welche aus Spanien, den canarischen und cap-verdischen Inseln zu uns gebracht werden. Die berühmtesten derselben sind der Xeres- und der Malaga-Wein.

Die Menschen wachsen an den Ästen,
Wie Pflaumen, flugs mit Stiefeln, Westen
Und Kleidern von Damast und Drap
Und fallen, wann sie reif sind, ab.
Auch ist ein Jugendbad im Reiche;
Drin baden Arme sich und Reiche,
Und wer sich badet, wird verjüngt.
O, da giebt's Lust! Man tanzt; man singt;
Es schießen nach dem Ziel die Gäste,
Der Weitste ab gewinnt das Beste;
Im Lauf gewinnt der Letzt' allein.
Wer träg ist, schläft beim Sonnenschein;
Dem giebt man für die Stund' ein'n Thaler.
Reich wird der schlechteste Bezahler;
Denn steht die Schuld ins andre Jahr,
So reicht man sie ihm dreifach dar.
Hast Du gespeiset einen Braten,
So zahlt man Dir flugs vier Dukaten. —
Vor Einem nur mußt Du Dich wahren:
Vernunft allhier zu offenbaren.
Wer Sinn und Witz gebrauchen wollt',
Dem wär' kein Mensch im Lande hold.
Wer Lust an Zucht und Arbeit hat,
Dem untersagt man Land und Stadt.
Wer aber thut, was Weisheit tadelt,
Der wird in diesem Reich geadelt.
Wer wüst, wild und unsinnig ist,
Grob, unverständig, säuft und frißt,
Der wird hier flugs gemacht zum Fürsten.
Wer trefflich ficht mit Leberwürsten,
Der wird zum Ritter auserkoren
Und heißet Eu'r Hochwohlgeboren.
Wer seinen Tag vollbringt mit Schlafen,
Den macht man hier alsbald zum Grafen.
Wer tölpisch ist und gar Nichts kann,
Der wird des Kaisers Hofkaplan.
Wer aber schlechter ist, als Alle,
Den rufet man mit großem Schalle

Zum Landesherrn und Kaiser aus;
Sein Wappen ist das Schellendaus.

Hans Sachs.

---

39. Der Esel und der Hund.

Ein Esel trabte seinen Schritt,
Ein leichtes Windspiel hüpfte mit;
Sie hatten einen Weg zu reisen.
„Pfui!“ spricht der Hund, „Du träges Thier!
Man kommt ja nicht vom Fleck mit Dir!“
Er jagt voraus. In weiten Kreisen
Kehrt er zurück zum Esel hin,
Mit stolzem Knurren höhnt er ihn,
Schießt wieder fort gleich einem Pfeile
Und macht sich drei aus einer Meile.

Sie gehen weit, Berg auf, Berg ab,
Durch lange Wälder, lange Triften,
Der Esel immer seinen Trab,
Der Windhund immer in den Lüften.
Doch dieser springt und rennt und fliegt
So sehr, daß er auf halbem Wege
Schon lechzend auf dem Boden liegt.
Der Wohlbedächtige, der Träge
Kam an, wohin sein Amt ihn rief.
Wer war es, der am besten lief?

Nicolai.

---

40. Silbenräthsel (Charade).

Schwesterlich umfängt die Erde
Meine Erste überall;
Als der Schöpfer sprach: Es werde!
Trug sie seines Wortes Schall.
Sie beflügelt meine Zweite,
Jenen wandernden Palast,
Daß er über Tiefen gleite
Pfeilen gleich und ohne Rast.

Über Berg und Wolken hebt
Sich das Ganze unbelebt.

---

41. Das Kutschpferd und der Ackergaul.

Ein Kutschpferd sah den Gaul den Pflug im Felde ziehn
Und wiehert' stolz herab auf ihn.
„Wann," sprach es und begann sich schön zu heben,
„Wann kannst Du Dir ein solches Ansehn geben?
Und wann bewundert Dich die Welt?" —
„Schweig," rief der Gaul, „und laß mich ruhig pflügen;
Denn baute nicht mein Fleiß das Feld,
Wie würdest Du den Hafer kriegen,
Der Dich so frisch und stolz erhält?" Gellert.

---

42. Der Schütze.

Mit dem Pfeil, dem Bogen,
Durch Gebirg' und Thal
Kömmt der Schütz' gezogen
Früh am Morgenstrahl.

Wie im Reich der Lüfte
König ist der Weih', —
Durch Gebirg' und Klüfte
Herrscht der Schütze frei.

Ihm gehört das Weite;
Was sein Pfeil erreicht,
Das ist seine Beute,
Was da kreucht und fleugt. Schiller.

---

43. Die Schlange.

In Afrika war eine Schlange,
Die jedes Thier ohn' Ursach' biß;
Und was sie biß, das trieb's nicht lange,
Die Wunde schwoll, es starb gewiß.

Das ging ihr lange Zeit von Statten,
Bis, da sie einst im Grase spielt',
Sie endlich ihren eignen Schatten
Für eine fremde Schlange hielt.

Da biß sie, weil sie es nicht wußte,
Mit einer solchen Wuth nach sich,
Daß sie darüber sterben mußte. —
Daran, Verläumder, spiegle Dich! Lichtwer.

---

44. Der blinde Eifer.

Thier und Menschen schliefen feste,
Selbst der Hausprophete *) schwieg,
Als ein Schwarm geschwänzter Gäste
Von den nahen Dächern stieg.

In dem Vorsaal eines Reichen
Stimmten sie ihr Liedchen an,
So ein Lied, das Stein' erweichen,
Menschen rasend machen kann.

Hinz, des Murner Schwiegervater,
Schlug den Takt erbärmlich schön,
Und zwei abgelebte Kater
Quälten sich ihm beizustehn.

Endlich tanzen alle Katzen,
Springen, lärmen, daß es kracht,
Zischen, heulen, sprudeln, kratzen,
Bis der Herr im Haus erwacht.

Dieser springt mit einem Prügel
In dem finstern Saal herum,
Schlägt um sich, zerstößt den Spiegel,
Wirft ein Dutzend Tassen um,

Stolpert über ein'ge Spähne,
Stürzt im Fallen auf die Uhr,
Und zerbricht zwei Reihen Zähne. —
Blinder Eifer schadet nur. Lichtwer.

---

*) Der Hahn.

45. Der Winter.

Ha! kalter Winter, biſt du da
In deinem Schneegewand?
Willkommen! Traulich reiche mir
Die kalte, dürre Hand!

Meinſt du, ich würd' ein Weichling ſein
Und zagend dich empfahn;
Nein, nein! ich liebe deine Pracht
Auf rauher Silberbahn.

Zu Bergen thürme ſich empor
Der Flocken großes Heer;
Es ſtarre um mich her die Welt
In ihrem Panzer ſchwer!

Ich acht' es wenig; wohl bei Muth,
Lach' ich ob deiner Macht,
Und bliese ſiebenfacher Nord
Mich an in ſchwarzer Nacht.

Denn mit dir kommt die neue Kraft,
Die Nerv' und Muskel ſtählt;
Und Trübſinn, Gicht und Fieber fliehn
Den, der zum Freund dich wählt.

---

46. Der Ochs und der Eſel.

Ochs und Eſel zankten ſich
Beim Spaziergang um die Wette,
Wer am meiſten Weisheit hätte;
Keiner ſiegte, Keiner wich.

Endlich kam man überein,
Daß der Löwe, wenn er wollte,
Dieſen Streit entſcheiden ſollte;
Und was konnte klüger ſein?

Beide reden, tief gebückt,
Vor des Thierbeherrſchers Throne,
Der mit einem edlen Hohne
Auf das Paar herunterblickt.

Endlich sprach die Majestät
Zu dem Esel und dem Farren:
„Ihr seid alle Beide Narren.“
Jeder gafft ihn an und — geht. Pfeffel.

---

47. Abendgebet.

Die Ruhe senkt sich wieder
Auf unsre Erde nieder
In stiller, dunkler Nacht.
Mit ungezählten Leiden
Und ungezählten Freuden
Ist abermals ein Tag vollbracht.

Mir sind des Tages Stunden
Nicht freudenleer verschwunden;
Mit lieber Vaterhand
Hast Du mich, Herr, geleitet,
Die Freuden mir bereitet,
Die ich an diesem Tage fand!

Drum preis' ich Deine Güte
Mit dankendem Gemüthe
Und herzlichem Gesang.
Was Du mir hast gegeben —
Mein ganzes künft'ges Leben
Sei Dir geweihter frommer Dank!

Hab' ich gefehlt, verzeihe
Dem Sterblichen, verleihe
Zur Bess'rung Kraft und Muth!
Auch ich will Schuld erlassen,
Will Feinden, die mich hassen,
Verzeihen christlich-fromm und gut.

Gieb jetzt zu neuen Kräften
In nützlichen Geschäften
Des Schlafes Wohlthat mir!
Mein Vater, ich empfehle
Mein Leben, Leib und Seele,
Und alle meine Lieben Dir!

Erquickung Allen, denen
Das Schickſal heiße Thränen
Zu ihrem Looſe gab!
Gott, lindre jeden Kummer
Und gieße ſanften Schlummer
Auf jeden Leidenden herab!

So ſchlaf' ich denn in Frieden!
Wie labend iſt dem Müden
Die Ruh' in ſtiller Nacht!
Sei einſt der Feierabend
Des Lebens mir ſo labend,
Wenn alle Arbeit iſt vollbracht!

---

48. Der Vater und die drei Söhne.

An Jahren alt, an Gütern reich,
Theilt' einſt ein Vater ſein Vermögen
Und den mit Müh' erworbnen Segen
Selbſt unter die drei Söhne gleich.
„Ein Diamant iſt's," ſprach der Alte,
„Den ich für den von Euch behalte,
Der mittelſt einer edeln That
Darauf den größten Anſpruch hat."
Um dieſen Anſpruch zu erlangen,
Sieht man die Söhne ſich zerſtreu'n.
Drei Monden waren kaum vergangen,
So ſtellten ſie ſich wieder ein.
Drauf ſprach der älteſte der Brüder:
„Hört! Es vertraut' ein fremder Mann
Sein Gut ohn' einen Schein mir an;
Ich gab es ihm getreulich wieder.
Sagt, war die That nicht lobenswerth?" —
„Du thatſt, mein Sohn! was ſich gehört,"
Ließ ſich der Vater hier vernehmen.
„Wer anders thut, der muß ſich ſchämen;
Denn ehrlich ſein iſt unſre Pflicht.
Die That iſt gut, doch edel nicht."

Der Zweite sprach: „Auf meiner Reise
Fiel einstmals unachtsamer Weise
Ein armes Kind in einen See.
Ich stürzt' ihm nach, zog's in die Höh'
Und rettete dem Kind das Leben.
Ein ganzes Dorf kann Zeugniß geben." —
„Du thatest," sprach der Greis, „mein Kind,
Was wir als Menschen schuldig sind."

Der Jüngste sprach: „Bei seinen Schafen
War einst mein Feind fest eingeschlafen
An eines tiefen Abgrunds Rand;
Sein Leben stand in meiner Hand.
Ich weckt' ihn und zog ihn zurücke." —
„O," rief der Greis mit holdem Blicke,
„Dein ist der Ring! Welch edler Muth,
Wenn man dem Feinde Gutes thut!" Lichtwer.

---

49. Worträthsel.

Kennst Du die weitgedehnten Auen,
Auf denen reiche Ernte sprießt?
Die Ähren sind wie Gold zu schauen,
Der Strom wie Milch, der sie durchfließt;
Von schönem Silber öfters wieder
Siehst Du zu Feld die Sichel gehn;
Doch nie mäht sie die Halme nieder,
Und immer bleibt die Ernte stehn. —
Kennst Du den See voll Goldforellen,
Deß Ufer noch kein Blick erspäht,
Auf dessen dunkeln, tiefen Wellen
Ein goldnes Schifflein sich ergeht?
Du weißt nicht, was es hat geladen,
Nicht, welchem Land' es segelt zu;
Nur, wer auf seinen stillen Pfaden
Das Steuer führet, ahnest Du. Houwald.

50. Des Fiſchers Haus am Bodenſee.

Sein Haus hat der Fiſcher gebaut,
Es ſtehet dicht an den Wellen,
In der blauen Fluth ſich's beſchaut,
Als ſpräch es: wer kann mich fällen?

Die Mauern, die ſind ſo dicht;
Voll Korn und Wein ſind die Räume;
Es zittert das Sonnenlicht
Herunter durch Blüthenbäume.

Und Reben winken herein
Von grünen, ſchirmenden Hügeln,
Die laſſen den Nord nicht ein,
Die umhaucht nur der Weſt mit den Flügeln.

Und am Ufer der Fiſcher ſteht,
Es ſpielt ſein Netz in den Wellen;
Umſonſt ihr euch wendet und dreht,
Ihr Karpfen, ihr zarten Forellen!

Sein frevelnder Arm euch zieht
Im engen Garn ans Geſtade;
Kein armes Fiſchlein entflieht,
Das kleinſte nicht findet Gnade.

„Ich bin der Herrſcher im See,
Ein König im Reiche der Wogen!“
So ſpricht er und ſchnellt in die Höh'
Den ſchweren Angel im Bogen.

Und euer Leben iſt aus;
Der Fiſcher mit frohem Behagen,
Er tritt in das ſtattliche Haus,
An den harten Stein euch zu ſchlagen.

Er legt ſich auf weichen Pfühl,
Von Gold und Beute zu träumen;
O Nacht, ſo ſicher und kühl,
Wo Hamen und Angel ſäumen!

Da regt sich das Leben im Grund,
Da wimmelt's von Karpf' und Forelle,
Da nagt's mit geschäftigem Mund
Und schlüpft unters Ufer im Quelle.

Und frühe beim Morgenroth
Der Fischer kommt mit den Flechten;
Am Tage drohet der Tod,
Die Rache schafft in den Nächten.

Von Jahr zu Jahr sie nicht ruht,
Die Alten zeigen's den Jungen,
Bis daß die schweigende Fluth
Ist unter das Haus gedrungen;

Bis daß in sinkender Nacht,
Wo der Fischer träumt auf dem Pfühle,
Das Haus, das gewaltige, kracht,
Versinkt in der Wogen Gewühle.

Aus gießet sich Korn und Wein,
Es öffnet der See den Rachen;
Er schlingt den Mörder hinein,
Er hat nicht Zeit zum Erwachen.

Die Gärten, die Bäume zugleich,
Sie schwinden, sie setzen sich nieder;
Es spielen im freien Reich
Die Fische, die fröhlichen, wieder. G. Schwab.

---

51. An die Sonne.

Schön flammst Du, liebe Sonne!
Am hohen Himmelszelt,
Und strahlest Licht und Wonne
Herab auf meine Welt!
Du kleidest Wald und Weide
In sanftes Frühlingsgrün
Und lässt zu unsrer Freude
Viel tausend Blumen blüh'n.

Aus der gepflügten Erde
Hebst Du die junge Saat
Und streuest unsrer Heerde
Die Kräuter auf den Pfad.
Des Apfelbaumes Blüthe,
Die uns entgegen lacht,
Hat Deine Muttergüte
Für uns hervorgebracht.

Du windest um die Laube
Das Geißblatt hoch empor
Und treibst die süße Traube
Aus ihrem Stock hervor,
Machst an des Baches Rande
Die Erlenwände dicht,
Lockst aus dem feuchten Sande
Uns das Vergißmeinnicht.

Ach, ohne Deine Milde
Stirbt Alles um uns her,
Verwaisen die Gefilde,
Erstarren Fluß und Meer!
Dein allbelebend Feuer
Verjünget die Natur
Und schmilzt den Flockenschleier
Hinweg von unsrer Flur.

Du, gute Mutter, spendest
Uns Freuden ohne Zahl,
Und ungebeten sendest
Du Deinen sanften Strahl,
O laß uns Deinem Bilde,
Du Gute, ähnlich sein
Und so, wie Du, durch Milde
Die Menschen gern erfreu'n!

---

52. Der Milchtopf.

Gehörig aufgeschürzt, mit starken Schritten,
Den Milchtopf auf dem Kopf, ging Marthe nach der Stadt,

Um ihre Waare feil zu bieten. —
Weil doch nun beim Verkauf ein Jeder Sorgen hat,
So überdachte sie, was, wenn's das Glück ihr gönnte,
Sie wohl damit verdienen könnte.
„Sechs Batzen," dachte sie, „giebt mir wohl Jedermann;
Denn in der Stadt ist Alles theuer.
Die streich' ich also ein und lege sie mir an
Und kaufe mir, so weit sie reichen, Eier.
Die bring' ich wieder in die Stadt;
Das Glück hat oft sein Spiel; für das, was ich gewann,
Kauf' ich mir lauter Hühner ein;
Dann legt mir eine jede Henne.
Ich zieh' auch dreimal Brut. Wie wird sich Marthe freu'n,
Wenn so viel Hühner um sie flattern!
Die soll gewiß kein Fuchs ergattern!
Sind sie dann groß genug, so kauf' ich mir ein Schwein;
Die Kleie hab' ich schon dazu.
Das Schwein verkauf' ich auch und kauf' mir eine Kuh;
Die wirft ein Kalb, ein Kalb voll Muth und Feuer.
Ho, wie es springt! — Hopf, Anne Marthe, Hopf!" —
Hier springt sie. — Gute Nacht Kalb, Kuh, Schwein, Hühner,
Eier!
Da lag der Topf. Gleim.

---

53. Der Köhler und die Diebe.

Einst war einem König sein Goldschatz gestohlen.
Er ließ seine Seher und Wahrsager holen:
„Dreitausend Ducaten gelob' ich zum Preis
Dem, der zu erkunden die Räuberbrut weiß."

Da gingen tiefsinnig die Seher von dannen;
Sie fragten Orakel und riethen und sannen,
Doch keiner erfuhr von dem Schatz nur ein Wort;
Drob zürnte der König und jagte sie fort.

Max Velten, ein Köhler, den Hunger verzehrte,
Vernahm es an seinem erkalteten Herde.

Er rückte die Mütze und meinte: „Ei, ei!
Dreitausend Ducaten! Ach, hätt' ich nur drei!"

Er stützte den Kopf auf den Arm ein klein Wenig
Und rieb sich die Stirne. „Ich gehe zum König.
Der König, so rühmt man, ist gnädig und groß;
Erfährt er mein Elend, so läßt er mich los.

Vergebens zwar hoff' ich auf seine Ducaten,
Doch mag er mich speisen mit Wein und mit Braten
Drei Tage lang; tödtet mich dann sein Gebot,
Ist's besser, als biss' mich der Hungerwurm todt."

Er schreitet zur Hofburg am dämmernden Morgen.
„Herr, willst Du mich gnädig drei Tage versorgen,
Jedoch etwas reichlich, mit Speis' und mit Trank,
So nenn' ich danach Dir die Diebe zum Dank." —

„Satt, Bursche, schon bin ich der Lügen und Flausen;
Doch sollst Du drei Tage hier zechen und schmausen;
Entdeckst Du sie, zahl' ich den Preis Dir im Nu,
Wo nicht, schnürt den Hals Dir Hans Hämmerling zu."

Das hörte der Köhler mit heimlichem Bangen;
Doch stillet er reichlich des Magens Verlangen;
Als Abends der Mond kam mit silbernem Schein,
Da bracht' ihm ein Diener den Schlaftrunk herein.

„O," seufzte der Köhler, „das war schon der Eine."
Der Bube, voll Furcht, daß er ihn damit meine,
Schleicht zitternd zu seinen Mitschelmen hinaus:
„Ach Brüder, der Köhler, mich hat er heraus!"

Am Morgen erwachte Max Velten mit Zagen;
Ihm wollte nicht Wein, nicht Pastete behagen.
Als wieder der Mond kam mit silbernem Schein,
Da bracht' ihm ein Diener den Schlaftrunk herein.

„Ach!" stöhnte der Köhler, „das ist schon der Zweite!"
Der Knecht, voll Besorgniß, daß ihn es bedeute,
Wankt zitternd und bleich zu den Andern hinaus:
„Auch mich, o Ihr Brüder, mich hat er heraus!"

Den dritten Tag Velten erwachte mit Grauſen;
Vergangen war gänzlich die Luſt ihm zu ſchmauſen.
Als endlich der Mond kam mit ſilbernem Schein,
Da bracht' ihm ein Diener den Schlaftrunk herein.

„Weh," klagte der Köhler, „der Dritte und Letzte!"
Der Bube darob ſich gewaltig entſetzte;
Er wankte mit ſchlotternden Knieen hinaus:
„Was thun wir? Er hat uns nun Alle heraus."

Max Velten bedachte, wie viel er hier wage,
Und meinte die Schelmen nicht, ſondern die Tage;
Der König beſtimmte ja drei zum Termin,
Mit ihnen war jegliche Hoffnung dahin.

Mit Thränen nahm er ſchon Abſchied vom Leben;
Da wirft ſich ihm plötzlich zu Füßen mit Beben
Das diebiſche Kleeblatt: „Du weißt es ja ſchon;
Ach, liebſter Herr Köhler, erbitt' uns Pardon!"

Vor Staunen ganz ſtarr ſtand anfangs Max Velten.
„Gut," ſprach er gefaßt dann, „ich laſſ' es noch gelten!
Doch wollt Ihr nicht hängen, ſo ſchaffet den Schatz
Zur Stunde mir unangetaſtet zum Platz!"

Drauf kam er mit Jauchzen zum König geſprungen.
„Hier haſt Du Dein Gold, Herr! Es iſt mir gelungen.
Die Diebe geſtanden und nahen hier ſchon,
Mit mir Dich zu bitten um gnäd'gen Pardon."

Der König erſtaunt' und begehrte zu wiſſen,
Wie er das Geheimniß den Dieben entriſſen;
Da ſagt' ihm Max Velten den luſtigen Schwank
Und bat nun auch um die Ducaten zum Dank.

Deß freute der König ſich herzlich und lachte:
„Hier nimm die dreitauſend Ducaten; ich achte,
Was dieſe geſtanden, von Irrthum geſchreckt,
Als hätt' es der Himmel Dir ſelber entdeckt.

Euch aber, dem redlichen Köhler zu Liebe,
Euch, ſchenk' ich für diesmal das Leben, Ihr Diebe!

Ihm danket es und meiner fürstlichen Huld;
Doch weh' Euch, erneuert Ihr je Eure Schuld!"

---

54. Denkſpruch.

Vorgethan und nachbedacht
Hat Manchen in groß Leid gebracht.

---

55. Wenderäthſel (Palindrom).

Erkauft werd' ich ſehr oft durch vieles Menſchenblut
Nach ſchwerem Streit und jammervollem Kriege,
Und umgekehrt bin ich ein unbedeutend Gut
Und nicht mehr werth, als — eine Ziege.

---

56. Der Fuchs und die Weintraube.

Ein Fuchs, der auf die Beute ging,
Fand einen Weinſtock, der voll rother Trauben
An einem hohen Ulmbaum hing. *)
Sie ſchienen ihm ein köſtlich Ding,
Allein beſchwerlich abzuklauben.
Er ſchlich umher, den nächſten Zugang zu erſpähn;
Umſonſt! Es war zu hoch, kein Sprung war abzuſehn.
Sich ſelbſt nicht vor dem Trupp der Vögel zu beſchämen,
Der auf den Bäumen ſaß, kehrt er ſich um und ſpricht
Und zieht dabei verächtlich das Geſicht:
„Was ſoll ich mir die Mühe nehmen?
Sie ſind ja herb' und taugen nicht." von Haller.

---

*) Die obige Fabel iſt aus dem Lateiniſchen überſetzt; in Italien aber, wo dieſe Sprache früher geſprochen ward, werden die Reben nicht, wie bei uns, an Pfählen hinaufgezogen, ſondern an Ulmbäumen; an dieſen wachſen ſie hinauf und ranken ſich von einem Baume zum andern.

---

57. Lied, im April zu ſingen.

Auf Regen folget Sonnenſchein,
Das bleibt doch ewig wahr!
Und Herr April, — das merkt Euch fein! —
Verſteht das auf ein Haar;
Denn alleſammt Ihr Leutchen wißt,
Daß er ein Wettermiſcher iſt.

So macht denn nur die Stirn nicht kraus
Ob ſeiner Miſcherei;
In aller Welt legt eine Maus,
Ihr Herrn, Euch je ein Ei?
Wie kann April denn ſein
Und machen Nichts, als Sonnenſchein?

Bald macht er's kalt, bald macht er's warm,
Bald trocken und bald naß;
Bald ſchickt er einen Hagelſchwarm;
Doch was thut uns denn das?
Ihr Leutchen alleſammt, Ihr wißt,
Daß er ein Wettermiſcher iſt.

Er gießet einen Wolkenſchlauch
Auf unſre Näschen dann;
Doch thut er's bloß, damit er auch
Sie wieder trocknen kann;
Denn alleſammt Ihr Leutchen wißt,
Daß er ein Wettermiſcher iſt.

Im Grunde meint er's dennoch gut,
Der alte Firlefanz!
Wißt Ihr denn wohl, warum er's thut?
Wer, Kinder, von Euch kann's
Errathen, daß zu aller Friſt
Er gern ein Wettermiſcher iſt?

Nur immer ſüß macht Überdruß;
Auch bitter dann und wann,
Das iſt die Seele vom Genuß;
Das merkt Euch künftig an

Als Urſach', wenn zu aller Friſt
Er gern ein Wettermiſcher iſt.

So miſche denn nach Herzens Luſt,
Du Flauſenmacher, Du!
Doch hör' uns an! Vergeſſen mußt
Du heute nicht dazu
Die Regulam gar hübſch und fein:
Auf Regen folget Sonnenſchein! Salzmann.

---

58. Der Froſch und die Waſſermaus.

Ein Froſch ſah einen feiſten Stier
Am Rande ſeines Sumpfes graſen —
(Ein kleines Thier iſt oft ein ſtolzes Thier);
Schnell fing er an ſich aufzublaſen
Und ſprach zur Waſſermaus: „Sieh Mäuschen, ſieh doch hin!
Dort trabt ein Stier; ſieh mich nun an! Nicht wahr, ich bin
So groß wie er?" — „Noch lange nicht." — „Doch nun?" —
„Vergebens
Strengſt Du Dich an." — „Jetzt ganz gewiß, Frau Nachbarinn!" —
„Noch weit gefehlt!" — „Die Kräfte meines Lebens
Setz' ich daran, und wär's mein Untergang!"
Sprach's, blies ſich ſtärker auf, — zerſprang. Michaelis.

---

59. Der Wechſel der Jahreszeiten.

Wie ſchön iſt der Wechſel der Zeiten,
O Freunde, im wandelnden Jahr!
Wie herrliche Freuden bereiten
Und bringen dem Menſchen ſie dar!

Der Frühling ſchenkt Wonne und Leben
Der wieder erwachten Natur;
Es grünen die Bäume, die Reben,
Die Saaten, die Wieſen, die Flur.

Der Sommer, mit heißeren Tagen,
Reift, was ihm der Frühling gebar,

Und bringt, wenn ermattet wir klagen,
Sanft kühlende Früchte uns dar.

Den letzten erfreulichen Segen
Gewährt uns die herbstliche Zeit;
Dann reift uns die Traube entgegen,
Das Herz zu erquicken bereit.

Und schüttelt vom kalten Gefieder
Der Winter uns Schnee auf die Flur,
So schlägt uns sein Stürmen nicht nieder;
Sein Eislauf ergötzet uns nur.

Drum lieb' ich den Wechsel der Zeiten,
O Freunde, im wandelnden Jahr.
Wie herrliche Freuden bereiten
Und bringen dem Menschen sie dar! Lieberkühn.

---

60. Die beiden Hähne.

Zwei Hähn' aus England her, nicht eben große Denker,
Nur Schreier, gingen stolz auf einem Hof herum;
Sie schrien als wohlversuchte Zänker,
Doch keiner schrie den andern stumm.
Der eine schilt den andern Schreier,
Und dieser mit nicht minderm Feuer
Erwidert kräftig jedes Wort.
So zanken sie denn fort und fort;
Ihr Wechselhaß wuchs alle Tage.
Am nahen Teiche hob sein Haupt ein Schwan empor,
Dem trug der eine Hahn nun seine bittre Klage,
Voll fremder Schuld und eigner Unschuld, vor:
„Hochweiser Schwan, es treibt ein böser Widersprecher
Mich zur Verzweiflung und zu Dir.
Sieh, jener Hahn ist ein verruchtes Thier;
Er schreit mich todt! Beim Jupiter, dem Rächer, *)
Entscheide zwischen ihm und mir!" —

---

*) Jupiter oder Zeus ist der vornehmste unter den Göttern, welche von den Griechen und Römern verehrt wurden.

„Ja," spricht der Schwan, „Dein Feind hat Viel verbrochen;
Ich will Dir sagen, wie Du siegst;
Nur sage mir zuvor: Hat er auch widersprochen,
Der böse Schreier, wenn Du schwiegst?" Tiedge.

---

61. Vergnügtsein.

Vergnügt bin ich an Seel' und Sinn
Und kenne keine Klage.
Das dank' ich Gott, daß ich es bin;
Wer klagen will, der klage.

Manch schönes Blümchen blüht mir auf,
Und seh' ich's freundlich nicken,
So laß' ich's nicht; in vollem Lauf
Eil' ich, es mir zu pflücken.

Und ging' es über Stock und Steg,
Bleib' ich bei frohem Muthe;
Bald kommt dann wieder guter Weg,
Auch mit ihm manches Gute.

So thu' ich denn nach meinem Brauch
Nur jeden Schritt mit Freuden;
Wer dieses kann, den müssen auch
Selbst Könige beneiden. Claudius.

---

62. Worträthsel.

Ich bin ein Körperchen, ganz Fleisch und ohne Knochen,
Mit freiem Kopf und angewachs'nem Fuß.
Wo man nur denkt, bin ich zum Überfluß
Und nöthig da, wo viel gesprochen,
Gezecht, geschmaus't, gesungen wird.
In einem glänzenden Palast,
Umpflanzt mit elfenbeinen'n Säulen,
Pfleg' ich — und immer — zu verweilen.
Im Alter stürzen Stein für Stein
Die Säulen alle vor mir ein,

Und lassen mich im leeren Raum allein.
Soll ich mich Euch noch näher zeigen?
Sehr viele Künste sind mir eigen,
Nur nicht die edle Kunst, zu schweigen.
Ich bin des Menschen Herr, doch ach!
Mein eigner selten nur; bald stark, bald schwach,
Sprech' ich bald über Tod und Leben,
Und bald weiß ich auf Fragen, kinderleicht,
Kein Wörtchen Antwort Euch zu geben.
Ihr kennt, Ihr rathet mich vielleicht;
Doch wollt Ihr mich beim Namen nennen,
So müßt Ihr mich gebrauchen können.

---

63. Am Morgen.

Die Nacht entfleugt,
Die Sonne steigt
Aus goldnem Wolkenmeere;
Sie kommt voll Pracht
Und strahlt mit Macht
Zu ihres Schöpfers Ehre.

Schön blinkt der Thau
Auf bunter Au',
Der Vogel schwingt die Flügel;
Die Lämmer ziehn
Durch Wiesengrün;
Schön duften Thal und Hügel.

Die Schöpfung lacht,
Der Wald erwacht,
Und alle Vögel loben
So wunderschön
In Thal und Höh'n
Den guten Vater droben.

Ihn lobt die Flur,
Und die Natur
Singt ihrem Schöpfer Lieder.
Er ist so treu,
Und immer neu
Kommt seine Güte wieder.

So silberhell,
Wie sich der Quell
Durchs stille Thal ergießet,
Hier immerdar
So rein und klar
Das Leben mir entfließet.

Hölty.

---

64. Die Kartoffelnernte.

Kindlein, sammelt mit Gesang
Der Kartoffeln Überschwang!
Ob wir voll bis oben schütten
Alle Mulden, Körb' und Bütten;
Noch ist immer kein Vergang!

Wo man nur den Bulten hebt,
Schaut, wie voll es lebt und webt!
O die schön gekerbten Knollen,
Weiß und roth und dick geschwollen!
Immer mehr, je mehr man gräbt!

Nicht umsonst in bunter Schau
Blüht' es röthlich, weiß und blau,
Ward gejätet, ward gehäufet;
„Kindlein, Gottes Segen reifet!"
Rief ich oft und traf's genau!

Einst vom Himmel schaute Gott
Auf der Armen bitt're Noth;
Nahe ging's ihm; und was that er
Uns zum Trost, der gute Vater?
Regnet' er uns Manna-Brod?

Nein, ein Mann ward ausgesandt,
Der die neue Welt erfand!
Reiche nennen's Land des Goldes;
Doch der Arme nennt's sein holdes,
Nährendes Kartoffelland!

Nur ein Knöllchen eingesteckt
Und mit Erde zugedeckt!
Unten treibt dann Gott sein Wesen!
Kaum sind Hände g'nug zum Lesen,
Wie es unten wühlt und heckt!

Was ist nun für Sorge noch?
Klar im irdnen Napf und hoch
Dampft Kartoffelschmaus für Alle!
Unsre Milchkuh auch im Stalle
Nimmt ihr Theil und brummt am Trog!

Aber Kindlein, hört! Ihr sollt
Nicht verschmähn das liebe Gold!
Habt Ihr Gold, Ihr könnt bei Haufen
Schöne Saatkartoffeln kaufen,
Grad' aus Holland, wenn Ihr wollt! Voß.

---

65. Abendlied.

Kommst, stiller Abend, wieder
Auf unsre kleine Flur;
Dir tönen unsre Lieder!
Wie schön bist du, Natur!

Schon steigt die Abendröthe
Herab ins kühle Thal,
Bald glänzt in sanfter Röthe
Der Sonne letzter Strahl.

Allüberall herrscht Schweigen;
Nur steigt aus unserm Chor
Hier unter grünen Zweigen
Ein Danklied noch empor.

Kommst, lieber Abend, wieder
Auf unsre kleine Flur;
Dir danken unsre Lieder,
Dir, Vater der Natur!

Claudius.

---

66. Der Holzhacker.

Ein Bäuerlein fällte die knorrige Eich';
Er seufzte und murrte bei jeglichem Streich:
„Es ist doch ein Jammer, es ist ein Verdruß,
Wie unser Eins immer sich peinigen muß!
Wie ist doch der Arme so elend daran!
Wär' ich doch ein reicher, vermögender Mann!"

Da kommet ein holder, schönlockiger Knab'
Im Silbergewande mit goldenem Stab,
Er redet gar freundlich das Bäuerlein an:
„Gott grüß' Dich, Du armer, unglücklicher Mann!
Verlange, was immer Dein Herz nur begehrt;
Es sei Dir die Bitte zur Stunde gewährt!"

Es wird zwar dem Bäu'rlein ganz schau'rlich und bang';
Jedoch es bedenkt sich mein Bäu'rlein nicht lang'.
Es ziehet gar höflich das Pelzkäpplein ab
Und spricht sich verneigend: „O himmlischer Knab'!

Ich bitte — weil Ihr es doch selber so wollt —
Was ich nur berühre, das werde zu Gold!"

Da lächelt gar seltsam der lockige Knab',
Berühret das Bäu'rlein mit goldenem Stab.
„Ich wollte, Du hättest was Bessres begehrt;
Indessen sei dennoch die Bitte gewährt!"
So spricht er, verschwindend in goldenen Duft,
Und himmlischer Wohlgeruch füllet die Luft.

„Gottlob!" — ruft das Bäu'rlein — „nun bin ich ja reich!"
Er prüfet die herrlichen Künste sogleich.
Kaum faßt er der Eiche gekrümmten Ast,
So kracht er von goldener Eicheln Last;
Die Blättlein und Knösplein ohn' Ende und Zahl
Sie schimmern von lauterem Golde zumal.

„O Wunder, o Freude! Jetzt geh' ich nach Haus;
Die Arbeit hier mache ein Anderer aus!
Nun esse ich Nichts mehr, als Braten und Wurst,
Und trinke Burgunder und Rheinwein für Durst.
Nur diesmal noch eß' ich vom Brod da genug
Und trinke die Letze aus irdenem Krug!"

Er langet sein irdenes Krüglein herbei;
Wie schwer ist's! wie schimmert's und funkelt's! Ei, ei!
Doch weh! auch das Wasser gerinnet zu Gold;
Kein Tröpflein dem goldenen Kruge entrollt.
Er bricht von dem Brode und beißet — o Graus!
Am goldenen Bröcklein die Zähne sich aus.

„O Schrecken! o Jammer! was fang' ich jetzt an?
Was hab' ich aus Dummheit und Goldgier gethan!
Nichts hilft mir im Hunger die goldene Wurst,
Und Gold statt des Weines stillt nimmer den Durst.
O hätt' ich statt Goldes nur Wasser und Brod!
Ach, was mir ein Glück schien, das ist jetzt mein Tod!"

Vor Ängsten und Jammer mein Bäu'rlein erwacht;
Denn alles dies war nur ein Träumlein der Nacht.
„Gottlob!" spricht er, froh der entschwundenen Noth,
„Ich habe statt Goldes das tägliche Brod.

Gottlob! daß ich wieder bei ruhigem Sinn
Und nicht das verwünschte Goldkäferlein bin!

Gar gut iſt's, — ſo hat mich das Träumlein gelehrt —
Daß Gott nicht gleich Jegliches Jedem gewährt;
Gar Mancher begehrte des Goldes wie Stroh
Und würde doch nimmer zufrieden und froh;
Ja, Mancher fleht' Manches mit thörichtem Mund
Und ginge an Leib und an Seele zu Grund!"

Chriſtoph Schmid.

---

67. Der Wald.

Wenn hier nun kahler Boden wär',
Wo jetzt die Bäume ſtehn,
Das wäre doch, bei meiner Ehr'!
Ihr Herrn, nicht halb ſo ſchön!

Dann wäre um uns her kein Baum
Und über uns kein Zweig,
Dann wäre hier ein lichter Raum,
Und ich marſchirte gleich.

So bin ich, wie ein Fiſch im Meer
Und bleibe gerne hier.
Vivant die Bäume um uns her,
Der Zweig hier über mir!

Und zählen kann ein Menſch ſie nicht,
Sind ihrer gar zu viel';
Und jeder macht es grün und dicht,
Und jeder macht es kühl,

Und jeder ſteht ſo ſtolz und kühn
Und ſtreckt ſich hoch hinan,
Dünkt ſich, die Stelle ſei für ihn,
Und thut ſehr wohl daran.

Es pflegen wohl die reichen Leut'
Auch Wald zu machen gern;
Da pflanzen denn die Läng' und Breit'
Die klugen, weiſen Herrn

In eine lange Reihe hin
Gar künſtlich Baum und Strauch;
Und meinen dann in ihrem Sinn,
Sie hätten's wirklich auch.

Noch kommt ihr Gärtner lobeſan,
Den ſie zu ha'n geruhn,
Und ſchneidet mit der Scheere dran,
Wie Gartenkünſtler thun.

Jedoch ihr Wald iſt purer Scherz,
Trägt nur der Scheere Spur
Und nicht das große, volle Herz
Von Mutterlieb' Natur!

Hoch ſitzt im Sopha der Baron,
Der Schweizer an der Thür, *)
Die Fürſten ſitzen auf dem Thron,
Und wir — wir ſitzen hier,

Auf bloßer Erde, feucht und kalt!
Und wir, wir ſitzen hier
Und freun uns über dieſen Wald
Und danken Gott dafür. Claudius.

---

68. Wenderäthſel (Palindrom).

Vorwärts beſchaut bin ich ein — doch halt! ich hab' mich verrathen;
Rückwärts ſuche mich nur, wahrlich! Du findeſt mich nie.

---

69. Herbſtlied.

Der Herbſt beginnt;
Schon ſauſ't der Wind
Und raubet die Blätter den Bäumen.
Die Störche ziehn,
Die Schwalben fliehn,
Es ſchweigen die Grillen und Heimen.

*) Vornehme Herrn pflegten früher gern Schweizer zu ihren Dienern zu nehmen, weil dieſe ſich beſonders durch Treue auszeichneten.

Komm immer zu!
Auch ſchön biſt Du
In Deinem falbenen Kranze!
Du giebſt uns Moſt,
Der ſcheucht den Froſt
Und machet uns fröhlich zum Tanze!
Beginnt den Reih'n
Und laßt uns freun
Wohl bei Schalmeien und Leiern!
Mit Früchten mild
Sind ſie gefüllt,
Die Keller, die Böden, die Scheuern.
Der kalte Nord
Mag immerfort
Die öden Stoppeln durchblaſen:
Uns kümmert nicht
Sein wild Geſicht;
Ei, mag er ſauſen und raſen!
Das ſchnelle Jahr
Eilt immerdar
Auf Sonnenfittigen wieder;
In Jugendglanz
Und Veilchenkranz
Bringt's bald den Frühling hernieder.

J. G. Schulz.

---

70. Der Affe und der Geizige.

Einſt hielt ein Geiziger ſich einen Affen.
Ein Geizhals ſein und den ſich anzuſchaffen,
Das ſcheint Dir ſonderbar? Allein bedenke doch:
Geſellſchaft koſtet Geld, und Menſchen können ſtehlen.
Auch hat ein Affe dieſe Tugend noch:
Sein Herr braucht Nichts ihm zu verhehlen;
Er darf vor ſeinen Augen rechnen, zählen,
Kein Menſch erfähr'ts, er ſtört ihn nie darin;
Kurz, die Geſellſchaft war nach unſers Harpax*) Sinn.

*) Harpax iſt in der Fabel der Namen des Geizigen.

Der Glockenſchlag rief einſt den Mann zur Kirche hin;
Denn durch ſein Faſten, Beten, Singen
Dacht' er dem Himmel noch mehr Gaben abzuzwingen;
Da ließ er in der Eil' das Schreibpult offen ſtehn,
Wo ihn ſein Petz im Gold oft hatte wühlen ſehn.
Der Affe, der den Haufen Gold erblicket,
Und den die lange Weile drücket,
Sinnt ſich gar bald ein Spielchen aus.
Er fängt ein Goldſtück an hervorzulangen
Und zielt und wirft es durch die Fenſterſtangen.
Er wiederholt ſein Spiel. Man ſammelt ſich ums Haus,
Man ruft: „Mir auch ein Stück, mein Petzchen!" fängt und ſpringet;
Und wem mit Hut und Hand ein Fang gelinget,
Dem jagt's ein Andrer wieder ab.

Indem der Affe noch dies Schauſpiel gab,
Kam unſer Harpar. — „Was iſt hier zu ſehen?
Worüber lacht man denn? — O wehe mir!
Mein ſchönes Gold! Verfluchter Räuber! dir
Will ich den Kopf vom Rumpfe drehen;
Das Eingeweide will ich dir
Aus deinem Leibe reißen." — „Mäßigt Eure Hitze!"
Sprach hier ein Greis; „das Geld iſt Euch ſo wenig nütze,
Als ihm. Er wirft es weg, Ihr ſperrt es ein;
Wer mag von Euch der klügſte ſein?" Hagedorn.

---

71. Lebensregung im Frühling.

Friſch auf zum luſtigen Jagen,
Hinaus in das Feld, hinaus!
Wer blieb' in dieſen Tagen
In träger Ruh' zu Haus?
Der Frühling hat geladen
Zum freien, fröhlichen Spiel,
Zum Ringen, zum Springen gerathen,
Zum Wettlauf nach dem Ziel.

Bald grünet die Haide wieder;
Im Walde wird es laut;

Auf, auf denn, fröhliche Brüder!
Und mit hinausgeschaut!
Wenn sich die Keime regen,
Wir wollen ein Gleiches thun!
Es mögen nur die Trägen
Noch jetzt am Ofen ruhn. Förster.

---

72. Redlichkeit.

Üb' immer Treu' und Redlichkeit
Bis an Dein kühles Grab
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab.

Dann wirst Du, wie auf grünen Au'n,
Durchs Pilgerleben gehn;
Dann kannst Du ohne Furcht und Graun
Dem Tod entgegen sehn.

Dem Bösewicht wird Alles schwer,
Er thue, was er thu'!
Es treibt die Angst ihn hin und her
Und läßt ihm keine Ruh'.

Drum übe Treu' und Redlichkeit
Bis an Dein kühles Grab
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab! Hölty.

---

73. Der Riese Goliath und David.

War einst ein Riese, Goliath,
Gar ein gewalt'ger Mann;
Er hatte Tressen auf dem Hut
Mit einem Klunker dran
Und ein von Silber strotzend Kleid
Mit einem Saum, wer weiß wie breit!

An seinen Schnurrbart sah man nur
Mit Schaudern und mit Graus,

Und dabei sah er von Natur
Ganz wie ein Teufel aus.
Sein Sarras*) war, man glaubt es kaum,
So groß fast, wie ein Hebebaum.

Er hatte Knochen, wie ein Gaul,
Und eine freche Stirn
Und ein entsetzlich großes Maul,
Doch nur ein kleines Hirn;
Gab Jedem einen Rippenstoß
Und flunkerte und prahlte groß.

So kam er alle Tage her
Und sprach Israel Hohn.
„Wer ist der Mann? Wer wagt's mit mir?
Sei's Vater oder Sohn,
Er komme her, der Lumpenhund,
Ich bar' ihn nieder auf den Grund!"

Da kam in seinem Schäferrock
Ein Jüngling, zart und fein,
Der hatte Nichts, als seinen Stock,
Die Schleuder und den Stein,
Und sprach: „Du hast viel Stolz und Wehr',
Ich komm' im Namen Gottes her."

Und damit schleudert' er auf ihn
Und traf die Stirne gar;
Da fiel der große Esel hin,
So lang und dick er war,
Und David haut' in guter Ruh'
Ihm nun den Kopf noch ab dazu. —

Trau' nicht auf Deinen Tressenhut,
Nicht auf den Klunker dran!
Ein großes Maul es auch nicht thut;
Das lern' vom großen Mann.
Und von dem Kleinen lerne wohl,
Wie man mit Ehren fechten soll. Claudius.

*) Sarras nennt man im gemeinen Leben einen großen Säbel, wie ihn die Reiterei trägt.

74. Frühlingsgesang.

Der Frühling kommt wieder
Vom Himmel hernieder
Zum wartenden Thale.
Schon glänzt in dem Strahle
Des Morgens der Spiegel
Des Teichs, und am Hügel
Sucht neben der Mutter
Das Lämmchen sein Futter;
Und leis' und gelinde
Durchflattern die Winde
Die saatvollen Felder.
Im Schatten der Wälder
Verstummen nicht länger
Die lieblichen Sänger.
Wie schwärmende Träume
Durchsegeln die Räume
Des Himmels die Schwalben
Und grüßen die falben,
Vergoldeten Wölkchen.
Du fröhliches Völkchen,
Dich möcht' ich beneiden!
O, könnt' ich in Freuden
Mit schwärmenden Vögeln
Die Wolken durchsegeln!

Ich flöge der Sonne
Mit jauchzender Wonne
Auf rosigen Wegen
Frohlockend entgegen;
Dann schwäng' ich mich wieder
Zum Apfelbaum nieder
Auf Blüthen, noch röther,
Als Wölkchen am Äther.

Wohin ich nur sehe,
Das Thal und die Höhe
Im Blumengeschmeide
Ermuntert zur Freude.
Es summen im Grünen
Die emsigen Bienen;
Es tönen in Menge
Der Vögel Gesänge.
Sie sollen mich lehren,
Den Schöpfer zu ehren,
Der Frühlinge schmücket,
Geschöpfe beglücket
Und sanft um ihr Leben
Die Freude läßt schweben!

Tiedge.

---

75. Worträthsel

Kennst Du das Weib im schwarzen Kleide,
So still und ernst und doch so mild?
Im Haare köstliches Geschmeide,
Im Arme einen blanken Schild.
Wo sie erscheint im Schlachtgefilde,
Schweigt aller blut'ge Kampf und Streit;
Denn vor dem Glanz aus ihrem Schilde
Da wird es Friede weit und breit.

Houwald.

76. Eintracht.

Ein Vater schied von seinen Söhnen;
Doch eh' er schied, sucht' er durch ein Symbol*)
Zur Eintracht ihre Herzen zu gewöhnen.
„Ich scheide," sprach er, „Söhne, lebet wohl!
Jedoch zuvor zerbrecht mir diese Pfeile,
Gebunden, wie sie sind!" In größter Eile
Will Jeder den Befehl vollziehn,
Jedoch umsonst ist ihr Bemühn.
Der Vater lös't hierauf das Band,
Giebt Jedem einen Pfeil besonders in die Hand.
„Zerbrecht mir den," spricht er mit trüben Blicken,
Und schnell war jeder Pfeil in Stücken.
„Merkt, Söhne," rief er, „am zerbrochenen Geschoß:
Die Eintracht nur macht stark und groß,
Die Zwietracht stürzet Alles nieder.
Lebt wohl und liebt Euch stets als Brüder!" Gellert.

---

77. Die aufgehende Sonne.

In Morgenroth gekleidet,
Beginnt sie ihren Lauf,
Die schöne große Sonne,
Wie herrlich geht sie auf!

Willkommen uns, willkommen,
Des guten Gottes Bild!
So groß und so erhaben,
Und doch so sanft und mild!

Du weckst zu neuem Leben
Die schlummernde Natur,

---

*) Symbol nennt man ein sinnbildliches Zeichen, durch dessen Anblick irgend eine Vorstellung in der Seele erweckt werden soll. So ist z. B. die Palme das Symbol des Sieges, der Ölzweig das des Friedens, der Lorbeer das des Ruhmes, das Kreuz das des Christenthums, der Halbmond das der mohammedanischen Religion. Ein Bündel Pfeile ist das Symbol der durch vereinigte Kräfte starken Eintracht.

Und Wohlgerüche duften
Auf blumenreicher Flur.

Und Alles, Alles freuet
Des neuen Lebens sich:
Auch du, mein Geist, erfreue
Des neuen Lebens dich!

Dank ihm, dem Ewigguten,
Mit frommem Lobgesang!
Singt, Menschen, meine Brüder,
Singt Eurem Schöpfer Dank! Demme.

---

78. Das Lied vom Samenkorn.

Der Säemann streut aus voller Hand
Den Samen auf das weiche Land,
Und wundersam! was er gesä't,
Das Körnlein wieder aufersteht.

Die Erde nimmt es in den Schoß
Und wickelt es im Stillen los;
Ein zartes Keimlein kommt hervor
Und hebt sein röthlich Haupt empor.

Es steht und frieret nackt und klein
Und fleht um Thau und Sonnenschein.
Die Sonne scheint von hoher Bahn
Der Erde Kindlein freundlich an.

Bald aber nahet Frost und Sturm,
Und scheu verbirgt sich Mensch und Wurm;
Das Körnlein kann ihm nicht entgehn
Und muß in Wind und Wetter stehn.

Doch schadet ihm kein Leid noch Weh;
Der Himmel deckt mit weißem Schnee
Voll Lieb' der Erde Kindlein zu;
Dann schlummert es in stiller Ruh'.

Bald fleucht des Winters trübe Nacht,
Die Lerche singt, das Korn erwacht,

Der Lenz heißt Bäum' und Wiesen blühn
Und schmückt das Thal mit frischem Grün.

Voll krauser Ähren schlank und schön
Muß nun die Halmensaat erstehn,
Und wie ein grünes, stilles Meer,
Im Winde wogt sie hin und her.

Dann schaut vom hohen Himmelszelt
Die Sonne auf das Ährenfeld;
Die Erde ruht in stillem Glanz,
Geschmückt mit goldnem Erntekranz.

Die Ernte naht, die Sichel klingt,
Die Garbe rauscht, gen Himmel dringt
Der Freude lauter Jubelsang,
Des Herzens stiller Preis und Dank.

Krummacher.

---

79. Das Schwert.

Zur Schmiede ging ein junger Held;
Er hatt' ein gutes Schwert bestellt.
Doch als er's wog in freier Hand,
Das Schwert er viel zu schwer erfand.

Der alte Schmidt den Bart sich streicht:
„Das Schwert ist nicht zu schwer noch leicht;
Zu schwach ist Euer Arm, ich mein';
Doch morgen soll geholfen sein."

„Nein, heut'! bei aller Ritterschaft!
Durch meine, nicht des Feuers Kraft."
Der Jüngling spricht's, ihn Kraft durchdringt,
Das Schwert er in den Lüften schwingt. Uhland.

---

89. Der Vergnügte.

Willst Du froh und lustig gehn
Durch das Weltgetümmel,
Mußt Du auf die Vöglein sehn,
Wohnend unterm Himmel;

Jedes ſingt und hüpft und heckt
Ohne Gram und Sorgen,
Schläft, vom grünen Zweig bedeckt,
Ruhig bis zum Morgen.

Jedes nimmt ohn' arge Liſt,
Was ihm Gott beſchieden,
Und mit ſeinem Fräulein iſt
Männlein wohl zufrieden.
Keines ſammelt kümmerlich
Vorrath in die Scheunen,
Dennoch nährt und labt es ſich
Mit den lieben Kleinen.

Keines bebt im Sonnenſtrahl
Vor den fernen Stürmen;
Kommt ein Sturm, ſo wird's im Thal
Baum und Fels beſchirmen.
Täglich bringt es ſeinen Dank
Gott für jede Gabe,
Flattert einſtens mit Geſang
Still und leicht zum Grabe.

Willſt Du froh und luſtig gehn
Durch das Weltgetümmel,
Mußt Du auf die Vöglein ſehn,
Wohnend unterm Himmel.
Wie die Vöglein, haben wir
Unſern Vater droben;
Laßt uns dieſen Gott ſchon hier
Lieben, preiſen, loben! Jakobi.

---

81. Worträthſel.

Kennſt Du die Brücke ohne Bogen
Und ohne Joch, von Diamant,
Die über breiter Ströme Wogen
Errichtet eines Greiſes Hand?
Er baut ſie auf in wenig Tagen,

Geräuſchlos, Du bemerkſt es kaum;
Doch kann ſie ſchwere Laſten tragen
Und hat für hundert Wagen Raum.
Doch kaum entfernt der Greis ſich wieder,
So hüpft ein Knabe froh daher.
Der reißt die Brücke eilig nieder;
Du ſiehſt auch ihre Spur nicht mehr.

---

82. Die Stufenleiter.

Ein Sperling fing auf einem Aſt
Die fettſte Fliege. Weder Streben
Noch Jammern half; ſie ward gefaßt.
„Ach," rief ſie flehend, „laß mich leben!" —
„Nein," ſprach der Mörder, „Du biſt mein;
Denn ich bin groß und Du biſt klein."

Ein Sperber fand ihn bei dem Schmaus:
So leicht wird nie ein Spatz gefangen,
Als unſer Spatz. „Gieb," rief er aus,
„Mich frei! Was hab' ich denn begangen?" —
„Nein," ſprach der Mörder, „Du biſt mein;
Denn ich bin groß, und Du biſt klein."

Ein Adler ſah den Sperber, ſchoß
Auf ihn herab und riß den Rücken
Ihm auf. „Herr König, laß mich los,"
Rief er, „Du hackſt mich ja in Stücken." —
„Nein," rief der Mörder, „Du biſt mein;
Denn ich bin groß und Du biſt klein."

Er ſchmauſte noch, da kam im Nu
Ein Pfeil ihm in die Bruſt geflogen.
„Tyrann," rief er dem Jäger zu,
„Warum ermordet mich Dein Bogen?" —
„Ei," ſprach der Mörder, „Du biſt mein;
Denn ich bin groß, und Du biſt klein."

Nach Pfeffel.

---

83. Der Adler und die Vögel.

Der Adler, welcher, wie Ihr wißt,
Der König bei den Vögeln ist,
Hatt' einen Landtag ausgeschrieben.
Die Vögel kamen all' herbei,
Und ward auch wohl nicht viel betrieben,
So gab es doch viel Schmauserei;
Mitunter wurden denn auch Klagen
Dem großen König vorgetragen.
Ein Sprosser war es, der begann;
Hart klagte er in aller Namen
Den unbescheid'nen Kuckuck an.
„Der Kuckuck schreit" — so fing er an —
„Oft bis zum Ekel seinen Namen
Im ganzen weiten Wald herum;
Drum, großer König, mach' ihn stumm;
Wir Alle hören lieber Raben,
Als diesen Mann, den Wald durchschrein."
Der Adler sprach: „Ein Narr zu sein,
Die Freiheit muß ein Jeder haben."

---

84. Der Eislauf.

O, seht Ihr den See, wie er blinket und starrt!
Die Fläche wie Spiegel, wie Eisen so hart?
Auf, gürtet den Fuß Euch und schnallet den Stahl!
Dann lustig hin über das eisige Thal!

Geschwinder, geschwinder! Hinab und hinauf!
Wie gleitet der Boden im eilenden Lauf!
Ich selber, mit Ruder und Segel und Kahn,
Wie flieg' ich hin über die silberne Bahn!

O Wonne, die Ufer entschwinden zu sehn,
Hinschwebend, sich wechselnd in Kreisen zu drehn!
Wie glänzet des Himmels hell strahlender Schein!
Wie blitzen die Felder gleich Edelgestein!

Du Zärtling, der jeglichem Nordwind erbebt,
Sein Leben im wärmenden Zimmer verlebt,

Enthebe Dich, Feiger, der weichlichen Ruh'!
Verhüll' Dich in Pelze, ſieh ſtaunend uns zu!

Wir ſpotten der Pelze, wir ſpotten der Ruh',
Wir fliegen und ſchweben auf ſtählernem Schuh;
Jetzt ſtürmen wir Alle zerſtreuet und frei,
Jetzt dicht an einander gekettet vorbei.

Wir eilen, wir fliegen, wie Blitze geſchwind,
Und haſchen am Flügel den ſauſenden Wind.
Wie glühet die Wange! Wie träufelt der Schweiß!
Wie ſtarren die Locken von perligem Eis!

Nach Bindemann.

---

85. Die beiden Hunde.

Ein Pudel und ein Dogge fanden
Als Waller ſich in fremden Landen.
Nachdem man, wie es üblich iſt,
Sich fein bewillkommt und geküßt,
So fing man an, ſich allerhand zu ſagen.
Der Pudel, ein Genie, ſprach im Poſaunenton
Von ſeiner eigenen Perſon.
„Herr Vetter," fing er lächelnd an,
„Sie ſollten mich nur einmal ſehn,
Was ich für Künſte machen kann!
Es iſt ein Spiel für mich, auf einem Seil zu gehen
Und wie ein ſteifer Flügelmann
Mit einem Spieß im Schilderhaus zu ſtehen.
Ich tanze, — beſſer tanzt der große Veſtris*) nicht.
Ich laſſe mich zu Tode ſchießen
Und bin flugs wieder auf den Füßen,
Wenn man ein Wort vom Henker ſpricht.
Noch mehr, ich kann mit unerhörten Sprüngen
Bald über einen Stock, bald durch den Reif mich ſchwingen,
Und .... gähnen Sie?" Hier brach der Redner ab.
Der Dogge ſprach: „Soll ich mich auch erheben?

---

*) Ein berühmter Tänzer, welcher vor vierzig Jahren in Paris lebte, und deſſen Namen zum Sprichwort geworden iſt.

Ich schütze meinem Herrn das Leben
Und gehe mit ihm bis ins Grab.“ Pfeffel.

---

86. Der glückliche Bauer.

Vivat der Bauer, vivat hoch!
Ihr seht es mir nicht an;
Ich habe Nichts und bin wohl doch
Ein großer, reicher Mann.

Früh Morgens, wenn der Thau noch fällt,
Geh' ich, vergnügt im Sinn,
Gleich mit dem Nebel 'naus aufs Feld
Und pflüge durch ihn hin;

Und sehe, wie er wogt und zieht
Rund um mich, nah' und fern,
Und sing' dazu mein Morgenlied
Und denk' an Gott, den Herrn.

Die Krähen warten schon auf mich
Und folgen mir getreu,
Und alle Vögel regen sich
Und thun den ersten Schrei.

Indessen steigt die Sonn' herauf
Und scheinet hell daher —
Ist so was auch für Geld zu Kauf,
Und hat der König mehr?

Und wenn die junge Saat aufgeht,
Wenn sie nun Ähren schießt,
Wenn so ein Feld voll Garben steht,
Wenn Gras gemähet ist:

O, wer das nicht gesehen hat,
Der hat deß nicht Verstand.
Man trifft Gott gleichsam auf der That —
Mit Segen in der Hand;

Und sieht's vor Augen, wie er frisch
Die volle Hand ausstreckt,

Und wie er seinen großen Tisch
Für alle Wesen deckt.

Er deckt ihn freilich, Er allein!
Doch hilft der Mensch und soll
Arbeiten und nicht müßig sein,
Und das bekommt ihm wohl.

Denn nach dem Sprichwort: Müßiggang
Ist ein beschwerlich Ding
Und schier des Teufels Ruhebank
Für Vornehm und Gering.

Mir macht der Böse keine Noth;
Ich dresch' ihn schief und krumm
Und pflüg' und hau' und grab' ihn todt
Und mäh' ihn um und um.

Und wird's mir auch bisweilen schwer,
Mag's doch! was schadet das?
Ein guter Schlaf stellt Alles her,
Und morgen bin ich baß *);

Und fange wieder fröhlich an
Für Frau und Kind. Für sie,
So lang' ich mich noch rühren kann,
Verdrießt mich keine Müh'!

Ich habe Viel, das mir gehört,
Viel Gutes hin und her. —
Du droben! hast es mir beschert;
Beschere mir noch mehr!

Claudius.

---

87. Räthsel.

Ein schneller, wohlgeführter Wagen,
Mit zwei und fünfzig Frauen besetzt,
Wird auf zwölf Rädern fortgetragen.

*) Baß, ein altdeutsches Wort, welches ursprünglich so viel als gut oder wohl bedeutete und der Positiv des Comparativs besser war, nachher aber statt des Letzteren, und zwar als Nebenwort, gebraucht wurde: z. B. „sich baß befinden" sagt man für „sich besser befinden."

Die zwei und fünfzig Frauen zumal
Sind hingesetzt
Nach ihrer Reih' und Zahl.
Ihr Wagen stets zu allen Zeiten geht.
Mit zweimal Sieben fahren sie;
Die einen sind schwarz, die andern weiß;
Sie ziehen den Wagen mit großem Fleiß.
Der Wagen lauft in Freud' und Leid,
Bis ihm sein Meister das verbeut.
Weß Deutung mir nun, Ihr Rather, genügt,
Der lebe das ganze Jahr vergnügt!

Reinmar von Zweter.

---

88. Der Esel und das Faulthier.

Gekitzelt von der Ehre Sporn,
Sprach Junker Langohr einst im Zorn
Zum Vater Zeus: „Schon allzulange
Heiß' ich der Faulheit Ebenbild.
Daß dieser Vorwurf mir nicht gilt,
Beweis't das Faulthier, das am Gange
Der Schnecke gleicht. Drum bitt' ich Dich,
Herr Zeus, den Menschen zu befehlen,
Hinfort das Faulthier und nicht mich
Zum Ziele ihres Spotts zu wählen."
Er schwieg und der Kronide *) sprach:
„Ich gab Dir Kraft und Du bist träge,
Das arme Faulthier ist nur schwach;
Sein Loos ist Mitleid, Deines — Schläge. **)

Pfeffel.

---

*) Kronide, d. h. Sohn des Kronos, wird hier Zeus genannt, weil sein Vater Kronos hieß. Mit der Endung — ide bezeichnet man nämlich immer den Sohn oder die Tochter eines Mannes; so heißt z. B. Achilleus der Pelide, weil er der Sohn des Peleus war, und Ajas der Telamonide, weil sein Vater Telamon hieß.

**) Das Faulthier hat mit Unrecht diesen Namen, indem es keineswegs faul oder träge ist. Es schleppt zwar seinen Körper nur mit Mühe und sehr ngsam auf dem Boden fort, aber nicht aus Faulheit, sondern weil es von

89. Der Bettler.

Al Raschid's *) Neffe, Karasmin,
Ein junger Prasser, ging vor Bagdad einst spazieren;
Da trat ein armer Mann vor ihn.
Er sagte Nichts, allein sein Anblick mußte rühren;
Denn Karasmin warf ihm ein Goldstück hin.
Der Arme ließ es liegen auf der Erde
Und wandte mit verachtender Geberde
Sich von ihm weg. — „Wie? Trotzest Du?
Wer bist Du, Mensch?" rief Jener drauf ihm zu.
„Dein Bruder," sprach der Greis mit dumpfer Stimme.
Der Prinz, erbittert, zückt in jähem Grimme
Den Dolch nach ihm. Der Alte rührt sich nicht
Und reißt die Pflaster vom Gesicht,
Die täuschend den Khalif verdecken.
Sein ernster Blick warf Jenen, blaß vor Schrecken,
Zu seinen Füßen hin. „Du willst," rief Harun aus,
„Den Bruder nicht im Armen ehren?
Wohlan, ich mache Dich, um Dich's zu lehren,
Zum Wärter in dem Krankenhaus." Nach Pfeffel.

---

90. Das Vögelein und der Geier.

Ein kleines, muntres Vögelein
Flog fröhlich in den Wald hinein
Und ließ da nach Gefallen
Sein Stimmchen weit erschallen.

Doch als es fröhlich noch so sang,
Da kam ein Geier schnell und schwang

---

der Natur nur auf den Bäumen zu leben bestimmt ist, und wegen des danach eingerichteten Baues seines Körpers auf Flächen sich nur schwer fortbewegen kann, mit einem Worte, weil es zum Klettern, nicht zum Gehen geschaffen ist. Auf den Bäumen, als seinem eigentlichen Elemente, ist es zwar nicht sehr schnell in seinen Bewegungen, aber doch rüstig und keineswegs faul. Übrigens lebt das Faulthier beständig auf Bäumen und kommt nur durch Zufall auf den Boden.

*) Es ist der schon im ersten Theil S. 66 Anm. erwähnte Khalif Harun al Raschid gemeint.

Sich, wie ein Pfeil, hernieder
Zum Sänger froher Lieder.

Und ehe dieser noch entflohn,
Packt ihn der arge Räuber schon
Und droht, fern von Erbarmen,
Den schnellsten Tod dem Armen.

„Ach!“ rief das Vöglein flehentlich,
„Womit beleidigte ich Dich,
Daß Dir, von Wuth entrüstet,
Nach meinem Blut gelüstet?“

„Hm!“ spricht der Geier wild und kalt,
„Weil Dein Gesang so friedlich schallt!
Das bringt Dich ins Verderben,
Und darum sollst Du sterben.“

Doch als der Würger noch so sprach,
Fliegt durch das grüne Schattendach
Ein Pfeil ihm unentdecket,
Der ihn zu Boden strecket.

Das Vöglein aber, fromm und gut,
Entflieht mit frischem, frohem Muth
Auf seinen leichten Schwingen,
Und dann beginnt's zu singen:

„Im Unglücksturm verzage nicht,
Wenn Dir's an Hülfe auch gebricht; —
Es muß die Unschuld siegen,
Die Bosheit unterliegen!“ K. H. Schwabe.

---

91. Denkspruch.

Leiden währt nicht immer,
Ungeduld macht's schlimmer.

---

92. Freude an der Natur.

Wie schön ist's im Freien
Bei grünenden Maien,
Im Walde wie schön!
Wie süß, sich zu sonnen,
Den Städten entronnen,
Auf luftigen Höh'n!

Wo unter den Hecken
Mit goldenen Flecken
Der Schatten sich mischt,
Da läßt man sich nieder,
Von Haseln und Flieder
Mit Laubduft erfrischt.

Drauf schlendert man weiter,
Pflückt Blumen und Kräuter
Und Erdbeern im Gehn;
Man kann sich mit Zweigen,
Erhitzet vom Steigen,
Die Wangen umwehn.

Dort heben und tunken,
Gleich blinkenden Funken,
Sich Wellchen im Bach;
Man sieht sie zerrinnen
In stillem Besinnen,
Halb träumend, halb wach.

In weiten Bezirken,
Mit hangenden Birken
Und Buchen besetzt,
Gehn Dammhirsch' und Rehe
In traulicher Nähe,
Von Niemand gehetzt.

Am schwankenden Reisig
Hangt zwitschernd der Zeisig,
Vor Schlingen nicht bang';
Erfreut, ihn zu hören,
Sucht Keiner zu stören
Des Hänflings Gesang.

Hier sträubt sich kein Pförtner,
Hier schnörkelt kein Gärtner
Kunstmäßig im Hain;
Man braucht nicht des Geldes;
Die Blumen des Feldes
Sind Allen gemein.

Salis.

---

93. Der Schmetterling.

Es war einmal ein hübsches Ding
Von Farben und Gestalt,
Ein kleiner, bunter Schmetterling
Erst wenig Stunden alt.

Sein ausgeschweiftes Flügelpaar
War purpurroth und blau;
Gesäumet war's mit Golde gar,
Und er trug's recht zur Schau.

Zu allen Blumen flog er hin
  Und rief, Stolz im Geſicht,
Den Andern zu: „Wie hübſch ich bin!
  Bewundert Ihr mich nicht?

Gewiß, kein Vogel iſt ſo ſchön,
  So liebenswerth als ich?
Sagt, habt Ihr einen je geſehn,
  So ausgeputzt, wie ich?“ —

Hier traf nun auch von ungefähr
  Der kleine, bunte Mann
Im Klee, von ſüßer Arbeit ſchwer,
  Ein muntres Bienchen an.

„Weg, Biene!“ ſchrie er, „packe Dich!
  Wie häßlich ſiehſt Du aus!“ —
„Thor!“ ſprach ſie lächelnd; „kennſt Du mich?
  Komm erſt und ſieh mein Haus!

Geſchicklichkeit iſt wahre Zier,
  Und Güte nur gefällt!
Dein eitler Putz — was nützt er Dir?
  Was nützt er wohl der Welt?“

Aus dem Niederſächſ. Wochenblatt.

---

94. Worträthſel.

Ich lieg' im Thurm mit dunkelm Zimmer
Und werde drin zum braunen Mohr;
Und nie ſchau' ich des Tages Schimmer,
Sprengt nicht ein ſchneidend Schwert das Thor.

War dort mein Kerker klein und enge,
Doch wünſch' ich noch ein finſtrer Haus;
Dort grab' ich unterird'ſche Gänge
Und komm' als grüner Zwerg heraus;
Bald ſtreckt der Zwerg ſich in die Länge,
Am Ende wird ein Rieſe draus.

Kind.

---

95. Der Bauer und sein Sohn.

Ein guter dummer Bauernknabe,
Den Junker Hans einst mit auf Reisen nahm,
Und der, trotz seinem Herrn, mit einer guten Gabe
Recht dreist zu lügen wiederkam,
Ging kurz nach der vollbrachten Reise
Mit seinem Vater über Land.
Fritz, der im Gehn recht Zeit zum Lügen fand,
Log auf die unverschämtste Weise.

Zu seinem Unglück kam ein großer Hund gerannt.
„Ja Vater," rief der unverschämte Knabe,
„Ihr mögt mir's glauben oder nicht,
So sag' ich's Euch und Jedem ins Gesicht,
Daß ich einst einen Hund bei — — Haag*) gesehen habe,
Hart an dem Weg, wo man nach Frankreich fährt,
Der — ja, ich bin nicht ehrenwerth,
Wenn er nicht größer war, als Euer größtes Pferd!"

„Das," sprach der Vater, „nimmt mich Wunder;
Wiewohl, ein jeder Ort läßt Wunderdinge sehn.
Wir zum Exempel gehn jetzunder
Und werden keine Stunde gehn,
So wirst Du eine Brücke sehn,
(Wir müssen selbst darüber gehn);
Die hat Dir Manchen schon betrogen;
Auf dieser Brücke liegt ein Stein,
An den stößt man, wenn man denselben Tag gelogen,
Und fällt und bricht sogleich das Bein."

Der Bub' erschrak, sobald er dies vernommen.
„Ach," sprach er, „lauft doch nicht so sehr!
Doch wieder auf den Hund zu kommen!
Wie groß, sagt' ich, daß er gewesen wär'?
Wie Euer größtes Pferd? Dazu will viel gehören.
Der Hund, jetzt fällt mir's ein, war erst ein halbes Jahr;
Allein das wollt' ich doch beschwören,
Daß er so groß, als mancher Ochse, war."

---

*) Einer Stadt in den Niederlanden.

Sie gingen noch ein gutes Stücke.
Doch Fritzen schlug das Herz. Wie konnt' es anders sein?
Es bricht doch Niemand gern ein Bein.
Er sah nunmehr die richterische Brücke
Und fühlte schon den Beinbruch halb.
„Ja, Vater," fing er an, „der Hund, von dem ich red'te,
War groß, und wenn ich ihn auch was vergrößert hätte,
So war er doch viel größer, als ein Kalb."

Die Brücke kommt. Fritz! Fritz! Wie wird Dir's gehen!
Der Vater geht voran; doch Fritz hält ihn geschwind.
„Ach, Vater," spricht er „seid kein Kind
Und glaubt, daß ich dergleichen Hund gesehen!
Denn kurz und gut, eh' wir darüber gehen:
Der Hund war nur so groß, wie alle Hunde sind."

Gellert.

---

96. Im Januar.

Keine Blumen blühn;
Nur das Wintergrün
Blickt durch Silberhüllen;
Nur das Fenster füllen
Blümchen, roth und weiß,
Aufgeblüht aus Eis!

Ach! kein Vogelsang
Tönt mit frohem Klang;
Nur die Winterweise
Jener kleinen Meise,
Die am Fenster schwirrt
Und um Futter girrt.

Freunde, flieht den Hain,
Wo die Vögelein
Sonst im grünen Schatten
Ihre Nester hatten!
Freunde, flieht den Hain,
Kehrt ins Zimmer ein!

Kalter Januar!
Hier werd' ich fürwahr
Unter frohen Spielen
Deinen Frost nicht fühlen!
Walte immerdar,
Kalter Januar!

Hölty.

---

97. Der Affe mit der Uhr.

Ein Affe fand einst eine Taschenuhr;
Die band er sich mit einer Schnur
Fest um den Leib.
Darauf besieht er sie und spricht:
„Wo fehlt's doch dieser Uhr? Denn richtig geht sie nicht!"

Er macht ſie auf und ſtellet ſie zurücke,
Doch in dem andern Augenblicke
Stellt er ſie wieder vor.
Jetzt meiſtert er am Zifferblättchen,
Hält ſie ein wenig an das Ohr
Und ſpricht: „Der Schlag iſt falſch!“
Nimmt noch einmal ſie vor
Und künſtelt unten an dem Kettchen,
Stößt in die Räderchen, und kurz, er rückt und dreht
So lange, bis ſie ſtille ſteht. —
Es ging ihm, wie es Jedem geht,
Der Etwas meiſtern will, wovon er Nichts verſteht.

Lichtwer.

---

98. Von zwei Vögeln.

Es giebt zwei Vögel — ſie ſind bekannt,
Sie heißen Habich und Hättich.
Fromm ruhet Jener Euch in der Hand,
Doch Dieſer fliehet Euch ſpöttig.

Ein Habich erfreuet ſeinen Herrn
Und kann wohl beſſer ihm nützen,
Als tauſend Hättich, die hoch und fern
Auf Dächern und Bäumen ſitzen.

Das Vöglein legt ihm manch goldnes Ei
Und ſingt: „Sei zufrieden, zufrieden!“
Er treibt ſein Tagewerk fröhlich dabei,
Und Schlaf erquicket den Müden.

Doch wer einen Hättich ins Auge faßt
Und mit Begier nach ihm ſtrebet,
Der hat nicht Ruhe, der hat nicht Raſt,
So lang' er auf Erden lebet.

Er rennt und keucht bis an ſeine Gruft
Gebirg' und Thal auf und nieder,
Und immer rauſcht in der hohen Luft
Der Vogel mit goldnem Gefieder.

Drum läßt sich jeder verständige Mann
An seinem Habich genügen;
Und lacht ihn auch manchmal ein Hättich an,
So läßt er mit Gleichmuth ihn fliegen.

Langbein.

---

99. Denkspruch.

Wer im Sommer nicht mag schneiden,
Muß im Winter Hunger leiden.

---

100. Der vermeinte Teufel.

Ein Bauer saß an einem Baum,
Entkleidet und verlassen;
Er weinte laut und wußte kaum
Vor Schmerzen sich zu fassen;
Zwei Räuber hatten ungescheut
Ihm abgeraubt sein Geld und Kleid.

Schon sah er trüb und hoffnungslos
Sie ins Gehölz entweichen;
Schon wollt' er arm und nackt und bloß
Zu seiner Hütte schleichen:
Als riesengroß aus Mohrenland
Ein Negerjüngling vor ihm stand.

Der Schwarze ließ ihn unverweilt
Die Raubgeschichte klagen
Und, wo die Frevler hingeeilt,
Durch Winke bloß sich sagen;
Drauf, eh' der Bauer sich's versah,
Stand nackt vor ihm der Wackre da.

„Hier," sprach er, „nimm die Kleider mir
Auf wenig Augenblicke!
Ich komm' in einem Nu zu Dir
Mit Kleid und Geld zurücke."
Drauf sprang er fort und holte bald
Die Räuber ein im nahen Wald.

„Steht!“ donnert' er voll Löwenmuth,
„Sonſt ſchlepp' ich auf der Stelle
Mit Sack und Pack, mit Fleiſch und Blut
Euch Schurken in die Hölle;
Sie klafft ſich auf im Augenblick,
Gebt Ihr nicht Kleid und Geld zurück!“

Als flammte rund umher der Wald,
So zitterten die Räuber;
Sie glaubten ſich ſchon angekrallt,
Bekreuzten ſich die Leiber
Und warfen von ſich Geld und Kleid
Und heulten und entſprangen weit.

Wie ging das Herz des Negers auf,
Als er den Raub errungen!
Er kam zurück in vollem Lauf
Mit Kleid und Geld geſprungen;
„Her mein Gewand!“ rief er erfreut,
„Hier iſt Dein Geld, hier iſt Dein Kleid!“

Der Bauer ſtürzte dankbar ſich
Vor ſeinem Retter nieder;
„Nimm,“ bat er „nimm das Geld für Dich,
Das Kleid nur nehm' ich wieder!“
„Nein,“ rief der Mohr, „für Dank und Lohn
Dient' ich Dir nicht!“ und ſprang davon.

J. G. Zimmermann.

---

101. Worträthſel.

Ich weiß ein Ding, das bald erſchreckt
Und bald erfreut, das ohne Zunge leckt,
Das ohne Zahn und Magen,
Doch unerſättlicher, als manches Freßthier, frißt.
Es frißt und frißt,
So lang' Etwas zu freſſen iſt.
Nur Waſſer kann es nicht vertragen;
Sobald es trinkt, erliſcht ſein glutherfüllter Blick;
Es ſtirbt dahin im Augenblick.

Kl. Schmidt.

---

102. Denkſpruch.

Ein frohes Herz, geſundes Blut
Sind beſſer, als viel Geld und Gut.

---

103. Die Bauernmagd.

Eine wahre Begebenheit.

Auf eines Müllers Hofe hatte ſich bei Nacht
Ein angeſchloſſ'ner Hund von ſeiner Kette
Einſt losgeriſſen. Durch den Lärm erwacht
Der Herr und ruft die Magd. Die ſpringt ſchnell aus dem Bette
Und eilt halb nackt hinaus, den Hund
An ſeine Kette wieder anzulegen;
Doch vor der Thüre ſpringt er wüthend ihr entgegen
Und beißt an Arm und Fuß ſie wund.
Der Müller eilt auf ihr Geſchrei
Stracks mit den Seinigen herbei.
Sie reißt die Thüre zu. „Zurück!" ruft ſie,
„Der Hund iſt toll; ich bin nun ſchon gebiſſen;
Laßt mich! Ich will allein ſchon wieder feſt ihn ſchließen."
Sie kämpft hierauf mit großer Müh'
Sich mit dem Hund herum. Es floß
Das Blut ihr ſtromweiſ' aus den Wunden;
Doch ließ ſie ihn nicht eher los,
Bis ſie ihn wieder feſtgebunden;
Worauf man ihn alsbald erſchoß.

Die Magd ging ſtill und ohne Klagen
In ihre Kammer und erwartete den Tod.
Umſonſt war Hülfe; ſie befahl ſich Gott;
Die Wuth brach aus; ſie ſtarb in wenig Tagen.

Die Seelengröße hängt an keinem Stande;
Zum Heldentode ſtärkt den Krieger oft der Blick
Auf Mauſoleen*); — nur für Menſchenglück
Starb unſre Dörfnerinn und ruht — in ſchlechtem Sande.

Götz.

---

*) Vierthalbhundert Jahr vor Chriſtus war ein König, Namens Mau-
'us, Beherrſcher von Karien (an dem ſüdweſtlichen Ende von Kleinaſien).

104. Spazierlied.

Singt, Brüder, beim Spazierengehn
Die Feste der Natur.
Wie groß ist Gott, und o wie schön
Ist er auf dieser Flur!

Der Winter deckte sie mit Schnee;
Es schwieg der Wasserfall.
Nun murmelt er im bunten Klee
Zum Lied der Nachtigall.

Hört, wie auf dem besonnten Rain
Die muntre Grille schwirrt,
Und wie im dunkeln Erlenhain
Die Turteltaube girrt.

Hört, wie der Lämmer Lustgeschrei
Im hohlen Thale schallt,
Und wie des Hirten Feldschalmei
Am Felsen widerhallt.

Mischt, Brüder, ihrem Wonneklang
Auch Euren Jubel ein;
Gott schuf auch uns für den Gesang,
Die Vögel nicht allein.

Nur der sei traurig, dessen Herz
Ihn bei sich selbst verklagt;
Der frohe Tanz, der heitre Scherz
Bleib' ewig ihm versagt!

Pfeffel.

Als er gestorben war, suchte seine ihn sehr liebende Gemahlinn, Artemisia II., auf alle Weise sein Andenken zu verherrlichen; unter andern ließ sie ihm von den größten Künstlern, die damals lebten, in der Hauptstadt Halikarnassos ein so prachtvolles Grabmal errichten, daß dieses nachher zu den sieben Wundern der Welt gezählt wurde. Sie nannte es nach dem Namen ihres Mannes das Mausoleum, und seitdem nennt man alle prachtvollen Denkmäler Mausoleen.

105. Der Affe und das Eichhorn.

Ein feister Affe sah in träger Ruh'
Aus einem Erker eines Eichhorns Sprüngen
Auf einer nahen Eiche zu.
„Wie müßt' es Dir," so hub er staunend an,
„Bei dieser Deiner Kunst gelingen,
Zum höchsten Glück Dich schnell emporzuschwingen,
Wenn Du nur wolltest! Drum verlaß die Bahn
Und schone Deine schlanken Glieder,
Eh' Dich ein Unglück trifft; mein Bruder, komm hernieder!
Ich speise von des Herren Tische
Tagtäglich Braten, Wildpret, Fische
Und tausend andre schöne Gaben.
Das sollst auch Du, mein Lieber, haben!"

„Ei," sprach das Eichhorn, „sage mir
Zuvor, womit verdienst Du Dir
Dies seltne Glück? Mußt Du des Herren Sachen
Vor Dieben bei der Nacht bewachen? "—

„Bei Nacht bewachen? Schönen Dank!
Vom Wachen wird man müd' und krank."

„Vielleicht," fuhr Jenes fort zu fragen,
„Mußt Du des Herrn Gepäcke tragen?"

„Gar tragen?" sprach der Affe. „Nein!
Sein Lastthier mag ein Andrer sein!
Ich hab' es besser; Possen machen,
Verlacht von Andern selber lachen,
Das ist die Kunst, die mich ernährt
Und ohne Mühe sich von selber lehrt.
Freund, Nichts soll Deinem Glücke fehlen;
Komm schnell herab; kannst Du noch lange wählen?"

Das Eichhorn sprach: „Ich wähle nicht.
Mich jammert Dein, Du armer Wicht!"

Krummacher.

106. Die Eichel und der Kürbiß.

Sohn, mit Weisheit und Verstand
Ordnete des Schöpfers Hand
Alle Dinge. Sieh umher;
Keines steht von ungefähr,
Wo es steht. Das Firmament,
Wo die große Sonne brennt,
Und der kleinste Sonnenstaub,*)
Deines Athems leichter Raub,
Trat auf unsres Gottes Wort
Jegliches an seinen Ort.
Jedes Ding in seiner Welt
Ist vollkommen; dennoch hält
Mancher Thor es nicht dafür,
Ach! und meistert Gott in ihr.

Solch ein Thor war jener Mann,
Den ich Dir nicht nennen kann,
Der, als er an schwachen Ranken
Einen Kürbiß hangen sah,
Den verwegenen Gedanken
Hegte: „Nein, solch eine Last
Hätt' ich an so schwaches Reis,
Wahrlich, doch nicht aufgehangen!
Mancher Kürbiß, gelb und weiß,
Reih' an Reih', in gleichem Raum,
Müßte mir gar herrlich prangen
Hoch am starken Eichenbaum."

Also denkend geht er fort,
Kommt ermüdet an den Ort
Einer Eiche, lagert sich
Und schläft ein. —
Die Winde hatten
Manche Woche nicht geweht;

*) So nennt man den in eingeschlossenen Räumen herumfliegenden unsichtbaren Staub, der nur dann, wenn die Sonne durch eine kleine Öffnung hereinscheint, sichtbar wird.

Aber als er schläft, entsteht
In der Eiche hohem Wipfel
Ein Gebrause, starke Weste
Schütteln ihre vollen Äste,
Und vom hohen Gipfel fällt
Dem Verbesserer der Welt
Eine Eichel — auf die Nase.
Plötzlich rafft er aus dem Grase
Sich erschrocken auf; die Nase
Blutet, und der kluge Mann
Hebt hierauf zu seufzen an:
„O, wie thöricht war ich nicht,
Als ich unbedachtsam wollte,
Daß der Eichbaum eine Frucht,
Gleich dem Kürbiß, tragen sollte!
Traf ein Kürbiß mein Gesicht,
Ja, dann lebt' ich sicher nicht.
Dumm, sehr dumm hab' ich gedacht;
Gott hat Alles wohlgemacht!" Nach Gleim.

---

107. Worträthsel.

Es ist der Namen einer Frucht,
Die zwar dem Gaumen wohl behagt;
Doch wo sie sich dem Ohr vereint,
Da wird darüber nur geklagt;
Und wer sich die gefallen läßt,
Der ist das, was der Namen sagt. Rückert.

---

108. Die Reiter.

Ein Biedermann ritt über Land
Auf einem schlechten Pferde;
Das stieß an einen Stein im Sand,
Und strauchelnd fiel's zur Erde.
„Das arme Thier hat keine Schuld!"

Sagt bei sich selbst der Reiter,
„Man muß sich fassen mit Geduld!“
Und so ging's langsam weiter.
Da sauste hinter ihnen her
Ein jugendlicher Ritter;
Er flog vorbei im Carrière,
Wie Sturm und Ungewitter.
Die ordentliche Straße schien
Zum Ritt ihm nicht gelegen,
Fort über Heck' und Graben hin
Jagt er auf wilden Wegen.
Doch plötzlich stürzten Roß und Mann
Und brachen Bein und Arme.
Da lagen sie; — wer helfen kann,
Ach, daß sich der erbarme!
Indessen zog der Biedermann
Bedächtig seine Straße
Und kam an Ort und Stelle an
Mit heiler Haut und Nase.

Wenn Tugend und Vernunft den Fleiß
Nicht lenken, sind Talente
Von schlechtem Werth, es wird der Preis
Dem Alltagskopf am Ende.

---

109. Das Singen.

Des Menschen Singemeister waren
Die Vögel schon im Paradies.
Der Waldgesang der luft'gen Schaaren
Klang unserm Ahnherrn wundersüß.

Das muß dir, dacht' er, auch gelingen;
Versuchend traf er manchen Ton;
Und so vererbte sich das Singen
Vom Vater immer auf den Sohn.

Wir dürfen uns der Kunst nicht schämen,
Die uns ein freies Volk gelehrt,

Das weder Haß, noch Neid, noch Grämen
In seiner ew'gen Freude stört.

Nur solchen heitern Seelen glücket
Ein muntres Liedchen ohne Zwang;
Denn selbst nicht jeden Vogel schmücket
Der Liedergabe Himmelsklang.

Des Waldes Fürst, der Aar, beschenket,
Trotz Sonnenflug, uns nicht mit Sang;
Und alles Raubgeflügel denket
Stockstill auf Nichts als guten Fang.

Auch Menschen, die nach Schätzen trachten,
Sind stumm und grämlich, wenn man singt;
Sie pflegen Alles zu verachten,
Was nicht wie Gold und Silber klingt.

Doch wer zu seinen Lebensschätzen
Den Frohsinn und die Freude macht,
Den wird gewiß ein Lied ergötzen,
Hat er sein Tagewerk vollbracht. Langbein.

---

110. Holien.

In China lag beim Sternenlichte
Ein Jüngling — Dank sei der Geschichte
Für seinen Namen! — Holien
Lag müd' auf seiner Binsenmatte
Und sah, vom Räuber ungesehn,
Der sein Gemach erstiegen hatte,
Wie hurtig er, was ihm gefiel,
In seinen weiten Schnappsack steckte.
Er regt sich nicht auf seinem Pfühl
Und blinzt die Augen zu. Nun streckte
Der Gaudieb die versuchte Hand
Nach einem Topf voll Siegelerde *),

*) Siegelerde (terra sigillata) nennt man eine feine, rothe Erdart welche im Feuer steinhart wird, und die man deßwegen zu Gefäßen benutzt.

Der leer in einem Winkel ſtand.
„Laß," rief mit flehender Geberde
Jetzt Holien, „laß, armer Mann,
Mir dieſen Topf, damit ich morgen
Für meine Mutter kochen kann."
Der Räuber bebt. „Schlaf' ohne Sorgen!
Solch einen Sohn beſtehl' ich nicht,"
Lallt er, legt all die Beute nieder
Und wiſcht ſich Thränen vom Geſicht.
Seit dieſem Tag ſtahl er nicht wieder. Pfeffel.

---

111. Denkſpruch.

Zwiſchen heut' und morgen
Liegt eine lange Friſt;
Lerne ſchnell beſorgen,
Da Du noch munter biſt. Göthe.

---

112. Lied eines deutſchen Knaben.

Mein Arm wird ſtark und groß mein Muth;
Gieb, Vater, mir ein Schwert!
Verachte nicht mein junges Blut;
Ich bin der Väter werth.

Ich finde fürder keine Ruh'
Im weichen Knabenſtand.
Ich ſterb', o Vater, ſtolz wie Du,
Den Tod fürs Vaterland.

Schon früh in meiner Kindheit war
Mein täglich Spiel der Krieg;

Sie findet ſich in vielen Gegenden des Morgenlandes; am berühmteſten iſt die, welche auf der Inſel Lemnos gegraben wird. Dieſe wird in Kugeln verſandt, welchen, um Verfälſchungen zu verhüten, ein Siegel aufgedrückt iſt; davon hat dieſe Erde ihren Namen erhalten.

Im Bette träumt' ich nur Gefahr
Und Wunden nur und Sieg.

Mein Feldgeschrei erweckte mich
Aus mancher Türkenschlacht;
Noch jüngst ein Schwerthieb, welchen ich
Dem Bassen zugedacht.

Da neulich unsrer Krieger Schaar
Auf dieser Straße zog,
Und wie ein Vogel der Husar
Dem Haus vorüber flog:

Da gaffte starr und freute sich
Der Knaben froher Schwarm,
Ich aber, Vater, härmte mich
Und prüfte meinen Arm.

Mein Arm wird stark und groß mein Muth;
Gieb, Vater, mir ein Schwert!
Verachte nicht mein junges Blut;
Ich bin der Väter werth. Stollberg.

---

113. Worträthsel.

Ich bin das Nützlichste für Dich wohl auf der Erde;
Doch gleichet dem auch Nichts, wie ich gemartert werde;
Den Prügel und das Rad hab' ich erst auszustehn,
Ich muß durchs Wasser dann und drauf durchs Feuer gehn;
Und Alles, was man mir schon Hartes angethan,
Beschließt das Messer und der Zahn.

---

114. Die Natur.

Schaut, lieben Freunde, weit und breit,
Auf Bergen, wie im Thal,
Ist Freud' an Freude hingestreut,
Und Schönheit überall!

Seht hier so manches Blümchen blühn!
— Das pflanzte die Natur —
Und da der Wiese dunkles Grün
Und dort die reiche Flur!

Und stolz erhebt sich Baum an Baum!
Und oben ausgespannt
Der große, weite Himmelsraum —
Noch unbekanntes Land!

Schaut hin in Tiefen und auf Höh'n,
Auf Flur und Wald und Feld!
Fühlt, was unnennbar ist: wie schön
Ist unsers Gottes Welt!

Schön ist sie, wie Elysium,*)
Und schöner wird sie sein,
Wenn um Euch her sich rings herum
Durch Euch Beglückte freun.

Drum seid und machet froh und gut,
Reicht gern die Bruderhand
Zur Hülfe! — Geht dann wohlgemuth
Ins unbekannte Land! Demme.

---

115. Denkspruch.

Sich selbst bekämpfen ist der allerschwerste Krieg;
Sich selbst besiegen ist der allerschönste Sieg. Logau.

---

116. Die Gutthat.

Wie rühmlich ist's, von seinen Schätzen
Ein Pfleger der Bedrängten sein,

---

*) Nach den Dichtungen der Griechen und Römer ein durch alle Annehmlichkeiten ausgezeichneter Ort, an welchen die Guten nach dem Tode kämen.

Und lieber minder sich ergötzen,
Als arme Brüder nicht erfreun!

Beaten fiel heut' ein Vermögen
Von Tonnen Golds durch Erbschaft zu.
„Nun," sprach sie, hab' ich einen Segen,
Von dem ich Armen Gutes thu'."

Sie sprach's. Gleich schlich zu seinem Glücke
Ein armer Kranker vor ihr Haus
Und bat, gekrümmt auf seine Krücke,
Sich eine kleine Gabe aus.

Sie ward durchdrungen von Erbarmen
Und fühlte recht des Armen Noth;
Sie weinte, ging und gab dem Armen
Ein großes Stück — verschimmelt Brod. Gellert.

---

117. Der Stelzfuß.

Ich ging, als eben die Sonne schied,
Am Heerweg im schattigen Haine,
Da stelzte vorbei und pfiff sich ein Lied
Ein alter Soldat ohne Beine.

O Himmel, dacht' ich, was muß und kann
Der Mensch auf Erden ertragen!
Drauf grüßt' ich den Alten: „Ihr, armer Mann,
Habt viel von Unglück zu sagen!"

„Von Unglück? — Ha! davon weiß ich kein Wort!"
Versetzte der Stelzfuß und lachte;
„Nein, Landsmann, das Schlachtfeld war eben der Ort,
Der Heil und Segen mir brachte.

Da traf mich ein Schuß; wie ein Donnerschlag,
Hui! waren die Beine verschwunden.
Dafür bin ich dankbar bis heutigen Tag
Der braven Kanone verbunden.

Ich möchte zwar, hinkend auf todtem Holz,
Den fliehenden Hirsch nicht ereilen;

Doch sonst leb' ich froher, als ging' ich stolz
Auf Euren lebendigen Säulen.

Strumpfwirker und Schuhmacher lösen von mir
Nicht einen verschimmelten Heller.
Mich labt für das Spargeld mit Wein und Bier
Am Sonntag der wirthliche Keller.

Gern tastet die Zecher das Zipperlein an;
Mich aber kann es nicht zwicken.
Mich schreckt nicht des wüthenden Hundes Zahn,
Mich stechen nicht Bremsen und Mücken.

Ich lauf' über Dornen und rauhes Gestein,
Als wären es weiche Violen;
Und brech' ich die Beine, so sind aus dem Hain
Mir bald ein Paar neue zu holen.

Oft schwingt sie mein Arm, wie sein Schwert der Husar,
Wenn Spötter zum Zorne mich reizen;
Wird eins zum Marschiren mir unbrauchbar,
So muß es den Ofen noch heizen.

Entstelzt bin ich fast nur so groß, wie ein Kind;
Und das ist dann einst, wenn ich sterbe,
Ein Umstand, bei dem meine Hausfrau gewinnt;
Mein Sarg schmälert minder das Erbe.

Schlaft wohl denn! Mein Hüttchen ist hier nicht mehr weit;
Lebt immer, wie ich, fein zufrieden!" —
So sprach er mit herzlicher Lustigkeit
Und pfiff wieder rasch, als wir schieden. Langbein.

---

118. Die Strafe.

Der Knecht hat erstochen den edlen Herrn;
Der Knecht wär' selber ein Ritter gern.

Er hat ihn erstochen im dunkeln Hain
Und den Leib versenkt in den tiefen Rhein;

Hat angeleget die Rüstung blank,
Auf des Herren Roß sich geschwungen frank.

Und als er sprengen will über die Brück',
Da stutzet das Roß und bäumt sich zurück.

Und als er die güldenen Sporen ihm gab,
Da schleudert's ihn wild in den Strom hinab.

Mit Arm, mit Fuß er rudert und ringt,
Der schwere Panzer ihn niederzwingt. Uhland.

---

119. Worträthsel.

Von Perlen baut sich eine Brücke
Hoch über einen grauen See;
Sie baut sich auf im Augenblicke,
Und schwindelnd steigt sie in die Höh'.

Der höchsten Schiffe höchste Masten
Ziehn unter ihrem Bogen hin;
Sie selber trug noch keine Lasten
Und scheint, wie Du ihr nahst, zu fliehn.

Sie wird erst mit dem Strom und schwindet,
So wie des Wassers Fluth versiegt.
So sprich, wo sich die Brücke findet,
Und wer sie künstlich hat gefügt? Schiller.

---

120. Die Feuersbrunst.

In einer Stadt, die durch des Feuers Flammen
Fast ganz in Schutt und Asche fiel,
Ergab sich jüngst dies Trauerspiel.
Ein kleines Kind lag mitten in den Flammen,
Dem fürchterlichsten Tode nah.
Der edle Fürst, des Landes Vater, sah
Des Kindes Noth, rief vieles Volk zusammen
Und bot dem, der es retten wollte,
Zum Lohne tausend Thaler an.
Drauf stürzte sich ein armer Mann,
Weil Keiner sonst es wagen wollte,

Hin durch die lichte, heiße Gluth,
Und seinem Heldenmuth
Gelang die schöne That; dem Tod entrissen
Legt er das Kind zu seines Fürsten Füßen.

„Freund!“ sprach der Fürst, „Du bist belohnenswerth;
Hier nimm noch mehr, als Du begehrt!“ —
„Nein,“ sprach der Arme, Gott der Herr
Hat schon gelohnt; — er half. Wozu noch mehr?
Verkaufen wollt' ich ja mein Leben
Für einen Beutel Geldes nicht;
Sie mögen's armen Leuten geben!
Das, was ich that, war meine Pflicht!“

Ein Herz, von Edelmuth bewohnt,
Ist durch sich selbst am herrlichsten belohnt. Götz.

---

121. Denkspruch.

Mit einem Herren steht es gut,
Der, was er befohlen, selber thut. Göthe.

---

122. Urian's Reise um die Welt.

Wenn Jemand eine Reise thut,
So kann er was erzählen;
Drum nahm ich meinen Stock und Hut
Und thät das Reisen wählen.

Alle. Da hat Er gar nicht übel dran gethan;
Erzähl' er doch weiter, Herr Urian!

Zuerst ging's an den Nordpol hin;
Da war es kalt, bei Ehre!
Da dacht' ich denn in meinem Sinn,
Daß es hier besser wäre.

Alle. Da hat Er u. s. w.

In Grönland freuten sie sich sehr,
Mich ihres Orts zu sehen,

Und setzten mir den Thrankrug her;
Ich aber ließ ihn stehen.
Alle. Da hat Er u. s. w.

Die Eskimo's *) sind wild und groß,
Zu allem Guten träge;
Da schalt ich Einen einen Kloß
Und kriegte viele Schläge.
Alle. Da hat Er u. s. w.

Nun war ich in Amerika;
Da sagt ich zu mir: „Lieber!
Nordwest-Passage ist doch da; **)
Mach' dich einmal darüber!"
Alle. Da hat Er u. s. w.

Flugs ich an Bord ***) und aus ins Meer,
Den Tubus fest gebunden,
Und suchte sie die Kreuz und Quer
Und hab' sie nicht gefunden.
Alle. Da hat Er u. s. w.

Von hier ging ich nach Meriko;
Ist weiter, als nach Bremen;

---

*) Die Eskimo's, die Bewohner von Grönland, sind klein und haben ein breites Gesicht mit so sehr hervorstehenden Backenknochen und so sehr eingedrückter Nase, daß man ein Lineal von dem einen Backen zum andern legen kann. Sie sind gutmüthig, aber höchst ärmlich und schmutzig; ihr Lieblingstrank ist Wallfisch-Thran und ihr größter Leckerbissen das Fleisch des Seehunds und des Eisbären.

**) Unter der Nordwest-Passage oder der nordwestlichen Durchfahrt versteht man die Fahrt aus der Baffins-Bai um die Nordküste Amerika's herum bis zum sogenannten Eis-Vorgebirge und in die Beringsstraße. Man hat lange gehofft und Viele hoffen noch immer, daß man diese Fahrt, welche wegen des kurzen Weges von Europa nach dem östlichen Asien viele Vortheile gewähren würde, endlich finden werde, obgleich bis jetzt alle Versuche, auf diesem Wege durchzudringen, durch das Eis vereitelt worden sind. Erst vor einigen Jahren ist der Schiffs-Capitain Parry, welcher einen neuen Versuch machen wollte, unverrichteter Sache zurückgekehrt.

***) An Bord gehen heißt das Schiff besteigen.

Da, dacht' ich, liegt das Gold wie Stroh,
Du sollst 'n Sack voll nehmen.
Alle. Da hat Er u. s. w.

Allein, allein, allein, allein,
Wie kann ein Mensch sich trügen!
Ich fand da Nichts, als Sand und Stein,
Und ließ den Sack da liegen.
Alle. Da hat Er u. s. w.

Drauf kauft' ich etwas kalte Kost
Und Brod und trockne Kuchen
Und setzte mich auf Extrapost,
Land Asia zu besuchen.
Alle. Da hat Er u. s. w.

Der Mogul *) ist ein großer Mann
Und gnädig über Maßen
Und klug; er war jetzt eben dran,
'n Zahn ausziehn zu lassen.
Alle. Da hat Er u. s. w.

Hm! dacht' ich, der hat Zähnepein
Bei aller Größ' und Gaben!
Was hilft's denn auch noch Mogul sein?
Die kann man so wohl haben.
Alle. Da hat Er u. s. w.

Ich gab dem Wirth mein Ehrenwort,
Ihn nächstens zu bezahlen,
Und damit reist' ich weiter fort
Nach China und Bengalen;
Alle. Da hat Er u. s. w.

---

*) Vor etwa dreihundert Jahren eroberten die Mongolen einen Theil von Ostindien und stifteten hier ein großes Reich, welches gewöhnlich das Reich des Groß-Moguls (d. h. des Kaisers der Mongolen) genannt wird. Dieses war so mächtig, daß es über vierzig Millionen Einwohner enthielt und dem Kaiser jährlich über zweihundert Millionen Thaler Einkünfte brachte; daher ist der Reichthum des Groß-Moguls auch zum Sprichwort geworden.

Nach Java und nach Otaheit',
Nach Afrika nicht minder,
Und sah bei der Gelegenheit
Viel Städt' und Menschenkinder;

Alle. Da hat Er u. s. w.

Und fand es überall wie hier,
Fand überall 'n Sparren,
Die Menschen g'rade so, wie wir,
Und eben solche Narren.

Alle. Da hat Er übel, übel dran gethan;
Erzähl' Er nicht weiter, Herr Urian!

Claudius.

---

123. Worträthsel.

Während Du mich ausgesprochen,
Hast Du mich auch schon gebrochen.

---

124. Der Esel und die drei Brüder.

Ein armer Bauer wollte sterben.
Drei Söhne standen um ihn her.
„Ach! meine Kinder!" seufzte er,
„Ich hinterlass' Euch Nichts zu erben,
Als meinen Esel, der mir treu
Gedienet hat. Besitzt ihn künftig alle Drei!
Dem dien' er heute, Jenem morgen,
Und wer ihn braucht, mag ihn versorgen!"

Der Vater stirbt. Der Älteste der Brüder muß
Den Esel wohl am ersten haben.
Von früh bis in die Nacht läßt er das Grauthier traben
Und reichet ihm an Futter Nichts, an Schlägen Überfluß.
Mein Bruder, denkt er, hat ihn morgen zu ernähren;
Heut' kann er wohl der Kost entbehren.

Der Zweite holt den matten Gaul
Und überladet ihn mit Säcken:

„Aha! das Futter macht dich faul;
Man muß dich mit der Peitsche wecken!“
Der Esel keucht mit trocknem Gaum
Und schleppt sich zu dem Stalle kaum.

Beim dritten Sohn die alte Plage:
„Es giebt nicht lauter Feiertage;
Ein wenig Fasten ist gesund.
Ich merke schon, du wirst zu rund!“ —
Der Esel fällt vor Schwäche nieder,
Schnappt noch einmal und regt sich niemals wieder.
Nun theilt Euch in die Haut, ihr Brüder! Nicolay.

---

125. Denkspruch.

Wer seinen Muth zu hoch will schwingen,
Der stößt gar leichtlich oben an. Opitz.

---

126. Zufriedenheit.

Ich bin vergnügt, im Siegeston
Verkünd' es mein Gedicht!
Und mancher Mann mit seiner Kron'
Und Herrschaft ist es nicht.
Und wär' er's auch: nun immerhin!
Ist er's, so ist er, was ich bin.

Des Sultans Pracht, des Moguls *) Geld,
Deß Glück — wie hieß er doch? —
Der, als er Herr war von der Welt,
Zum Mond hinauf sah noch; **) —
Ich wünsche Nichts von allem dem;
Zu lächeln drob fällt mir bequem.

---

*) Siehe oben Seite 91.

**) Alexander der Große. Unter manchem Fabelhaften, was in Bezug auf diesen großen König erdichtet worden ist, erzählt man auch, daß er einst im Übermuth des Glücks und der Eroberungslust gesagt habe, er wünsche, es wäre möglich in den Mond zu gelangen, damit er auch ihn erobern könne.

Zufrieden sein, das ist mein Spruch!
Was hälf' mir Geld und Ehr'?
Das, was ich hab', ist mir genug;
Wer klug ist, wünscht nicht mehr;
Denn was man wünsche — wenn man's hat,
So ist man darum doch nicht satt.

Und Geld und Ehr' ist obendrauf
Ein sehr zerbrechlich Glas;
Der Dinge wunderbarer Lauf
(Erfahrung lehret das)
Verändert Wenig oft in Viel
Und setzt dem reichen Mann sein Ziel.

Recht thun und edel sein und gut,
Ist mehr, als Gold und Ehr';
Da hat man immer frohen Muth
Und Freude um sich her,
Und man ist stolz und mit sich eins,
Scheut kein Geschöpf und fürchtet keins.

Ich bin vergnügt, im Siegeston
Verkünd' es mein Gedicht!
Und mancher Mann mit seiner Kron'
Und Herrschaft ist es nicht.
Und wär' er's auch: nun, immerhin!
Sei er's, so ist er, was ich bin. Claudius.

---

127. Denkspruch.

Wer sich vermißt, was er nicht weiß,
Der hat nur Spott zu seinem Preis.
Einer, der nicht wohl reden kann,
Dem steht Stillschweigen sehr wohl an.

---

128. Frau Magdalis.

Frau Magdalis weint' auf ihr letztes Stück Brod;
Sie konnt' es vor Jammer nicht essen.

Ach, Wittwen bekümmert oft größere Noth,
Als glückliche Menschen ermessen.

„Wie tief ich auf immer geschlagen nun bin;
Was hab' ich, bist du erst verzehret!"
Denn Jammer! ihr Eins und ihr Alles war hin —
Die Kuh, die bisher sie ernähret.

Heim kamen mit lieblichem Schellengetön
Die andern, gesättigt in Fülle;
Vor Magdalis' Pforte blieb keine mehr stehn
Und rief ihr mit sanftem Gebrülle.

Wie Kindlein, welche der nährenden Brust
Der Mutter sich sollen entwöhnen,
So klagte sie Abend und Nacht den Verlust
Und löschte ihr Lämpchen mit Thränen.

Sie sank auf ihr ärmliches Lager dahin
In hoffnungslosem Verzagen,
Verwirrt und zerrüttet an jeglichem Sinn,
An jeglichem Gliede zerschlagen.

Doch stärkte kein Schlaf sie von Abend bis früh;
Schwer, abgemüdet, im Schwalle
Von ängstlichen Träumen erschütterten sie
Die Schläge der Glockenuhr alle.

Früh that ihr des Hirtenhornes Getön
Ihr Elend von neuem zu wissen.
„O wehe, nun hab' ich Nichts aufzustehn!"
So schluchzte sie nieder ins Kissen.

Sonst weckte des Hornes Geschmetter ihr Herz,
Den Vater der Güte zu preisen;
Jetzt zürnet und hadert entgegen ihr Schmerz
Dem Pfleger der Wittwen und Waisen.

Doch horch! — Auf Ohr und Herz, wie ein Stein,
Fiel's ihr mit dröhnendem Schalle;
Ihr rieselt ein Schauer durch Mark und Gebein;
Es dünkt ihr wie Brüllen im Stalle.

„O Himmel, verzeihe mir jegliche Schuld
Und räche doch nicht mein Verbrechen!“
Sie wähnt, es erhebe sich Geistertumult,
Ihr sträfliches Zagen zu rächen.

Kaum aber hatte vom schreckenden Ton
Sich mählich der Nachhall verloren,
So drang ihr noch lauter und deutlicher schon
Das Brüllen vom Stalle zu Ohren.

„Barmherziger Himmel, erbarme dich mein
Und halte den Bösen in Banden!“ —
Tief barg sie das Haupt in das Kissen hinein,
Daß Hören und Sehen ihr schwanden.

Hier schlug ihr, indem sie im Schweiße zerquoll,
Das bebende Herz wie ein Hammer;
Und drittes, noch lauteres Brüllen erscholl,
Als wär's vor dem Bett in der Kammer.

Nun sprang sie mit wildem Entsetzen heraus,
Stieß auf die Laden der Zelle.
Schon strahlte der Morgen, der Dämmerung Graus
Wich seiner erfreulichen Helle.

Und als sie mit heiligem Kreuz sich versehn:
„Gott helfe mir gnädiglich, Amen!“
Da wagte sie's zitternd, zum Stalle zu gehn,
In Gottes allmächtigem Namen.

O Wunder, hier kehrte die herrlichste Kuh,
So glatt und so blank, wie ein Spiegel,
Die Stirne mit silbernem Sternchen ihr zu;
Vor Staunen entsank ihr der Riegel.

Hier füllte die Krippe frischduftender Klee
Und Heu den Stall, sie zu nähren;
Dort leuchtet' ein Eimerchen, weiß, wie der Schnee,
Das strotzende Euter zu leeren.

Sie trug ein zierlich beschriebenes Blatt,
Um Stirn und Hörner gewunden:
„Zum Trost der guten Frau Magdalis hat
N. N. . . hierher mich gebunden.

Gott hat es ihm gnädig verliehen, die Noth
Des Armen so wohl zu ermessen;
Gott hat ihm verliehen ein Stücklein Brod,
Das konnt' er alleine nicht essen.

So, Magdalis, ist das Wunder geschehn;
Frag' nicht nach des Wohlthäters Namen!" —
Gott laß es dem Edlen doch wohl ergehn,
Das wünscht sie herzinniglich, Amen. Bürger.

---

129. Die Jahreszeiten.

Es kamen grüne Vögelein
Geflogen her vom Himmel
Und setzten sich im Sonnenschein
In fröhlichem Gewimmel
All' an des Baumes Äste
Und saßen da so feste,
Als ob sie angewachsen sei'n.

Sie schaukelten in Lüften lau
Auf ihren schlanken Zweigen,
Sie aßen Licht und tranken Thau
Und wollten gar nicht schweigen.
Sie sangen leise, leise,
Auf ihre stille Weise,
Von Sonnenschein und Himmelsblau.

Wenn Mitternacht auf Wolken saß,
So schwirrten sie erschrocken;
Sie wurden von dem Regen naß
Und wurden wieder trocken;
Die Tropfen rannen nieder
Vom grünenden Gefieder,
Und desto grüner wurde das.

Da kam am Tag der scharfe Strahl,
Ihr grünes Kleid zu sengen,
Und nächtlich kam der Frost einmal,
Mit Reif es zu besprengen;

Die armen Vöglein froren,
Ihr Frohsinn war verloren,
Ihr grünes Kleid war bunt und fahl.

Da trat ein starker Mann zum Baum,
Hub stark ihn an zu schütteln,
Vom obern bis zum untern Raum
Mit Schauer zu durchrütteln;
Die bunten Vögel girrten
Und ihrem Baum entschwirrten.
Wohin sie kamen, weiß man kaum. Rückert.

---

130. Der abgebrannte Bauer.*)

Bei einem starken Winterfrost
Und bei geringer, schmaler Kost,
Behalf ein Bauer sich
Gar elend und gar jämmerlich.
Dem ward von eines Bös'wichts Hand
Sein kleines Häuschen abgebrannt.
Er lief hinaus. Die helle Gluth
Nahm überhand. Der Nachbarn Muth
Half ihm getreulich; doch zuletzt
Ward alles Löschen ausgesetzt,
Da bei stets wachsender Gefahr
Das Haus nicht mehr zu retten war.
Der Bauer sah hierauf in Ruh'
Den schönen, hellen Flammen zu,
Trat näher und hub lächelnd an:
„Kann ich nicht löschen, nun wohlan,
So will ich, ohne mich zu härmen,
Mich an dem Feuer doch noch wärmen!“

Zachariä.

---

*) Die Geschichte trug sich im vorigen Jahrhundert in dem polnischen Orte Podgorze zu, welcher jetzt dem Kaiser von Östreich gehört.

131. Worträthsel.

Wir halten feſt an einem Ort
Und machen dennoch wunderleiſe
Zuſammen eine lange Reiſe;
Der Eine geht nach Schneckenweiſe,
Der andre zwölfmal ſchneller fort,
Allein auf einem gleich dem Eiſe
Ganz hellen, ſpiegelglatten Gleiſe.
Auch hat, wer emſig rennt, wer ſchleicht,
Sein Ziel zu gleicher Stund erreicht;
Doch Jeder kommt zurück im Kreiſe
Und wiederholt ſogleich die Reiſe,
Wenn's ihrem Obherrn nöthig däucht. Haug.

---

132. Der Bettler.

Habt Erbarmen, habt Erbarmen!
Seht mein Elend, meine Noth!
Gebt mitleidig doch mir Armen
Einen Pfennig oder Brod!

Schon zwei Tage kam kein Biſſen
Speiſe ach! in meinen Mund;
Steine waren meine Kiſſen,
Und mein Bett der Wieſe Grund.

O wie reich war ich als Knabe,
Von den Ältern hochgeliebt!
Aber wehe mir! ich habe
Sie bis in den Tod betrübt.

Ich verſchmähte ihre Lehren,
Achtete nicht ihre Gunſt;
Wollte Nichts von Weisheit hören,
Nichts von Wiſſenſchaft und Kunſt.

Locker waren meine Sitten,
Leer blieb immer Kopf und Herz;
Fruchtlos war der Ältern Bitten,
Taub war ich für ihren Schmerz.

Und sie starben. Statt zu sparen,
Lebt' ich hin in Saus und Braus;
Und im dritten Sommer waren
Schon verschwunden Hof und Haus.

Und wie Kain mußt' ich fliehen;
Ohne Ruh' irrt' ich umher.
Von der Menschheit ausgespieen
Bin ich! O wer gleicht mir? Wer?

Ach! mein Loos ist nun — zu darben.
Traute Kinder! seht mich an!
Jammer, Elend sind die Garben,
Die die Thorheit ernten kann. Schubart.

---

10. Denkspruch.

Sinkt die Sonn' am Abend nieder,
Hebt sie sich am Morgen wieder,
So wie heut';
Wirft der Herbst die Blätter nieder,
Frühling hat sie immer wieder
Uns erneut.

Doch legt Zeit den Menschen nieder,
Hat die Erde nimmer wieder
Ihn erfreut.
Beugt drum keinen Bruder nieder!
Seht ihn morgen wohl nicht wieder,
Wenn's Euch reut. Gubitz.

---

134. Täglich zu singen.

Ich danke Gott und freue mich,
Wie's Kind zur Weihnachtsgabe,
Daß ich bin, bin! und daß ich dich,
Schön menschlich Antlitz! habe;

Daß ich die Sonne, Berg und Meer
Und Laub und Gras kann ſehen,
Und Abends unterm Sternenheer
Und lieben Monde gehen;

Und daß mir dann zu Muthe iſt,
Als wenn wir Kinder kamen
Und ſahen, was der heil'ge Chriſt
Beſchert und wir dann nahmen.

Ich danke Gott mit Saitenſpiel,
Daß ich kein König worden;
Ich wär' geſchmeichelt worden viel
Und wär' vielleicht verdorben.

Auch bet' ich ihn von Herzen an,
Daß ich auf dieſer Erde
Nicht bin ein großer, reicher Mann
Und auch wohl keiner werde.

Denn Ehr' und Reichthum treibt und bläht,
Hat mancherlei Gefahren,
Und Vielen hat's das Herz verdreht,
Die weiland wacker waren.

Und all das Geld und all das Gut
Gewährt zwar viele Sachen;
Geſundheit, Schlaf und guten Muth
Kann's aber doch nicht machen.

Und die ſind doch, bei Ja und Nein!
Ein rechter Lohn und Segen.
Drum will ich mich nicht groß kaſtei'n
Des vielen Geldes wegen.

Gott gebe mir nur jeden Tag,
So viel ich brauch' zum Leben;
Er giebt's dem Sperling auf dem Dach,
Wie ſollt' er's mir nicht geben? Claudius.

135. Obſtlied.

Wohl iſt der Herbſt ein Ehrenmann;
Er bringt uns Schnabelweide.
Auch Naſ' und Auge lockt er an
Und überſpinnt thalab, bergan
Das Feld mit bunter Seide!

Schon lange lüſtert uns der Gaum,
Aus ſeinem Korb zu naſchen!
Wann reift doch Apfel, Pfirſch' und Pflaum'?
Oft ſehn und hören wir im Traum,
Wie's niederrauſcht, und haſchen.

Schaut auf und jubelt hoch im Tanz,
Wie ſich die Bäume färben!
Gelb, roth und blau in buntem Glanz!
Er kommt, er kommt im Aſterkranz,
Der Herbſt mit vollen Körben!

Von Früchten regnet's rund herum,
Und was nur gehn kann, ſammelt:
Der Eine läuft den Andern um,
Der ſchreit und macht den Rücken krumm,
Und Alles ſchmauſ't und dammelt.

Was blinkt von jener Mauer her
So gelb und ſchwarz im Laube?
Die Leiter an! Wie voll und ſchwer!
Den Trauben drängt ſich Beer' an Beer',
Den Ranken Traub' an Traube.

Was rauſcht und klappert dort und kracht?
Da hagelt's welſche Nüſſe!
Friſch, abgehülſ't und ausgemacht!
Wie Euch der Kern entgegen lacht,
Milchweiß und mandelſüße!

Der Baum dort mit geſtütztem Aſt
Will auch ſo gerne geben!
Den Apfelbrecher her in Haſt
Und nehmt behend' ihm ſeine Laſt,
Im Winter hoch zu leben!

Am Abend prang', o Herbſt, zur Schau
Dein Opfer auf dem Tiſche,
Ein hoher Pyramiden-Bau *)
Von edler Frucht, gelb, roth und blau,
In lachendem Gemiſche!

Komm, Boreas, **) und ſtürme du
Das Laub den Bäumen nieder!
Wir machen dir das Pförtchen zu
Und eſſen Nüſſ' und Obſt in Ruh'
Und trinken klaren Cider! ***) Voß.

---

136. Denkſpruch.

Thu' nur das Rechte in Deinen Sachen,
Das Andre wird ſich ſchon von ſelber machen. Göthe.

---

137. Das Lied vom braven Mann. †)

Hoch klingt das Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang.
Wer hohes Muths ſich rühmen kann,
Dem lohnt nicht Gold, dem lohnt Geſang.
Gottlob! daß ich ſingen und preiſen kann,
Zu ſingen und preiſen den braven Mann.

Der Thauwind kam vom Mittagsmeer
Und ſchnob durch Welſchland ††) trüb und feucht.

---

*) Pyramiden heißen ungeheure ſteinerne Gebäude in Ägypten, welche vier Seiten haben und oben in eine abgeſtumpfte Spitze endigen: ſ. Th. I S. 92.

**) Boreas iſt der Namen des Nordwindes.

***) Obſtwein.

†) Die hier erzählte Geſchichte iſt eine wirkliche Begebenheit, die ſich vor nicht gar langer Zeit zu Verona in Italien bei einer Überſchwemmung der Etſch zutrug. Der Namen des Grafen iſt Spolverini; der des Bauern iſt unbekannt geblieben.

††) Italien.

Die Wolken flogen vor ihm her,
Wie wenn der Wolf die Heerde scheucht.
Er fegte die Felder, zerbrach den Forst;
Auf Seeen und Strömen das Grundeis borst.

Am Hochgebirge schmolz der Schnee;
Der Sturz von tausend Wassern scholl;
Das Wiesenthal begrub ein See,
Des Landes Strom wuchs an und schwoll.
Hoch rollten die Wogen in ihrem Gleis'
Und wälzten gewaltige Felsen Eis.

Auf Pfeilern und auf Bogen schwer,
Aus Quaderstein von unten auf,
Lag eine Brücke drüber her,
Und mitten stand ein Häuschen drauf.
Hier wohnte der Zöllner mit Weib und Kind.
O Zöllner, o Zöllner, entfleuch geschwind!

Es dröhnt' und dröhnte dumpf heran;
Laut heulten Sturm und Wog' ums Haus.
Der Zöllner sprang zum Dach hinan
Und blickt' in den Tumult hinaus.
„Barmherziger Himmel, erbarme Dich!
Verloren! Verloren! Wer rettet mich?" —

Die Schollen rollten Schuß auf Schuß
Von beiden Ufern, hier und dort,
Von beiden Ufern riß der Fluß
Die Pfeiler sammt den Bogen fort.
Der bebende Zöllner mit Weib und Kind,
Er heulte noch lauter, als Sturm und Wind.

Die Schollen rollten Stoß auf Stoß
An beiden Enden hier und dort;
Zerborsten und zertrümmert schoß
Ein Pfeiler nach dem andern fort.
Bald nahte der Mitte der Umsturz sich;
Barmherziger Himmel, erbarme Dich!

Hoch auf dem fernen Ufer stand
Ein Schwarm von Gaffern, groß und klein;

Und Jeder ſchrie und rang die Hand,
Doch mochte Niemand Retter ſein.
Der bebende Zöllner mit Weib und Kind
Durchheulte nach Rettung den Strom und Wind. —

Wann klingſt du, Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang?
Wohlan! So nenn' ihn, nenn' ihn dann!
Wann nennſt du ihn, mein ſchönſter Sang!
Bald nahet der Mitte der Umſturz ſich;
O braver Mann! braver Mann! zeige Dich!

Raſch galoppirt ein Graf hervor
Auf hohem Roß, ein edler Graf.
Was hielt des Grafen Hand empor?
Ein Beutel war es, voll und ſtraff.
„Zweihundert Piſtolen *) ſind zugeſagt
Dem, welcher die Rettung der Armen wagt!"

Wer iſt der Brave? Iſt's der Graf?
Sag' an, mein braver Sang, ſag' an!
„Der Graf, beim höchſten Gott! war brav;
Doch weiß ich einen bravern Mann." —
O braver Mann, braver Mann, zeige Dich!
Schon naht das Verderben ſich fürchterlich. —

Und immer höher ſchwoll die Fluth,
Und immer lauter ſchnob der Wind;
Und immer tiefer ſank der Muth.
O Retter, Retter, komm geſchwind!
Stets Pfeiler bei Pfeiler zerborſt und brach;
Laut krachten und ſtürzten die Bogen nach.

„Halloh! Halloh! Friſch auf gewagt!"
Hoch hielt der Graf den Preis empor;
Ein Jeder hört's, doch Jeder zagt;
Aus Tauſenden tritt Keiner vor.
Vergebens durchheulte mit Weib und Kind
Der Zöllner nach Rettung den Strom und Wind.

---

*) Piſtole iſt der Namen einer ſpaniſchen Goldmünze, welche den Werth von fünf Reichsthalern hat.

Sieh, schlecht- und recht ein Bauersmann
Am Wanderstabe schritt daher,
Mit grobem Kittel angethan,
An Wuchs und Antlitz hoch und hehr.
Er hörte den Grafen, vernahm sein Wort
Und schaute das nahe Verderben dort.

Und kühn in Gottes Namen sprang
Er in den nächsten Fischerkahn;
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang
Kam der Erretter glücklich an.
Doch wehe! der Nachen war allzuklein,
Der Retter von Allen zugleich zu sein.

Und dreimal zwang er seinen Kahn
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang;
Und dreimal kam er glücklich an,
Bis ihm die Rettung ganz gelang.
Kaum kamen die Letzten in sichern Port,
So rollte das letzte Getrümmer fort. —

Wer ist, wer ist der brave Mann?
Sag' an, sag' an, mein braver Sang!
Der Bauer wagt' ein Leben dran,
Doch that er's wohl um Goldes Klang;
Denn spendete nimmer der Graf sein Gut,
So wagte der Bauer vielleicht kein Blut.

„Hier," rief der Graf, „mein wackrer Freund,
Hier ist der Preis! Komm her! Nimm hin!" —
Sagt an, war das nicht brav gemeint?
Bei Gott, der Graf trug hohen Sinn;
Doch höher und himmlischer wahrlich! schlug
Das Herz, das der Bauer im Kittel trug.

„Mein Leben ist für Gold nicht feil.
Arm bin ich zwar, doch hab' ich satt.
Dem Zöllner werd' Eu'r Geld zu Theil,
Der Hab' und Gut verloren hat!"
So rief er mit herzlichem Biederton
Und wandte den Rücken und ging davon. —

Hoch klingst du, Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang!
Wer solches Muths sich rühmen kann,
Dem lohnt kein Gold, dem lohnt Gesang.
Gottlob! daß ich singen und preisen kann,
Unsterblich zu preisen den braven Mann! Bürger.

---

138. Denkspruch.

Wenn nicht geschieht, was Du willst, mußt Du das Geschehende wollen.

---

139. Wanderlied.

Auf, auf! Ihre lieben Leute,
Den Wanderstab zur Hand!
Noch weiter geht es heute,
Noch weiter in das Land.

Wer wollte sich nicht freuen
Mit Herz und Muth und Sinn?
Denn Lenz und Leben streuen
Ja Blüthen vor uns hin!

Wohl Keiner je ermattet,
Wie auch der Weg sich zeigt!
Drückt auch die Sonn', — oft schattet
Ein Wald und macht's uns leicht.

Geht's auch nicht immer eben,
Bergab folgt auf Bergan!
So ist's im Menschenleben —
Stets wechselvoll die Bahn.

Der Träge steht und zaget,
Geht mehr zurück als fort,
Verweilet stets und fraget
Und kommt dann nie zu Ort.

Der Rasche, ob's auch wettert,
Eilt fort in frischem Lauf,
Verlacht den Sturm und klettert
Die Felsen ab und auf.

Frisch auf, Du Junggeselle!
Heb' muthig Hand und Fuß!
Wir sind dann bald zur Stelle,
Drauf lohnet Ruhgenuß.

---

140. Denkspruch.

Sei dankbar, wie das Huhn, das trinkend zum Himmel emporblickt!

---

141. Worträthsel.

Ein Vogel ist es, und an Schnelle
Erreicht es eines Adlers Flug;
Ein Fisch ist's und zertheilt die Welle,
Die noch kein größres Unthier trug;
Ein Elephant ist's, welcher Thürme
Auf seinem schweren Nacken trägt;
Der Spinnen kriechendem Gewürme
Gleicht es, wenn es die Füße regt.
Und hat es fest sich eingebissen
Mit seinem spitzen Eisenzahn,
So steht es, wie auf festen Füßen,
Und trotzt dem wüthenden Orcan.

Schiller.

---

142. Die Wachtel und ihre Kinder.

Hoch wallte das goldene Weizenfeld
Und baute der Wachtel ein Wohngezelt.
Sie flog einst früh in Geschäften aus
Und kam erst am Abend wieder nach Haus.
Da rief der Kindlein zitternde Schaar:
„Ach Mutter, wir schweben in großer Gefahr!
Der Herr dieses Feldes, der furchtbare Mann,

Ging heut' mit dem Sohn hier vorbei und begann:
„Der Weizen ist reif, die Mahd muß geschehn;
Geh, bitte die Nachbarn, ihn morgen zu mähn." —
„O," sagte die Wachtel, „dann hat es noch Zeit!
Nicht flugs sind die Nachbarn zum Dienste bereit."

Drauf flog sie des folgenden Tages aus
Und kam erst am Abend wieder nach Haus.
Da rief der Kindlein zitternde Schaar:
„Ach Mutter, wir schweben in neuer Gefahr!
Der Herr dieses Feldes, der furchtbare Mann,
Ging heut' mit dem Sohn hier vorbei und begann:
„Uns ließen die treulosen Nachbarn im Stich;
Geh rings nun zu unsern Verwandten und sprich:
Wollt Ihr meinen Vater recht wohlgemuth sehn,
So helfet ihm morgen sein Weizenfeld mähn." —
„O," sagte die Wachtel, „dann hat es noch Zeit!
Nicht flugs sind Verwandte zur Hülfe bereit."

Drauf flog sie des folgenden Tages aus
Und kam erst am Abend wieder nach Haus.
Da rief der Kindlein zitternde Schaar:
„Ach Mutter, wir schweben in höchster Gefahr!
Der Herr dieses Feldes, der furchtbare Mann,
Ging heut' mit dem Sohn hier vorbei und begann:
„Uns ließen auch unsre Verwandten im Stich;
Ich rechne nun einzig auf Dich und auf mich.
Wir wollen, wenn morgen die Hähne krähn,
Uns selber nun rüsten, den Weizen zu mähn." —
„Ja," sagte die Wachtel, „nun ist's an der Zeit!
Macht schnell Euch, Ihr Kinder, zum Abzug bereit!
Wer Nachbarn und Vettern die Hülfe vertraut,
Dem wird nur ein Schloß in die Lüfte gebaut;
Doch unter dem Streben der eigenen Hand
Erblüht ihm des Werkes vollendeter Stand."
Die Wachtel entfloh mit den Kleinen geschwind,
Und über die Stoppeln ging Tags darauf der Wind.

Langbein.

Da ist er denn bald dort, bald hier,
Gut Regiment zu führen;
Und wenn er durchzieht, stehen wir
Und sehn ihn an und frieren. Claudius.

---

145. Ibrahim.

Eh' Ferdinand mit frommer Wuth
Die Mauren von sich stieß, *)
Floß Omar's junges Heldenblut
Durch Gusmann's Ritterspieß.

Aus Furcht der Rache (reich und groß
War dieser Saracen)
Floh Gusmann und blieb athemlos
Vor einem Garten stehn.

Hoch war die Mauer, doch er schwang
Sich wie ein Pfeil hinein
Und fand in einem Bogengang
Den Herrn des Guts allein.

Er fleht um Schutz. Mit seinem Stab
Schlug Emir **) Ibrahim
Voll Ernst jetzt einen Pfirsich ab
Und theilet ihn mit ihm.

„Nimm hin," sprach er; „Du bist mein Gast;
Dies ist des Schutzes Pfand,
Den Du von mir zu hoffen hast!"
Und gab ihm seine Hand.

---

*) Im Jahre 711 waren aus Nord-Afrika die Mauren, ein von den Arabern abstammendes, mohammedanisches Volk, nach Spanien gekommen und hatten fast ganz Spanien sich unterworfen; nach und nach wurden sie aber immer mehr zurückgedrängt, bis sie zuletzt nur die Provinz Granada inne hatten. Von hier trieb sie der spanische König Ferdinand der Katholische, der alle Nicht-Christen bitter haßte, gegen das Jahr 1500 nach Afrika zurück. Sie haben auch den Namen Saracenen.

**) Emir heißt bei den Arabern der Anführer eines Stammes.

Doch plötzlich rief ein Mütterlein
Den edeln Greis hinaus;
Er schloß, um unentdeckt zu sein,
Den Gast ins Gartenhaus.

Es wurde Mitternacht; es kam
Der edle Schützer nicht.
Nun kommt er; aber bleicher Gram
Entstellet sein Gesicht.

„Den Du erschlugst, grausamer Christ,"
Sprach er, „der war mein Sohn.
Schön ist die Rache, schöner ist
Gehaltner Treue Lohn.

Fleuch! Vor der Gartenthüre steht
Mein bestes Pferd. Man sucht
Dich an der See; fleuch nach Toled!
Gott schütze Deine Flucht!" —

Siehst Du im Greis den halben Gott?
Wer wohlthut seinem Feind,
Mein Kind, wär' er ein Hottentott',
So ist er Gottes Freund. Pfeffel.

---

146. Denkspruch.

Lebe, wie Du, wenn Du stirbst,
Wünschen wirst gelebt zu haben. Gellert.

---

147. Der Igel und der Dachs.

Von seiner Lagerstatt vertrieben,
Durchzog ein Igel Feld und Wald
Nach einem neuen Aufenthalt;
Doch nirgends zeigte man Belieben,
Die Pflicht der Gastfreundschaft zu üben.
Er kam zuletzt an eines Dachses Bau
Und bat, ihn drinnen aufzunehmen.

„Ich hoffe, Nachbar," sprach er schlau,
„Du wirst das Volk umher beschämen,
Das mir, dem eine wilde Jagd
Sein Kämmerlein bis in den Grund zerstörte,
Hartherzig Dach und Fach versagt:
Ein Felsensinn, der mich empörte!
Braucht' ich etwa viel Raum, dann wär's ein andrer Fall;
Allein sieh hier, ich rolle mich bescheiden,
Daß ich kaum größer bin, als eines Kindes Ball;
Und so kannst Du mich wohl in einem Winkel leiden."

Er zog jetzt seine Stacheln ein
Und kugelte sich möglichst klein.
Der Dachs, ein guter Tropf, sah diesem Gaukelspiele
Mit weiten Augen zu und sagte: „Komm herein!
Ich habe zwar kein großes Haus, wie Viele,
Jedoch auch nicht ihr Herz von Stein."

Der Fremdling war zwei volle Stunden
Ein stiller, angenehmer Gast,
Er lag, als wär' er festgebunden,
Und fiel dem Wirthe nicht zur Last;
Doch nun begann der todte Knäul zu leben;
Er streckte sich und seine Stacheln aus,
Verließ den Platz, den man ihm eingegeben,
Und streifte frech durchs ganze Haus.
Das mußte wohl den braven Dachs verdrießen;
Er liebte, wie bekannt, ein Schläfchen ungemein
Und konnte dessen nicht genießen;
Drum bat er sanft, kein Störefried zu sein.
Beleidigt aber drang mit seinen scharfen Spießen
Der böse Schalk gewaltig auf ihn ein,
Verfolgte rasch von Schritt zu Schritte
Den unbehülflichen Patron,
Trieb ihn verwundet aus der Hütte
Und nahm allein Besitz davon.

„O welche schändliche Belohnung
Des guten Werks, das ich gethan!"

Sprach zu sich selbst der Dachs, und sah die werthe Wohnung
Schwermüthig mit dem Rücken an.

„Was fehlt Dir, Freund? Hast Du nicht ausgeschlafen?“
Fragt' ihn ein Fuchs, als Beide sich
Bald drauf im freien Felde trafen.
Der Dachs erzählte weinerlich,
Wie es dem tückischen Gesellen
Gelungen wär', ihn um sein Haus zu prellen.
„Der Schurke!“ rief der Fuchs. „Er war zuvor bei mir
Und flehte kriechend um Quartier;
Ich aber schloß vor ihm bedächtig meinen Zwinger;
Denn er ist mir als Heuchler schon bekannt.
Mich warnte vor dem Unheilsbringer
Ein Sprichwort, das ich oft auf Menschenzungen fand.
Es lautet, wenn ich's recht verstand:
Giebt man den Schelmen einen Finger,
So nehmen sie die ganze Hand.“ Langbein.

---

148. Das Lied von der Lerche.

Die Felsen erröthen; im Haine wird's wach;
Es säumet sich golden das Himmelsdach;
Es athmet wie Leben in Feldern und Au
Und öffnet die Kelche dem himmlischen Thau.

Da bebt es und schwebt es, ein Punkt in der Luft,
Und rührt sich und regt sich im kühligen Duft;
Was ist wohl das Pünktlein, so keck und so froh? —
Die Lerche, die schwebet und hebet sich so.

Sie kreis't durch die Nebel mit lustigem Schall
Und schießet zur Erd' im beflügelten Fall,
Und steiget dann wieder und schaukelt sich gern
Und grüßt den verschimmernden Morgenstern.

Dann tritt nun die Sonn' aus zerrissenem Flor,
Begrüßt und bestaunt von befiedertem Chor;
Doch hüpfen die Andern auf niederer Bahn, —
Die Lerche, die steigt zu der Sonne hinan.

Da singt sie vorm Pförtlein des Morgens so laut,
Als wär' sie gar wohl mit dem Himmel vertraut,
Und betet und betet vorm Altar aus Gold
Und schwebt dann hernieder, — singt nochmal so hold.

Seidl.

---

149. Hassan.

Der mächt'ge Hassan saß einmal
Bei Tafel, als der Sklaven einer
Ihm eine Schüssel brachte
Mit Reiß, der fast noch siedend war.
Dem Sklaven wird's zu heiß;
Nicht einen Augenblick
Kann er sie länger halten;
Die Schüssel fällt, und ach! sie fällt
Dem mächt'gen Hassan auf den Kopf.
Ergrimmt sieht er den Sklaven an;
Doch dieser fällt ihm gleich zu Füßen
Und spricht mit festem Muthe
Aus seinem Alkoran: *)
„Für die nur, strenger Herr!
Die ihren Zorn bemeistern,
Ist einst das Paradies," —
„Ich bin nicht zornig mehr." —
„Und denen gern verzeihn,
Die uns beleidigt haben." —
„Auch ich verzeihe Dir." —
„Doch liebt Gott die vor allen,
Die Böses selbst mit Gutem lohnen."

Und Hassan — hört es, Kinder!
Und Hassan reicht ihm freundlich
Die Hand, um aufzustehn,
Schenkt ihm die Freiheit und daneben
Noch hundert Löwenthaler. **)

---

*) So heißt das heilige Religionsbuch der Mohammedaner.

**) Eine Silbermünze, welche von einem darauf geprägten Löwen den Namen hat und über einen Reichsthaler gilt.

Und dieser Hassan — merkt's!
War nicht ein Christ, er war — ein Türke.

Wehnert.

---

150. Worträthsel.

Ich wohn' in einem steinernen Haus,
Da lieg' ich verborgen und schlafe;
Doch ich trete hervor, ich eile heraus,
Gefordert mit eiserner Waffe.
Erst bin ich unscheinbar und schwach und klein,
Mich kann Dein Athem bezwingen;
Ein Regentropfen schon saugt mich ein;
Doch mir wachsen im Siege die Schwingen.
Wenn die mächtige Schwester sich zu mir gesellt,
Erwachs' ich zum furchtbar'n Gebieter der Welt.

Schiller.

---

151. Die Schatzgräber.

Ein Winzer, der am Tode lag,
Rief seine Kinder her und sprach:
„In unserm Weinberg liegt ein Schatz;
Grabt nur danach!" — „An welchem Platz?"
Schrieen Alle laut den Vater an.
„Grabt nur!" ... O weh! da starb der Mann.

Kaum war er drauf zur Gruft gebracht,
So ward gegraben Tag und Nacht.
Mit Hacke, Karst und Spaten ward
Der Weinberg um und um gescharrt.
Da war kein Kloß, der ruhig blieb;
Man warf die Erde gar durchs Sieb
Und zog die Harken kreuz und quer
Nach jedem Steinchen hin und her.
Allein da ward kein Schatz verspürt,
Und Jeder hielt sich angeführt.

Doch kaum erschien das nächste Jahr,
So nahm man mit Erstaunen wahr,

Daß jeder Weinstock dreifach trug.
Da wurden erst die Söhne klug
Und gruben nun, Jahr ein, Jahr aus,
Des Schatzes immer mehr heraus. Bürger.

---

152. Bauernglück.

Ihr Städter, sucht Ihr Freude,
So kommt aufs Land heraus.
Seht, Garten, Feld und Weide
Umgrünt hier jedes Haus.
Kein reicher Mann verbauet
Uns Mond- und Sonnenschein;
Und Abends überschauet
Man jedes Sternelein.

Wenn früh des Dorfes Wecker
Aus leichtem Schlaf uns kräht,
Durchjauchzt man rasch die Äcker
Mit blankem Feldgeräth.
Das Weib indeß treibt singend
Die Milchkühʼ aus dem Stall;
Laut folgen sie und springend
Des Horns bekanntem Schall.

Wir sehn, wie Gott den Segen
Aus milden Händen streut;
Wie Frühlingssonnʼ und Regen
Uns Wald und Flur erneut.
Uns blühn des Gartens Bäume;
Uns wallt das grüne Korn;
Uns schwärmt nach Honigseime
Die Bienʼ um Blumʼ und Born.

Uns singt das Vöglein Lieder;
Uns rauscht die blaue Fluth;
Uns schwirrt des Hofs Gefieder,
Umpiept von junger Brut;
Uns blöken rings und brüllen
Die Heerden durch die Auʼn;

Uns tanzt das schlanke Füllen
Und gaffet übern Zaun.

Die Arbeit aber würzet
Dem Landmann seine Kost,
Und Muth und Freude kürzet
Die Müh' in Hitz' und Frost.
Sein Weib begrüßt ihn schmeichelnd,
Wenn er vom Felde kehrt
Und, seine Kinder streichelnd,
Sich setzt am stillen Herd.

Die Bursch' und Mägde strotzen
Voll Jugendreiz und Mark;
Ja, selbst die Greise trotzen
Dem Alter, frisch und stark.
Und heißt der Tod uns wandern:
Wir gehn, wie über Feld,
Aus einer Welt zur andern
Und schönern Gotteswelt.

Ihr, arme Städter, trauert
Und kränkelt in der Stadt,
Die Euch wie eingemauert
In dumpfe Kerker hat.
O, wollt Ihr Freude schauen,
So wandelt Hand in Hand,
Ihr Männer und Ihr Frauen,
Und kommt zu uns aufs Land! Voß.

---

153. Der Wunsch.

Die Erde ist so groß und hehr,
Man sieht mit Lust sie an;
Und wer sie ganz besäße, wär'
Ein überreicher Mann.
Doch hätt' ich g'nug für meinen Sinn
An einem kleinen Fleckchen drin.

Und dieſes Fleckchen wählte ich
Auf einer jener Höh'n,
Von der ich könnte rund um mich
So recht ins Freie ſehn,
Um von der lieben Erde Plan
So viel zu ſchauen, als man kann.

Auf dieſem Fleckchen ſtände dann
Ein Häuschen nett und klein;
Auch läg' ein Gärtchen neben an;
Das baute ich gar fein;
Ich zöge Kraut und Blumen drin
Und holte dort mir frohen Sinn.

Und hätt' ich auch ſo nebenbei
Mein Fäßchen guten Wein:
So reiſte wohl kein Freund vorbei,
Er ſpräche bei mir ein;
Froh tränk' er unſern Göttertrank
Und wir, wir wüßten's ihm noch Dank.

Um alles deſſen mich zu freun,
Sei mir noch Eins beſchert —
So viel, als Freund, und mehr, als Wein
Und Haus und Gärtchen, werth —
Die Freiheit! wenn mir die gebricht:
So g'nügt mir alles Andre nicht.

Nach Blumauer.

---

153. Der Scheerenſchleifer.

Ein Jüngling, der als Scheerenſchleifer
Mit Noth ſein Stückchen Brod gewann,
Ward aus Verdruß ein Handelsmann,
Verſteht ſich: Packknecht. Fleiß und Eifer
Erwarben ihm des Kaufherrn Gunſt;
Er hielt ihm Lehrer, in der Kunſt
Der Ziffern und der Schrift erfahren;
Und Herrmann ward in wenig Jahren
Erſt Freund, dann Erbe des Patrons

Und endlich, ſtets vom Glück begleitet,
Der reichſte Kaufmann des Cantons.
Auch war er, was noch mehr bedeutet,
Ein Biedermann, ein Menſchenfreund,
Des Hochmuths und des Prunkes Feind.
Anſtatt in Sammt und Gold zu prahlen,
Ließ er von einer Meiſterhand
Sein Bild, als Scheerenſchleifer, malen
Und hing, um ſeinen erſten Stand
Stets im Gedächtniß zu behalten,
Es, ſtatt des Spiegels, an die Wand.
Der Neffe lächelte des Alten,
Wenn er daran mit Wolluſt hing;
(Denn ach! er hatte keine Kinder).
Auch trauerte der Geck weit minder
Am Grab, das ſeinen Staub empfing,
Als ſeiner Tugend Hofgeleite,
Die Schaar der Armen. Kaum erſchien
Der dritte Tag, ſo ward die Beute
Des Erben, viel zu ſchlecht für ihn,
Und auch das Bild verkauft. Der Käufer
War ſelbſt ein armer Scheerenſchleifer,
Des Todten alter Kamerad,
Jan, dem er täglich Gutes that.
Ich habe, denkt er, nur zwei Gulden,
Und er, der Edle, gab ſie mir;
Ich kaufe mir ſein Bild dafür.
Nein, wahrlich, nein! Ich kann nicht dulden,
Daß es in ſchlechte Hände fällt. —
Triumph! es wird ihm zugeſchlagen.
„Hier," ruft er haſtig, iſt das Geld!"
Und faßt, ſein Kleinod heimzutragen,
Es bei dem braunen Rahmen an;
Doch wie erſchrack der gute Jan,
Als es ihm, ſchwerer, als er dachte,
Entfuhr und, mürbem Holze gleich,
Das Holzwerk aus einander krachte.
Da ſteht der Arme ſtarr und bleich;

Doch bald verſinkt er in Entzücken,
Weil er in den gehöhlten Stücken
Viel tauſend Pfund *) in Gold entdeckt.
Das wunderbare Schauſpiel weckt
Des Erben Geiz. Mit Argus-Blicken **)
Ruft er: „Das Bild verkauft' ich Dir,
Den Schatz nicht; der gehöret mir."
Jan ſtutzt. In ſeiner Bruſt erheben
Zwei Stimmen einen kurzen Streit.
Der Biedre machte ſich bereit,
Den Schatz dem Neffen hinzugeben,
Als ſich von Herrmann's eigner Hand
Ein Blättchen bei dem Golde fand:
„Mein Erbe wird dies Bild verachten.
Dem Freunde, der es kaufend ehrt,
Sei," hieß es, „dieſes Gold beſchert."

Der Neffe ſchalt, die Zeugen lachten.
Und Jan? — „O du, mein Held, mein Stab!"
Sprach er zum Bild; „Nichts ſoll uns trennen! —
Wohl mir! ich werde mir ein Grab
An Deiner Seite kaufen können." Pfeffel.

---

155. Abendlied eines Bauersmanns.

Das ſchöne, große Tag-Geſtirne,
Vollendet ſeinen Lauf.
Komm, wiſch' den Schweiß mir von der Stirne,
Lieb Weib, und dann tiſch' auf!

Kannſt hier nur auf der Erde decken,
Hier unterm Apfelbaum;
Da pflegt es Abends gut zu ſchmecken
Und iſt am beſten Raum.

---

*) Pfund Sterling oder auch bloß Pfund iſt der Namen einer eingebildeten engliſchen Münze, welche etwas über ſechs Reichsthaler oder ungefähr elf Gulden beträgt.

**) Argus war, nach den Dichtungen der Alten, ein Mann, deſſen ganzer Körper mit Augen überſäet war; ſprichwörtlich bedeuten daher Argus-Blicke ſo viel als ſcharfe Blicke.

Und rufe flugs die kleinen Gäste;
Denn hör', mich hungert's sehr;
Bring' auch den Kleinsten aus dem Neste,
Wenn er nicht schläft, mir her!

Dem König bringt man viel zu Tische;
Er, wie die Rede geht,
Hat alle Tage Fleisch und Fische
Und Kuchen und Pastet';

Und ist ein eigner Mann erlesen,
Von andrer Arbeit frei,
Der ordnet ihm sein Tafelwesen
Und präsidirt dabei.

Gott laß ihm Alles wohl gedeihen!
Er hat auch viel zu thun
Und muß sich Tag und Nacht kasteien,
Daß wir in Frieden ruhn.

Und haben wir nicht Herrenfutter,
So haben wir doch Brod
Und schöne, frische, reine Butter
Und Milch: was denn für Noth?

Das ist genug für Bauersleute;
Wir danken Gott dafür,
Und halten offne Tafel heute
Vor allen Sternen hier.

Es präsidirt bei unserm Mahle
Der Mond so silberrein,
Und guckt von oben in die Schale
Und thut den Segen h'nein.

Nun, Kinder, esset! Eßt mit Freuden!
Und Gott gesegn' es Euch!
Sieh, Mond! ich bin wohl zu beneiden,
Bin arm und bin doch reich!

Claudius.

156. Buchstabenräthsel (Logogriph).

Mit einer Silb' ist's abgethan;
Was ist es? Flügel hat's am Leib.
Mit einem A ist es ein Mann,
Mit einem U desselben Weib. Rückert.

---

157. Aufmunterung zur Freude.

Wer wollte sich mit Grillen plagen,
So lang' uns Lenz und Jugend blühn?
Wer wollt' in seinen Blüthentagen
Die Stirn in düstre Falten ziehn?

Die Freude winkt auf allen Wegen,
Die durch dies Pilgerleben gehn;
Sie bringt uns selbst den Kranz entgegen,
Wenn wir am Scheidewege stehn.

Noch rinnt und rauscht die Wiesenquelle;
Noch ist die Laube kühl und grün;
Noch scheint der liebe Mond so helle,
Wie er durch Adam's Bäume schien.

Noch tönt der Busch von Nachtigallen
Dem Jüngling hohe Wonne zu;
Noch strömt, wenn ihre Lieder schallen,
Selbst in zerriss'ne Seelen Ruh'.

O, wunderschön ist Gottes Erde
Und werth, darauf vergnügt zu sein!
Drum will ich, bis ich Asche werde,
Mich dieser schönen Erde freun! Hölty.

---

158. Denkspruch.

Wenn der Pfeil ist abgeschossen,
Ist kein Gott mehr, der ihn hemmt;
Kommt der Strom zu wild geflossen,
Wird die Hütte weggeschwemmt.

So ſind auch des Menſchen Worte
Pfeileſturm und Fluthgewalt;
Drum verſchließe ſchnell die Pforte,
Wenn der Zorn im Herzen wallt.

---

159. Die Laſter und die Strafe.

Die Kinder des verworfnen Drachen,
Die Laſter reiſten über Land,
Um anderswo ihr Glück zu machen,
Weil ſich zu Hauſe Mangel fand.

Das Gras erſtarb, wo ſie gegangen,
Der Wald ward kahl, die Felder wild;
Die Straße war mit Molch und Schlangen,
Die Luft mit Eulen angefüllt.

Jetzt ſahn ſie ungefähr zurücke;
Es folgte Jemand nach, — und wer?
Die Strafe hinkte mit der Krücke
Ganz langſam hinter ihnen her.

„Du holſt uns diesmal," rief der Haufen,
„Gewiß nicht ein." Doch dieſe ſprach:
„Fahrt ihr nur immer fort zu laufen;
Ich komm' oft ſpät, doch ſicher nach!" Lichtwer.

---

160. Abendlied.

Kühl und labend ſinkt der Thau
Auf die Fluren nieder,
Rings auf blumenreicher Au
Tönen Hirtenlieder;
Flötenklang ergötzt das Ohr,
Abendglöckchen hallen,
Und im Haine ſchlägt ein Chor
Sanfter Nachtigallen.

Bald entzieht den letzten Strahl
Uns die schöne Sonne;
Aber noch belebt das Thal
Fröhlichkeit und Wonne.
Singend treibt der Hirt zur Nacht
Heimwärts seine Heerden,
Und vergessen, weggelacht
Sind des Tags Beschwerden.

Süße Ruhe winket nun
Freundlich uns entgegen.
Nach der Arbeit ist gut ruhn,
Schlummer ist dann Segen.
Unschuld in der weichen Brust,
Schläft man ohne Sorgen;
Und zu neuer Lebenslust
Weckt uns jeder Morgen.

Vogt.

---

161. Ein Lied vom Reifen.

Sirach C. 43. V. 21. Er schüttet den Reifen auf die Erde wie Salz.

Seht meine lieben Bäume an,
Wie sie so herrlich stehn,
Auf allen Zweigen angethan
Mit Reifen, wunderschön!

Von unten an bis oben 'naus,
Auf allen Zweigelein,
Hängt's weiß und zierlich, zart und kraus
Und kann nicht schöner sein.

Und alle Bäume rund umher,
All', alle weit und breit
Stehn da, geschmückt mit gleicher Ehr',
In gleicher Herrlichkeit.

Und sie beäugeln und besehn
Kann jeder Bauersmann,
Kann hin und her darunter gehn
Und freuen sich daran.

Auch holt er Weib und Kinderlein
Vom kleinen Feuerherd,
Und marsch mit in den Wald hinein!
Und das ist wohl was werth.

Einfältiger Natur-Genuß,
Ohn' Alfanz drum und dran,
Ist lieblich, wie ein Vatergruß
Von einem frommen Mann.

Ihr Städter habt viel schöne Ding',
Viel Schönes überall,
Credit und Geld und goldne Ring'
Und Bank und Börsensaal;

Doch Erle, Eiche, Weid' und Ficht'
Im Reifen nah' und fern —
So gut wird's Euch nun einmal nicht,
Ihr liebe, reiche Herrn!

Das hat Natur, nach ihrer Art
Gar eignen Gang zu gehn,
Uns Bauersleuten aufgespart,
Die anders Nichts verstehn.

Viel schön, viel schön ist unser Wald!
Dort Nebel überall,
Hier eine weiße Baumgestalt
Im vollen Sonnenstrahl!

Lichthell, still, edel, rein und frei
Und über Alles fein! —
O, aller Menschen Seele sei
So lichthell und so rein!

Wir sehn das an und denken noch
Einfältiglich dabei:
Woher der Reif, und wie er doch
Zu Stande kommen sei?

Denn gestern Abend Zweiglein rein,
Kein Reifen in der That! —
Muß Einer doch gewesen sein,
Der ihn gestreuet hat.

Ein Engel Gottes geht bei Nacht,
Streut heimlich hier und dort,
Und wenn der Bauersmann erwacht,
Ist er schon wieder fort.

Du Engel, der so gütig ist,
Wir sagen Dank und Preis.
O mach' uns doch zum heil'gen Christ
Die Bäume wieder weiß! Claudius.

---

162. Gesundheit und ein gut Gewissen.

Viel hat die Welt, was wir nicht missen,
Versagt es weislich das Geschick;
Gesundheit und ein gut Gewissen,
Sie einzig gründen unser Glück.

Gesundheit und ein gut Gewissen
Sind Freunde, bei uns eingekehrt;
Sie würzen des Bedarfes Bissen,
Sie geben unsrer Fülle Werth.

Gesundheit und ein gut Gewissen
Erleichtern uns des Lebens Müh';
Sie polstern Abends uns das Kissen
Und wecken uns zur Arbeit früh.

Was ist es, was in Hindernissen
Gekränkten Sieg und Recht verschafft? —
Gesundheit und ein gut Gewissen,
Sie rüsten uns mit Muth und Kraft.

Und wär' uns jedes Gut entrissen,
Getrost! uns machen wieder reich
Gesundheit und ein gut Gewissen;
Durch sie nur sind wir Alle gleich.

Laßt uns sie pflegen, wie wir müssen!
Dann scheidet, winkt die Grabesruh',
Gesundheit spät; ein gut Gewissen
Drückt sanft des Müden Augen zu. Halem.

---

163. Der Schwan und die Krähen.

Ein Schwan, der, unbekannt mit seinem eignen Werth,
Auf seine Farben, weiß wie Schnee,
Nie Stolz in seiner Brust genährt,
Sie rein nur zu erhalten suchte, ruderte
In seiner Unschuld hin auf stillem See.

Ihn sah ein Haufen schwarzer Krähen.
So weiß, so reizend ihn zu sehen
Und sich so schwarz, so voller Häßlichkeit —
Das, dachten sie, erfüllt von Neid
Und Bosheit, ist nicht auszustehn.

„Was," krächzten sie, „fällt dieser Gans denn ein,
Stets so geputzt, so weiß zu sein?
Mein lieber Geck! meint Er, Er darf uns trutzen?
Das glaub' Er nicht, Herr Gänserich!
Wart', guter Freund, wir wollen Dich schon putzen!
Du sollst geputzt sein, denk' an mich!"

So höhnten sie den armen Schwan und füllten
Mit Koth die Schnäbel Alle an
Und schleuderten, voll Grimm, ihn auf den armen Schwan
Und lachten laut. „Nicht wahr," fing eine an,
„Nicht wahr? Ha! ha! wir können schön vergülden?"

Der Schwan sah sie mit einem Blicke
Voll Mitleid und Verachtung an!
„Besudelt habt Ihr Euch nur selbst durch Eure Tücke;
Das thut mir Leid; denn sonst ist mir daran,
Was Ihr mir thatet, Nichts gelegen."
So sprach der edle Schwan, mit kaltem Blut,
Und tauchte sich in die krystall'ne Fluth
Und kam daraus in einem Augenblick
Noch weißer, als zuvor, zurück.

Die Krähen hätten bersten mögen. Fr. Schmitt.

---

164. Worträthsel.

Es machen mich die Menschen zwar
Zum buntesten Chamäleon; *)
Bald biet' ich dies, bald jenes dar;
Doch werd' ich anders nicht hiervon:
Ich bleibe immer, wie ich war.
Treu mal' ich, wie kein Maler malt,
Prompt wird von mir zurückgezahlt,
Was von mir, ohne Quittung, leiht;
Drum liebt man mich auch weit und breit.

A. G. Eberhard.

---

165. Der Sommerabend.

O sieh, wie ist die Sonn' so müd'!
Wie eilig sie zur Heimath zieht!
O sieh, wie Strahl um Strahl verglimmt,
Und wie sie 's Taschentüchlein nimmt
— Ein Wölkchen, blau mit Roth vermischt —
Und sich damit die Stirne wischt!

Sie hat nun eine schlimme Zeit;
Im Sommer ist ihr Weg gar weit,
Und Arbeit find't sie überall
In Haus und Feld und Berg und Thal.
's sucht Alles Licht und Wärme hier,
Und Alles seufzt und fleht zu ihr.

Manch Blümchen hat sie ausstaffirt
Und mit scharmanter Farb' geziert,
Und manchem Bienchen gut und mild
Den Durst mit Blumensaft gestillt.
Und 's Käferlein fand hintendrein
Doch auch sein Tröpfchen Blüthenwein.

---

*) Chamäleon ist der Namen einer in heißen Ländern lebenden Eidechse, welche, den Schwanz abgerechnet, fünf bis sechs Zoll lang ist und auf Bäumen lebt. Sie hat die merkwürdige Eigenschaft, ihre Farbe wechseln zu können, und ihr Namen dient daher zur bildlichen Bezeichnung einer jeden leicht veränderlichen Sache.

Manch Kapſelchen hat ſie geſprengt
Und reifen Samen vorgedrängt;
Hat's Vögelchen nicht bis zuletzt
Geſchmauſ't und 's Schnäbelchen gewetzt?
Und keins ging hungerig zu Bett,
Das nicht ſein Theil im Kröpfchen hätt'.

Und wo am Baum ein Kirſchlein lacht,
Hat's Bäcklein ſie ihm roth gemacht;
Und wo im Feld die Ähre ſchwankt,
Die Rebe um den Pfahl ſich rankt,
Da hat ſie freundlich ſich geſenkt
Und ſie mit Laub und Glanz umhängt.

Und hat ſie auf der Bleiche nicht
Gethan dabei auch ihre Pflicht?
Der Bleicher ſelbſt vor Freude ſprang
Und ſagt ihr doch nicht „Schönen Dank!"
Wo nur ein Weib ihr Wäſche reicht',
Schnell war ſie trocken und gebleicht.

Ja wahrlich, hier und überall,
Wo man durch Gras und Halm im Thal
Des Mähers Senſe blinken ſah,
Da war die Sonne hülfreich nah'.
Ein Wunder iſt's, bei meiner Treu', —
Am Morgen Gras und Abends Heu!

Drum iſt ſie jetzt ſo tüchtig müd'
Und braucht zum Schlaf kein Abendlied;
Sieh, wie ſie ſich, von Schweiß benetzt,
Tief athmend auf den Berg dort ſetzt!
Jetzt lächelt ſie zum letzten Mal,
Jetzt ſagt ſie: „Schlafet wohl zumal!"

Behüt' dich Gott! Nun iſt ſie fort.
Der Hahn hoch auf dem Kirchthurm dort
Hat noch nicht g'nug, beſchaut ſie noch.
Du Naſeweis, was gaffſt denn doch?
Was gilt's, ſie ſpielt dir einen Streich
Und zieht den Vorhang vor ſogleich! —

Ich denk', wir gehn jetzt auch zur Ruh';
Und schließt uns Fleiß die Augen zu,
Dann braucht's zum Schlafen auch kein Lied;
Die Arbeit macht schon selber müd'.
Auch unser Tagwerk ist vollbracht;
Drum geb' uns Gott 'ne gute Nacht!

Nach Hebel.

---

166. Die Blumen.

Viel tausend bunte Blümchen blühn
Am Pilgerpfad des Lebens
Für alle Pilger, die ihn ziehn,
Und duften nicht vergebens;
Es pflücken alle hier und dort
Und wandern fröhlich weiter fort.

Doch so viel tausend Pilger ziehn,
Sie wandern nicht vergebens;
Für Jeden bunte Blümchen blühn
Am Pilgerpfad des Lebens.
Wer sucht, der findet immerdar,
Obgleich er auch der Spätre war.

Nur Thoren, die mit dickem Blut
Den Pfad des Lebens ziehen,
Beklagen sich in düsterm Muth,
Daß wenig Blümchen blühen,
Und daß nicht immer dornenfrei
Die Pilgerbahn des Lebens sei.

Zwar pflanzte jenes Gärtners Hand,
Der Blümchen uns gegeben,
Auch Dornen an des Weges Rand;
Doch warum wollt Ihr beben?
Wer seine Blümchen sorglich bricht,
Den stechen alle Dornen nicht.

Manch Blümchen, das so reizend lacht,
Wird unverblüht zerknicket,

Weil Mancher, der sich Grillen macht,
Nur in die Ferne blicket.
Wer immer in die Wolken sieht,
Vergißt, was hier auf Erden blüht.

Fest wallt der Weise seine Bahn;
Kein Dorn kann ihn ermüden,
Und lacht ihn wo ein Blümchen an,
Pflückt er es still zufrieden.
Er dankt dem Gärtner, der es gab,
Und setzt froh weiter seinen Stab.

Mit jedem Schritt mehrt sich sein Straus;
Er pflückt der Blümchen viele,
Und endlich ruht er fröhlich aus,
Winkt ihm der Kranz am Ziele.
Er pflanzt die Blümchen auf sein Grab
Und geht zum Gärtner, der sie gab.

K. H. Schwabe.

---

167. Die zwei Bäche.

„Laß uns," sprach ein Bach zum andern,
„Lustig durch die Thäler wandern;
Blumenmatten, Wald und Lieder
Rufen uns zu sich hernieder." —
„Warte doch," sprach der Geselle,
„Noch zu klein ist unsre Welle;
Du verlörest Dich in Bälde
Auf dem breiten Sonnenfelde.
Birg Dich vor den gier'gen Strahlen!
Stärke Dich in Bergesgründen;
Doppelt wirst Du dann in Thalen
Freuden finden und verkünden."

Doch umsonst zurückgerufen,
Sprang von des Gebirgesstufen
Jener mit Gejauchz' hinab
In sein frühes Freudengrab.

Und der Andre suchet Nahrung
In des tiefen Schachts Verwahrung;
Und es sprudelt seine Welle
Jetzo von des Berges Schwelle,
Heilsam Jedem, der begegnet,
Alle segnend, allgesegnet.

Fröhlich.

---

168. Denkspruch.

Freund in der Noth,
Freund im Tod,
Freund hinterm Rücken
Sind drei starke Brücken.

---

169. Der Mai.

Der Nachtigall reizende Lieder
Ertönen und locken schon wieder
Den lieblichen Frühling ins Jahr.
Nun singet die steigende Lerche,
Nun klappern die reisenden Störche,
Nun schwatzet der gaukelnde Stahr.

Wie munter sind Schäfer und Heerde!
Wie lieblich beblümt sich die Erde!
Wie jugendlich glänzet die Welt!
Es somt sich der Spatz auf dem Dache,
Die Enten zieh'n schnatternd zum Bache,
Das Täubchen sucht Körner im Feld.

Nun regen sich Knospen und Keime;
Nun prangen mit Blättern die Bäume;
Nun schwindet des Winters Gestalt;
Nun rauschen lebendige Quellen
Und tränken mit spielenden Wellen
Die Triften, die Auen, den Wald.

Nun stellt sich die Dorfschaft in Reihen;
Es rufen der Hirten Schalmeien

Die fröhlichen Tänzer herbei.
Sie ſpringen und jauchzen im Freien;
Die Mädchen bekränzen die Maien,
Herkömmlicher Sitte getreu.

O! freut Euch in Unſchuld der Wonne
Des Frühlings! Bald flimmert die Sonne
Euch näher in heißerer Gluth.
Nie reize die Stadt Euch zum Neide;
In Dörfern wohnt Unſchuld und Freude,
Geſundheit und fröhlicher Muth. Nach Hagedorn.

---

170. Das Todtenhaus.

Ein Sultan, welcher Demuth nicht mehr kannte
Und übermüthig einen Gott ſich nannte,
Verlor ſich auf der Jagd. Auf einer grünen Matte,
Die tief im Walde lag, ſah er mit Graus,
Was nie ſein Auge noch geſehen hatte,
Ein angefülltes Todtenhaus.
Er wagt es, muthig ſich zu nah'n,
Und findet einen Greis, mit Lumpen angethan,
Der in den Todtenſchädeln ſtörte,
Bald einen bald den andern ſcharf beſah,
Ihn zweifelnd auf- und abwärts kehrte,
Dann auf den Haufen warf. — „He Freund, was machſt Du da?"
Rief ihm der Sultan zu. Der Greis ſchien nicht auf ihn zu hören.
Da trat der Sultan näher hin;
Allein der Mann ließ ſich nicht ſtören.
„Verweg'ner! weißt Du nicht, daß ich der König bin?"
So brüllt der Sultan und durchbohrt mit Blicken ihn,
Die, wie ſein Herz, von wildem Zorn entbrennen.
„Sprich, ehe Dir mein Speer das Hundeleben raubt,
Was ſuchſt Du hier?" — „Herr, meines Vaters Haupt
Und Deines Vaters Haupt: ich kann ſie nicht erkennen."
Hier ſchwang der Sultan ſeine mordgewohnte Hand;
Sie ſank — und das Phantom *) verſchwand. Nach Pfeffel.

---

*) Das Geſpenſt.

171. Mailied.

O, der schöne Maienmond!
Wann in Thal und Höhen
Blüthenbäume wehen,
Und im Nest der Vogel wohnt!
O, der schöne Maienmond!
Herrlich schöner Maienmond!

O, wie prangt die schöne Welt!
Bräunlich sproßt die Eiche
Am umgrünten Teiche!
Graulich wogt das Roggenfeld!
O wie prangt die schöne Welt!
Herrlich prangt die schöne Welt!

O wie frisch die Morgenluft!
Blumen, Laub und Kräuter,
Blank vom Thau und heiter,
Trinken Sonn' und athmen Duft!
O wie frisch die Morgenluft!
Herrlich frisch die Morgenluft!

O wie jauchzt der Freude Klang!
Lamm und Kalb im Grünen,
Nachtigall und Bienen,
Flötenton und Reih'ngesang!
O wie jauchzt der Freude Klang!
Herrlich jauchzt der Freude Klang!

O wie labt's, im Traum zu ruhn!
Wo durch Kies und Erlen
Leise Wellen perlen,
Und die Fischlein fröhlich thun!
O wie labt's, im Traum zu ruhn!
Herrlich labt's, im Traum zu ruhn! Voß.

---

172. Der Winter.

Ist denn da droben Baumwolle feil?
Sie schütten uns ein gutes Theil

Herab auf Garten und auf Haus;
Es schneit doch auch — es ist ein Graus;
Und doch hängt noch der Himmel voll
Von solcher Waare, seh' ich wohl.

Wo Jemand wandert nah' und fern,
Der kaufet von der Baumwoll' gern,
Trägt sie auf Hut und Schultern nach
Und eilt davon zum nächsten Dach.
Sagt, ist es denn gestohl'nes Gut,
Daß Ihr so lauft, so eilig thut?

Und Gärten ab und Gärten auf
Hat jeder Pfahl sein Käppchen auf;
Sie sehn wie große Herren drein
Und glauben sich geschmückt allein.
Den Nußbaum nahm man auch nicht aus,
Noch Kirchendach, noch Herrenhaus.

Wohin man sieht, ist Schnee und Schnee,
In Wald und Thal, auf Feld und Höh'!
Manch Samenkörnchen, klein und zart,
Liegt in der Hülle wohl verwahrt;
Es harrt auf seinen Ostertag,
Wie sehr, wie lang' es schneien mag.

Manch Sommervöglein schöner Art
Liegt in der Hülle wohlverwahrt,
Es weiß von Kummer nicht, noch Klag'
Und harrt auf seinen Ostertag;
Und währt's auch lang' — er kommt gewiß;
Indessen schläft es sanft und süß.

Doch wenn im Lenz die Schwalbe singt,
Die Frühlingssonne nieder bringt:
O, dann erwacht's in jedem Grab
Und streift das Todtenhemdchen ab.
Wo irgend sich ein Löchlein zeigt,
Empor das junge Leben steigt.

Da fliegt ein hungrig Spätzlein her,
Ein Krümchen Brod ist sein Begehr;

Seht, welche fleh'nde Mien' es macht! —
Es hatt' auch Nichts seit gestern Nacht.
Ja, Bürschchen, wohler mag dir sein,
Harrt Korn in allen Furchen dein.

Hier! Laß auch was dem spätern Gast!
Komm wieder, wenn du Hunger hast! —
Es muß doch wahr sein, wenn man spricht:
„Sie säen nicht und ernten nicht,
Sie haben keinen Pflug, kein Joch,
Und Gott im Himmel nährt sie doch."

Nach Hebel (von Adrian).

---

173. Gesundheit.

Wir sind gesund, das ist so gut,
Das ist so dankenswerth!
Wer auf dem Krankenbette ruht,
Fühlt erst, was er entbehrt!

Wie Mancher lebt durchs ganze Jahr
Nicht einen frohen Tag!
Das ist ein Leben, ja fürwahr!
Das man nicht neiden mag.

Was hilft uns vieles Geld und Gut,
Was Hoheit, Macht und Ruhm,
Fehlt uns Gesundheit, froher Muth,
Das schönste Eigenthum?

Wie thöricht ist, wer diesen Schatz
Nicht stets mit Sorgfalt ehrt
Und auf der Lüste Tummelplatz
Mit Leichtsinn ihn zerstört!

Ach, siecher Leib macht siechen Geist,
Sie stehn zu eng' im Bund;
Wenn jenen Krankheit niederreißt,
Ist dieser nicht gesund.

Und was ist Dasein ohne Kraft?
Ein Irren in der Nacht,
Ein Leben, das nur Elend schafft
Und Andern Kummer macht.

Drum danke doch ein Jeder Gott
Für der Gesundheit Glück
Und bebe vor dem frechen Spott
Der Leidenden zurück!

Claudius.

---

174. Worträthsel.

Wir sind von Brüdern eine Kämpferschaar,
Die nie vom Platze weicht, nicht um ein Haar,
Und, auch gesetzt, daß manchmal einer fällt,
Doch meist den Sieg, den Wahlplatz stets behält.
Geordnet in zwei Treffen stehn wie Mauern
Wir vor dem Feind, auf den wir gierig lauern;
Und wagt er es, an uns heranzurücken,
Dann öffnet Hinterlist die beiden Reihen,
Ihn vorn zu fassen und zugleich im Rücken,
Und gänzlicher Vernichtung ihn zu weihen;
Denn wie der Hagel schlägt auf Gras und Halmen,
Stürzt unsrer Hämmer Schlag, ihn zu zermalmen.
Zur Leibwacht einer Königinn bestellt —
Die so das Unheil, wie das Heil der Welt —
Umgeben prangend wir ihr Purpurzimmer,
Wie Marmorsäulen fest und gleich an Schimmer.

Riemer.

---

175. Denkspruch.

Herrscher des ungesprochenen Worts — sei Sklav' des gegeb'nen!

---

165. Am Morgen.

Kommt, Kinder, wischt die Augen aus!
Es giebt hier was zu sehen;

Und ruft den Vater auch heraus! . . .
Die Sonne will aufgehen!

Wie ist sie doch in ihrem Lauf
So unverzagt und munter!
Geht alle Morgen richtig auf
Und alle Abend unter!

Geht immer und scheint weit und breit,
In Schweden und in Schwaben,
Dann kalt, dann warm zu seiner Zeit,
Wie wir es nöthig haben.

Von ungefähr kann das nicht sein,
Das könnt Ihr Euch wohl denken;
Der Wagen da geht nicht allein,
Ihr müßt ihn ziehn und lenken.

So hat die Sonne nicht Verstand,
Weiß nicht, was sich gebühret;
Drum muß Wer sein, der an der Hand
Als wie ein Lamm sie führet.

Und der hat Gutes nur im Sinn,
Das kann man bald verstehen;
Er schüttet seine Wohlthat hin
Und lässet sich nicht sehen;

Und hilft und segnet für und für,
Giebt Jedem seine Freude,
Giebt uns den Garten vor der Thür
Und unsrer Kuh die Weide;

Und hält Euch Morgenbrod bereit
Und läßt Euch Blumen pflücken
Und stehet, wann und wo Ihr seid,
Euch heimlich hinterm Rücken;

Sieht Alles, was Ihr thut und denkt,
Hält Euch in seiner Pflege;
Weiß, was Euch freut und was Euch kränkt,
Und liebt Euch alle Wege.

Das Sternenheer hoch in der Höh',
Die Sonne, die dort glänzet,
Das Morgenroth, der Silber-See,
Mit Busch und Wald umkränzet,

Dies Veilchen, jener Blüthenbaum,
Der seinen Arm ausstrecket,
Sind, Kinder, seines Kleides Saum,
Das ihn vor uns bedecket, —

Ein Herold, der uns weit und breit
Von ihm erzähl' und lehre,
Der Spiegel seiner Herrlichkeit,
Der Tempel seiner Ehre.

Ein mannichfaltig groß Gebäu,
Durch Meisterhand vereinet,
Wo seine Lieb' und seine Treu'
Uns durch die Fenster scheinet.

Er selbst wohnt unerkannt darin
Und ist schwer zu ergründen.
Seid fromm und sucht von Herzen ihn,
Ob Ihr ihn möchtet finden! Claudius.

---

177. Das Spinnlein.

Nein, schaut mir doch das Spinnlein an,
Wie's zarte Fäden zwirnen kann!
Frau Muhme, Du spinnst auch wohl fein,
Doch das möcht' wohl noch feiner sein.
Es macht es so subtil und nett,
Möcht' nicht, daß ich's zu haspeln hätt'!

Wo nahm es her den Flachs so fein?
Wer mag sein Hechelmeister sein?
Gelt, wenn man's wüßt', Du gingst auch hin
Und wärst so klug und holtest ihn?
Jetzt schau nur, wie's sein Füßchen setzt,
Die Ärmel streift, die Finger netzt.

Es ziehet lange Fäden aus
Und spinnt 'ne Brück' an 's Nachbarn Haus;
Ein breiter Weg ist's in der Luft,
Der morgen hangt voll frischem Duft;
Es baut 'nen Fußweg neben dran,
Daß es auch drüber gehen kann.

Es spinnt und wandelt auf und ab,
Nun im Galopp und nun im Trab;
Jetzt geht's ringsum; was wird das sein?
Fürwahr, es giebt ein Ringelein!
Jetzt schließt es zarte Fäden ein;
Das soll wohl gar gewoben sein?

Es scheint verirrt, es hält jetzt still
Und weiß nicht recht, wohin es will.
Es geht zurück; ich seh's ihm an,
Es hat Etwas vergessen dran.
Zwar, denkt es, das pressirt ja nicht,
Mein Haus drum nicht zusammenbricht.

Es spinnt und webt im kleinen Raum,
So gleich und fein, man sieht es kaum.
Und kluge Leute sagen doch,
's sei jeder Faden mehrfach noch.
Fürwahr, gut sehen muß der Mann,
Der's zählen und erkennen kann.

Jetzt steht es, putzt die Hände ab
Und schneidet seinen Faden ab.
Jetzt setzt's sich in sein Sommerhaus
Und schaut die lange Straß' hinaus.
Es sagt: „Man baut sich halb zu Schand',
Doch freut's ein'n auch, ist's Haus in Stand."

In freien Lüften wagt's und schwangt's,
Und an der lieben Sonne hangt's,
Und sitzt in ihrem Schein so warm.
Wie wohl ist's ihm! In großem Schwarm
Sieht's Mücklein tanzen jung und fett
Und denkt: „Wenn ich doch eines hätt'!" —

Wie hast Du, Spinnlein, mich entzückt!
So klein und doch auch so geschickt!
Wer hat dies Alles Dich gelehrt?
Ich denk', Er, der uns Alle nährt;
Er giebt auch Dir, was Dir gebricht;
Sei ruhig, Er vergißt Dich nicht!

Da kommt ein Mücklein; nein, wie dumm!
Es rennt' ihm schier das Häuschen um.
Nun schreit's und winselt's Weh und Ach!
Du armer Schlucker, nur gemach!
Hier heißt es: Augen aufgethan!
Was gehn Dich fremde Sachen an?

Schau, 's Spinnchen merkt schon was davon,
Es zuckt und springt und hat sie schon.
Es denkt: „Viel Arbeit hatt' ich hier,
Nun schmeckt auch wohl das Brätchen mir!" —
Ich sag's ja, der uns Alle nährt,
Auch Jedem, was er braucht, beschert.

Nach Hebel.

---

178. Denkspruch.

Auf großer See sind große Wellen,
Verborgne Klippen, strenger Wind;
Wer klug ist, bleibet bei den Quellen,
Die in den grünen Wäldern sind.

Opitz.

---

179. Die Blumen.

In des Winters Stürmen schliefen
Wir an warmer Mutterbrust;
Holde kleine Engelchen
Uns heraus zur Frühlingslust.

Quellen rauschen, Quellen bringen
Uns das frische Leben zu;
Vögel wecken uns mit Singen,
Lüftchen wiegen uns zur Ruh'!

Hundertfarbig ohne Mühe
Webt die Mutter unser Kleid,
Aus dem reinen Thau der Frühe
Macht' sie unser Brautgeschmeid'.

Liebliche Gerüche hauchen
Wir im heitern Raum umher;
Tausend junge Leben tauchen
Heiter sich in dieses Meer.

Fährt der rauhe Winter nieder,
Gehn wir in der Mutter Haus;
Nach den Stürmen schickt sie wieder
Uns zum Frühlingsfest heraus. A. Schreiber.

---

180. Der persische Bauer.

In Eriwan *)
War einst ein armer, schlichter Mann;
Sein ganz Vermögen war ein kleiner Garten,
Sein ganz Geschäft, ihn abzuwarten.
Ein Obstbaum, der im Gärtchen stand,
Trug Früchte, weit und breit bekannt;
Sie glühten schön und groß und reich an Balsamsafte,
Der selbst dem Kranken Lindrung schaffte.
„Bringt," sprach ein Nachbar, „guter Mann,
Ein Körbchen dieser Frucht nach Ispahan. **)
Der Schach ist lecker, hör' ich sagen,
Freigebig überdies. Ihr kriegt, gebt nur Acht,
So manches Goldstück heimzutragen,
Als Ihr der Früchte hingebracht!" —

„Je nun, ich sollt' es selber meinen."
Er kauft ein feines Körbchen ein,
Packt seine schöne Frucht hinein.

---

*) Einer zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere gelegenen Stadt, welche früher persisch war, seit einiger Zeit aber dem Kaiser von Rußland gehört.

**) Ispahan, die vormalige Residenzstadt der Beherrscher (Schach's) in Persien.

Nimmt freudig Abschied von den Seinen
Und tritt den Weg nach Ispahan,
Schon Plan auf Plan entwerfend, an,
Wie mit dem Beutel Gold vom Schache
Er Haus und Garten größer mache,
Kommt, eh' er's denkt, zur Burg von Ispahan
Und meldet sich beim Obermarschall an.
Der Marschall nimmt die Frucht, und kurze Zeit hernach
Wird unser guter Mann belehret,
Daß seine Majestät, der Schach,
In eigener Person sein ganzes Obst verzehret,
Es sehr gelobt und mehr begehret.

Ei, guter Perser, welch ein Glück!
Er lauert auf den Augenblick,
Dem Kaiser glimpflich zu berichten,
Er sei der Bauer mit den Früchten.
Er stellt sich in den Saal, durch den der Kaiser geht,
Beschaut das prächtige Geräth,
Begafft die Großen, die so klein hier stehen,
Und sieht zuletzt im Schwarm ein Zwerglein gehen,
So mißgebaut, daß sich der arme Mann
Des Lachens nicht enthalten kann.
Zum Unglück war dies Zwerglein der Minister.
Mit scharfem Blicke, kraus und düster,
Schielt er den Fremdling an. Ein Wort,
Und wüthend schleppt die Wach' ihn fort.
Im Kerker sitzt er nun und mag sein Gold erwarten.
Er flucht dem Baume, flucht dem Garten
Und flucht dem Nachbar, dessen Rath
Ihn in dies Loch gestürzet hat.
Doch alles Fluchen kann die Sachen
Nicht ungeschehn, nicht besser machen;
Ein Jahr fließt nach und nach dahin,
(Ach eine lange Zeit für ein so kurzes Lachen!)
Und keine Seele denkt an ihn.

Nun kommt die Zeit der Früchte wieder.
Man bringt dem Schach die schönsten dar;

Er rümpft die Nase, legt sie nieder:
„Nein! das ist keine Frucht, wie das verfloss'ne Jahr.
Was für ein herrlich Obst das war!
Wird wohl der Mann zurücke kommen?
Hat man noch Nichts von ihm vernommen?
Wo kam er her? Wo ging er hin?
Wer ist er? Geht, erfragt mir ihn!" —

Man forscht und hört die traurige Geschichte.
Der Kaiser lacht ob dem Berichte:
„Gut! Bringt ihn her. Ich will ihn sehn,
Den armen Schelm. Es soll ihm besser gehn!"

Er kommt. „He, guter Freund! ich weiß, wie Dir's ergangen."
So spricht der Schach. „Es thut mir leid;
Allein für Kerker, Obst und Zeit
Darfst Du nun auch, was Dir gefällt, verlangen." —

„Herr, gieb mir," sagt der arme Mann,
„Ein Beil, ein Säckchen Salz und einen Alkoran."
Der Kaiser fängt zu lachen an:
„Was für ein dummer Schnack! Beil, Salz und Alkoran?" —

„Das Beil, daß ich den Obstbaum fälle;
Das Salz, es auszusä'n, damit auf seiner Stelle
Nichts wieder wachse; dann den Alkoran,
Um einen Eid darauf zu schwören,
Daß ich und die mir zugehören
Zeitlebens nicht nach Hofe wiederkehren!" Nicolay.

---

181. Bauernlied.

Im Anfang war's auf Erden
Nur finster, wüst und leer;
Und sollt was sein und werden,
Mußt' es wo anders her.

Chor. Alle gute Gabe
Kam oben her, von Gott,
Vom schönen, blauen Himmel herab.

So ist es hergegangen
Im Anfang, als Gott sprach;
Und wie sich's angefangen,
So geht's noch diesen Tag.
Chor. Alle gute ꝛc.

Wir pflügen und wir streuen
Den Samen auf das Land;
Doch Wachsthum und Gedeihen
Steht nicht in unsrer Hand.
Chor. Alle gute ꝛc.

Der thut mit leisem Wehen
Sich mild und heimlich auf
Und träuft, wenn wir heim gehen,
Wuchs und Gedeihen drauf.
Chor. Alle gute ꝛc.

Der sendet Thau und Regen
Und Sonn' und Mondenschein;
Der wickelt Gottes Segen
Gar zart und künstlich ein;
Chor. Alle gute ꝛc.

Und bringt ihn dann behende
In unser Feld und Brod;
Es geht durch seine Hände,
Kommt aber her von Gott.
Chor. Alle gute ꝛc.

Was nah' ist und was ferne,
Von Gott kommt Alles her,
Der Strohhalm und die Sterne,
Der Sperling und das Meer.
Chor. Alle gute ꝛc.

Von Ihm sind Büsch' und Blätter,
Und Korn und Obst von Ihm,
Von Ihm mild Frühlingswetter
Und Schnee und Ungestüm.
Chor. Alle gute ꝛc.

Er, Er macht Sonnaufgehen,
Er stellt des Mondes Lauf;
Er läßt die Winde wehen,
Er thut den Himmel auf.

Chor. Alle gute ꝛc.

Er schenkt uns Vieh und Freude,
Er macht uns frisch und roth;
Er giebt den Kühen Weide
Und unsern Kindern Brod.

Chor. Alle gute ꝛc.

Auch Frommsein und Vertrauen
Und stiller, edler Sinn,
Ihm flehn und auf Ihn schauen
Kommt Alles uns durch Ihn.

Chor. Alle gute ꝛc.

Er gehet ungesehen
Im Dorfe um und wacht
Und rührt, die herzlich flehen,
Im Schlafe an bei Nacht.

Chor. Alle gute ꝛc.

Darum, so woll'n wir loben
Und loben immerdar
Den großen Geber oben!
Er ist's! und Er ist's gar!

Chor. Alle gute ꝛc. Claudius.

---

182. Beim Aufgange der Sonne.

Da kommt sie her. Der Berg frohlocket laut
Und bringt ihr seinen Rauch!
Das Thal frohlockt, geschmückt wie eine Braut!
Und wir frohlocken auch!

Auf, denkt an den, der sie geschaffen hat!
Der ist ein großer Herr,
Held, Friedefürst und Vater, Kraft und Rath;
Und Keiner ist, wie Er!

Ihm wird's nicht Tag; Er hat kein Schlafgemach;
Er schläft und schlummert nicht!
Sein Vaterherz ist ewig, ewig wach!
Und ewig Lieb' und Licht!

Er sitzt dort hoch in stiller Einsamkeit
Und sinnt auf unser Wohl,
Den großen Schoß voll Wohlthat weit und breit
Und beide Hände voll!

Und sieht herab auf Sterne, Land und Meer
Mit unverwandtem Blick,
Sieht seine Kinder alle rund umher,
Ihr Elend und ihr Glück!

O Du Barmherziger! Du Gnädiger!
Barmherzig für und für!
Du Gnädiger! O Du Barmherziger!
Herr Gott, Dich loben wir! Claudius.

---

183. Der Junker und der Bauer.

Ein Bauer trat mit dieser Klage
Vor Junker Alexander hin:
„Vernehmt, Herr, daß ich heut' am Tage
Recht übel angekommen bin:
Mein Hund hat Eure Kuh gebissen;
Wer wird den Schaden tragen müssen?" —
„Schelm, das sollst Du?" fuhr hier der Junker auf;
„Für dreißig Thaler war die Kuh mir nicht zu Kauf;
Die sollst Du diesen Augenblick erlegen.
Das sei hiermit erkannt von Rechtes wegen!" —

„Ach, nein! gestrenger Herr, ich bitte, hört!"
Rief ihm der Bauer wieder zu;
„Ich hab' es in der Angst verkehrt;
Nein! Euer Hund biß meine Kuh." —
Und wie hieß nun das Urtheil Alexander's?
„Ja, Bauer, das ist ganz was Anders." Richey.

---

184. Denkſpruch.

Freund, brich die Roſen aller Freuden,
Die keine Reu' umdornt, kein ſpätes Ach! umtönt!

U z.

---

185. Sommerlied.

Geſchützt vor heißem Sonnenſtrahl
Durch ſchattenreiches Grün,
Gehn wir durchs bunte Wieſenthal
Mit froher Seele hin.

Es athmet Freude weit und breit
Des Schöpfers ſchöne Welt;
Es prangt im reichſten Feierkleid
Thal, Hügel, Wald und Feld.

Wie dort der Saaten goldnes Meer
Sanftwogend fällt und ſteigt!
Wie ſich, dem ſchwachen Halm zu ſchwer,
Die volle Ähre neigt!

Wie um der Wieſenblume Saum
Der Bienen Völklein fliegt
Und ſich im hohen Blüthenbaum
Auf jeder Blüthe wiegt!

Die Lerche, die in Wolken ſchwebt,
Singt froh ihr Lied herab,
Und furchtlos, unermüdet webt
Der Seidenwurm ſein Grab. *)

Wie athmet ſich's ſo froh und frei
In heller, heitrer Luft,
Vom friſchen, blumenreichen Heu
Erfüllt mit Balſamduft!

Sie iſt zu voll, ſie iſt zu ſchön,
Des Schöpfers große Welt,

---

*) Die Seidenraupe, welche ſich, um Schmetterling zu werden, in ihr Geſpinſt einpuppt.

Um freudenleer darin zu gehn·
Durch Wies' und Hain und Feld.

Drum, liebe Freunde, lasset hier
Der schönen Welt uns freun!
Sind wir verblüht, dann ziehen wir
In eine schön're ein.

---

186. Der arme Greis.

Um das Rhinoceros *) zu sehn,
(Erzählte mir mein Freund) beschloß ich auszugehn.
Ich ging vors Thor mit meinem halben Gulden,
Und vor mir ging ein reicher, reicher Mann,
Der, seiner Miene nach, die eingelaufnen Schulden
Nebst dem, was er die Messe durch gewann,
Und was er, wenn's ihm glücken sollte,
Durch den Gewinst nun noch gewinnen wollte,
In schweren Ziffern übersann.

Herr Orgon ging vor mir, — ich geb' ihm diesen Namen,
Weil ich den seinen noch nicht weiß; —
Er ging; doch eh' wir noch zu unserm Thiere kamen,
Begegnet' uns ein alter, schwacher Greis,
Für den, auch wenn er uns um Nichts gebeten hätte,
Sein zitternd Haupt, das halb nur seine war,
Sein ehrlich, fromm Gesicht, sein heilig graues Haar
Mit mehr als Rednerkünsten red'te.
„Ach!" sprach er, „ach, erbarmt Euch mein!
Ich habe Nichts, um meinen Durst zu stillen.
Ich will Euch künftig gern nicht mehr beschwerlich sein;
Denn Gott wird bald wohl meinen Wunsch erfüllen

---

*) Ein in Asien und Afrika lebendes Säugethier, ausgezeichnet durch ein oder zwei auf der Nase stehende Hörner und eine sehr harte und dicke Haut. Es heißt auch Nashorn und wird zuweilen, aber doch seltener, als andere fremden Thiere, bei uns in Menagerieen gezeigt. Es hat etwa neun Fuß Länge und vier Fuß Schulterhöhe, lebt einsam und wild in feuchten Wäldern und nährt sich von Blättern und Baumreisern.

Bei mir hab keiner Ehre gelegen.
Ich habe Gott zu Ehren gelebt.

Wo Gott bei Gott, alles, was Gott bei Gott!
Da ist es in seinem Thun.
Da ist Ehre vor Gott Gott.
Wo Gott bei Gott, da ist zur Ehre er!
Der verehrten sie Ehre!
Wenn sie ihm auf sich Ehrenkron reichen,
Ehrenkron, Ehrenkron, Ehrenkron,
Da ist er Ehrer Gott, da ist Ehre vor Gott!—
Gott gab er Gnade! Er Ehren Ehrenkron Ehren
Gott, Gott, Gott, Gott!
O Heil, Ehr, Gnadenkron! Ehre Gott er will.

Da kamen sie zur Ehrenkron Ehren ersten
Ehrenkron, Ehrenkron,
Und gab er ihr Gnad Ehr und Ehrenkron Ehren
Der wieder in Ehrenkron Ehren wollen,
Und gab er ihr Gnad Ehr und Ehrenkron Ehren,
Ehrenkron, Ehrenkron, Ehrenkron.
„Er!" Heil! o! auf auf Ehren Gott!
Ehr Gott! Ehr Gott! Ehr Gott!
Ehr Gott er gab er Gnad Gott.
Ihr Ehrer Gott sein Gnaden, gab sie ihr auf Gott!
Ihr Gott! Ihr Gott, sie gab ihr auf Gott!
Ihr Gott! Ihr Gott, sie gab ihr auf Gott!
Ihr Gott! Ihr Gott! Ihr Gott! Ihr Gott! Ihr Gott!
Ihr Gott! Ihr Gott! Ihr Gott! Ihr Gott! Ihr Gott!
Ihr Gott! Ihr Gott! Ihr Gott! Ihr Gott! Ihr Gott!
Und keine Ehre, die er ihr nicht Ehre,
Und keine Ehre, die er ihr nicht Ehre,
Und keine Ehre, die er ihr nicht Ehre,

Mit dem er so unchristlich red'te,
Und der vielleicht ihn jetzt bei Gott verklagt,
Daß er vor seinem Tod ihm einen Trunk versagt!

So sprach mein Freund und bat, die Müh' auf mich zu nehmen
Und öffentlich den Geizhals zu beschämen.
Wiewohl ein Mann, der sich zu keiner Pflicht,
Als für das Geld, versteht, der schämt sich ewig nicht.

Gellert.

---

187. Mailied.

Seht den Himmel, wie heiter!
Laub und Blumen und Kräuter
Schmücken Felder und Hain;
Balsam athmen die Weste,
Und im schattigen Neste
Girren brütende Vögelein.

Über grünliche Kiesel
Rollt der Quelle Geriesel
Purpurblinkenden Schaum;
Und die Nachtigall flötet,
Und vom Abend geröthet
Wankt im spiegelnden Bach der Baum.

Alles tanzet vor Freude:
Dort das Reh auf der Haide,
Hier das Lämmchen im Thal;
Vögel dort im Gebüsche,
Dort im Teiche die Fische,
Tausend Mücken im Sonnenstrahl.

Voß.

---

188. Denkspruch.

Wer nur den Sinnen lebt, weiß Nichts von hohen Dingen;
Ein reiner, freier Geist kann nur zur Weisheit dringen.

---

189. Der Peter in der Fremde.

Der Peter will nicht länger bleiben,
Er will durchaus fort in die Welt.
Dies Wageſtück zu hintertreiben,
Der Mutter immer ſchwerer fällt.
„Was willſt Du," ſpricht ſie, „draußen machen?
Du kennſt ja fremde Menſchen nicht;
Dir nimmt vielleicht all' Deine Sachen
Der erſte beſte Böſewicht."

Der Peter lacht nur ihrer Sorgen,
Wenn er die Mutter weinen ſieht,
Und wiederholt an jedem Morgen
Sein längſt geſungnes Reiſelied.
Er meint: die Fremde nur macht Leute;
Nicht in der Nähe wohnt das Glück;
Drum ſucht er's gleich recht in der Weite;
Doch kehrt er mit der Zeit zurück.

Zu Hülfe ruft man alle Baſen,
Jedwede giebt dazu ihr Wort;
Doch Peter läßt mit ſich nicht ſpaſſen,
Der Tollkopf will nun einmal fort.
Da ſpricht die Mutter voller Kummer:
„So ſieh doch nur den Vater an!
Der reiſte nie und iſt nicht dummer,
Als mancher weit gereiſ'te Mann."

Doch Peter läßt ſich nicht bewegen,
So daß zuletzt der Vater ſpricht:
„Nun gut! Ich wünſch' Dir Glück und Segen;
Fort ſollſt Du; doch nun ſäum' auch nicht!"
Nun ging es an ein Emballiren,
Vom Fuß hinauf bis an den Kopf;
Man wickelt, daß auch Nichts kann frieren,
Das dickſte Band um ſeinen Zopf.

Und endlich iſt der Tag gekommen;
Gleich nach dem Eſſen geht er heut'.
Voraus iſt Abſchied ſchon genommen,

Und Alles ſchwimmt in Traurigkeit.
Die Eltern das Geleit' ihm geben
Bis auf das nächſte Dorf hinaus,
Und weil da iſt ein Wirthshaus eben,
Hält man noch einen Abſchiedsſchmaus.

Ein Fläſchchen Wein wird vorgenommen;
Doch ſtill wird Peter, mäuschenſtill.
Man trinkt auf glücklich Wiederkommen,
Und Peter ſeufzt: „Nun, wie Gott will!"
Er muß die Augen manchmal reiben,
Nimmt Abſchied noch einmal recht ſchön
Und ſagt, man ſoll' nur ſitzen bleiben;
Denn weiter laſſ' er Keinen gehn.

Und endlich wankt er fort, der Peter,
Obgleich es ihn beinahe reut.
Nach jeden hundert Schritten ſteht er
Und denkt: Wie iſt die Welt ſo weit!
Das Wetter will ihn auch nicht freuen;
Es weht der Wind ſo rauh und kalt;
Er glaubt: Es kann noch heute ſchneien,
Und ſchneit's nicht heut', ſo ſchneit's doch bald.

Jetzt ſchaut er bang' zurück, jetzt geht er
Und ſinnt, wie weit er heut' noch reiſ't;
Jetzt kommt ein Kreuzweg; ach! da ſteht er,
Und Niemand, der zurecht ihn weiſ't!
„Ach," ſeufzt er, „ſo was zu erleben
Gedacht' ich nicht! Daß Gott erbarm'!
Hätt' ich der Mutter nachgegeben,
So ſäß' ich jetzt noch weich und warm!

Wie konnt' ich ſo mein Glück verſcherzen!
Ich war doch wirklich toll und dumm.
Wie würde mich die Mutter herzen,
Kehrt' ich an dieſem Kreuzweg um!"
Und raſch beſchließt er ſich zu drehen,
Wie wenn man was vergeſſen hat,
Und rennt — ich hätt' ihn mögen ſehen —
Zurück zur lieben Vaterſtadt.

Die Eltern saßen unterdessen
Im Wirthshaus noch in guter Ruh',
Bekämpften ihren Gram durch Essen
Und tranken tief betrübt dazu.
Der Peter ließ sie gern beim Schmause;
Ihn reizte nur der Heimath Glück;
Drum läuft er spornenstreichs nach Hause
Auf einem Seitenweg zurück.

Und froh, daß in der Näh' und Ferne
Sein Fuß sich nicht verirret hat,
Gelangt er vor dem Abendsterne
Noch ungesehen in die Stadt.
Doch ist er kaum erst heimgekommen,
So schallt Gelächter durch das Haus;
Das hätt' er übel fast genommen,
Allein — er machte sich Nichts draus.

Man spaßt: „Du mußt mit Meilenschuhen
Gewandert sein; drum setz' Dich auch
Nun hintern Ofen, um zu ruhen,
Und pfleg' am Brodschrank Deinen Bauch."
Er thut's. Jetzt treten seine Alten
Zur Stubenthür betrübt herein;
Die Mutter seufzt mit Händefalten:
„Ach, Gott, wo mag nun Peter sein?"

Da kriecht der Peter vor und schmunzelt:
„Was klagt Ihr denn? Hier bin ich ja."
Die Mutter jauchzt, der Vater runzelt
Die Stirn und spricht: „Schon wieder da?
Nun, wie ich's dachte, ist's geschehen;
Die Mutter war nur ganz verwirrt;
Ich hab's dem Burschen angesehen,
Wie weit die Reise gehen wird."

Die Mutter jubelte, durchdrungen
Von frommem Dank: „'s ist besser so;
Nun hab' ich wieder meinen Jungen
Gesund daheim, deß bin ich froh!" —

Doch Peter ſagte ganz beklommen:
„Hätt' ich nur nicht geglaubt, es ſchneit',
Und wär' der Kreuzweg nicht gekommen,
Ich wäre jetzt, wer weiß wie weit!"

Nach Grübel (von A. G. Eberhard.)

---

190. Worträthſel.

Uns durchſtrömet der Sonne Licht von außen und innen,
Aber der Regen benetzt ſtets eine Seite uns nur.
Weht uns der Nord ins Geſicht, ſo ſchwitzt uns am meiſten der Rücken;
Starret die Wieſe von Eis, bieten wir Blumen Dir dar.
Raubet ein Sturm, ein Hagel, ein Stein uns endlich das Leben,
So verſcheiden wir froh, nicht ohne Schwanengeſang.

---

191. Winterlied.

Das Feld iſt weiß, ſo hell und rein,
Vergoldet von der Sonne Schein;
Die blaue Luft iſt ſtille;
Hell, wie Kryſtall,
Blinkt überall
Der Fluren Silberhülle.

Der Lichtſtrahl ſpaltet ſich im Eis;
Es flimmert blau und roth und weiß
Und wechſelt ſeine Farbe;
Aus Schnee heraus
Ragt nackt und kraus
Des Dorngebüſches Garbe.

Von weißem Reif befiedert ſind
Die Zweige rings, die ſanfte Wind'
Im Sonnenſtrahl bewegen;
Dort ſtäubt vom Baum
Der Flocken Flaum,
Wie leichter Blüthenregen.

Tief ſinkt der braune Tannenaſt
Und drohet mit des Schneees Laſt
Den Wandrer zu beſchütten;
Vom Froſt der Nacht
Gehärtet kracht
Der Weg von ſeinen Tritten.

Das Bächlein ſchleicht, vom Eis beengt;
Voll klarer, blauer Zacken hängt
Das Dach; es ſtockt die Quelle;
Im Sturz erſtarrt,
Wie Glas ſo hart,
Des Waſſerfalles Welle.

Die blaue Meiſe ſinget laut;
Der muntre Sperling pickt vertraut
Die Körner von der Scheune;
Der Zeiſig hüpft
Vergnügt und ſchlüpft
Durch blätterloſe Haine.

Wohlan, auf feſtgedieguer Bahn
Klimm' ich den Hügel ſchnell hinan
Und blicke froh ins Weite
Und preiſe den,
Der rings ſo ſchön
Die Silberflocken ſtreute. Salis.

---

192. Der Acker der Edlen.

Ludwig, der Eiſerne genannt, *)
Lebt' in den Jünglingstagen

---

*) Ludwig II., Landgraf von Thüringen und Graf von Heſſen, lebte zur Zeit des großen Kaiſers Friedrich Rothbart, ſeines Schwagers. Die Art, wie er der hier erzählten Geſchichte gemäß die Adeligen (Vaſallen) ſeines Landes beſtrafte, machte ihn bei dieſen verhaßt, und er trug deßwegen, um einem etwaigen Meuchelmorde zu entgehen, immer ein Unterkleid von Eiſenblech, daher erhielt er den Beinamen des Eiſernen. Der Acker der Edlen oder, wie er eigentlich heißt, der Adelsacker liegt in der Gegend der thüringiſchen Stadt Freiburg.

Beim Kaiser, fern vom eignen Land,
Bei Spiel und Festgelagen
Und stieg dann sorgenlos, ein Sohn
Der Lust, auf seiner Väter Thron.

Wie Solches die Vasallen *) sahn,
Die Grafen und die Ritter:
So machten sie dem Unterthan
Das Leben hart und bitter.
Sie schrieben Schoß und Steuern aus
Und lebten selbst in Saus und Braus.

Es kann da keiner Klage Ton
Zu seinen Ohren dringen,
Weil jene listig ihm den Thron
Mit Schmeichelei'n umringen;
Bis ihm ein Zufall offenbart',
Wie schändlich er betrogen ward.

Einst hatt' er nämlich auf der Jagd,
In wilder Hast verwegen,
Am Abend sich zu weit gewagt,
Ein Wildpret zu erlegen;
Da fand er plötzlich sich im Hain
Bei schaudervoller Nacht allein.

Er lenkt das Roß wohl hin und her
Durch Sumpf und dorn'ge Hecken
Und lauscht und späht die Kreuz und Quer,
Den Ausweg zu entdecken;
Allein sein lauter Ruf verhallt,
Und immer dunkler wird der Wald.

Auf einmal blinket, wie ein Stern,
Ihm Lichterschein entgegen;
Auch hört er, doch nur schwach und fern,

*) Vasall oder Lehensmann heißt derjenige, welcher Etwas gleichsam nur als ein Darlehen besitzt. Die Vasallen eines Fürsten sind die Adeligen seines Landes, welche bestimmte Güter oder Landstriche so besitzen, daß sie dieselben zwar wie ein Eigenthum benutzen und auch auf ihre Kinder vererben, aber ohne Erlaubniß des Fürsten nie an Andere verschenken oder verkaufen dürfen und ihm dafür noch außerdem zu manchen Diensten verpflichtet sind.

Den Blick von Sonnenhöhen,
Ich hatte Lenz in sie hat Blei,
Den Geist in Geist in Sinn Gedicht.

Und wie ich Wort und Wort und Ton,
Ich Wort und Wort und Ton,
Nur eines Klang und wenig Worte,
Ich Klang und wenig Worte,

Der Jugendzeit Gefühl und Sinn
Ist heute — ist mir nicht mehr neu.

Ich lieb', ich lieb und weiß nicht recht,
Ich lieb' sie frei und doch gebunden,
Ich lieb' sie wie ein Kind und Weib,
Ich lieb' sie wie ein Kind und Weib,

Und wie ich sie geliebt, geliebt
Ist sie mir heute noch geblieben.

Du meines Blicks, du Glanz des Blicks
Dreifache Lust im Blicke,
Du Lust des Lichts, du Lust des Lichts,
Du Lust des Lichts, du Lust des Lichts,

Du Lust im Lichte zu
Du Lust im Lichte zu Gedanken sein,

Kann also bei der Blumen auch
Die mir so reizen schauen
Ich Blumen auch, Blumen auch
Mit ihnen Gedanken schauen,

Ich Licht in Auben, Licht in Blatt,
Mit ihnen Gedanken schauen,

Im rot bei Blatt und schwarz
Im Blatt und schwarz,

O Farbenpracht, Farbenpracht, wie
Bist du mir heute Sinn?

Ich sehe dich, ich sehe dich
Und sehe sie dich in sie.

Wenn ihre Blicke, Blick in Blick
Mit ihnen Gedanken schauen,
Wie unsicher sie im Lösung ist!

Ich glaub', Ihr wollt ihn schmieden.
Mich hat das Sprüchlein aufgeweckt;
Vertraut mir, was dahinter steckt!"

Der Alte sprach: „Mein Jägersmann,
Ich zielte nach den Rittern,
Die, wenn der Bauer was gewann,
Den letzten Heller wittern.
Mich dünkt, für solche böse Brut
Sei unser Landgraf viel zu gut.

Im Schweiße bauen wir das Feld
Und sammeln in die Scheuern;
Da kommt dann so ein Lanzenheld
Und plaget uns mit Steuern;
Der gute Ludwig wird genarrt,
Drum sagt' ich: Landgraf, werde hart!"

„Wie!" ruft entrüstet jener aus,
„So ließ ich mich bethören?
Bring eilig mir den Hengst heraus!
Das Weitre sollst Du hören!
Ich bin der Landgraf selber, Freund!
Dein Schmiedespruch war gut gemeint!"

Er schwingt sich hurtig auf sein Roß,
Fliegt im Galopp von dannen.
Dann schickt er von der Wartburg Schloß
Nach allen seinen Mannen *)
Und nimmt der argen Ritterschaft
Gefährlichste sogleich in Haft.

Und viele Andre rotten zwar
Rebellisch sich zusammen;
Doch Ludwig dämpft mit seiner Schaar
Des Aufruhrs wilde Flammen,
Indem er All' in einer Schlacht
Bei Naumburg zu Gefangnen macht.

*) D. h. seinen Vasallen.

Gebunden führt man sie zum Thron,
Die Ritter und die Grafen.
„Ihr Schurken!“ rief der Landgraf, „Hohn
Soll man mit Hohn bestrafen!
Ihr seid von adligem Geschlecht
Und habt doch Böses Euch erfrecht.

Der Milde spottend, triebt Ihr's toll
Im Schutze fester Mauern,
Und fülltet Eure Säckel voll
Und drücktet meine Bauern.
Nun kühlet Euer stolzes Blut
Und fühlet, wie's dem Bauer thut!“

Drauf stieg der Fürst vom Thron herab
Und sprach: „Ihr treuen Mannen,
Nehmt ihnen Helm und Rüstung ab,
Laßt in den Pflug sie spannen!“
Und die getreue Dienerschaar
Vollstreckte, was befohlen war.

Sie pflügten, gleich dem Stier und Roß,
Den nahgelegnen Acker;
Gab's einen, den das Ding verdroß,
So peitschte man ihn wacker;
Der Landgraf selber ritt dabei
Und prüft', ob recht geackert sei.

Und wie der nächste Morgen graut,
Schickt' auf dem schnellsten Rappen
Zu dem, der ihm den Spruch vertraut,
Der Landgraf einen Knappen;
„Er bringe Zang' und Hammer mit
Und sei fortan mein Waffenschmidt!“

Der Alte kommt mit frohem Blick
Und naht sich ohne Zagen;
Er bittet ihn, sein Meisterstück,
Ein Panzerhemd, zu tragen;
Und Ludwig nahm es gnädig an
Und hieß der Eiserne fortan.

Den Acker aber, wo ins Joch
Die Ritter sich gebogen,
Sah man in späten Zeiten noch
Mit einer Wand umzogen;
Und Mancher fühlte tief die Schmach,
Wenn man vom Acker der Edlen sprach.

W. Gerhard.

---

193. Der Fleiß.

Süßer, angenehmer Fleiß!
O wie herrlich ist der Preis,
Den er jedem Jüngling beut,
Der ihm seine Kräfte weiht!

Wenn die lange Weile gähnt
Und sich träg' nach Possen sehnt,
Hüpft in froher Thätigkeit
Die ihm nie zu lange Zeit.

Ja, mit schnellen Schwingen fliehn
Seine Stunden vor ihm hin;
Den verlornen Augenblick,
Nichts sonst, wünscht er sich zurück.

Er ist stark, gesund und frisch;
Arbeit würzet ihm den Tisch,
Und kein kranker Ekel schleicht
Sich zu seiner Mahlzeit leicht.

Wenn er winkt, drückt ihm die Ruh
Seine Augen willig zu;
Nie hat ihn ein Traum geschreckt
Und vom Schlummer aufgeweckt.

Er begegnet allemal
Früh dem ersten Sonnenstrahl,
Welcher, munterm Fleiß geneigt,
Von den Bergen niedersteigt.

In der Jahre reiferm Lauf
Suchen Ehr' und Würd' ihn auf;

Glück und Segen warten ſein,
Ihn im Alter zu erfreun.

Aller Orten trifft er dann
Früchte ſeiner Arbeit an,
Keinen Augenblick der Zeit,
Den er nun umſonſt bereut.

Auch im Alter, auch als Greis
Iſt er munter und voll Fleiß,
Und ihn trägt kein falſcher Stab
An ſein ſanftes, ſpätes Grab. Weiße.

---

194. Im Grünen.

Willkommen im Grünen!
Der Himmel iſt blau
Und blumig die Au!
Der Lenz iſt erſchienen!
Er ſpiegelt ſich hell
Am luftigen Quell
Im Grünen!

Willkommen im Grünen!
Aus knorrigem Spalt
Der Eichen erſchallt
Das Sumſen der Bienen;
Flink tragen ſie heim
Den würzigen Seim
Im Grünen!

Willkommen im Grünen!
Das Vögelchen ſpringt
Auf Sproſſen und ſingt:
Der Lenz iſt erſchienen!
Ihm ſäuſelt der Weſt
Ums heimliche Neſt
Im Grünen!

Willkommen im Grünen!
Es blöket im Thal
Das Lämmchen, vom Strahl
Der Sonne beſchienen;
Das fleckige Reh
Durchhüpfet den Klee
Im Grünen!

Willkommen im Grünen!
Der Himmel iſt blau
Und blumig die Au!
Der Lenz iſt erſchienen!
Er ſpiegelt ſich hell
Am luftigen Quell
Im Grünen! Voß.

---

195. Der Kaiser und der Abt.

Ich will Euch erzählen ein Mährchen, gar schnurrig.
Es war 'mal ein Kaiser, der Kaiser war knurrig;
Auch war 'mal ein Abt, ein gar stattlicher Herr;
Nur Schade, sein Schäfer war klüger, als er.

Dem Kaiser ward's sauer in Hitz' und in Kälte;
Oft schlief er bepanzert im Kriegesgezelte;
Oft hatt' er kaum Wasser zu Schwarzbrod und Wurst;
Und öfters noch litt er gar Hunger und Durst.

Das Pfäfflein, das wußte sich besser zu hegen
Und weidlich am Tisch und im Bette zu pflegen.
Wie Vollmond glänzte sein feistes Gesicht;
Drei Männer umspannten den Schmeerbauch ihm nicht.

Drob suchte der Kaiser am Pfäfflein oft Hader.
Einst ritt er mit reisigem Kriegesgeschwader
In brennender Hitze des Sommers vorbei;
Das Pfäfflein spazierte vor seiner Abtei.

Ha, dachte der Kaiser, zur glücklichen Stunde!
Und grüßte das Pfäfflein mit höhnischem Munde:
„Knecht Gottes, wie geht's Euch? Mir däucht wohl ganz recht,
Das Beten und Fasten bekomme nicht schlecht!

Doch däucht mir daneben, Euch plage viel Weile;
Ihr dankt mir's wohl, wenn ich Euch Arbeit ertheile.
Man rühmet, Ihr wäret der pfiffigste Mann;
Ihr hörtet das Gräschen fast wachsen, sagt man.

So geb' ich denn Euren zwei tüchtigen Backen
Zur Kurzweil drei artige Nüsse zu knacken.
Drei Monden von nun an bestimm' ich zur Zeit,
Dann will ich auf diese drei Fragen Bescheid.

Zum ersten: Wann hoch ich im fürstlichen Rathe
Zu Throne mich zeige im Kaiser-Ornate,
Dann sollt Ihr mir sagen, ein treuer Wardein,
Wie viel ich wohl werth bis zum Heller mag sein.

Zum zweiten sollt Ihr mir berechnen und sagen,
Wie bald ich zu Rosse die Welt mag umjagen,

Um keine Minute zu wenig und viel!
Ich weiß, der Bescheid darauf ist Euch nur Spiel.

Zum dritten noch sollst Du, o Preis der Prälaten,
Aufs Härchen mir meine Gedanken errathen.
Die will ich dann treulich bekennen; allein
Es soll auch kein Titelchen Wahres dran sein.

Und könnt Ihr mir diese drei Fragen nicht lösen,
So seid Ihr die längste Zeit Abt hier gewesen,
So lass' ich Euch führen zu Esel durchs Land,
Verkehrt, statt des Zaumes den Schwanz in der Hand!" —

Drauf trabte der Kaiser mit Lachen von hinnen.
Das Pfäfflein zerriß und zerspliß sich mit Sinnen;
Kein armer Verbrecher fühlt mehr Schwulität,
Der vor hochnothpeinlichem Halsgericht steht.

Er schickte nach ein, zwei, drei, vier Un'versitäten,
Er fragte bei ein, zwei, drei, vier Facultäten,
Er zahlte Gebühren und Sporteln voll auf;
Doch löste kein Doctor die Fragen ihm auf.

Schnell wuchsen bei herzlichem Zagen und Pochen
Die Stunden zu Tagen, die Tage zu Wochen,
Die Wochen zu Monden; schon kam der Termin!
Ihm ward's vor den Augen bald gelb und bald grün.

Nun sucht' er, ein bleicher hohlwangiger Werther, *)
In Wäldern und Feldern die einsamsten Oerter.
Da traf ihn auf selten betretener Bahn
Hans Bendix, sein Schäfer, am Felsenhang an.

„Herr Abt," sprach Hans Bendix, „was mögt Ihr Euch grämen?
Ihr schwindet ja wahrlich dahin, wie ein Schemen.
Maria und Joseph! Wie hotzelt Ihr ein!
Mein Sixtchen! Es muß Euch was angethan sein!" —

„Ach, guter Hans Bendix, so muß sich's wohl schicken.
Der Kaiser will gern mir am Zeuge was flicken

*) Ein junger Mann, der dadurch, daß er einer großen Schwermuth nachhing, sich nach und nach abzehrte.

Und hat mir drei Nüss' auf die Zähne gepackt,
Die schwerlich Beelzebub selber wohl knackt.

Zum ersten: Wann hoch er im fürstlichen Rathe
Zu Throne sich zeiget im Kaiser-Ornate,
Dann soll ich ihm sagen, ein treuer Wardein,
Wie viel er wohl werth bis zum Heller mag sein.

Zum zweiten soll ich ihm berechnen und sagen,
Wie bald er zu Rosse die Welt mag umjagen,
Um keine Minute zu wenig und viel!
Er meint, der Bescheid darauf wäre nur Spiel.

Zum dritten, ich ärmster von allen Prälaten!
Soll ich ihm gar seine Gedanken errathen;
Die will er zwar treulich bekennen; allein
Es soll auch kein Titelchen Wahres dran sein.

Und kann ich ihm diese drei Fragen nicht lösen,
So bin ich die längste Zeit Abt hier gewesen,
So läßt er mich führen zu Esel durchs Land,
Verkehrt, statt des Zaumes den Schwanz in der Hand." —

„Nichts weiter?" erwidert Hans Bendir mit Lachen;
„Herr, gebt Euch zufrieden; das will ich schon machen.
Nur borgt mir Eu'r Käppchen, Eu'r Kreuzchen und Kleid,
So will ich schon geben den rechten Bescheid.

Versteh' ich gleich Nichts von lateinischen Brocken,
So weiß ich den Hund doch vom Ofen zu locken.
Was Ihr Euch, Gelehrte, für Geld nicht erwerbt,
Das hab' ich von meiner Frau Mutter geerbt."

Da sprang, wie ein Böcklein, der Abt vor Behagen.
Mit Käppchen und Kreuzchen, mit Mantel und Kragen
Ward stattlich Hans Bendix zum Abte geschmückt
Und hurtig zum Kaiser nach Hofe geschickt.

Hier thronte der Kaiser im fürstlichen Rathe;
Hoch prangt' er mit Scepter und Kron' im Ornate.
„Nun sagt mir, Herr Abt, als ein treuer Wardein,
Wie viel ich jetzt werth bis zum Heller mag sein." —

„Wir kennen Niemanden unter Ihnen verheirathet; wir wollen Ihnen Alle Gelegenheit geben, sich zu verheirathen. Sie sind Alle eine edle Art, ich genieße mit euch, wenn schon Alle hier noch nicht verheirathet sind."

„Ja," sagt der Kaiser, „der Mensch hat die Seine verheirathet, und ich habe sie ihm gegeben. Ich habe ihn zum Grafen gemacht, und er hat eine Grafschaft bekommen, und so ist er verheirathet ist wie."

Und der Kaiser sprach zu dem Andern: „Du, ich habe dich zum Grafen gemacht, und du hast eine Grafschaft bekommen, und du hast sie verheirathet, und du hast sie verheirathet."

„Ja, wenn wir sie Beide sind, so sind wir es Beide!" —

„Ja, wenn wir sie Beide sind, so sind wir es Beide!" — Und er sah Beide an, und sie sahen Beide an.

Und er sah einen Jeden mit dem Andern lange, so lange, bis jeder sich Beiden ist Beide gleich.

Und der Kaiser sprach zu dem Andern: „Du, ich habe dir Einen zu Theil, und du hast mir Einen zu Theil, und wir Beiden sind Beide und Beide gleich, und wir Beiden sind Beide und Beide gleich."

Und der eine sprach, indem er seine Zeit gedenken[1] konnte und in die Zukunft seinen Blick verwenden, und sah in die Zukunft, und sah, wie sie Beide sind, und sah, wie sie Beide sind und Beide gleich.

Und er sprach zu dem Andern: „Du, ich habe dich," — sagte nicht: Du hast mir Einen zu Theil, und ich habe Einen, Zwei, Beide, Beide gleich, Beide, Beide, Beide

Und lerne fortan erſt, quid juris, verſtehn;
Denn wenn man will ernten, ſo muß man auch ſä'n." —

„Mit Gunſten, Herr Kaiſer, das laßt nur hübſch bleiben!
Ich kann ja nicht leſen, noch rechnen und ſchreiben;
Auch weiß ich kein ſterbendes Wörtchen Latein;
Was Hänschen verſäumet, holt Hans nicht mehr ein." —

„Ach, guter Hans Bendix, das iſt ja recht Schade!
Erbitte demnach Dir ein' andere Gnade.
Sehr hat mich ergötzet Dein luſtiger Schwank;
Drum ſoll Dich auch wieder ergötzen mein Dank." —

„Herr Kaiſer, groß hab' ich ſo eben Nichts nöthig;
Doch ſeid Ihr im Ernſt mir zu Gnaden erbötig,
So will ich mir bitten zum ehrlichen Lohn
Für meinen hochwürdigen Herren Pardon." —

„Ha, bravo! Du trägſt, wie ich merke, Geſelle,
Das Herz, wie den Kopf, auf der richtigen Stelle.
Drum ſei der Pardon ihm in Gnaden gewährt
Und obendrein Dir ein Panis-Brief *) beſchert:

Wir laſſen dem Abt von Sanct Gallen entbieten:
Hans Bendix ſoll nicht mehr die Schafe ihm hüten.
Der Abt ſoll ſein pflegen nach unſerm Gebot
Umſonſt bis an ſeinen ſanft ſeligen Tod." — Bürger.

---

196. Frühlingslied.

Sieh, der Frühling lacht uns wieder,
Bunt geſchmückt ſind Hain und Flur;
Laut erſchallen ſeine Lieder
Von den Sängern der Natur.
Lichte Silberwolken malen
Schön ſich auf des Himmels Blau,
Und die Pracht der Sonnenſtrahlen
Schmückt mit Glanz die Blumenau.

*) Ein Verſorgungsbrief. Die deutſchen Kaiſer hatten nämlich das Recht, Leuten, denen ſie wohl wollten, ein ſolches Schreiben an ein Kloſter auszufertigen, durch welches die Vorſteher des Kloſters verpflichtet wurden, die im Briefe genannten Leute lebenslänglich zu verſorgen.

Reiche Saat wogt auf den Feldern,
Wie ein grünes Wellenmeer;
Auf den Bergen, in den Wäldern
Lacht um uns die Freude her.
Jeder neue Tag entfaltet
Neuen Blüthenschmuck der Flur,
Und die Schönheit, die veraltet,
Wird ein Segen der Natur.

Jugendsinn und Jugendblüthe,
Beide schön! Doch sie vergehn.
Edelsinn und Seelengüte,
Das sind Reize, die bestehn.
Lerne Du von Mutter Erde!
Blühn und Welken ist voll Sinn:
Daß zur Frucht die Blüthe werde,
Darum stirbt ihr Schmuck dahin.

Elise von der Recke.

---

197. Silbenräthsel (Charade).

Mit den beiden letzten Silben
Ging ein Wilder auf die Jagd,
Als noch kaum auf blauen Bergen
Morgenroth von ferne tagt.

Lange war er nicht gezogen,
Sieh, da kamen schnell heran
Die zwei ersten Silben; freilich
War's um's Jagen da gethan.

Denn sie trafen die zwei letzten
Und beraubten sie der Kraft,
Nicht durch ungestümen Angriff —
Langsam wurden sie erschlafft.

Endlich zeigte sich das Ganze,
Reizend, hoffnungsvoll und schön,
Und es flohen die zwei ersten,
Wurden bald nicht mehr gesehn.

Die zwei letzten aber wurden
Wieder ſtark durch dieſe Ruh',
Und es ſchleppte reiche Beute
Dronal der Hütte zu. Th. Hell.

---

198. Winterlied.

Wie ruheſt Du ſo ſtille
In deiner weißen Hülle,
Du mütterliches Land!
Wo ſind die Frühlingslieder,
Des Sommers bunt Gefieder
Und dein beblümtes Feſtgewand?

Du ſchlummerſt nun entkleidet!
Kein Lamm, kein Schäflein weidet
Auf deinen Au'n und Höh'n.
Der Vöglein Lied verſtummte,
Kein Bienlein mehr, das ſummte;
Doch biſt Du auch im Schlummer ſchön!

Die Zweig' und Äſtlein ſchimmern,
Und tauſend Lichter flimmern,
Wohin das Auge blickt.
Wer hat dein Bett bereitet,
Die Decke dir gebreitet
Und dich ſo ſchön mit Reif geſchmückt?

Der gute Vater droben
Hat dir dein Kleid gewoben;
Er ſchläft und ſchlummert nicht.
So ſchlummre denn in Frieden!
Der Vater weckt die Müden
Zu neuer Kraft und neuem Licht!

Bald, bei des Lenzes Wehen,
Wirſt du verjüngt erſtehen
Zum Leben, wunderbar.
Sein Odem ſchwebt hernieder;

Dann, Erde, prangst du wieder
Mit einem Blumenkranz im Haar.

Krummacher.

---

199. Diogenes.

Als mit der Leuchte Diogen *)
Bei Tage, Menschen auszuspüren,
Durch alle Gassen von Athen
Umherzog, stieß ihm an den Thüren
Des Tempels der Barmherzigkeit
Ein Priester auf. „Herr, eine Gabe!“
Rief Diogen; „nur einen Deut,
Daß ich mein schwaches Alter labe!“ —
„Mein Segen g'nüge Dir, mein Sohn!“
Versetzt der Pfaff' und schleicht davon.
Der Weise trat vor einen Laden
Voll Spangen, Fächern und Pommaden;
Vor diesem stand ein schönes Weib.
„Ihr kauft so viel zum Zeitvertreib,
Madam'! Wollt Ihr nicht auch des Armen,
Der bald verhungert, Euch erbarmen?“
„Mich jammert, Alter, Deine Noth;
Da, kaufe Dir ein Dreier-Brod!“
Sie sprach's und gab im Augenblicke
Dem Krämer zwanzig Silberstücke
Für ihres Möpschens Halsband hin.
Der Weise kratzt sich in den Haaren
Und geht. Der Prinz von Salamin
Kam eben in die Stadt gefahren;
Diogenes lief zu ihm hin
Und hing sich an den goldnen Wagen.
„Halt! Sohn der Götter! Höre mich!“ —

---

*) Diogenes, ein griechischer Philosoph, ging in Athen bei hellem Tage mit einem Lichte umher, indem er sagte, er habe bis jetzt noch keinen Menschen gefunden, der so wäre, wie er sein sollte, und sehe sich daher genöthigt, einen solchen, als etwas schwer zu Findendes, gleichsam mit dem Lichte zu suchen.

„Fort! Schlingel!“ hieß es, „packe Dich!
Sonst laſſ' ich Dich zu Tode ſchlagen.“
Ein Sklave, der von ferne ſtand,
Sprang auf und riß mit edler Hitze
Den Alten weg, und ſeine Hand
Warf ihm zwei Heller in die Mütze.
„Ihr Götter,“ rief der weiſe Mann,
„Mehr, als ein König geben kann,
Gab dieſer mir; nun ſterb' ich gerne.“
Er weint' und löſchte die Laterne. Pfeffel.

---

200. Denkſpruch.

Bedenke wohl, der äußre Stand
Iſt Dir vom Menſchen wohl bekannt;
Doch, was in ſeiner Bruſt ſich regt,
Und was er thut, und was er trägt,
Sieht oft kein Menſchenangeſicht;
Drum ſchweige ſtill und meiſtre nicht!

---

201. Lied eines muthigen Knaben.

Ich bin zwar noch ein junges Blut,
Das wenig Jahre zählt;
Doch hab' ich das an deutſchem Muth,
Was mir am Alter fehlt.

Mir ging der Wiege Schaukelei
Schon früh durch Mark und Bein;
Viel lieber lag ich, nackt und frei,
An rauher Luft, auf Stein.

Mir zwang kein blutig Mißgeſchick,
Kein Fall ein Thränchen ab;
Weit tiefer drang ein finſtrer Blick,
Den mir die Mutter gab.

Geſpenſter, Alp und Rübezahl *)
Hat mir nie bang' gemacht;

*) Alp nennt man ein ſehr beängſtigendes Gefühl, welches den Menſchen manchmal im Schlafe überfällt. Da dieſer Zuſtand gerade derſelbe iſt, als

Ich ging allein am Abend
Zu meiner Liebsten,

Ich pochte bei ihr an Thüre
Und bat sie, mir zu öffnen,

Sie hört mich, und sie öffnete mir,
Die Blätzinger zu Ehren.

Ich sage auch euch zu Ehre,
Ihr aus Schwaben Herrn?
Ich sage euch zu Ehre
Zu Ehren Blätzinger Herr.

Zum ersten Schritt, so bedeutet
Mir, ich sei ihr Liebster,
Zum zweiten Schritt, so bedeutet
Mir, ich sei ihr Bruder,

Mit dir im Bett, mit Brautwerbung
Zu Ehren Blätzinger Herr.

Da kommt ihr Mann in Eilung
Herr Ruepf, Herr Ruepf von Eilung

Herr Ruepf, Herr Ruepf von Eilung,
Ihr Bruderbett gehört,
Ihr Kinder, ihr Kinderlein, ihr Kindlein,
Ihr Kinder Blätzinger Herr.

Ich bin ja auch ein Kind Gottes,
Ich bin Gottes Kind,
Ich bin ja auch ein Kind Gottes ja gute,
Herr ja gute Blätzinger Herr.

Herr Blasi Zeuner und der Rauh sagt uns in seiner Abhandlung: „Es ist ein Lied, das in Schwaben und Bayern, Tirol und der Schweiz, ja selbst noch in der Mark und in Mecklenburg verbreitet ist. Die Grundlage ist überall dieselbe, aber die Ausführung ist sehr verschieden. Die Lesarten sind zahlreich und oft recht bedeutend. Ich habe 17 Varianten gesammelt."

Ich beschränke, da mir der Stoff zu reichhaltig und zu ausgedehnt ist, meine Arbeit auf die Lesarten aus Schwaben, in der Mark Brandenburg und in Mecklenburg.

Nur sehn und hören muß, wie man
Sich Lorbeerkränz' erwirbt
Und, wenn man ja nicht siegen kann,
Zum mind'sten rühmlich stirbt!

Indessen daß der Bart mir keimt,
Spinnt man den Frieden an.
Ich habe Thaten nur geträumt,
Und Andre sie gethan!

Weiße.

---

202. Morgenlied.

Erwacht in neuer Stärke,
Begrüß' ich, Gott, Dein Licht
Und wend' auf Deine Werke
Mein frohes Angesicht.
Wie herrlich strahlt die Sonn' empor
Und weckt des Lebens lauten Chor!

Wir fei'rten All' ermattet
Und sehnten uns nach Ruh';
Da schloß, von Nacht umschattet,
Dein Schlaf die Augen zu;
In Nest und Höhle lag das Thier,
Gedehnt auf weichem Lager wir.

Da floß aus Deiner Fülle
Erquickung unbemerkt;
Wir lagen sanft in Stille,
Aufathmend und gestärkt!
Wir fühlten unser Leben kaum,
Und um uns spielt' ein leichter Traum.

Es schwebte leis' am Himmel
Die Muth-Erfreuerinn,
Die Nacht, im Sterngewimmel
Und thaute Segen hin
Und goß, ging' einer wo noch spat,
Ihm Dämmerlicht auf seinen Pfad.

Bald hellte sich die Frühe
Im kühlen Morgenwehn.
Auf einmal steigt, o siehe!
Die Sonne, roth und schön;
Erst Berg und Wipfel, dann das Thal,
Mit Thau betröpfelt, glühn im Strahl.

Von Jubeln lebt's und webet
Durch Feld, Gebüsch und Luft;
Das Vieh voll Muthes strebet
Und schnaubt den frischen Duft;
Das Vöglein schüttelt sich vom Thau,
Fliegt auf und singt im hellen Blau.

Mit heiterm Aug' und sinnend
Geht nun der Mensch und schafft,
Sein Tagewerk beginnend,
Voll Lust und junger Kraft;
Er geht mit Singen und Gebet,
Und was er vornimmt, das geräth.

Gott, Deine Sonne raget
Und strahlt uns Lieb' und Macht!
Wohl uns hinfort, wann's taget
Nach unsrer letzten Nacht!
O Gott, in Deinem Sonnenschein,
Wer wollte sich nicht gern erfreun! Voß.

---

203. Kiefun.

Ein Mandarin*) ward wegen Räubereien
Zum Schwert verdammt. Kiefun, sein Sohn,
Warf sich vor des Beherrschers Thron
Und bat um seines Vaters Leben:

*) Mandarine nennt man die Beamten in China; diesen Namen führen sie jedoch bei den Chinesen selbst nicht, sondern er ist ihnen von den Portugiesen gegeben worden, in deren Sprache das Wort einen Befehlshaber oder Beamten (vom lateinischen mandare, beauftragen) bedeutet. Die Chinesen würden dasselbe nicht einmal aussprechen können, weil sie weder das D noch das R auszusprechen vermögen.

„Ich weiß, er ist des Todes werth;
Doch mußt Du dem Gesetz ein Opfer geben,
Hier ist es! Weihe mich dem Schwert
Und laß ihn los!“ — Mit scheinbar strenger Miene
Sprach der Monarch: „Dein Wunsch ist Dir gewährt!
Man führ' ihn auf die Todesbühne!“
Der Jüngling küßt entzückt des Kaisers Hand
Und springet auf. „Halt!“ rief der Fürst voll Freude,
„Den Vater schenk' ich Dir und Dich dem Vaterland.“
Er küsset ihn und hängt sein eignes Halsgeschmeide
Dem Helden um. Beschämt ergreift er den Talar *)
Des Kaisers; „Herr! Erlaß mir diese goldne Bürde,“
Sprach er, „die täglich mich daran erinnern würde,
Daß einst mein Vater schuldig war!“ Pfeffel.

---

204. Nach einem Gewitter.

Mit des Jubels Donnerschlägen
Gab die Wolke Gottes Segen,
Und der Fluren Opferduft
Wallt nun lieblich durch die Luft.

Und die Wolke steht, umzogen
Von des Friedens hellem Bogen,
Unter dem der Blitz noch spielt,
Der des Tages Gluth gekühlt.

Und die Sonn' am blauen Himmel,
Rings umschwebt vom Glanzgewimmel,
Und das grüne Weizenthal,
Überströmt vom milden Strahl.

Und auf lichtem Beete funkeln
Mohne, Rosen und Ranunkeln;
Bienen, schwer von Honigseim,
Sumsen goldgeflügelt heim.

Alle freun sich, Alle loben,
Wachteln unten, Lerchen oben;

*) Talar ist ein langes, bis zu den Füßen reichendes Prachtkleid.

Und die Heerd' am Bache springt,
Und der frohe Landmann singt. Voß.

205ª. Menschenliebe.

Heilig, heilig ist das Band,
Das die Menschen bindet,
Ist geknüpft von dessen Hand,
Der die Welt gegründet,
Ist geknüpft, daß besser mir
Seine Welt gefalle.
Einen Schöpfer haben wir,
Einen Vater Alle!

Einen Vater, unsern Gott,
Der uns Segen spendet,
Der uns täglich Trank und Brod,
Kraft und Freude sendet;
Dessen stete Gütigkeit
Fürsten auf den Thronen,
Wie die Armen gern erfreut,
Die in Hütten wohnen.

Wohl mir! auch auf mich, sein Kind,
Siehet er hernieder;
Menschen, wer und wo sie sind,
Alle sind sie Brüder;
Und ich könnt' ihn nicht mit Lust
Meinen Vater nennen,
Fühlt' ich nicht in meiner Brust
Menschenliebe brennen.

Blutete mir nicht das Herz
Bei des Bruders Leiden,
Blieb' ich kalt bei seinem Schmerz,
Kalt bei seinen Freuden:
Glücklich könnt' ich dann nicht sein;
Einsam und verlassen
Würd' ich erst die Menschen scheun,
Dann die Menschen hassen.

Brüder! Nein, dies Herz soll nie,
Nie vor Euch sich schließen,
Nimmer scheuen Last und Müh',
Leiden zu versüßen!
Glücklich oder elend, mir
Seid Ihr immer Brüder,
Und noch theurer, sinket Ihr
Unter Lasten nieder.

Gerne will ich, wo ich kann,
Sie Euch helfen tragen;
Kann ich's nicht, so will ich dann
Nie Euch Trost versagen.
O Ihr werdet dann auch mich,
Wenn mich Sorgen drücken
Und von mir die Freude wich,
Wiederum erquicken! Reche.

205b. Denkspruch.

Wer geringe Dinge wenig acht't,
Sich selber größre Mühe macht. Göthe.

---

206. Der Gesunde.

Gesund an Leib und Seele sein,
Das ist der Quell des Lebens.
Er strömet Lust durch Mark und Bein,
Die Lust des tapfern Strebens;
Was man mit frischem Herzensblut
Und keckem Wohlbehagen thut,
Das thut man nicht vergebens.

Wer rein, wie Gott ihn ausgesandt,
Auf Gottes Wegen gehet,
Voll Stärke hebt er Fuß und Hand
Und trägt das Haupt erhöhet.
Er herrscht als Gottes Ebenbild;
Was seine Zunge spricht, das gilt,
Und was er schafft, bestehet.

Braucht's Wort und That, voran ist er,
Kein Feiger, noch Verstummer!
Und schlage Sturm und Wetter her,
Dem Starken droht kein Kummer.
Sein Werk gedeiht in Hitz' und Frost;
Ihm würzt der Hunger jede Kost;
Ihn labt der süße Schlummer.

Dann schaut er froh das schöne Feld
Im Glanz des Morgenlichtes
Und fühlt: Ein Vater schuf die Welt,
Kein Gott des Strafgerichtes.
Er singet Lieb' und Dank dem Herrn
Und freut sich auch an Andern gern
Des frohen Angesichtes.

So wandelt er getrost fortan
Bei wohl erworbner Habe,
Geliebt als Jüngling und als Mann,
Geliebt als Greis am Stabe.
Zuletzt, von keiner Siechheit matt,
Versinkt er alt und lebenssatt,
Wie reife Frucht, zum Grabe.

Frühzeitig welket und erschlafft
Der Zärtling und der Prasser,
Gleich Maienbäumchen, deren Kraft
Der Rind' entfleußt, wie Wasser.*)
Erschlaffend trau'rt er und bereut,
Von Lenz und Frühroth unerfreut,
Und wird ein Menschenhasser.

Gesundheit, heiliges Geschenk,
Dich preisen wir in Chören!
O sei'n wir deiner eingedenk,
Bevor wir dich entbehren!
Oft kränkt ein jugendlicher Sprung,
Ein Lüftchen und ein kühler Trunk!
Laßt Gottes Gab' uns ehren!

Voß.

*) Die gemeine Birke, welche, angebohrt, durch das Herausströmen des Saftes abstirbt, heißt auch Maienbaum oder Maibaum.

207. Boreas und die Erde.

Matt vom Blasen und vom Heulen
Warf der wilde Boreas
Sich bei Herkul's alten Säulen*)
An das Ufer in das Gras.

Kaum sieht ihn die Erde schlafen,
Als sie bei sich selber spricht:
„Eile, deinen Feind zu strafen;
Bess're Muße hast du nicht!

Er ist's, der in deinen Locken
Öfters wie ein Wüthrich schwärmt
Und oft Häuser, Thürme, Glocken
Dir an Hals wirft, wenn er lärmt."

Tellus**) war entzündet worden;
Es entbrennt der alte Haß;
Sie zerreißt von Süd nach Norden
Und verschlingt den Boreas.

Boreas erwacht mit Schrecken
Und ist aufzustehn bemüht,
Als er sich mit Sand bedecken
Und in Abgrund stürzen sieht.

Er geschwillt vor Zorn und Rasen
Bläs't sich auf, pfeift, saus't und brüllt,
Bis das Schnauben seiner Nasen,
Die verschloss'nen Grüfte füllt.

Also mag der Ätna brüllen,
Wenn er, nach des Himmels Schluß,
Erd' und Luft mit Gluth erfüllen
Und die Welt erschrecken muß.

---

*) So heißen bei den Griechen und Römern die beiden einander gegenüber liegenden Berge Calpe und Abyla in Spanien und Afrika, an der Straße von Gibraltar, weil Herkules, als er, um die Rinder des Geryon zu holen, aus dem nördlichen Afrika über diese Meerenge nach Europa ging, dieselben hierher gesetzt haben soll.

**) So heißt die Erde, als eine Person gedacht.

Selbst die Erde seufzt und zittert,
Bis der Nordwind stärker drängt,
Einen halben Wald zersplittert
Und das Herz der Erde sprengt.

Boreas fuhr ohne Schonen
Über Berge, Wald und Stadt
Nach dem Lande der Cikonen,
Wo er seine Wohnung hat.*)

Drauf bekam die Erd' ein Zucken
Und erbebte dann und wann; —
Niemand wolle mehr verschlucken,
Als er drauf verdauen kann!

Lichtwer.

---

208. Aladin.

In einem dunkeln Busche kniete
Abdallah's **) Jünger, Aladin,
Und bat den Urquell aller Güte
Um Reichthum. „Sohn, wo denkst Du hin?"
Rief hier sein Meister, der ihn hörte;
„Ist dies die Weisheit, welche Dich
Der Diener des Propheten lehrte?" —
„Gott weiß," sprach Jener, „daß für mich
Mein Herz die Schätze nicht begehrte.
Ich wollte sie den Armen weihn;
Es ist so schön, ihr Trost zu sein!" —
„Ja wohl! Doch dazu braucht man eben
Kein Geld, nur Willen und Verstand.

---

*) Die Cikonen waren ein in Thracien oder der heutigen türkischen Provinz Rumili wohnendes Volk. Weil nun die Griechen lange Zeit kein nördlicheres Land kannten, als Thracien: so bedeutet der Namen dieses Landes oft so viel als Nordland oder Norden. Deßwegen sagte man, daß der Boreas (Nordwind) in Thracien seinen Wohnsitz habe.

**) Es gab mehre durch Weisheit und Gelehrsamkeit ausgezeichnete Mohammedaner des Namens Abdallah. Der oben genannte war ein Zeitgenosse und einer der ersten und ergebensten Anhänger Mohammed's, und ist ebenso berühmt wegen seiner Weisheit, als wegen seiner Freigebigkeit.

Mein Sohn, auch eine leere Hand
Kann," rief Abdallah, „Vieles geben." Pfeffel.

---

209. Die Stunden des Tages.

Entlastet von des Tags Beschwerde
Schlief, unter Zeus' getreuer Wacht,
Der größte Theil der müden Erde;
Da sprach Zeus zu der Mitternacht:
„Geh' aus! Versammle mir die Stunden,
Die diesen Tag der Welt entschwunden!" —
Gekettet an die Ewigkeit,
Entrissen sich die Stunden ihren Banden;
Zeus sprach, so waren sie vorhanden. —

„Gebt Rechenschaft," sprach er, „Ihr Töchter von der Zeit!
Der Tag wies Euch die Welt, sie flüchtig zu durchstreichen.
Was habt Ihr in so vielen Reichen,
Die unter meinem Scepter stehn,
Vom Morgen bis zur Nacht gesehn?"

„Ich, Zeus!" erwiderte die erste von den Stunden,
„Fand noch die Welt an Schlaf und Traum gebunden.
Mir ward die Pause selbst zu lang;
Drum förderte ich meinen Gang."

„Gut!" sprach der Götter Haupt; „wie steht es mit den andern?" —
„Ich, Zeus!" begann die Zweite drauf, „fand Viele zwar erwacht;
Man that bereits, als würde was vollbracht;
Man fing geschäftig an, von Haus zu Haus zu wandern;
Doch eh' ich noch was thun gesehn,
Zwang mich die Schwester fortzugehn."

„Ich," fing nunmehr die Dritte an,
„Fand schon die ganze Welt geschäftig;
Man schwitzte, keuchte, ächzte heftig;
Doch ob man nach mir was gethan,
Wird Dir die vierte Stunde sagen."

„Zeus!“ fuhr nunmehr die vierte fort,
„Du mußt die fünfte Stunde fragen.
Von Anſtalt weiß ich viel zu ſagen,
Doch von Verrichtungen kein Wort.“

Die fünfte ſprach: „Zu meinen Zeiten,
O Jupiter! da wimmelt es von Leuten;
Da ſah ich richten, ſchlichten, ſtreiten;
Doch ob man Etwas ausgericht't,
Mein Vater! weiß ich weiter nicht.“

Die nächſte ſprach: „Ich ſah ſie ſpeiſen.“
Die folgende: „Sie hielten Mittagsruh'.“
Die nach ihr kam: „Auf meinen Reiſen
Sah ich den Kartenſpielen zu.“
Die Stunden, die noch übrig waren,
Die fingen mit einander an:
„Zu unſrer Zeit ward Nichts gethan.“

„Wohlan!“ ſprach Jupiter, „es ſoll die Welt erfahren,
Daß Jupiter die ſchärfſten Strafen wählt!
Zieht mit dem Morgen aus und werdet dem zu Jahren,
Dem zum Gebrauch der Stunden Weisheit fehlt!“

Michaelis.

---

210. Der Eſel.

Hab' Nichts, mich dran zu freuen,
Bin dumm und ungeſtalt,
Ohn' Muth und ohn' Gewalt;
Mein ſpotten und mich ſcheuen
Die Menſchen, jung und alt;
Bin weder warm noch kalt.

Hab' Nichts, mich dran zu freuen,
Bin dumm und ungeſtalt;
Muß Stroh und Diſteln käuen;
Werd' unter Säcken alt —
Ach, die Natur ſchuf mich im Grimme!
Sie gab mir Nichts, als eine ſchöne Stimme.

Claudius.

---

211. Der arme Schiffer.

Ein armer Schiffer ſtak in Schulden
Und klagte dem Philet ſein Leid.
„Herr," ſprach er, „leiht mir hundert Gulden!
Allein zu Eurer Sicherheit
Hab' ich kein andres Pfand, als meine Redlichkeit.
Indeſſen leiht mir aus Erbarmen
Die hundert Gulden auf ein Jahr!"

Philet, ein Retter in Gefahr,
Ein Vater vieler hundert Armen,
Zählt ihm das Geld mit Freuden dar.
„Hier," ſpricht er, „nimm es hin und brauch' es ohne Sorgen!
Ich freue mich, daß ich Dir dienen kann;
Du biſt ein ordentlicher Mann,
Dem muß man ohne Handſchrift borgen!"

Ein Jahr und noch ein Jahr verſtreicht;
Kein Schiffer läßt ſich wieder ſehn.
Wie? Sollt' er wohl Phileten hintergehn
Und ein Betrüger ſein? — Vielleicht! —
Doch nein! Hier kommt der Schiffer gleich.
„Herr," fängt er an, „erfreuet Euch!
Ich bin aus allen meinen Schulden,
Und ſeht, hier ſind zweihundert Gulden,
Die ich durch Euer Geld gewann.
Ich bitt' Euch herzlich, nehmt ſie an;
Ihr ſeid ein gar zu wackrer Mann!

„O!" ſpricht Philet, „ich kann mich nicht beſinnen,
Daß ich Dir jemals Geld geliehn.
Hier iſt mein Rechnungsbuch, ich will's zu Rathe ziehn;
Allein ich weiß es ſchon, Du ſteheſt nicht darinnen!"

Der Schiffer ſieht ihn an und ſchweigt betroffen ſtill
Und kränkt ſich, daß Philet das Geld nicht nehmen will.
Er läuft und kommt mit voller Hand zurücke.
„Hier," ſpricht er, „iſt der Reſt von meinem ganzen Glücke,
Noch hundert Gulden; nehmt ſie hin,
Und laßt mir nur das Lob, daß ich erkenntlich bin!

Ich bin vergnügt, ich habe keine Schulden,
Und dieſes Glück verdank' ich Euch allein;
Und wollt Ihr ja recht gütig ſein,
So leiht mir wieder fünfzig Gulden!"

„Hier," ſpricht Philet, „hier iſt Dein Geld!
Behalte Deinen ganzen Segen!
Ein Mann, der Treu' und Glauben hält,
Verdient es ſeiner Treue wegen.
Sei Du, mein Freund! Das Geld iſt Dein;
Es ſind nicht mehr, als hundert Gulden mein,
Und dieſe ſollen Deinen Kindern ſein!"

Menſch! mache Dich verdient um Andrer Wohlergehn!
Denn was iſt göttlicher, als wenn Du liebreich biſt
Und mit Vergnügen eilſt, dem Nächſten beizuſtehn,
Der, wenn er Großmuth ſieht, großmüthig dankbar iſt!

Gellert.

---

212. Mein Vorſatz.

Meines Lebens werth zu ſein,
Will ich wohlthun und mich freun.
Rein von Sorgen,
Soll mein Morgen,
Soll mein Abend heiter ſein!
Wohlthun will ich und mich freun!

Luſt und Wohlthun wünſcht mein Herz,
Faſſung bei Gefahr und Schmerz;
Doch in Grillen
Mich zu hüllen,
Dies entehrte wohl mein Herz;
Mein Beruf ſei Fleiß und Scherz!

Dieſe Welt iſt viel zu ſchön,
Trüb' in ihr einher zu gehn.
Selbſt im Leide
Soll die Freude
Ihren Thron in mir erhöhn
Und mit mir zu Grabe gehn!

Klopſtock.

---

213. Der Wilde.

(Eine wahre Begebenheit.)

Ein Canadier, der noch Europa's
Übertünchte Höflichkeit nicht kannte,
Brachte, was er mit des Bogens Sehne
Fern in Quebek's übereis'ten Wäldern
Auf der Jagd erbeutet, zum Verkaufe.
Als er, ohne schlaue Rednerkünste,
So, wie man ihm bot, die Felsenvögel
Um ein Kleines hingegeben hatte,
Eilt' er froh mit dem geringen Lohne
Heim zu seiner weit entfernten Hütte
In die Arme seiner braunen Gattinn.

Aber ferne noch von seiner Hütte
Überfiel ihn unter freiem Himmel
Schnell das schrecklichste der Ungewitter.
Aus dem langen, rabenschwarzen Haare
Troff der Guß herab auf seinen Gürtel,
Und das grobe Haartuch seines Kleides
Klebte rings an seinem hagern Leibe.
Schaurig zitternd bei dem kalten Regen,
Eilete der gute, wackre Wilde
In ein Haus, das er von fern erblickte.
„Herr, ach, laßt mich, bis der Sturm sich leget,"
Bat er mit der herzlichsten Geberde,
„Obdach hier in Eurem Hause finden!" —
„Willst Du, mißgestaltes Ungeheuer,"
Schrie ergrimmt der Pflanzer ihm entgegen,
„Willst Du Diebsgesicht mir aus dem Hause!"
Und ergriff den schweren Stock im Winkel.

Traurig schritt der ehrliche Hurone
Fort von dieser unwirthbaren Schwelle,
Bis durch Sturm und Guß der späte Abend
Ihn in seine friedliche Behausung
Und zu seiner braunen Gattinn brachte.
Naß und müde setzt er bei dem Feuer

Sich zu seinen nackten Kindern nieder
Und erzählte von den bunten Städtern,
Von den Kriegern, die den Donner tragen,
Von dem Regensturm, der ihn ereilte,
Und der Grausamkeit des weißen Mannes.
Schmeichelnd hingen sie an seinen Knieen,
Schlossen schmeichelnd sich um seinen Nacken,
Trockneten die langen schwarzen Haare
Und durchsuchten seine Weidmannstasche,
Bis sie die versprochnen Schätze fanden.

Kurze Zeit darauf hatt' unser Pflanzer
Auf der Jagd im Walde sich verirret.
Über Stock und Stein, durch Thal und Bäche
Ging er, stieg auf manchen jähen Felsen,
Um sich umzusehen nach dem Pfade,
Der ihn aus der düstern Wildniß brächte.
Doch sein Spähn und Rufen war vergebens;
Nichts vernahm er, als das hohle Echo
Von den hohen, schwarzen Felsenwänden.
Ängstlich ging er bis zur zwölften Stunde,
Wo er an dem Fuß des nächsten Berges
Noch ein kleines, schwaches Licht erblickte.
Furcht und Freude schlug in seinem Herzen,
Und er faßte Muth und nahte leise.
„Wer ist draußen?" rief mit Schreckenstone
Eine Stimme tief her aus der Höhle,
Und ein großer Mann trat aus der Wohnung.
„Freund, in Walde hab' ich mich verirret,"
Sprach der Europäer, furchtsam schmeichelnd;
„Gönnet mir, die Nacht hier zuzubringen,
Und zeigt nach der Stadt — ich werd' Euch danken —
Morgen früh mir die gewissen Wege!"

„Kommt herein!„ versetzt der Unbekannte,
„Wärmt Euch; noch ist Feuer in der Hütte."
Und er führt ihn auf das Binsenlager,
Schreitet finster trotzig nach dem Winkel,
Holt den Rest von seinem Abendmahle,

Hummer, Lachs und frischen Bärenschinken,
Um den späten Fremdling zu bewirthen.
Mit dem Hunger eines Weidmanns speiste
Fröhlich, wie bei einem leckern Schmause,
Neben seinem Wirth der Europäer.
Fest und ernsthaft schaute der Hurone
Seinem Gaste spähend in das Antlitz,
Der mit tiefem Schnitt den Schinken trennte
Und behaglich trank vom Honigtranke,
Den in einer großen Muschelschale
Er ihm freundlich zu dem Mahle reichte.
Eine Bärenhaut auf weichem Moose
War des Pflanzers gute Ruhestätte,
Und er schlief bis in die hohe Sonne.

Wie des wildsten Volkes wildster Krieger,
Schrecklich stand mit Köcher, Pfeil und Bogen
Der Hurone jetzt vor seinem Gaste
Und erweckt' ihn, und der Europäer
Griff bestürzt nach seinem Jagdgewehre;
Doch der Wilde reicht ihm eine Schale,
Angefüllt mit süßem Morgentranke.
Als er lächelnd seinen Gast gelabet,
Bracht' er ihn durch manche Windung
Über Stock und Stein, durch Thal und Bäche,
Durch das Dickicht auf die rechte Straße.
Höflich dankte fein der Europäer;
Finster blickend blieb der Wilde stehen,
Sahe starr dem Pflanzer in die Augen,
Sprach mit voller, fester, ernster Stimme:
„Haben wir vielleicht uns schon gesehen?"
Wie vom Blitz getroffen stand der Jäger
Und erkannte nun in seinem Wirthe
Jenen Mann, den er vor wenig Wochen
In dem Sturmwind aus dem Hause jagte,
Stammelte verwirrt Entschuldigungen.

Ruhig lächelnd sagte der Hurone:
„Seht, Ihr fremde, kluge, weiße Leute,

Seht, wir Wilde sind doch bess're Menschen!“
Und er schlug sich seitwärts in die Büsche.

Seume.

---

214. Räthsel.

Es prangt die Stadt mit vielen hohen Thürmen,
Und viele Fahnen sieht man heiter blinken
Und Feuerschlünde rings die Häuser schirmen.
Wie freundlich dort der Stadt Bewohner winken!
Doch wag' ich's nicht, mich ihren breiten Gassen
In unbedachter Eil' zu überlassen. —
O Wunder über Wunder! Rasch vom Grunde
Reißt jeglicher Palast sich los zur Stunde!
Und ohne Schrecken, ohne banges Grauen,
Mit Jubel und mit Freudenliedern eilen
Fort Häuser und Bewohner viele Meilen
Hinweg von hier, sich wieder anzubauen.

---

215. Isembard.

In des Waldgebirges Gründen,
Wilder Thäler Einsamkeiten,
Lebt verbannt vom Kaiser-Hofe
Isembard, der treue Diener.
Blasser Neider Schlangen-Zunge
Raubten Ehre ihm und Güter,
Und der Kaiser*), schwer betrogen,
Bannt ihn zürnend von dem Throne.
Einsam nährt er seine Wunde,
Seines Busens bittre Schmerzen;
Aber Trost verleiht die Unschuld,
Balsam des Gewissens Ruhe.
Einst im dunkeln Forste ruhend,
Auf des Hügels moos'gem Rücken

*) Karl der Große.

Trauernd ſeiner Freunde denkend,
Hört er luſtig Jagdgetöſe,
Hörner-Klang, Halloh der Jäger
Und der Hunde muntres Bellen.
Lauſchend birgt er ſich im Dickicht,
Daß der Jäger helles Auge
Den Verborgnen nicht erſpähe.

Weiter zieht das Jagdgetöſe,
Fern verſchallend in den Bergen;
Aber rauſchend durch die Büſche
Bricht ein Roß, emporgebäumt,
Schwarz, mit weißem Schaum bedecket,
Schnaubend und die Mähne ſträubend.
Wiehernd hebt es einen Reiter,
Der des Schwertes rothe Schärfe
Schwingend und den Feind erwartend,
Blitzend in das Dunkel ſchauet. —
Kaiſer Karl im Jagdgeſchmeide
Herrlich ragend, iſt der Reiter.
Blut entträufelt ſeinem Fuße,
Und verwundet iſt die Seite
Seines Roſſes. Brüllend ſtürzet
Aus des Waldes ſchwarzem Dickicht
Wild ein Stier auf den Verirrten,
Und mit eingelegten Hörnern
Drohet er, den kühnen Jäger,
Roß und Reiter zu verderben.
Sieh, da ziſchet einer Lanze
Scharfe Spitze, raſch geſendet
Aus des Waldes Laub-Umhüllung,
Und vom kräft'gen Wurf der Lanze
Stürzet im gewalt'gen Falle
Todt das Ungethüm zur Erde.
Karl erblickt den wackern Schützen
Und gewinnt, den Trug entdeckend,
Einen Freund im edlen Feinde.

Möller.

216. Der Jude.

Friedlich nach durchlaufner Bahn
Den erstarrten Leib zu pflegen,
Kam, gepeitscht vom Herbst-Orcan
Und durchnäßt von Schnee und Regen,
Der mobile Handelsmann,
Levi Schmul, im Wirthshaus an.

Zechend in zufriednem Kreise
Saß des Städtchens Bürgerschaft,
Labte sich am Gerstensaft
Und besprach sich wechselsweise,
Hier von Schul- und Kirchenzucht,
Vom erschienenen Kometen,
Dort von Pest und Kriegesnöthen
Und der schlecht gerathnen Frucht.
Levi grüßt' und nahm bescheiden
In der Eck' ein Plätzchen ein.
Unwillkommnes harrte sein;
Schmach und Kränkung mußt' er leiden,
Statt der Ruhe sich zu freun;
Denn zur Lust der Kümmelbrüder
Brannte mit dem Pfeifenspahn
Barkenfeld, der Seifensieder,
Ihm den Bart von hinten an.
Gellendes Gelächter krönte
Seine Großthat für und für;
Schamvoll schlüpfend durch die Thür,
Sucht' im Stall sich der Verhöhnte
Friedensrast und Nachtquartier.

Mitternacht mit dunkler Hülle
Deckte Thal und Hügel schon,
Alles Leben war entflohn;
Aber furchtbar durch die Stille
Drang der Feuerglocke Ton! —
Prasselnd schlägt die Wuth der Flammen
Um des Seifensieders Dach;
Heulend läuft das Volk zusammen,

Alle Schläfer werden wach.
Alles regt sich, und geschwinde
Wird der Wasserschlauch gefüllt,
Daß die Flamme, kühn und wild,
Aufgejagt vom Wirbelwinde,
Den gewalt'gen Gegner finde. —
Doch wer faßt ein Herz und fliegt
Rettend nach dem zarten Kinde,
Das im Erker schlummernd liegt? —
Denn die Mutter sieht man rennen;
Angst beflügelt ihren Lauf,
Und verzweifelnd schreit sie auf:
„Lasset Haus und Habe brennen,
Reißt mein Kind aus Feuersgluth!"

Sieh! da zeigt mit hohem Muth,
Wo die Funken sprühn und stieben,
Sich ein Fremdling, eilt ins Haus,
Eilt, vom Dampf zurückgetrieben,
Wieder vor die Thür heraus,
Blickt empor und klimmt behender,
Als der Marder, scheu im Lauf,
Giebelwärts am Weingeländer,
Bricht die Fensterpfosten auf,
Steigt hinein mit Windeseile,
Knüpft, indeß mit Todesgraun
Aller Augen aufwärts schaun,
Mit gelöst'em Wiegenseile
Sich das Kind am Busen fest,
Eilt, vom Augenblick gepreßt,
Aus dem dampfenden Reviere,
Steigt am schwankenden Spaliere
Niederwärts mit heitrer Lust,
Legt das Kind, wie er's gefunden,
Lebend an der Mutter Brust,
Wendet sich — und ist verschwunden.
Und das Haus, der Gluthen Raub,
Sinket schnell in Schutt und Staub.

Doch so wie der Morgen wieder
Purpurfarbig sich erneut,
Tritt der Gastwirth, still erfreut,
Zum verarmten Seifensieder,
Einen Beutel in der Hand.
„Levi," spricht er, „der die Wand
Deines Giebelwerks erklommen,
Der dein Kind der Wieg' entnommen,
Levi hat mich hergesandt,
Diese Gabe Dir zu reichen.
Dank und Thränen spare Dir!
Seine Barschaft ließ er hier,
Doch ihn selbst sah ich entweichen." —

Christi Namen führet Ihr;
Gehet hin und thut deßgleichen. Prätzel.

---

217. Lied eines Armen.

Ich bin so gar ein armer Mann
Und gehe ganz allein.
Ich möchte wohl nur einmal noch
Recht frohes Muthes sein!

In meiner lieben Eltern Haus
War ich ein frohes Kind;
Der bittre Kummer ist mein Theil,
Seit sie begraben sind.

Der Reichen Gärten seh' ich blühn,
Ich seh' die goldne Saat;
Mein ist der unfruchtbare Weg,
Den Sorg' und Mühe trat.

Doch weil' ich gern mit stillem Weh
In froher Menschen Schwarm
Und wünsche Jedem guten Tag
So herzlich und so warm.

O reicher Gott! Du ließest doch
Nicht ganz mich freudenleer;

Ein süßer Trost für alle Welt
Ergießt sich himmelher:

Noch steigt in jedem Dörflein ja
Dein heilig Haus empor;
Die Orgel und der Chorgesang
Ertönet jedem Ohr.

Noch leuchtet Sonne, Mond und Stern
So liebevoll auch mir,
Und wenn die Abendglocke hallt,
Da red' ich, Herr, mit Dir.

Einst öffnet jedem Guten sich
Dein hoher Freudensaal;
Dann komm' auch ich im Feierkleid
Und setze mich ans Mahl.

Uhland.

---

218. Das Gebet.

Ein Eremit am Libanon,
Den man als einen Heil'gen ehrte,
Und welchen Gott zum Öftern schon
Durch himmlische Gesichte lehrte,
Lag einst auf seinem Angesicht
Und hielt andächtig Sabbathfeier.
Da naht ein Engel ihm, berührt sein Aug' und spricht:
„Sieh jenes Weib im Nonnenschleier
Und schwarzen, härnen Buß-Talar;
Sie kniet am ernsten Sühnaltar,
Und ein Gebet des Isaïden *)
Strömt über ihre Lippen hin.
Und hier — wie sehr von ihr verschieden! —
Sitzt diese junge Städterinn!
Die Freude lacht aus ihren Mienen,
Und mit erhitzter Emsigkeit
Wirkt sie ein buntes Feierkleid.
Sprich, welche betet unter ihnen?"

*) David's, des Sohnes Isai's. S. oben S. 66. Anmerk.

„Du trittst in die goldne Halle da,
Wie in den grünen Wald.

Du nimmst die Schüssel von Königs Tisch,
Wie man Äpfel bricht vom Baum;
Du holst, wie aus dem Bronnen frisch,
Meines rothen Weines Schaum.“ —

„Die Bäurinn schöpft aus dem Bronnen frisch,
Die bricht die Äpfel vom Baum;
Meiner Mutter ziemet Wildpret und Fisch,
Ihr rothen Weines Schaum!“ —

„Ist Deine Mutter so edle Dam',
Wie Du berühmst, mein Kind:
So hat sie wohl ein Schloß lustsam
Und stattlich Hofgesind'?

Sag an, wer ist denn ihr Truchseß? *)
Sag an, wer ist ihr Schenk?“ —
„Meine rechte Hand ist ihr Truchseß,
Meine linke, die ist ihr Schenk.“ —

„Sag an, wer sind die Wächter treu?“ —
„Meine Augen blau allstund.“ —
„Sag an, wer ist ihr Sänger frei?“ —
„Der ist mein rother Mund.“ —

„Die Dam' hat wackre Diener, traun!
Doch liebt sie sondre Livrei,
Wie Regenbogen anzuschaun,
Mit Farben mancherlei.“

„Ich hab' bezwungen der Knaben acht
Von jedem Viertel der Stadt,
Die haben mir als Zins gebracht
Vierfältig Tuch zur Wat.“ **) —

---

*) Truchseß hieß in früheren Zeiten der vornehme Beamte, welcher an fürstlichen Höfen die Aufsicht über die Haushaltung führte und bei Festgelagen die erste Schüssel auftrug, also der Beamte, den wir jetzt Hofmarschall nennen. Man weiß die Abstammung dieses Wortes nicht; scherzhaft leiten es Manche von „er trug's Essen“ her.

**) Die Wat, ein altdeutsches Wort, bedeutet so viel als: das Kleid.

„Die Dame hat nach meinem Sinn
Den beſten Diener der Welt.
Sie iſt wohl Bettlerköniginn,
Die offne Tafel hält.

So edle Dame darf nicht fern
Von meinem Hofe ſein.
Wohlauf, drei Damen, auf, drei Herrn!
Führt ſie zu mir herein!“ —

Klein Roland trägt den Becher flink
Hinaus zum Prunkgemach;
Drei Damen auf des Königs Wink,
Drei Ritter folgen nach.

Es ſtand nur an eine kleine Weil',
Der König ſchaut in die Fern':
Da kehren ſchon zurück mit Eil'
Die Damen und die Herrn.

Der König ruft mit einem Mal:
„Hilf, Himmel! Seh' ich recht?
Ich hab' verſpottet im offnen Saal
Mein eigenes Geſchlecht.

Hilf, Himmel! Schweſter Bertha, bleich,
Im grauen Pilgergewand!
Hilf, Himmel! in meinem Prunkſaal reich
Den Bettelſtab in der Hand!“

Frau Bertha fällt zu Füßen ihm,
Das bleiche Frauenbild.
Da regt ſich plötzlich der alte Grimm,
Er blickt ſie an ſo wild.

Frau Bertha ſenkt die Augen ſchnell,
Kein Wort zu reden ſich traut.
Klein Roland hebt die Augen hell,
Den Ohm begrüßt er laut.

Da ſpricht der König in mildem Ton:
„Steh auf, Du Schweſter mein,
Um dieſen Deinen lieben Sohn
Soll Dir verziehen ſein!“

Frau Bertha hebt sich freudenvoll:
„Lieb Bruder mein, wohlan!
Klein Roland Dir vergelten soll,
Was Du mir Gut's gethan!

Soll werden seinem König gleich,
Ein hohes Heldenbild;
Soll führen die Farb' von manchem Reich
In seinem Banner und Schild.

Soll greifen in manches Königs Tisch
Mit seiner freien Hand;
Soll bringen zu Heil und Ehre frisch
Sein seufzend Mutterland!“ Uhland.

---

220. Roland Schildträger.

Der König Karl saß einst zu Tisch
Zu Aachen mit den Fürsten;
Man stellte Wildpret auf und Fisch
Und ließ auch keinen dürsten;
Viel Goldgeschirr von klarem Schein,
Manch rothen, grünen Edelstein
Sah man im Saale leuchten.

Da sprach Herr Karl, der starke Held:
„Was soll der eitle Schimmer?
Das beste Kleinod dieser Welt,
Das fehlet uns noch immer.
Dies Kleinod, hell wie Sonnenschein,
Ein Riese trägt's im Schilde sein
Tief im Ardenner-Walde!“

Graf Richard, Erzbischof Turpin,
Herr Heimon, Naims von Baiern,
Milon von Anglant, Graf Garin,
Die wollten da nicht feiern.
Sie haben Stahlgewand begehrt
Und hießen satteln ihre Pferd',
Zu reiten nach dem Riesen.

Jung Roland, Sohn des Milon, sprach:
„Lieb Vater, hört, ich bitte!
Vermeint Ihr mich zu jung und schwach,
Daß ich mit Riesen stritte:
Doch bin ich nicht zu winzig mehr,
Euch nachzutragen Euren Speer
Sammt Eurem guten Schilde.“

Die sechs Genossen ritten bald
Vereint nach den Ardennen;
Doch als sie kamen in den Wald,
Da thäten sie sich trennen.
Roland ritt hinterm Vater her;
Wie wohl war ihm, des Helden Speer,
Des Helden Schild zu tragen!

Bei Sonnenschein und Mondenlicht
Streiften die kühnen Degen;
Doch fanden sie den Riesen nicht
In Felsen und Gehegen.
Zur Mittagsstund' am vierten Tag
Der Herzog Milon schlafend lag
In einer Eiche Schatten.

Roland sah in der Ferne bald
Ein Blitzen und ein Leuchten,
Davon die Strahlen in dem Wald
Die Hirsch' und Reh' aufscheuchten;
Er sah, es kam von einem Schild,
Den trug ein Riese, groß und wild,
Vom Berge niedersteigend.

Roland gedacht' im Herzen sein:
„Was ist das für ein Schrecken!
Soll ich den lieben Vater mein
Im besten Schlaf erwecken?
Es wachet ja sein gutes Pferd,
Es wacht sein Speer, sein Schild und Schwert,
Es wacht Roland, der junge!“

Roland das Schwert zur Seite band,
Herrn Milon's ſtarkes Waffen,
Die Lanze nahm er in die Hand
Und thät den Schild aufraffen.
Herrn Milon's Roß beſtieg er dann
Und ritt erſt ſachte durch den Tann,
Den Vater nicht zu wecken.

Und als er kam zur Felſenwand,
Da ſprach der Rieſ' mit Lachen:
„Was will doch dieſer kleine Fant
Auf ſolchem Roſſe machen?
Sein Schwert iſt zwier *) ſo lang, als er,
Vom Roſſe zieht ihn ſchier der Speer,
Der Schild will ihn erdrücken."

Jung Roland rief: „Wohlauf zum Streit!
Dich reuet noch Dein Necken.
Hab' ich die Tartſche lang und breit,
Kann ſie mich beſſer decken;
Ein kleiner Mann, ein großes Pferd,
Ein kurzer Arm, ein langes Schwert,
Muß eins dem andern helfen!"

Der Rieſe mit der Stange ſchlug,
Auslangend in die Weite,
Jung Roland ſchwenkte ſchnell genug
Sein Roß noch auf die Seite.
Die Lanz' er auf den Rieſen ſchwang,
Doch von dem Wunderſchilde ſprang
Auf Roland ſie zurücke.

Jung Roland nahm in großer Haſt
Das Schwert in beide Hände;
Der Rieſe nach dem ſeinen faßt';
Er war zu unbehende;
Mit flinkem Hiebe ſchlug Roland
Ihm unterm Schild die linke Hand,
Daß Hand und Schild entrollten.

*) Ein altdeutſches Wort, welches ſo viel als zweimal bedeutet.

Dem Riesen schwand der Muth dahin,
Als ihm der Schild entrissen;
Das Kleinod, das ihm Kraft verliehn,
Mußt' er mit Schmerzen missen.
Zwar lief er gleich dem Schilde nach;
Doch Roland in das Knie ihn stach,
Daß er zu Boden stürzte.

Roland ihn bei den Haaren griff,
Hieb ihm das Haupt herunter;
Ein großer Strom von Blute lief
Ins tiefe Thal hinunter;
Und aus des Todten Schild hernach
Roland das lichte Kleinod brach
Und freute sich im Glanze.

Dann barg er's unterm Kleide gut
Und ging zu einer Quelle,
Da wusch er sich von Staub und Blut
Gewand und Waffen helle.
Zurücke ritt der jung' Roland,
Dahin, wo er den Vater fand
Noch schlafend bei der Eiche.

Er legt sich an des Vaters Seit',
Vom Schlafe selbst bezwungen,
Bis in der kühlen Abendzeit
Herr Milon aufgesprungen:
„Wach auf, wach auf, mein Sohn Roland!
Nimm Schild und Lanze schnell zur Hand,
Daß wir den Riesen suchen!"

Sie stiegen auf und eilten sehr,
Zu schweifen in der Wilde;
Roland ritt hinterm Vater her
Mit dessen Speer und Schilde.
Sie kamen bald zu jener Stätt',
Wo Roland jüngst gestritten hätt';
Der Riese lag im Blute.

Rasch kam dann Hans geritten,
Hans, der Knecht, auf seinem Pferd,
Der sah, was vor Hause
Für Leute standen,
Was vor der Thüre Kinder und Hund,
Und sah, daß Gretel nicht dabei war,
Und rannte vor Hause.

Hans, was ist gutes Neues?
Ach, Herr Vater, ich weiß
Nichts Gutes zu sagen,
Denn Gretel ist nicht dabei,
Und ist sie nicht dabei,
Ist sie wohl tot.
Hans, was ist zu machen?
Ach, Herr Vater, ich weiß
Nichts zu machen.

Es kamen vor die Stadt drei
Reiter, die ritten
Nach Gretel, die ritten
Nach ihr in vollem Lauf.
Und als sie kam, da schlugen
Sie sie tot, da schlugen
Sie sie tot.

Der Vater sie in seine Mitte,
Die Mutter sie in ihre Mitte,
Die Kinder, die Kinder
Um sie herum,
Ob sie tot war, ob sie lebte,
Ob sie tot war, ob sie lebte,
Ob sie tot war, ob sie lebte

Der Herzog Naims von Baierland
Kam mit des Riesen Stange.
„Schaut an, was ich im Walde fand,
Ein Waffen, stark und lange!
Wohl schwitz' ich von dem schweren Druck;
Hei, bairisch Bier, ein guter Schluck,
Sollt' mir gar köstlich munden!"

Graf Richard kam zu Fuß daher,
Ging neben seinem Pferde;
Das trug des Riesen schwere Wehr',
Den Harnisch sammt dem Schwerte.
„Wer suchen will im wilden Tann,
Manch Waffenstück noch finden kann,
Ist mir zu viel gewesen."

Der Graf Garin thät ferne schon
Den Schild des Riesen schwingen.
„Der hat den Schild, deß ist die Kron',
Der wird das Kleinod bringen." —
„Den Schild hab' ich, Ihr liebe Herrn!
Das Kleinod hätt' ich auch wohl gern;
Doch das ist ausgebrochen."

Zuletzt thät man Herrn Milon sehn,
Der nach dem Schlosse lenkte;
Er ließ das Rößlein langsam gehn,
Das Haupt er traurig senkte.
Roland ritt hinterm Vater her
Und trug ihm seinen starken Speer
Zusammt dem festen Schilde.

Doch wie sie kamen vor das Schloß
Und zu den Herrn geritten,
Macht' er von Vaters Schilde los
Den Zierath in der Mitten;
Das Riesenkleinod setzt' er ein,
Das gab so wunderklaren Schein,
Als wie die liebe Sonne.

Er übt am Himmel
Auch seine Kunst,
Malt Schlachtgetümmel
Aus hellem Dunst. Stolberg.

---

223. Kolumbus. *)

„Was willst Du, Fernando, so trüb' und bleich?
Du bringst mir traurige Mähr'!" —
„Ach, edler Feldherr, bereitet Euch!
Nicht länger bezähm' ich das Heer!
Wenn jetzt nicht die Küste sich zeigen will,
So seid Ihr ein Opfer der Wuth;
Sie fordern laut, wie Sturmgebrüll,
Des Feldherrn heil'ges Blut."

Und eh' noch dem Ritter das Wort war entfloh'n,
Da drängte die Menge sich nach,
Da stürmten die Krieger, die wüthenden, schon
Gleich Wogen ins stille Gemach:

---

*) Als Kolumbus im Jahr 1492 seine erste Entdeckungsreise antrat, glaubten nur Wenige an die Verwirklichung seiner Hoffnung, auf einer Fahrt nach Westen Land zu finden. Auch die Mannschaft der drei Schiffe, auf welchen er die Fahrt machte, verzweifelte bald nach der Abfahrt von Spanien an dem gehofften Ziele, wurde zuerst muthlos, fing dann an, ihrem Führer zu mißtrauen und empörte sich zuletzt offen gegen ihn. Man erklärte ihm, daß er nicht weiter segeln dürfe, sondern umkehren müsse, und Einige verschworen sich sogar, den Admiral ins Meer zu werfen. Dieser suchte zuerst seine Leute zu besänftigen und von der Zuverlässigkeit seiner Hoffnung zu überzeugen; als aber alle seine Vorstellungen an ihrer Unwissenheit und Muthlosigkeit gescheitert waren, erklärte er ihnen, daß er ihrem Wunsche gemäß umkehren wolle, wenn sich nicht nach einer ganz kurzen Zeit, während welcher man weiter segele, das gehoffte Land zeige. Die Empörer gingen seinen Vorschlag ein, und am 12. October gegen zwei Uhr Morgens ertönte, zu ihrer Beschämung und zum ewigen Ruhme des großen Mannes, aus dem Mastkorbe eines der drei Schiffe der freudige Ruf: „Land! Land!" Man war im Angesichte der amerikanischen Insel San Salvador oder Guanahani. Die Schiffsmannschaft stürzte, von Ehrfurcht und Reue ergriffen, dem großen Entdecker zu Füßen; Kolumbus verzieh ihnen großmüthig, ließ beim Aufgang der Sonne ein feierliches Danklied singen, und wenige Stunden nachher stand er auf amerikanischem Boden, dem Ziel seiner Hoffnungen und Wünsche.

Verzweiflung im wilden, verlöschenden Blick,
Auf bleichen Gesichtern der Tod.
„Verräther! Wo ist nun Dein gleißendes Glück?
Jetzt rett' uns vom Gipfel der Noth!

Du giebst uns nicht Speise, so gieb uns Dein Blut!
Blut!" rief das entzügelte Heer.
Sanft stellte der Große den Felsenmuth
Entgegen dem stürmenden Meer.
„Befriedigt mein Blut Euch, so nehmt es und lebt!
Doch bis noch ein einziges Mal
Die Sonne dem feurigen Osten entschwebt —
Vergönnt mir den segnenden Strahl.

Beleuchtet der Morgen kein rettend Gestad',
So biet' ich dem Tode mich gern;
Bis dahin verfolgt noch den muthigen Pfad
Und trauet der Hülfe des Herrn!" —
Die Würde des Helden, sein ruhiger Blick
Besiegte noch einmal die Wuth;
Sie wichen vom Haupte des Führers zurück
Und schonten sein heiliges Blut.

„Wohlan denn! Es sei noch! Doch hebt sich der Strahl
Und zeigt uns kein rettendes Land,
So siehst Du die Sonne zum letzten Mal,
So zittre der strafenden Hand!" —
Geschlossen war also der eiserne Bund,
Die Schrecklichen kehrten zurück.
Es thue der leuchtende Morgen nun kund
Des duldenden Helden Geschick! —

Die Sonne sank, der Tag entwich;
Des Helden Brust ward schwer;
Der Kiel durchrauschte schauerlich
Das weite, wüste Meer.
Die Sterne zogen still herauf,
Doch ach! kein Hoffnungsstern!
Und von des Schiffes ödem Lauf
Blieb Land und Rettung fern.

Vom Troſt des ſüßen Schlafs verbannt,
Die Bruſt voll Gram, durchwacht,
Nach Weſten blickend unverwandt,
Der Held die düſtre Nacht.
„Nach Weſten, o nach Weſten hin
Beflügle dich, mein Kiel!
Dich grüßt noch ſterbend Herz und Sinn,
Du meiner Sehnſucht Ziel!

Doch mild, o Gott, von Himmelshöh'n
Blick' auf mein Volk herab!
Laſſ' ſie nicht troſtlos untergehn
Im wüſten Fluthengrab!"
Es ſprach's der Held, von Mitleid weich;
Da horch! welch eiliger Tritt?
„Noch einmal, Fernando, ſo trüb' und bleich!
Was bringt Dein bebender Schritt?"

„Ach, edler Feldherr, es iſt geſcheh'n!
Jetzt hebt ſich der öſtliche Strahl." —
„Sei ruhig, mein Lieber, von himmliſchen Höh'n
Entwand ſich der leuchtende Strahl.
Es waltet die Allmacht von Pol zu Pol;
Mir lenkt ſie zum Tode die Bahn." —
„Leb' wohl denn, mein Feldherr! leb' ewig wohl!
Ich höre die Schrecklichen nahn!"

Und eh' noch dem Ritter das Wort war entfloh'n,
Da drängte die Menge ſich nach,
Da ſtürmten die Krieger, die wüthenden, ſchon
Gleich Wogen ins ſtille Gemach. —
„Ich weiß, was Ihr fordert, und bin bereit.
Ja, werft mich ins ſchäumende Meer!
Doch wiſſet, das rettende Ziel iſt nicht weit!
Gott ſchütze Dich, irrendes Heer!" —

Dumpf klirrten die Schwerter, ein wüſtes Geſchrei
Erfüllte mit Grauſen die Luft.
Der Edle bereitet ſich ſtill und frei
Zum Weg' in die fluthende Gruft.

Zerriſſen war jedes geheiligte Band;
Schon ſah ſich zum ſchwindelnden Rand
Der treffliche Führer geriſſen; — — und — Land!
Land! rief es und donnert' es, Land!

Ein glänzender Streifen, mit Purpur gemalt,
Erſchien dem beflügelten Blick;
Vom Golde der ſteigenden Sonne beſtrahlt
Erhob ſich das winkende Glück,
Was kaum noch geahnet der zagende Sinn,
Was muthvoll der Große gedacht.
Sie ſtürzten zu Füßen des Herrlichen hin
Und prieſen die göttliche Macht. Louiſe Brachmann.

---

224. Denkſpruch.

Vergilt nicht, ob Dein Feind Dir etwa Böſes thu',
So überwindſt Du Dich und Deinen Feind dazu.

Tſcherning.

---

225. Die Sonne.

Sei mir gegrüßt, zu meines Gottes Ehre,
Du ſeiner Schöpfung Königinn!
Steig' auf und gieß' aus deinem Feuermeere
Erſtaunen vor dich hin!

Daß alle Welt anbetend niederfalle
Vor dem, der dich ſo ſchön gemacht,
Der Menſchen ſchuf und väterlich für Alle
Mit ſeiner Allmacht wacht!

Daß Mächtige des Stolzes ſich entkleiden,
Vor ſeiner Majeſtät ſich ſcheun;
Daß alle Menſchen ſich mit Liebe leiten
Und treue Freunde ſei'n!

Daß überall, bis zum entfernteſten Strande,
Wo dein belebend Licht erſcheint,
Die Liebe herrſch', an deren ſanftem Bande
Sich Herz mit Herz vereint!

Und dann sei du, was du bisher gewesen,
Der Menschen höchstes Wonneglück,
Dem Armen Trost, dem Kranken froh Genesen,
Dem ganzen Erdball Glück!

Und Alle lehr' in Freudigkeit hienieden
Sich jeder schönen Tugend weihn,
Voll Duldsamkeit, geneigt zum sel'gen Frieden,
Geneigt zum Wohlthun sein! Schall.

---

226. Das Mahl zu Heidelberg. *)

Von Würtemberg und Baden
Die Herren zogen aus,
Von Metz des Bischofs Gnaden
Vergaß das Gotteshaus;
Sie zogen aus, zu kriegen
Wohl in die Pfalz am Rhein,
Sie sahen da sie liegen
Im Sommer-Sonnenschein.

Umsonst die Rebenblüthe
Sie tränkt mit mildem Duft,
Umsonst des Himmels Güte
Aus Ährenfeldern ruft;
Sie brannten Hof und Scheuer,
Daß heulte Groß und Klein;

*) Um das Jahr 1462 führte der Kurfürst von der Pfalz, Friedrich I., genannt der Siegreiche, einen Krieg mit dem Markgraf Karl von Baden, dem Grafen Ulrich (oder Utz) von Würtemberg, dem Bischof Georg von Metz und dem Bischof von Speier. Diese brachen in die Pfalz ein, verheerten hier muthwilliger Weise die Saatfelder und steckten die Mühlen und Scheunen in Brand, wurden aber von Friedrich bei Seckenheim total geschlagen. Die drei ersten der genannten Herrn wurden in dieser Schlacht von ihm gefangen genommen und sodann auf das Heidelberger Schloß in die Haft gebracht. Hier ließ Friedrich sie gleich am ersten Tage fürstlich bewirthen, dabei aber kein Brod auf die Tafel setzen; und als sie darum baten, gab er ihnen zur Antwort, sie hätten grausamer Weise die Saaten seines Landes zerstört und viele Mühlen und Scheunen niedergebrannt und sollten deßhalb nun auch erfahren, wie es sich ohne Brod lebe. Sie wurden hierauf so lange gefangen gehalten, bis sie ein schweres Lösegeld bezahlt hatten.

Da leuchtete vom Feuer
Der Neckar und der Rhein.

Mit Gram von seinem Schlosse
Sieht es der Pfälzer Fritz,
Heißt springen auf die Rosse
Zwei Mann auf einen Sitz.
Mit enggedrängtem Volke
Sprengt er durch Feld und Wald;
Doch wird die kleine Wolke
Zum Wetterhimmel bald.

Sie wollen seiner spotten,
Da sind sie schon umringt,
Und über ihren Rotten
Sein Schwert der Sieger schwingt.
Vom Hügel sieht man prangen
Das Heidelberger Schloß;
Dorthin führt er gefangen
Die Fürsten sammt dem Troß.

Zu hinterst an der Mauer
Da ragt ein Thurm so fest,
Das ist ein Sitz der Trauer,
Der Schlang' und Eule Nest;
Dort sollen sie ihm büßen
Im Kerker trüb und kalt;
Es gähnt zu ihren Füßen
Ein Schlund und finstrer Wald.

Hier lernt vom Grimme rasten
Der Würtemberger Utz,
Der Bischof hält ein Fasten,
Der Markgraf läßt vom Trutz.
Sie mochten schon in Sorgen
Um Leib und Leben sein:
Da trat am andern Morgen
Der stolze Pfälzer ein.

„Herauf, Ihr Herrn, gestiegen
In meinen hellen Saal!

Ihr sollt nicht fürder liegen
In Finsterniß und Qual.
Ein Mahl ist Euch gerüstet,
Die Tafel ist gedeckt;
Drum, wenn es Euch gelüstet,
Versucht, ob es Euch schmeckt!"

Sie lauschen mit Gefallen,
Wie er so lächelnd spricht;
Sie wandeln durch die Hallen
Ans goldne Tageslicht.
Und in dem Saale winket
Ein herrliches Gelag';
Es dampfet und es blinket,
Was nur das Land vermag.

Es setzten sich die Fürsten;
Da mocht' es seltsam sein!
Sie hungern und sie dürsten
Beim Braten und beim Wein.
„Nun, will's Euch nicht behagen?
Es fehlt doch, däucht mir, Nichts?
Worüber ist zu klagen?
An was, Ihr Herrn, gebricht's?

Es schickt zu meinem Tische
Der Odenwald das Schwein,
Der Neckar seine Fische,
Den süßen Trank der Rhein!
Ihr habt ja sonst erfahren,
Was meine Pfalz beschert;
Was wollt Ihr heute sparen,
Wo Keiner es Euch wehrt?"

Die Fürsten sahn verlegen
Den andern jeder an;
Am Ende doch verwegen
Der Ulrich da begann:
„Herr, fürstlich ist Dein Bissen;
Doch Eines thut ihm Noth,

Das mag kein Knecht vermiſſen:
Wo ließeſt Du das Brod?“ —

„Wo ich das Brod gelaſſen?“
Sprach da der Pfälzer Fritz;
Er traf, die bei ihm ſaßen,
Mit ſeiner Augen Blitz;
Er that die Fenſterpforten
Weit auf im hohen Saal,
Da ſah man aller Orten
Ins offne Neckarthal.

Sie ſprangen von den Stühlen
Und blickten in das Land;
Da rauchten alle Mühlen
Rings von des Krieges Brand;
Kein Hof iſt da zu ſchauen,
Wo nicht die Scheune dampft;
Von Roſſes Huf' und Klauen
Iſt alles Feld zerſtampft.

„Nun ſprecht, von weſſen Schulden
Iſt ſo mein Mahl beſtellt?
Ihr müßt Euch wohl gedulden,
Bis Ihr beſä't mein Feld,
Bis in des Sommers Schwüle
Mir reifet Eure Saat,
Und bis mir in der Mühle
Sich wieder dreht ein Rad.

Ihr ſeht, der Weſtwind fächelt
An Stoppeln und Geſträuch;
Ihr ſeht, die Sonne lächelt,
Sie wartet nur auf Euch!
Drum ſendet flugs die Schlüſſel,
Und öffnet Euren Schatz,
So findet bei der Schüſſel,
Das Brod den rechten Platz!“ G. Schwab.

227. Neujahrslied.

Aus des Himmels Sternenhallen
Geht ein neues Jahr hervor,
Und von allen Seiten schallen
Wünsch' und Bitten in sein Ohr.

Armuth klagt: „Ich trinke Wasser,
Und mein Brod ist hart, wie Stein.
Gieb mir, wie dem reichen Prasser,
Leckre Kost und guten Wein!"

Habgier ruft: „Ich kann nicht rasten,
Ich muß stets nach Golde glühn;
Laß denn meinen Gott im Kasten
Immer wachsen, immer blühn!"

Ehrgeiz sagt: „Ich blick' und strebe
Zu des Ranges Gipfeln auf;
Drum, so hoch Du kannst, erhebe
Mich in Deiner Monden Lauf!"

Selbstsucht schreit: „Gieb her, gieb Alles,
Alles, Alles, meinem Ich!
Achte nicht des andern Schwalles,
Sorge nur allein für mich!"

Freundschaft fleht: „Die besten Gaben
Spende meinem Biederfreund!
Ich will lieber selbst Nichts haben,
Wird nur ihm kein Wunsch verneint."

Und wir Andern alle bitten:
„Sei der ganzen Erdenschaar,
In Palästen und in Hütten,
Ein erwünschtes Freudenjahr!"

Langbein.

228. Die Bürgschaft. *)

Zu Dionys, dem Tyrannen, schlich
Möros, den Dolch im Gewande;
Ihn schlugen die Häscher in Bande.
„Was wolltest Du mit dem Dolche? Sprich!“
Entgegnet ihm finster der Wütherich.
„Die Stadt vom Tyrannen befreien!“ —
„Das sollst Du am Kreuze bereuen!“ —

„Ich bin,“ spricht Jener, „zu sterben bereit
Und bitte nicht um mein Leben;
Doch willst Du Gnade mir geben,
Ich flehe Dich um drei Tage Zeit,
Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit;
Ich lasse den Freund Dir als Bürgen,
Ihn magst Du, entrinn' ich, erwürgen.“

Da lächelt der König mit arger List
Und spricht nach kurzem Bedenken:
„Drei Tage will ich Dir schenken;
Doch wisse! wenn sie verstrichen, die Frist,
Und Du mir nicht wieder gegeben bist:
So muß er statt Deiner erblassen,
Doch Dir ist die Strafe erlassen.“

Und er kommt zum Freunde: „Der König gebeut,
Daß ich am Kreuz mit dem Leben
Bezahle das frevelnde Streben;
Doch will er mir gönnen drei Tage Zeit,
Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit;
So bleib Du dem König zum Pfande,
Bis ich komme, zu lösen die Bande.“

Und schweigend umarmt ihn der treue Freund
Und liefert sich aus dem Tyrannen;

*) Die hier erzählte Begebenheit ereignete sich etwa vierhundert Jahre vor Christi Geburt unter Dionysius dem Älteren, Beherrscher von Syrakus. Die Namen der zwei Freunde sind eigentlich Pythias (der Verurtheilte) und Damon (der die Bürgschaft leistete). Unter diesen Namen werden sie immer als die Muster wahrer Freundschaft aufgestellt.

Der Andere ziehet von dannen.
Und ehe das dritte Morgenroth scheint,
Hat er schnell mit dem Gatten die Schwester vereint,
Eilt heim mit sorgender Seele,
Damit er die Frist nicht verfehle.

Da gießt unendlicher Regen herab,
Von den Bergen stürzen die Quellen,
Und die Bäche, die Ströme schwellen.
Und er kommt ans Ufer mit wanderndem Stab;
Da reißet die Brücke der Strudel hinab,
Und donnernd sprengen die Wogen
Des Gewölbes krachenden Bogen.

Und trostlos irrt er an Ufers Rand;
Wie weit er auch spähet und blicket
Und die Stimme, die rufende, schicket,
Da stößet kein Nachen vom sichern Strand,
Der ihn setze an das gewünschte Land;
Kein Schiffer lenket die Fähre,
Und der wilde Strom wird zum Meere.

Da sinkt er ans Ufer und weint und fleht,
Die Hände zum Zeus erhoben:
„O, hemme des Stromes Toben!
Es eilen die Stunden, im Mittage steht
Die Sonne, und wenn sie niedergeht
Und ich kann die Stadt nicht erreichen,
So muß der Freund mir erbleichen.“

Doch wachsend erneut sich des Stromes Wuth,
Und Welle auf Welle zerrinnet,
Und Stunde an Stunde entrinnet;
Da treibt ihn die Angst, da faßt er sich Muth
Und wirft sich hinein in die brausende Fluth
Und theilt mit gewaltigen Armen
Den Strom, und ein Gott hat Erbarmen.

Er gewinnet das Ufer und eilet fort
Und danket dem rettenden Gotte.
Da stürzet die raubende Rotte

Hervor aus des Waldes nächtlichem Ort,
Den Pfad ihm sperrend, und schnaubet Mord
Und hemmet des Wanderers Eile
Mit drohend geschwungener Keule.

„Was wollt Ihr?“ ruft er vor Schrecken bleich,
„Ich habe Nichts, als mein Leben;
Das muß ich dem Könige geben!“
Und entreißt die Keule dem Nächsten gleich:
„Um des Freundes Willen erbarmet Euch!“
Und drei mit gewaltigen Streichen
Erlegt er, die Andern entweichen.

Und die Sonne versendet glühenden Brand,
Und von der unendlichen Mühe
Ermattet sinken die Kniee.
„O, hast Du mich gnädig aus Räubershand,
Aus dem Strom mich gerettet ans heilige Land,
Und soll hier verschmachtend verderben,
Und der Freund mir, der liebende, sterben!“

Und horch! da sprudelt es silberhell
Ganz nahe, wie rieselndes Rauschen,
Und stille hält er, zu lauschen;
Und sieh, aus dem Felsen, geschwätzig schnell,
Springt murmelnd hervor ein lebendiger Quell,
Und freudig bückt er sich nieder
Und erfrischet die brennenden Glieder.

Und die Sonne blickt durch der Zweige Grün
Und malt auf den glänzenden Matten
Der Bäume gigantische Schatten;
Und zwei Wandrer sieht er die Straße ziehn,
Will eilendes Laufes vorüber fliehn,
Da hört er die Worte sie sagen:
„Jetzt wird er ans Kreuz geschlagen.“

Und die Angst beflügelt den eilenden Fuß,
Ihn jagen der Sorgen Qualen;
Da schimmern in Abendroths Strahlen
Von ferne die Zinnen von Syrakus;

Und entgegen kommt ihm Philostratus,
Des Hauses redlicher Hüter,
Der erkennt entsetzt den Gebieter.

„Zurück! Du rettest den Freund nicht mehr;
So rette das eigene Leben!
Den Tod erleidet er eben.
Von Stunde zu Stunde gewartet' er
Mit hoffender Seele der Wiederkehr;
Ihm konnte den muthigen Glauben
Der Hohn des Tyrannen nicht rauben." —

„Und ist es zu spät, und kann ich ihm nicht,
Ein Retter, willkommen erscheinen:
So soll mich der Tod ihm vereinen!
Deß rühme der blut'ge Tyrann sich nicht,
Daß der Freund dem Freunde gebrochen die Pflicht;
Er schlachte der Opfer zweie
Und glaube an Liebe und Treue!"

Und die Sonne geht unter, da steht er am Thor
Und sieht das Kreuz schon erhöhet,
Das die Menge gaffend umstehet;
An dem Seile schon zieht man den Freund empor,
Da zertrennt er gewaltig den dichten Chor.
„Mich, Henker," ruft er, „erwürget!
Da bin ich, für den er gebürget!"

Und Erstaunen ergreifet das Volk umher;
In den Armen liegen sich Beide
Und weinen vor Schmerzen und Freude.
Da sieht man kein Auge thränenleer;
Und zum Könige bringt man die Wundermähr',
Der fühlt ein menschliches Rühren,
Läßt schnell vor den Thron sie führen;

Und blicket sie lange verwundert an;
Drauf spricht er: „Es ist Euch gelungen,
Ihr habt das Herz mir bezwungen;
Und die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn.

So nehmet auch mich zum Genossen an!
Ich sei, gewährt mir die Bitte,
In Eurem Bunde der Dritte!“ Schiller.

---

229. Der gute Geist.

Es geht der Geist zufriedner Stille
Vom Schoß des ew'gen Vaters aus,
Und wie's verlangt sein heil'ger Wille,
Klopft er an jedes Menschen Haus.

Sein zarter Finger klopfet leise;
Ist's drin zur Leidenschaft gestört,
Ist Lärmen drin und rohe Weise:
Da wird sein Pochen überhört.

Ist Sorge wo und ängstlich Treiben,
Und Zweifelsucht trübt das Gesicht:
Da tritt er ein; doch lange bleiben —
Nein, lange bleiben kann er nicht.

Und sieht er, die in kühlen Schatten
Bequemlich träumen, halb nur wach,
In leerer Hoffnung süß ermatten:
Da naht er, aber fragt nur nach.

Doch trifft er eines Hauses Glieder
Treu ihrem täglichen Beruf,
Ob leicht, ob schwer, vereint als Brüder,
Die für einander Gott erschuf;

Hört nach der Müh' wohl ihre Lieder,
Voll Lieb' und Dank und heitrer Ruh':
Da grüßt er gastlich, läßt sich nieder
Und geht dann immer ab und zu.

Fr. Rochlitz.

---

230. König Karl's Meerfahrt.

Der König Karl fuhr über Meer
Mit seinen Kampfgenossen,
Zum heil'gen Lande steuert' er
Und ward vom Sturm verstoßen.

Da sprach der kühne Held Roland:
„Ich kann wohl fechten und schirmen,
Doch hält mir diese Kunst nicht Stand
Vor Wellen und vor Stürmen."

Dann sprach Herr Holger aus Dänemark:
„Ich kann die Harfe schlagen,
Was hilft mir das, wenn also stark
Die Wind' und Wellen jagen?"

Herr Oliver war auch nicht froh,
Er sah auf seine Wehre:
„Es ist mir um mich selbst nicht so,
Wie um die Altekläre." *)

Dann sprach der schlimme Ganelon,
Er sprach es nur verstohlen:
„Wär' ich mit guter Art davon,
Möcht' Euch der Henker holen!"

Erzbischof Turpin seufzte sehr:
„Wir sind die Gottesstreiter;
Komm, lieber Heiland, über das Meer
Und führ' uns gnädig weiter!"

Graf Richard Ohnefurcht hub an:
„Ihr Geister aus der Hölle!
Ich hab' Euch manchen Dienst gethan;
Jetzt helft mir von der Stelle!"

Herr Naimis diesen Ausspruch that:
„Schon Vielen rieth ich heuer;
Doch süßes Wasser und guter Rath
Sind oft zu Schiffe theuer."

*) Sein Schwert.

Da sprach der graue Herr Riol:
„Ich bin ein alter Degen
Und möchte meinen Leichnam wohl
Dereinst ins Trockne legen.“

Da sprach der edle Graf Garein:
„Gott helf' uns aus der Schwere!
Ich trink' viel lieber den rothen Wein,
Als Wasser in dem Meere.“

Herr Lambert sprach, ein Jüngling frisch:
„Gott woll' uns nicht vergessen!
Äß' lieber selbst 'nen guten Fisch,
Statt daß mich Fische fressen.“

Da sprach Herr Gottfried lobesan:
„Ich lass' mir's halt gefallen;
Man richtet mir nicht anders an,
Als meinen Brüdern allen.“ —

Der König Karl am Steuer saß,
Der hat kein Wort gesprochen;
Er lenkt das Schiff mit festem Maß,
Bis sich der Sturm gebrochen. Uhland.

---

231. Räthsel.

In eine lichte Rotunde*) schaut
Nicht selten mein staunender Blick;
Von Menschenhänden ist's niemals erbaut,
Dies künstliche Meisterstück.
Seine Säulen sind nicht von Marmor, von Holz,
Von keinem Metall; doch schwebet es stolz
In freier Windung, trotz furchtbar'n Gewalten,
Sich selber vermögend im Sturme zu halten.
Wer mißt sein Gebälke? Wer zählet die Menge
Der luftigen Zellen, der schwebenden Gänge? —
In der Mitt' eine waltende Göttinn wohnt,

*) Ein rundes Gebäude.

In strahlender Mitte die Göttinn thront.
Nun meldet uns Kunde,
Wie heißt die Rotunde?
Sie ist nicht des Himmels lazurner Bogen,
Der sich spiegelt' und bricht in des Meeres Wogen;
Eine Mördergrub' meine Rotunde ist,
Wo die Göttinn stets ihre Gäste frißt.

---

232. Sommerlied.

Blaue Berge!
Von den Bergen strömt das Leben,
Reine Luft für Mensch und Vieh;
Wasserbrünnlein spät und früh
Müssen uns die Berge geben.

Frische Matten!
Grüner Klee und Dolden schießen;
An dem Halme, schlank und fein,
Glänzt der Thau, wie Edelstein,
Und die klaren Bächlein fließen.

Schlanke Bäume!
Muntrer Vögel Melodeien
Tönen im belaubten Reis,
Singen laut des Schöpfers Preis.
Kirsche, Birn und Pflaum' gedeihen.

Grüne Saaten!
Aus dem zarten Blatt enthüllt sich
Halm und Ähre, schwanket schön,
Wenn die milden Lüfte wehn,
Und das Körnlein wächst und füllt sich.

An dem Himmel
Strahlt die Sonn' im Brautgeschmeide,
Weiße Wölklein steigen auf,
Ziehn dahin im stillen Lauf;
Gottes Schäflein gehn zur Weide.

Herzensfrieden,
Woll' ihn Gott uns Allen geben!
O, dann ist die Erde schön!
In den Gründen, auf den Höh'n
Wacht und singt ein frohes Leben.

Schwarze Wetter
Überziehn den Himmelsbogen,
Und der Vogel singt nicht mehr;
Winde brausen hin und her,
Und die wilden Wasser wogen.

Rothe Blitze
Zucken hin und zucken wieder,
Leuchten über Wald und Flur.
Bange harrt die Creatur;
Donnerschläge stürzen nieder.

Gut Gewissen —
Wer es hat, und wer's bewachet,
In den Blitz vom Weltgericht
Schaut er und erbebet nicht,
Wenn der Grund der Erde krachet.

Hebel.

---

233. Der schöne Traum.

Im Traume kam es einst mich an,
Ich wär' seit kurzer Frist
Geworden gar ein reicher Mann,
Der, was er soll, auch ist.

Von meinem Gold und Gut zumal
Behielt ich wenig mir
Und gab, wie mir das Herz befahl,
Und schenkte dort und hier;

Gab einem armen Vetter dort
Ein Häuschen für sein Glück;
Gab Jenem einen Friedensort,
Dem einen heitern Blick;

Gab einer Mutter Augenpaar
Zurück sein helles Blau
Und rettet' eines Vaters Haar
Vor allzufrühem Grau.

Gehalst, zerrissen ward ich fast
Und wußte nicht wofür,
Und Alles kam in froher Hast
Und rief und lief zu mir.

Ein junger Bursche war ich noch
Und lebte fast im Wahn,
Als hätt' ich lang' und Vieles doch
Gewirkt schon und gethan.

Da wacht' ich auf — Ihr glaubt zum Leid,
Weil's um mein Gold gethan?
O nein — es hat mich recht gefreut,
Daß ich so träumen kann!

Seidl.

---

234. Taillefer.

Normannen-Herzog Wilhelm*) sprach einmal:
„Wer singet in meinem Hof und in meinem Saal?
Wer singet vom Morgen bis in die späte Nacht
So lieblich, daß mir das Herz im Leibe lacht?" —

„Das ist der Taillefer, der so gerne singt,
Im Hofe, wann er das Rad am Brunnen schwingt,
Im Saale, wann er das Feuer schüret und facht,
Wann er Abends sich legt, und wann er Morgens erwacht."

Der Herzog sprach: „Ich hab' einen guten Knecht,
Den Taillefer, der dienet mir fromm und recht;
Er treibt mein Rad und schüret mein Feuer gut
Und singet so hell, das höhet mir den Muth."

---

*) Wilhelm der Eroberer, Herzog von der Normandie, schiffte im Jahre 1066 mit einem Heere nach England über, auf dessen Thron er Ansprüche zu haben glaubte, schlug seinen Gegner Harald in einer blutigen Schlacht bei der Stadt Hastings und ward König von England.

Da sprach der Taillefer: „Und wär' ich frei,
Viel besser wollt' ich dienen und singen dabei.
Wie wollt ich dienen dem Herzog hoch zu Pferd!
Wie wollt' ich singen und klingen mit Schild und Schwert!“ —

Nicht lange, so ritt der Taillefer ins Gefild'
Auf einem hohen Pferde, mit Schwert und Schild.
Des Herzogs Schwester schaute vom Thurm ins Feld,
Sie sprach: „Dort reitet, bei Gott! ein stattlicher Held.“ —

Der Herzog Wilhelm fuhr wohl über das Meer,
Er fuhr nach Engelland mit gewaltigem Heer.
Er sprang vom Schiffe, da fiel er auf die Hand;
„Hei!“ — rief er — „ich fass' und ergreife dich, Engelland!“

Als nun das Normannen-Heer zum Sturme schritt,
Der edle Taillefer vor den Herzog ritt:
„Manch Jährlein hab' ich gesungen und Feuer geschürt,
Manch Jährlein gesungen und Schwert und Lanze geführt.

Und hab' ich Euch gedient und gesungen zu Dank,
Zuerst als ein Knecht und dann als ein Ritter frank:
So laßt mich das entgelten am heutigen Tag,
Vergönnet mir auf die Feinde den ersten Schlag!“

Der Taillefer ritt vor allem Normannen-Heer
Auf einem hohen Pferde mit Schwert und mit Speer;
Er sang so herrlich, das klang über Hastings-Feld;
Von Roland sang er und manchem frommen Held.

Und als das Rolands-Lied wie ein Sturm erscholl,
Da wallete manch Panier, manch Herze schwoll,
Da brannten Ritter und Mannen von hohem Muth;
Der Taillefer sang und schürte das Feuer gut.

Dann sprengt' er hinein und führte den ersten Stoß,
Davon ein englischer Ritter zur Erde schoß;
Dann schwang er das Schwert und führte den ersten Schlag,
Davon ein englischer Ritter am Boden lag.

Normannen sahen's; die harrten nicht allzulang',
Sie brachen herein mit Geschrei und Schilderklang.
Hei! sausende Pfeile, klirrender Schwerterschlag!
Bis Harald fiel und sein trotziges Heer erlag.

Herr Wilhelm steckte sein Banner aufs blutige Feld,
Inmitten der Todten spannt er sein Gezelt;
Da saß er am Mahle, den goldnen Pocal in der Hand,
Auf dem Haupte die Königskrone von Engelland.

„Mein tapfrer Taillefer! komm, trink mir Bescheid!
Du hast mir viel gesungen in Freud' und in Leid;
Doch heut' im Hastings-Felde Dein Sang und Dein Klang,
Der tönet mir in den Ohren mein Lebenlang!"

Uhland.

---

235. Die Jäger im Freien.

Mit Hörnerschall und Lustgesang
Als ging' es froh zur Jagd,
So ziehn wir Jäger wohlgemuth,
Wenn's Noth dem Vaterlande thut,
Hinaus ins Feld der Schlacht.

Uns schrecket nicht des Wassers Lauf,
Die Feld- und Waldbeschwer;
Wir klimmen Berg und Fels empor
Und waten frisch durch Sumpf und Moor,
Durch Schilf und Dorn einher.

Nicht Sturm und Regen achten wir,
Nicht Hagel, Reif und Schnee;
In Hitz' und Frost, bei Tag und Nacht
Sind wir bereit zur Fahrt und Wacht,
Als gält' es Hirsch' und Reh'.

Wir brauchen nicht zu unserm Mahl
Erst Pfanne, Topf und Rost;
Im Hungersfall ein Bissen Brod,
Ein Labeschluck in Durstesnoth
Genügen uns zur Kost.

Wo wackre Jäger Helfer sind,
Da ist es wohl bestellt.
Die sichre Kugel stärkt den Muth;
Scharf zielen wir und treffen gut,
Und was wir treffen, fällt.

Und färbet gleich auch unſer Blut
Das Feld des Krieges roth:
So wandelt Furcht uns doch nicht an;
Denn nimmer ſcheut ein braver Mann
Fürs Vaterland den Tod.

Und jeder Jäger preiſ't den Tag,
Als er ins Schlachtfeld zog.
Bei Hörnerſchall und Becherklang
Ertönet laut der Rundgeſang:
„Wer brav iſt, lebe hoch!“ Bürger.

---

236. Amynt.

Amynt, der ſich in großer Noth befand
Und, wenn er nicht die Hütte meiden wollte,
Die hart verpfändet war, zehn Thaler ſchaffen ſollte,
Bat einen reichen Mann, in deſſen Dienſt er ſtand,
Doch dieſes Mal ſein Herz vor ihm nicht zu verſchließen,
Und ihm zehn Thaler vorzuſchießen.
Der Reiche ging des Armen Bitten ein.
Sogleich aufs erſte Wort? Ach nein!
Er ließ ihm Zeit, erſt Thränen zu vergießen,
Er ließ ihn lange troſtlos ſtehn
Und zweimal nach der Thüre gehn;
Er warf ihm erſt mit manchem harten Fluche
Die Armuth vor und ſchlug hierauf
Ihm in dem dicken Rechnungsbuche
Die Menge böſer Schulden auf
Und fuhr ihn (denn dafür war er ein reicher Mann)
Bei jedem Poſten herriſch ſchnaubend an.
Dann fing er an ſich zu entſchließen,
Dem redlichen Amynt, der ihm die Handſchrift gab,
Auf ſechs Procent zehn Thaler vorzuſchießen;
Und dies Procent zog er gleich ab.

Jetzt, während noch der Reiche zählte,
Trat grad' ſein Handwerksmann herein

Und bat, weil's ihm an Gelde fehlte,
Er möchte doch so gütig sein
Und ihm den kleinen Rest bezahlen.
„Ihr kriegt jetzt Nichts!“ fuhr ihn der Schuldner an;
Allein der arme Handwerksmann
Bat ihn zu wiederholten Malen,
Ihm die Paar Thaler auszuzahlen.
Der Reiche, dem der Mann zu lange stehen blieb,
Fuhr endlich auf: „Geht fort, Ihr Schelm, Ihr Dieb!“ —
„Ein Schelm? das wäre mir nicht lieb!
Ich werde gehn und Sie verklagen.
Amynt dort hat's gehört!“ Und eilends ging der Mann.

„Amynt!“ fing drauf der Wuchrer an,
„Wenn sie Euch vor Gerichte fragen,
So könnt Ihr mir ja zu Gefallen sagen,
Ihr hättet Nichts gehört. Ich will Euch dankbar sein
Und Euch, statt zehn, gleich zwanzig Thaler leihn;
Denn diesen Schimpf, den er von mir erlitten,
Ihm auf dem Rathhaus abzubitten,
Das würde mir ein ew'ger Vorwurf sein.
Kurz, wollet Ihr mich nicht als Zeuge kränken,
So will ich Euch die zwanzig Thaler schenken;
So kommt Ihr gleich aus aller Eurer Noth!“

„Herr!“ sprach Amynt, „ich habe seit zwei Tagen
Für meine Kinder nicht satt Brod.
Sie werden über Hunger klagen,
Sobald sie mich nur wieder sehn;
Es wird mir in die Seele gehn;
Die Gläub'ger werden mich aus meiner Hütte jagen;
Allein ich will's mit Gott ertragen.
Streicht Euer Geld, das Ihr mir bietet, ein,
Und lernt von mir die Kunst, gewissenhaft zu sein.“

Gellert.

237. Die Königswahl.

Als der Tyrier-König*) einst verblich
Und der Reichstag unentschlossen wankte,
Nichts entschied und immer zankte,
Rief ein Sonnenpriester: „Höret mich!
Um den Würdigsten nicht zu verfehlen,
Soll die Göttinn für uns wählen.
Wessen Aug' der erste Strahl erreicht,
Wann sie morgen aus dem Meere steigt,
Dem sei unser Thron beschieden!"
Alle hoffen, Alle sind's zufrieden;
Jeder träumt sich auf den nahen Thron.
Noch war's Mitternacht, und schon
Riefen sie am Meer mit tausend Stimmen
Ihrer Feuergottheit, zu entglimmen.
Einer nur — vielleicht ein Thor —
Blieb entfernt am Ufer stehen
Und sah unverwandt nach steilen Höhen
Landwärts nur empor.
Spötteleien rauschten um sein Ohr,
Durchgewürzt mit pöbelhaftem Witze,
Bis er endlich an der Felsenspitze
Er allein den ersten Strahl erblickt. —

Jüngling, soll Dich Ruhmes Lorbeer schmücken,
Folg' dem Weisen, den kein Tadel schreckt,
Und dem Pöbel kehre stolz den Rücken! Sturz.

---

238. Silbenräthsel. (Charade.)

Ein Silbenpaar zieht jährlich hin und her,
Bald ist's bei uns, bald überm fernen Meer;
Und kommt's ins Land,
Weiß von Gewand,
Dann wehe den Schlangen und Kröten!

---

*) Der König der im Alterthum sehr berühmten Handelsstadt Tyrus in Phönicien.

Nur stille Flucht
Dahin, wo Niemand sie sucht,
Kann sie retten von entsetzlichen Nöthen.
Die Dritte wird so schwer nicht scheinen;
Zwei Große wohnen drin mit ihren Kleinen.
Sie wandeln ein, sie wandeln aus,
Wie Jeder pflegt im eignen Haus.
Das Ganze ist ein künstliches Geflecht,
Für die Bewohner eben recht. —
Ihr denkt vielleicht
Schon Etwas, dem das Räthsel gleicht;
Allein wir machen's nicht so leicht,
Wir steigen nicht, wir bleiben auf der Erde,
Wenn weit von uns der Storch entfliegt,
Und Schnee im öden Neste liegt,
Wird erst das Ganze lieb und werth;
Kein Podagrist es gern entbehrt. Hebel.

---

239. Das Schicksal.

Die Vorsicht ist gerecht in allen ihren Schlüssen.
Das siehst Du freilich nicht bei allen Fällen ein;
Doch wolltest Du den Grund von jeder Schickung wissen,
So müßtest Du, was Gott ist, sein.

Als Moses Horeb's*) Gipfel einst betrat
Und Gott von jenem ew'gen Rath,
Der unser Schicksal lenkt, um größre Kenntniß bat:
Da ward ihm der Befehl, er sollte von den Höhen,
Worauf er stand, hinab ins Ebne sehen.

Hier floß ein klarer Quell. Ein reisender Soldat
Stieg bei dem Quell von seinem Pferde
Und trank. Kaum war der Reiter fort,
So lief ein Knabe von der Heerde
Nach einem Trunk an diesen Ort.
Er fand den Geldsack bei der Quelle,
Der Jenem hier entfiel; er nahm ihn und entwich;

*) Horeb, ein nicht weit von dem Sinaï liegender Berg in Arabien.

Worauf nach eben dieſer Stelle
Ein Greis, gebückt an ſeinem Stabe, ſchlich.
Er trank und ſetzte ſich, um auszuruhen, nieder;
Sein ſchweres Haupt ſank zitternd in das Gras,
Bis er im Schlaf des Alters Laſt vergaß.
Indeſſen kam der Reiter wieder,
Bedrohte dieſen Greis mit wildem Ungeſtüm
Und forderte ſein Geld von ihm.
Der Alte ſchwört, er habe Nichts gefunden,
Der Alte fleht und weint; der Reiter flucht und droht
Und ſticht zuletzt mit vielen Wunden
Den armen Alten wüthend todt.

Als Moſes dieſes ſah, fiel er betrübt zur Erden;
Doch eine Stimme rief: „Hier kannſt Du inne werden,
Wie in der Welt ſich Alles billig fügt;
Denn wiſſ', es hat der Greis, der jetzt im Blute liegt,
Des Knaben Vater einſt erſchlagen,
Der den verlornen Raub zuvor davon getragen.“ —

Gellert.

---

240. Die großmüthigen Belagerten.

Schön, ſchön iſt Heldentapferkeit,
Ihr Ruhm ſteigt himmelhoch;
Doch unbeſiegte Menſchlichkeit
Unendlich höher noch! —

O, goldne Zeit, wo Treue groß,
Noch größer Großmuth war,
Wo Heldenblut für Brüder floß
Und Menſch der Feind auch war!

O ſchöne That! zu graben werth
In Marmor und auf Erz!
Wer fühllos die erzählen hört,
Hat der ein Menſchenherz?

Noch nicht der Niederlagen satt,
Kam Herzog Leopold
Vor Solothurn und schloß die Stadt,
Dem König Ludwig hold. *)

Vierhundert Helden sandt' ihr bald
Die treue Schwester Bern.
Groß war die feindliche Gewalt,
Der Bluttag nicht mehr fern.

Schon zehen lange Wochen lag
Das Heer da! Welche Noth!
Wie manche Nacht, wie mancher Tag
Für Krieger ohne Brod!

Urplötzlich schwoll und riß die Aar
Des Feindes Brücke weg
Und schwemmte, was ihr nahe war,
Roß, Mann und Wagen weg.

Vom Thurme konnten fern die Noth
Die Langbedrängten sehn;
„Kommt! rettet," riefen sie „vom Tod
Die Feinde, das ist schön!"

Sie eilten schnell vom Thurm herab
Zum Thor hinaus, voll Muth,
Und reichten liebreich Speer und Stab
Den Feinden in die Fluth; **)

Und liefen tapfer in den Strom
Mit warmer Heldenlust
Und wateten im tiefen Strom
Bis an die hohe Brust;

---

*) Herzog Leopold war der Bruder Friedrich's von Östreich, welcher um das Jahr 1320 mit Ludwig dem Baiern lange um die deutsche Kaiserwürde stritt.

**) Sie reichten den im Wasser schwimmenden Feinden ihre Speere und Stäbe hin, um sie vermittelst dieser heraufzuziehen.

Und boten, felsenfest den Fuß,
Den Schwimmenden die Hand,
Und trugen hoch durch wilden Fluß
Den Leichnam hin ans Land;

Und drückten sie mit treuem Arm
An ihre Brust, als todt;
Die kalten Körper wurden warm,
Die blassen Lippen roth.

Ihr Auge schloß sich auf und sah —
Und schloß sich wieder zu.
„Nein!“ rief der Schweizer, „wir sind da
Zu helfen; wache Du!“

O, welch ein Wachen, welche Freud'!
Jetzt kam der Geist zurück!
Ganz war die Seele Dankbarkeit,
Und Segen jeder Blick.

Wie drückte man sich brüderlich
Die Hand! O, welch ein Sieg!
Man weinte, man umarmte sich,
Und Friede ward aus Krieg. Lavater.

---

241. Ermunterung.

Wer des Lebens Freuden will
Rein und wahr genießen,
Wandle harmlos, fromm und still,
Hab' ein frei Gewissen;
Hab' an Gottes Schöpfung Lust,
Liebe Sonn' und Sterne;
Seines Adels sich bewußt,
Geh' er hin und lerne!

Lerne, was ihn heben kann
Über Mond und Sonnen;
Steige muthig nur die Bahn,
Die er hat begonnen;

Schaue liebevoll umher
Auf die andern Waller;
Wirke gern, leicht oder schwer,
Zu der Wohlfahrt Aller!

Wer des Lebens Harm und Schmerz
Leichter will ertragen,
Habe nur ein reines Herz,
Und er darf nicht zagen;
Und die Tage schweres Zugs,
Die uns nicht gefallen,
Werden endlich leichtes Flugs
Ihm vorüber wallen. Karoline Rudolphi.

---

242. Polykarp. *)

„Geh, Lictor, **) führ' den Bischof vor,
Eh' sich das Volk zerstreut!
Verläugnen muß er öffentlich
Sein Christenthum noch heut'.

Und zögert er und schwört sich nicht
Von seinem Jesus los,
So schützet ihn sein Alter nicht,
So ist der Tod sein Loos."

Der Prätor rief's, der Lictor ging,
Und Polykarp erschien
Und wankt, auf seinen Stab gestützt,
Getrost zum Richtstuhl hin.

Sein Silberhaar, sein milder Blick,
Sein Himmel im Gesicht
Rührt bis zu Thränen Greis und Kind,
Rührt nur den Prätor nicht.

---

*) Polykarp, Bischof zu Smyrna, starb im Jahre 169 den hier erzählten Märtyrer-Tod.

**) Der Prätor, d. h. derjenige Beamte, der in Rom oder an andern Orten des römischen Reichs den Gerichten vorstand, hatte zur Vollziehung seiner Befehle Diener, welche Lictoren hießen.

Der Heide sprach: „Entsage laut
Dem Christenglauben hier!“ —
„Hoff' Alles sonst,“ versetzt' der Greis,
„Nur dies hoff' nicht von mir!“ —

„Und schwörst Du Dich zur Stelle nicht
Von Deinem Jesus los,
So schützet Dich Dein Alter nicht,
So ist der Tod Dein Loos.“ —

„Dein Dräuen, Richter, trennt mich nicht
Von Jesus, meinem Herrn;
Und wenn ich für ihn sterben muß,
So sterb' ich für ihn gern.“ —

„Verblendeter, erblickst Du dort
Den Scheiterhaufen nicht?“ —
„Kein Scheiterhaufen schreckt mein Herz,
Wenn Gott gebeut und Pflicht.“ —

„So büße denn für Deinen Trotz
Im Feuertode dort!
Geh, Lictor, schlepp' ihn ungesäumt
Zum Scheiterhaufen fort!“

Der Lictor riß ihn ungesäumt
Zum Scheiterhaufen hin
Und band ihn an den Marterpfahl
Und schlug mit Fäusten ihn.

Noch einmal schallt's vom Prätor-Stuhl:
„Schwör' Dich von Jesus los!“ —
„Eh',“ rief der fromme Heros laut,
„Eh' sei der Tod mein Loos!“ —

Der Prätor winkt, der Lictor legt
Die Fackel hastig an,
Und aus dem Holzstoß lodern schnell
Die Flammen hoch hinan.

Still duldend steht der Greis am Pfahl,
Umsprüht von Flammengluth;

Still duldend blickt er himmelwärts
Und ſtirbt voll Heldenmuth.

J. G. Zimmermann.

---

243. Abendlied.

Der Mond iſt aufgegangen,
Die goldnen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar;
Der Wald ſteht ſchwarz und ſchweiget,
Und aus den Wieſen ſteiget
Der weiße Nebel wunderbar.

Wie iſt die Welt ſo ſtille
Und in der Dämm'rung Hülle
So traulich und ſo hold,
Als eine ſtille Kammer,
Wo Ihr des Tages Jammer
Verſchlafen und vergeſſen ſollt!

Seht Ihr den Mond dort ſtehen?
Er iſt nur halb zu ſehen
Und iſt doch rund und ſchön.
So ſind wohl manche Sachen,
Die wir getroſt belachen,
Weil unſre Augen ſie nicht ſehn.

Wir ſtolze Menſchenkinder
Sind eitel arme Sünder
Und wiſſen gar nicht Viel;
Wir ſpinnen Luftgeſpinſte
Und ſuchen viele Künſte
Und kommen weiter von dem Ziel.

Gott, laß uns aufwärts ſchauen,
Auf nichts Vergänglich's trauen,
Nicht Eitelkeit uns freun!
Laß uns einfältig werden
Und vor Dir hier auf Erden,
Wie Kinder, fromm und fröhlich ſein!

Wollſt endlich ſonder Grämen
Aus dieſer Welt uns nehmen
Durch einen ſanften Tod!
Und wenn Du uns genommen,
Laß uns in Himmel kommen,
Du, unſer Herr und Gott!

So legt Euch denn, Ihr Brüder,
In Gottes Namen nieder!
Kühl iſt der Abendhauch.
Verſchon' uns, Gott, mit Strafen
Und laß uns ruhig ſchlafen
Und unſern kranken Nachbar auch!

Claudius.

Nachtrag.

244. Warnung.

Es trippelt voll Gier um die Falle die Maus
Und holte so gar gern den Speck sich heraus;
Doch schlüpfet hinein sie und frißt ihn — o hör'!
So ist sie verloren und trippelt nie mehr!

Es locket der Wurm an der Angel im Bach;
Das Fischlein, es schwänzelt und lechzet danach;
Es schnappet und schnappet, und hat's ihn — o hör'!
So ist es gefangen und schwänzelt nie mehr!

Im Busch lockt die Beer' unter Schlingen von fern;
Das Vöglein, wie flattert's! Es hätt' sie so gern;
Doch flieget es näher und hascht sie — o hör'!
So ist es gefangen und flattert nie mehr!

Du hüpfest durchs Leben so munter und froh;
Es lockt Dir, es pfeift Dir bald so und bald so;
Laß locken, laß pfeifen, und hältst Du's kaum aus,
So denk' an das Vöglein, das Fischlein, die Maus!

Nach Usteri.

---

245. Kindespflicht.

Gieb Eltern, was Du kannst, und gern und bis ins Grab:
Du schenkest nicht, Du trägst nur Schulden ab.

Tscherning.

---

246. Drei Paare und Einer.

Du hast zwei Ohren und einen Mund;
Willst Du's beklagen?
Gar Vieles sollst Du hören und —
Wenig drauf sagen.

Du hast zwei Augen und einen Mund;
Mach' Dir's zu eigen!
Gar Manches sollst Du sehen und —
Manches verschweigen.

Du hast zwei Hände und einen Mund;
Lern' es ermessen!
Zweie sind zur Arbeit und —
Einer zum Essen.

Rückert.

---

247. Worträthsel.

Ich zog auf selbstgebahnten Wegen
Zufrieden hin durch Thal und Flur,
Genähret durch den reichen Segen
Der allerhaltenden Natur.

Da kam ein alter Mann geschlichen
Mit gräßlich finsterm Angesicht;
Die Locken waren ihm verblichen,
Die Wangen kannten Lächeln nicht.

Er stürzte wild auf mich hernieder
Und preßte mich ans kalte Herz,
Da starrten plötzlich meine Glieder,
Und es umpfing mich Todes-Schmerz.

Nun lag ich manchen Mond gefangen
Und ward ein Tummelplatz der Luft;
Ich röthete des Knaben Wangen
Und stählt' im Spiele seine Brust.

Doch endlich kam mit Blüthen-Kränzen
Ein schöner Jüngling in das Thal;
Ich sah sein holdes Antlitz glänzen
Und sonnte mich in seinem Strahl.

Drauf trat er näher meinem Grabe,
In dem ich festgebunden lag,
Und sanft berührt von seinem Stabe
Ward ich zu neuem Leben wach.

Und froh und munter zog ich wieder
Hinab durch Wiese, Thal und Flur
Und rauschte wogend in die Lieder
Der ringsum feiernden Natur.

---

248. Denkspruch.

Nicht den kleinsten Fehler kannst Du hegen,
Der mit schwerem Schaden Dich verschone,
Doch auch nicht die kleinste Tugend hegen,
Die sich Dir nicht zweifach lohne. Rückert.

---

249. Der Storch von Luzern.*)

Was rennt durch die Straßen die ängstige Schaar?
Was deutet das dumpfe Getöse?
Horch! furchtbar verkünden vom Thurm die Gefahr
Des Feuerhorns gräßliche Stöße:
Und näher und ferner, Gass' aus und Gass' ein
Hört lauter und lauter man Feuer! jetzt schrei'n.

Und fürchterlich über die Gipfel erhebt
Sich wirbelnd die rothbraune Säule,
Und Hülfe zu bringen die Menge nun strebt,
Verachtend in muthiger Eile
Die stürzenden Balken, die sengende Gluth,
Und rettet die Menschen und rettet ihr Gut.

Ach, aber wer ist dort die weiße Gestalt,
In rauchende Wolken versunken?
Wo wilder es wirbelt und qualmet und wallt,
Durchzuckt von hellleuchtenden Funken?

*) Die hier erzählte Geschichte ereignete sich im Jahre 1613.

Die Störchinn, die Arme, umkreiſet ihr Neſt —
Die hülfloſen Jungen, die halten ſie feſt!

Und ſchwärzer und dichter bricht's oben hervor,
Hoch ſchlagen die leuchtenden Flammen;
Schon züngeln ſie praſſelnd am Reiſig empor,
Bald ſtürzt jetzt der Giebel zuſammen:
Und Hoffen und Hülfe die Störchinn verläßt,
Sie ſinkt, ihre Flügel verbreitend, auf's Neſt.

Und — „Jeſus Maria!" ſchallt's ängſtlich, und kalt
Durchſchauert's die Menge: denn oben
Erblickt ſie im Rauch eines Jünglings Geſtalt,
Den ſprühende Funken umtoben;
Es hat ſein hochſchlagendes Herz ihn gemahnt
Und kühn durch die Flammen den Weg ihm gebahnt.

Und Tauſende beten: „Belohne den Muth!"
Und jauchzen: „Das Ziel iſt errungen!"
Hoch hält er empor die gerettete Brut,
Und es folget die Mutter den Jungen:
Und jubelnd von brennender Leiter er ſpringt,
Und jubelnd die Menge den Helden umringt.

Und wo er jetzt wandelt, in Stadt und im Land,
Ihm lohnende Blicke begegnen;
Es ſchütteln die Männer ihm kräftig die Hand,
Die Herzen der Frauen ihn ſegnen:
Ha! böt' ihm ein König für das einen Thron,
Er lachte wohl über den ärmlichen Lohn! —

Es haben die Bücher die männliche That
Mit Freuden der Nachwelt verkündet;
Doch — ungern erzähl' ich es — Niemand noch hat
Den Namen des Thäters ergründet.
Zwar, fehlt uns darüber auch jeder Bericht,
So fehlt er im Buch der Vergeltung doch nicht!

Nach Uſteri.

250. Widerſpenſtigkeit.

Wer nachgiebt mit Beſcheidenheit,
Fährt wohl; doch Widerſpenſtigkeit
Hat ſich nichts Gutes zu verſprechen;
Was ſich nicht biegen läßt, muß brechen.

Triller.

---

251. Reiſelied für Fußgänger.

Sucht Ihr vollen Genuß,
Nehmt Euer Ränzchen und wandert zu Fuß!
Laßt rollen den Wagen, laßt traben das Pferd!
Dem Waller ſind höhere Freuden beſchert.
Der Mai mit lachendem Angeſicht,
Er guckt in den dumpfigen Wagen nicht!
Singt mit fröhlichem Muth;
Singend marſchirt's ſich noch einmal ſo gut!

Sucht Ihr vollen Genuß,
Nehmt Euer Ränzchen und wandert zu Fuß!
Das Wirbeln der Lerche, des Finken Geſang,
Die duftenden Blumen die Straße entlang,
Des Quells Gemurmel, der Lüfte Gruß,
Alles verſchönert das Reiſen zu Fuß!
Singt mit fröhlichem Muth;
Singend marſchirt's ſich noch einmal ſo gut!

Sucht Ihr vollen Genuß,
Nehmt Euer Ränzchen und wandert zu Fuß!
Das Raſſeln des Wagens macht dämiſch und taub,
Man ſchmachtet und lechzet im wirbelnden Staub.
Stellt Durſt und Hitze bei uns ſich ein,
Der Baum giebt Schatten, das Ränzchen giebt Wein!
Singt mit fröhlichem Muth;
Singend marſchirt's ſich noch einmal ſo gut!

Nach Uſteri.

---

252. Gesundheit.

Gesundheit kehrt bei Armen lieber, als bei Reichen ein.
Warum? — Sie hasset Schwelgerei und kann nicht müßig sein.

Logau.

---

253. Das Kartenspiel.

Von Eigennutz und Müßiggang,
Zwei würdigen Genossen,
Ward einst zur Sommerszeit ein Gang
Ins offne Feld beschlossen.

Ein Regen kommt, der Donner knallt
Und füllt die Flur mit Schrecken;
Das Paar sucht einen Aufenthalt,
Sich vor dem Sturm zu decken.

In eines armen Mannes Hauf'
Empfing man sie mit Liebe.
Noch goß der Himmel Regen aus,
Von dicken Wolken trübe.

Der Stürme Wuth, der Wolken Nacht
Hieß unsre Wandrer bleiben;
Nun ward sogleich darauf gedacht,
Die Zeit sich zu vertreiben.

Des Müßigganges erster Rath
War, sich zu Bett zu legen;
Allein der Eigennutz verbat
Den Vorschlag dieses Trägen.

Vom Herrn des Hauses ließ er sich
Papier und Farbe reichen
Und schuf mit eines Pinsels Strich
Gewisse bunte Zeichen.

Er lehrt den Freund der Bilder Werth
Und Deutung unterscheiden,
Und theilt, nachdem er g'nug erklärt,
Die Blätter unter Beiden.

Schnell ward ein Krieg von eigner Art
Im Zimmer angesponnen;
Das nie gesehne Treffen ward
Vom Eigennutz gewonnen.

Er pries sein Werk, und es gefiel
Dem Müßiggang nicht minder. —
Seht, so entstand das Kartenspiel;
Dank sei es dem Erfinder! Schiebeler.

---

245. Wenderäthsel (Palindrom).

Wie mein geregelter Lauf in bestimmter Stunde zurückkehrt,
Kehrt mein geregeltes Wort auch in sich selber zurück.

---

255. Der treue Gefährte.

Ich hatt' einst einen Genossen treu,
Wo ich war, war er auch dabei;
Blieb ich daheim, ging er auch nicht aus,
Und ging ich fort, blieb er nicht zu Haus.

Und als mich's jüngst nach den Bergen zog
Und Stab und Bündel im Arm ich wog,
Da sprach der treue Gefährte gleich:
„Mit Gunsten, Freund, ich geh' mit Euch!"

Wir wallen still hinaus zum Thor;
Die Bäume streben frisch empor,
Die Lüfte bringen uns warmen Gruß;
Da schüttelt der Freund den Kopf mit Verdruß.

Im Äther jauchzet ein Lerchen-Chor,
Da hält er zugepreßt sein Ohr;
Süß duftet dort das Rosengesträuch,
Da wird er schwindlich und todtenbleich.

Und als wir stiegen den Berg hinan,
Verlor den Athem der arme Mann;
Ich wallt' empor mit leuchtendem Blick,
Doch er blieb keuchend unten zurück.

Ich aber ſtand jauchzend ganz allein
Am Bergesgipfel im Sonnenſchein;
Rings grüne Triften und Blumenduft
Und wirbelnde Lerchen und Bergesluft!

Und als ich wieder zum Thal gewallt,
Da ſtieß ich auf eine Leiche bald.
O weh, er iſt's! Todt liegt er hier,
Der einſt der treuſte Gefährte mir!

Da ließ ich graben ein tiefes Grab
Und ſenkte die Leiche ſtill hinab;
Drauf ſetzt' ich einen Leichenſtein
Und grub die Wort' als Inſchrift drein:

„Hier ruht mein treuſter Genoſſ' im Land,
Herr Mißmuth einſtens zubenannt;
Er ſtarb an friſcher Bergesluft,
An Lerchenſchlag und Roſenduft!

Sonſt wünſch' ich ihm alles Glück und Heil;
Die ew'ge Ruh' werd' ihm zu Theil!
Nur wahr' mich Gott vorm Wiederſehn
Und ſeinem fröhlichen Auferſtehn!"

Nach Anaſt. Grün.

---

256. Der fliehende Held.

Ich floh zur rechten Zeit und bin dem Feind entronnen;
Ihr, Brüder, habt die Schlacht und ich mich ſelbſt gewonnen.

---

257. Der Frühling.

Ein Wechſelgeſang.

Erſte Stimme.

Sieh, der Frühling ſteigt hernieder;
Holde Nachtigallen-Lieder
Tönen im belaubten Wald;
Zephir*) hauchet, Blumen ſprießen;

*) Der Weſtwind.

Laßt den Frühling uns genießen,
Er entfliehet nur zu bald!

Zweite Stimme.

Mag der Frühling uns entfliehen!
Denn die goldnen Horen*) ziehen
Seinen Wagen wieder her.
Doch der Frühling unsers Lebens,
Der entfliehe nicht vergebens;
Ihn bringt keine Hore mehr.

Dritte Stimme.

Sieh, an besseren Gestaden
Jenseit unsrer Gräber laden
Uns verklärte Wesen ein.
Dort auf reinerem Gefilde,
Überstrahlt von Gottes Milde,
Wird der Frühling ewig sein.

Alle drei Stimmen.

Darum laßt, geliebte Brüder,
Uns getröstet auf und nieder
An dem Prüfungs-Ufer gehn,
Schnell das Blümchen Freude pflücken,
Doch mit höherem Entzücken
Aufs Vollendungs-Ufer sehn. Nach Alxinger.

---

258. Der Spieler.

Beim Spieler, war er auch der Redlichkeit gewogen,
Ist dies der allgemeine Lauf:
Er fängt erst an und wird betrogen,
Dann hört er als Betrüger auf. Brockes.

---

259. Der betrogene Teufel.

Die Araber hatten ihr Feld bestellt,
Da kam der Teufel herbei in Eil';

*) Die Horen sind nach der Dichtung der Griechen die Göttinnen der Jahreszeiten.

Er sprach: „Mir gehört die halbe Welt,
Ich will auch von Euerer Ernte mein Theil.“

Die Araber aber sind Füchse von Haus,
Sie sprachen: „Die untere Hälfte sei Dein.“
Der Teufel will allzeit oben hinaus;
„Nein,“ sprach er, „es soll die obere sein.“

Da bauten sie Rüben in einem Strich;
Und als es nun an die Theilung ging,
Die Araber nahmen die Wurzeln für sich,
Der Teufel die gelben Blätter empfing.

Und als es wiederum ging ins Jahr,
Da sprach der Teufel im hellen Zorn:
„Nun will ich die untere Hälfte fürwahr!“
Da bauten die Araber Weiz und Korn.

Und als es wieder zur Theilung kam,
Die Araber nahmen den Ährenschnitt,
Der Teufel die leeren Stoppeln nahm
Und heizte der Hölle Ofen damit. Rückert.

---

260. Das gute Gewissen.

Gut Gewissen wird nicht blaß
Vor Verhöhnung, Schmach und Haß;
Welt hat keine bess're Lust,
Als den reinen Wohlbewußt. Logau.

---

261. Sechs Lehrsprüche.

Emsiges Ringen führt zum Gelingen:
Baust Du nicht fort, so stürzt Alles Dir ein!
Nimmer verzagen, frisch wieder wagen;
Tröpflein auf Tröpflein durchhöhlet den Stein.

Zornig und hitzig ist niemals witzig:
Zürnen ist schädlich, doch Keinem als Dir.
Zorn hat, wie Thoren, Weisheit verloren,
Liebe und Achtung verschließt ihm die Thür.

Freundliches Geben zieret das Leben:
Schließ' vor dem Dürftigen niemals die Hand!
Frommes Erbarmen läßt nicht verarmen;
Wohlthun ist Quelle in brennendem Sand.

Schweigen und Denken thut Niemand kränken:
Vorlaut hat Tadel und Schaden zum Sold.
Horcher und Frager sind auch Vertrager;
Reden ist Silber, und Schweigen ist Gold.

Mäßig in Freuden spart viele Leiden:
Mäßige Luft nur entwickelt das Bluſt.*)
Wärme ernähret, Hitze verzehret;
Zucker auf Zucker bringt Ekel statt Luſt.

Nie zu behende! Denk' an das Ende!
Wohl dem, der gern in die Zukunft auch schaut!
Wägen, dann wagen; denken, dann sagen;
Schnell ist zerstöret, doch langsam gebaut.

Nach Usteri.

---

262. Tugend und Laster.

Tugend läßt sich nicht begraben,
Auch die Laster sterben nicht;
Diese leben durch die Schande,
Jene durch ein gut Gerücht. Logau.

---

263. Silbenräthsel (Charade).

Aus der Geschichte des deutschen Befreiungskriegs im Jahre 1813.

Mein Erstes läuft,
Mein Zweites läuft,
Mein Erstes aus dem Zweiten säuft,
Beim Ganzen ward gelaufen.

---

*) Ein altdeutsches Wort für Blüthe.

264. Urtheil von Andern.

Von Andern ſagt ein Biedermann
Das Böſe, wenn er muß, das Gute, wenn er kann.

Nicolay.

---

265. Der Eremit *).

Vilinus floh das Weltgetümmel
Und ſuchte ferne Wüſtenei'n,
Um einzig dort ſein Herz dem Himmel
In Andacht und Gebet zu weihn.
Doch ach! ſchon in den erſten Tagen
Begann der Hunger ihn zu plagen.
Er fällt inbrünſtig auf die Knie':
„O Gott, der Du die Raben ſpeiſeſt
Und Jedem Deine Hülf' erweiſeſt,
Dem Wurm im Staub' und allem Vieh,
Erhalte mich, hilf meinem Glauben!
Laß keinen Zweifel mir ihn rauben!
Dir trau' ich, Herr; verlaß mich nie!"
Er ſtehet auf, durchſtreift die Klüfte,
Da fliegt ein Adler durch die Lüfte
Und läſſet plötzlich aus den Krallen
Ein junges Reh herunter fallen.
Er ſchaut des Wildprets Falle nach
Und ſieht's hinunter thalwärts ſchießen,
Wo mit zerbroch'nen wunden Füßen
Ein Fuchs an einer Quelle lag.
Der kriecht hinzu, beißt gierig ein
Und ſtillet ſeines Hungers Pein.
„Nein, nein, mein Glaube ſoll nicht weichen!"
Sprach freudig hier der Eremit.
„Du gabſt mir Gott ein großes Zeichen,
Das mich aufs neue zu Dir zieht.
Elias ſpeiſteſt Du durch Raben,**)

---

*) D. i. der Einſiedler.
**) S. das erſte Buch von den Königen Cap. 17.

Den Fuchs muß hier ein Adler laben;
Vertrauend will ich auf Dich blicken;
Du wirst auch mir bald Speise schicken!"
Er kriecht in seine Felsenhöhle
Und harret dort mit gläub'ger Seele.
Doch ach! kein Manna fällt herab,
Kein Adler kommt und keine Raben.
„O Gott! wirst Du nicht bald mich laben,
So sinke ich erblaßt ins Grab!"

Der Tag geht hin, es kommt die Nacht,
Und keine Speise wird gebracht.
Ermattet sinken seine Glieder,
Und Schlaf fällt auf die Augenlieder.
Des Traums Gefilde thun sich auf:
Ein Engel, welchen Strahlen schmücken,
Zeigt sich des Eremiten Blicken.
Er schaut erstaunt zu ihm hinauf,
Und warnend läßet seine Lehren
Der Engel Gottes also hören:

„Steh auf, verirrtes Menschenkind,
Das Gottes Zeichen nicht verstehet!
Mit seh'nden Augen bist Du blind
Und hast die Deutung umgedrehet.
Der Adler ward Dir zugesandt,
Um ihm, dem Helfer, nachzuahmen,
Und Du, gesund an Fuß und Hand,
Vergleichest Dich dem Fuchs, dem Lahmen?
Verweile keinen Augenblick!
Wo Menschen weilen, geh zurück!
Schaff' Dein und Deiner Brüder Glück!"

---

266. Die beste Arznei.

Frohsinn, Mäßigkeit und Ruh'
Schließt dem Arzt die Thüre zu.*) Logau.

---

*) Dieser Satz steht in lateinischer Sprache über dem Eingang einer italiänischen Arznei-Schule geschrieben.

267. Des Greises Dankgebet.

Alliebender, Dich preis't mein Dank,
Dir tönt mein froher Lobgesang,
Du bist's, der mich ins Dasein rief,
Als ich dem Nichts im Schooße schlief.

Mein erster Schritt ins Leben war
Umringt von drohender Gefahr;
Da hat, eh' ich noch Dein gedacht,
Dein Auge schon für mich gewacht.

Du nahmst auf meiner Jugend Bahn
Dich liebevoll des Kindes an.
Du reichtest, eh' er Dich erkannt,
Dem Knaben Deine Vaterhand.

Mit Licht, das aus der Höhe stammt,
Hast Du des Jünglings Herz entflammt;
Es sproßten ihm der Freuden viel
Auf seinem Pfad zum fernen Ziel.

Des Lebens Morgen sank hinab;
Da ward des Mannes Pilgerstab
Ein treues Weib, ein edler Freund,
Mit ihm in Freud' und Schmerz vereint.

Der Abend naht; die Locke bleicht;
Vielleicht ist bald das Ziel erreicht!
Herr, wie Du willst! Doch Dank und Preis
Weiht Deiner Liebe auch der Greis!

Nicht ewig weilt der Pilger hier;
Einst rufst Du ihn hinauf zu Dir.
Doch bis der letzte Hauch entflieht,
Sei Deine Liebe, Herr, sein Lied! Hohlfeldt.

268. Zweierlei Feinde.

Dein kleinſter Feind iſt der,
Der Dir von Außen droht;
Der Dir im Buſen wohnt,
Verurſacht größ're Noth. Tſcherning.

---

269. Das heitere Gemüth.

Du fragſt mich, warum mir das Auge ſo licht,
Mein Antlitz ſo ruhig, ſo heiter?
Ich freu' mich des Lenzes, doch zürn' ich ihm nicht,
Zieht fröhliches Fluges er weiter.

Ich liebe das Leben, doch fordert' ich nie
Des Glückes vollkommene Blüthe;
Ich nahm, was der Augenblick freundlich mir lieh,
Mit dankbarem, frohem Gemüthe.

Ich liebe die Menſchen und laſſe nicht ab
Vom Glauben und heitern Vertrauen;
Doch haſſ' ich's, wo Gaben der Liebe ich gab,
Auf ſtete Erwid'rung zu bauen.

Ich diene und ſchaffe, ſo viel ich vermag,
Nicht forſchend, ob laut man's beachte.
Mein Lohn ſchon beginnt mit dem ſeligen Tag,
An dem ich nach Nützlichem trachte.

Ich hoffe das Beſte von Menſchen und Welt,
An Hoffnung das Herz mir zu laben;
Doch hatt' ich ſo feſt nie mein Hoffen geſtellt,
Daß Täuſchung den Muth mir begraben.

Ich ſuchte und ſah nie hienieden mein Ziel;
Dies nährte den inneren Frieden,
Wenn auch in des Lebens beweglichem Spiel
Die liebſten Erſcheinungen ſchieden.

So bleibet die ſtille, die ſichere Bahn
Zur Heimath des Glückes mir offen:

So seh' ich die Freuden, die Schmerzen sich nahn
Mit gleichem lebendigem Hoffen.

Gekehret den Blick in das eigne Gemüth,
Stört selten mich äußeres Treiben;
Ich weiß, wo die Freude, die dauernde, blüht,
Und will bei der seligen bleiben.

Drum strahlt mir's im Auge so freudig, so licht,
Drum siehst Du mein Antlitz so heiter!
Ich grüße das Leben mit frohem Gesicht,
Doch heben die Blicke sich weiter.

Nach Agnes Franz.

---

270. Zwei Vorträthsel.

Die gescheidte Tochter.

Meine Mutter ist ein dummes Thier,
Doch große Weisheit fließt aus mir!

Das vornehme Kind.

Meine Mutter siehst Du bei Bettlern immer,
Mich mit goldenem Rand in der Könige Zimmer;
Meine Mutter ist nur ein lumpig Ding,
Mich halten die Weisesten selbst nicht gering.

Hebel und J. G. M.

---

271. Harmosan.

Schon war gesunken in den Staub der Sassaniden alter Thron,*)
Es plündert Mosleminen-Hand das Schätze-reiche Ktesiphon;**)

---

*) Die Sassaniden sind eine Reihe persischer Könige, welche vom Jahre 226 bis zum Jahre 642 herrschten, und deren Erster sich den Beinamen Chosru gab. Der letzte Sassanide, Jesdegerd III., wurde von den mohammedanischen Arabern unter Anführung des Khalifen Omar in mehren Schlachten geschlagen und im Jahre 642 vom Throne gestürzt.

**) Eine große und prächtige Stadt am Tigris.

Schon langt am Orus*) Omar an, nach manchem durchgekämpften Tag,
Wo Chosru's Enkel Jesdegerd auf Leichen eine Leiche lag.

Und als die Beute mustern ging Medina's Fürst**) auf weitem Plan,
Ward ein Satrap***) vor ihn geführt, er hieß mit Namen Harmosan;
Der Letzte, der im Hochgebirg dem kühnen Feind sich widersetzt;
Doch ach, die sonst so tapfre Hand trug eine schwere Kette jetzt!

Und Omar blickt ihn finster an und spricht: „Erkennst Du nun, wie sehr
Vergeblich ist vor unserm Gott der Götzendiener Gegenwehr?"
Und Harmosan erwidert ihm: „In Deinen Händen ist die Macht;
Wer einem Sieger widerspricht, der widerspricht mit Unbedacht.

Nur eine Bitte wag' ich noch, abwägend Dein Geschick und meins:
Drei Tage focht ich ohne Trunk; laß reichen einen Becher Weins!"
Und auf des Feldherrn leisen Wink steht ihm sogleich ein Trunk bereit;
Doch Harmosan befürchtet Gift und zaudert eine kleine Zeit.

„Was zagst Du?" ruft der Saracen; „nie täuscht ein Moslem seinen Gast.
Nicht eher sollst Du sterben, Freund, als bis Du dies getrunken hast!"
Da greift der Perser nach dem Glas, und statt zu trinken schleudert hart
Zu Boden er's auf einen Stein, mit rascher Geistesgegenwart.

Und Omar's Mannen stürzen schon mit blankem Schwert auf ihn heran,
Zu strafen ob der Hinterlist den allzuschlauen Harmosan;

---

*) Der Orus-Fluß, jetzt Amu-Darja genannt, fließt von Hoch-Asien herab in den Aral-See.

**) Medina, eine bekannte Stadt Arabiens, war die Residenz der ersten Khalifen.

***) D. i. ein Statthalter.

Doch wehrt der Feldherr ihnen ab und spricht sodann: „Er lebe fort!
Wenn was auf Erden heilig ist, so ist es eines Helden Wort!“

Aug. Graf v. Platen.

---

272. Denkspruch.

Du vergiß nicht des Tods; denn Deiner vergißt er gewiß nicht.

---

273. Abdallah.

Abdallah liegt behaglich am Quell der Wüste und ruht,
Es weiden um ihn die Kameele, die achtzig, sein ganzes Gut.
Er hat mit Kaufmannswaaren Bassora glücklich erreicht;
Bagdad zurück zu gewinnen, wird ledig die Reise ihm leicht *).

Da kommt zur selben Quelle, zu Fuß am Wanderstab,
Ein Derwisch**) ihm entgegen den Weg von Bagdad herab.
Sie grüßen einander, sie setzen beisammen sich zum Mahl
Und loben den Trunk der Quelle und loben Allah***) zumal.

Sie haben um ihre Reise theilnehmend einander gefragt,
Was Jeder verlangt zu wissen, willfährig einander gesagt;
Sie haben einander erzählet von dem und jenem Ort;
Da spricht zuletzt der Derwisch ein gar bedächtig Wort:

„Ich weiß in dieser Gegend — und kenne wohl den Platz
Und könnte dahin Dich führen — den unermeßlichsten Schatz.
Man möchte daraus belasten mit Gold und Edelgestein
Wohl achtzig, wohl tausend Kameele, es würde zu merken nicht sein.“

---

*) Bassora und Bagdad sind zwei große Handelsstädte in Mesopotamien, einem jetzt den Türken unterworfenen asiatischen Lande. — Die Kameele hat der Kaufmann Abdallah bei sich, weil in jenen Gegenden die Waaren nicht auf Wagen, sondern auf Kameelen transportirt werden.

**) Ein mohammedanischer Mönch.

***) Allah ist bei den Mohammedanern der Namen Gottes.

Abdallah ſchaut betroffen, ihn blendet des Goldes Glanz;
Es rieſelt ihm kalt durch die Adern, und Gier erfüllet ihn ganz.
„Mein Bruder, hör', mein Bruder, o führe dahin mich gleich!
Dir kann der Schatz nicht nützen, mich machſt Du glücklich und reich.

Laß dort mit Gold uns beladen die achtzig Kameele mein,
Mir achtzig Kameeles-Laſten, es wird zu merken nicht ſein.
Und Dir, mein Bruder, verheiß' ich, zu Deines Dienſtes Sold,
Das beſte von allen, das ſtärkſte mit ſeiner Laſt von Gold."

Darauf der Derwiſch: „Mein Bruder, ich hab' es anders gemeint,
Dir vierzig Kameele, mir vierzig, das iſt, was billig mir ſcheint.
Den Werth der vierzig Thiere empfängſt Du millionenfach;
Und hätt' ich geſchwiegen, mein Bruder, o denke, mein Bruder, doch nach!" —

„Wohlan, wohlan, mein Bruder, laß gleich uns ziehen dahin,
Wir theilen gleich die Kameele, wir theilen gleich den Gewinn."
Er ſprach's. Doch thaten ihm heimlich die vierzig Laſten leid;
Dem Geiz in ſeinem Herzen geſellte ſich der Neid.

Und ſo erhoben die Beiden vom Lager ſich ohne Verzug,
Abdallah treibt die Kameele, der Derwiſch leitet den Zug.
Sie kommen zu den Hügeln; dort öffnet, eng und ſchmal,
Sich eine Schlucht zum Eingang in ein geräumig Thal.

Schroff überhangend umſchließet die Felswand rings den Raum,
Noch drang in dieſe Wildniß des Menſchen Fuß wohl kaum.
Sie halten; bei den Thieren Abdallah ſich verweilt,
Der ſie, der Laſt gewärtig, in zwei Gefolge vertheilt.

Indeſſen häuft der Derwiſch am Fuß der Felſenwand
Verdorrtes Gras und Reiſig und ſteckt den Haufen in Brand;
Er wirft, ſo wie die Flamme ſich praſſelnd erhebt, hinein,
Mit ſeltſamem Thun und Reden, viel kräftige Specerei'n.

In Wirbeln wallt der Rauch auf, verfinſtert ſchien der Tag;
Die Erde bebt, es dröhnet ein ſtarker Donnerſchlag;
Die Finſterniß entweichet, der Tag bricht neu hervor,
Es zeigt ſich in dem Felſen ein weitgeöffnet Thor.

Es führt in prächtige Hallen, wie nimmer ein Aug' sie geschaut,
Aus Edelstein und Metallen von Geistern der Tiefe erbaut;
Es tragen goldne Pilaster *) ein hohes Gewölb' von Krystall,
Hellfunkelnde Karfunkeln **) verbreiten Licht überall.

Es lieget zwischen den gold'nen Pilastern, unerhört,
Das Gold hoch aufgespeichert, deß Glanz die Menschen bethört;
Es wechseln mit den Haufen Goldes die Hallen entlang
Demanten, Smaragden, Rubinen, dazwischen nur schmal der Gang.

Abdallah schaut's betroffen, ihn blendet des Goldes Glanz,
Es rieselt ihm kalt durch die Adern, und Gier erfüllet ihn ganz.
Sie schreiten zum Werk; der Derwisch hat klug sich Demanten erwählt,
Abdallah wühlet im Golde, im Golde, das nur ihn beseelt.

Doch bald begreift er den Irrthum und wechselt die Lust und tauscht
Für Edelgestein und Demanten das Gold, deß Klang ihn berauscht;
Und was er fort zu tragen die Kraft hat, minder ihn freut,
Als, was er liegen muß lassen, ihn heimlich wurmt und reut.

Geladen sind die Kameele schier über ihre Kraft,
Abdallah sieht mit Staunen, was ferner der Derwisch schafft.
Der geht den Gang zu Ende und öffnet eine Truh', ***)
Und nimmt daraus ein Büchschen und schlägt den Deckel zu.

Es ist von schlichtem Holze und, was darin verwahrt,
Gleich werthlos, scheint nur Salbe, womit man salbt den Bart.
Er hat es prüfend betrachtet, das war das rechte Geschmeid',
Er steckt es wohlgefällig in sein gefaltet Kleid.

Drauf schreiten hinaus die Beiden, und draußen auf dem Plan
Vollbringt der Derwisch die Bräuche, wie er's beim Eintritt gethan.
Der Schatz verschließt sich donnernd, ein Jeder übernimmt
Die Hälfte der Kameele, die ihm das Loos bestimmt.

---

*) Pilaster sind viereckige Pfeiler, welche mit den Füßen und Capitälen der Säulen geschmückt sind, aber nicht, wie diese, frei stehen, sondern in eine Mauer eingesetzt sind und nur theilweise aus derselben hervortreten.

**) Der Karfunkel ist ein kostbarer Edelstein; ebenso die in der folgenden Strophe genannten Steine.

***) Eine Kiste.

Sie brechen auf und wallen zum Quell der Wüſte vereint,
Wo ſich die Straßen trennen, die Jeder zu nehmen meint:
Dort ſcheiden ſie und geben einander den Bruderkuß;
Abdallah zeigt ſich erkenntlich mit tönender Worte Erguß.

Doch wie er abwärts treibet, ſchwillt Neid in ſeiner Bruſt,
Des Andern vierzig Laſten, ſie dünken ihm eigner Verluſt:
Ein Derwiſch ſolche Schätze, die eignen Kameele, — das kränkt!
Und was bedarf der Schätze, der nur an Allah denkt!

„Mein Bruder, hör', mein Bruder!" — ſo folgt er ſeiner Spur
„Nicht um den eignen Vortheil, ich denk' an Deinen nur;
Du weißt nicht, welche Sorgen, und weißt nicht, welche Laſt
Du Guter an vierzig Kameelen Dir aufgebürdet haſt.

Noch kennſt Du nicht die Tücke, die in den Thieren wohnt;
O glaub' es mir, der Mühen von Jugend auf gewohnt,
Verſuch' ich's wohl mit achtzig, Dir wird's mit vierzig zu ſchwer;
Du führſt vielleicht noch dreißig; doch vierzig nimmermehr."

Darauf der Derwiſch: „Ich glaube, daß Recht Du haben magſt,
Schon dacht' ich bei mir ſelber, was Du, mein Bruder, mir ſagſt.
Nimm, wie Dein Herz begehret, von dieſen Kameelen noch zehn;
Du ſollſt von Deinem Bruder nicht unbefriedigt gehn."

Abdallah dankt und ſcheidet und denkt in ſeiner Gier,
Und wenn ich zwanzig begehrte, der Thor, er gäbe ſie mir.
Er kehrte zurück im Laufe, es muß verſuchet ſein;
Er ruft, ihn hört der Derwiſch und harret gelaſſen ſein.

„Mein Bruder, hör', mein Bruder, o traue meinem Wort!
Du kommſt, unkundig der Wartung, mit dreißig Kameelen nicht fort!
Die widerſpenſtigen Thiere ſind ſtörriger, denn Du denkſt;
Du machſt es Dir bequemer, wenn Du mir zehen noch ſchenkſt;"

Darauf der Derwiſch: „Ich glaube, daß Recht Du haben magſt,
Schon dacht' ich bei mir ſelber, was Du, mein Bruder, mir ſagſt.
Nimm, wie Dein Herz begehret, von dieſen Kameelen noch zehn,
Du ſollſt von Deinem Bruder nicht unbefriedigt gehn."

Und wie ſo leicht gewähret, was kaum er ſich gedacht,
Da iſt in ſeinem Herzen erſt recht die Gier erwacht.

Er hört nicht auf, er fordert, wohl ohne ſich zu ſcheu'n,
Noch zehen von den zwanzig und von den zehen neun.

Das eine nur, das letzte, dem Derwiſch übrig bleibt;
Noch dies ihm abzufordern des Herzens Gier ihn treibt..
Er wirft ſich ihm zu Füßen, umfaſſet ſeine Knie:
„Du wirſt nicht nein mir ſagen, noch ſagteſt Du nein mir nie.“ —

„So nimm das Thier, mein Bruder, wonach Dein Herz begehrt,
Es iſt, daß trauernd Du ſcheideſt von Deinem Bruder, nicht werth.
Sei fromm und weiſ' im Reichthum, und beuge vor Allah Dein Haupt,
Der, wie er Schätze ſpendet, auch Schätze wieder raubt!“

Abdallah dankt und ſcheidet und denkt in ſeinem Sinn:
Wie mochte der Thor verſcherzen ſo leicht den reichen Gewinn?
Da fällt ihm ein das Büchschen: das iſt das rechte Geſchmeid',
Wie barg er's wohlgefällig in ſein gefaltet Kleid!

Er kehrt zurück: „Mein Bruder, mein Bruder, auf ein Wort!
Was nimmſt Du doch das Büchschen, das ſchlechte, mit Dir noch fort?
Was ſoll dem frommen Derwiſch der weltlich eitle Tand?“ —
„So nimm es!“ ſpricht der Derwiſch und legt es in ſeine Hand.

Ein freudiges Erſchrecken den Zitternden befällt,
Wie er auch noch das Büchschen, das räthſelhafte, hält.
Er ſpricht, kaum dankend, weiter: „So lehre mich nun auch,
Was hat denn die Salbe für einen beſondern Gebrauch?“

Der Derwiſch: „Groß iſt Allah, die Salbe wunderbar.
Beſtreichſt Du Dein linkes Auge damit, durchſchaueſt Du klar
Die Schätze, die ſchlummernden, alle, die unter der Erde ſind;
Beſtreichſt Du Dein rechtes Auge, ſo wirſt Du auf Beiden blind.“

Und ſelber zu verſuchen die Tugend, die er kennt,
Der wunderbaren Salbe, Abdallah nun entbrennt:
„Mein Bruder, hör', mein Bruder, Du machſt es beſſer traun!
Beſtreiche mein Auge, das linke, und laß die Schätze mich ſchaun!“

Willfährig thut's der Derwiſch. Da ſchaut er unterwärts
Das Gold in Kammern und Adern, das gleißende, ſchimmernde Erz;
Demanten, Smaragden, Rubinen, Metall und Edelgeſtein,
Sie ſchlummern unten und leuchten mit ſeltſam lockendem Schein.

Er ſchaut's und ſtarrt betroffen; ihn blendet des Goldes Glanz,
Es rieſelt ihm kalt durch die Adern, und Gier erfüllet ihn ganz.
Er denkt: Würd' auch beſtrichen mein rechtes Auge zugleich,
Vielleicht beſäß' ich die Schätze und würd' unermeßlich reich.

„Mein Bruder, hör', mein Bruder, zum letzten Mal mich an,
Beſtreich' mein rechtes Auge, wie Du beim linken gethan!
Noch dieſe meine Bitte, die letzte, gewähre Du mir;
Dann ſcheiden unſre Wege, und Allah ſei mit Dir!"

Darauf der Derwiſch: „Mein Bruder, nur Wahrheit ſprach mein Mund;
Ich machte Dir die Kräfte von Deiner Salbe kund.
Ich will, nach allem Guten, das ich Dir ſchon erwies,
Die ſtrafende Hand nicht werden, die Dich ins Elend ſtieß."

Nun hält er feſt am Glauben und brennt vor Ungeduld;
Den Neid, die Schuld des Herzens, giebt er dem Derwiſch ſchuld.
Daß dieſer ſo ſich weigert, das iſt für ihn der Sporn;
Der Gier in ſeinem Herzen geſellet ſich der Zorn.

Er ſpricht mit höhniſchem Lachen: „Du hältſt mich für ein Kind;
Was ſehend auf einem Auge, macht nicht auf dem andern mich blind.
Beſtreiche mein rechtes Auge, wie Du beim linken gethan,
Und wiſſe, daß, falls Du mich reizeſt, Gewalt ich brauchen kann."

Und wie er nach der Drohung die That hinzugefügt,
Da hat der Derwiſch endlich ſtillſchweigend ihm genügt,
Er nimmt zur Hand die Salbe, ſein rechtes Aug' er beſtreicht — —
Die Nacht iſt angebrochen, die keinem Morgen weicht.

„O Derwiſch, arger Derwiſch, Du doch die Wahrheit ſprachſt!
Nun heile, Kenntnißreicher, was ſelber Du verbrachſt!" —
„Ich habe Nichts verbrochen; Dir ward, was Du gewollt;
Du ſtehſt in Allah's Händen, der alle Schulden zollt."

Er fleht und ſchreit vergebens und wälzt ſich in dem Staub;
Der Derwiſch abgewendet bleibt ſeinen Klagen taub;
Der ſammelt die achtzig Kameele und gen Baſſora treibt,
Derweil Abdallah verzweifelnd am Quell der Wüſte verbleibt.

Die nicht er ſchaut, die Sonne vollbringet ihren Lauf,
Sie ging am andern Morgen, am dritten wieder auf;

Noch lag er da verschmachtend, ein Kaufmann endlich kam,
Der nach Bagdad aus Mitleid den blinden Bettler nahm.

Chamisso.

---

274. Worträthsel.

Nun rathet, was ist das,
Ein Spiegel ohne Glas?
Habt Ihr ein ehrlich Angesicht,
Schaut herzhaft drein, Ihr seht Euch nicht.
Drin sieht sich nur der Bösewicht,
Und sieht er sich, so läuft er fort
Und flieht an einen andern Ort.
Auch schaut er nie daheim hinein,
Er muß auf einer Reise sein.

Hebel.

---

275. Die Phantasie.

Wie beengt auch ist mein Leben —
Phantasie ward mir gegeben,
Drum gehört die Welt mir an,
Mit den Wundern, die da stehen
In den Tiefen, auf den Höhen
Und im weiten Ocean.

Auf der Berge höchsten Spitzen
Darf sie mit den Adlern sitzen
Und ins Licht der Sonne schaun;
In den Schachten darf sie lauschen,
Wo sich über grausem Rauschen
Dome aus Krystallen baun.

Mit den Winden darf sie schreiten,
Wo in unbegrenzten Weiten
Woge sich an Woge drängt;
In die Tiefen darf sie steigen,
Wo der Haifisch zwischen Zweigen
Ragender Korallen hängt.

Zwischen Klippen darf sie weilen,
Wo sich das ergrimmte Heulen
Sturmgepeitschter Fluthen bricht;
Unter Palmen darf sie wallen,
Wo durch ewig grüne Hallen
Strahlt ein mildres Sonnenlicht.

Sinnend lenkt sie ihre Schritte
Durch der Regionen Mitte,
Wo die Quellen sind versiegt,
Wo die Lüfte stehn im Brande
Und auf glühend heißem Sande
Ew'ge Todtenstille liegt.

Freudig schwingt sie ihre Flügel,
Wo der Strom durch Rebenhügel
Reich belad'ne Schiffe trägt;
Ähren wogen auf den Feldern,
Hirsche springen in den Wäldern,
Arbeit alle Hände regt.

Schöpfer! Herrlich hat dein Werde
Ausgeschmücket diese Erde,
Und ich nenn' die Erde mein;
Denn mir ward die Kraft gegeben,
Die im ungehemmten Streben
Aller Wunder sich kann freun.

---

276. Die Vortheile der Weisheit.

Pracht, Reichthum, eitle Lust kann sie uns nicht gewähren;
Was giebt die Weisheit uns? — den Geist, dies zu entbehren.

Kästner.

---

277. Das Riesen-Spielzeug.

Burg Niedeck ist im Elsaß der Sage wohl bekannt,
Die Höhe, wo vor Zeiten die Burg der Riesen stand;
Sie selbst ist nun verfallen, die Stätte wüst und leer,
Du fragest nach den Riesen, Du findest sie nicht mehr.

Einſt kam das Rieſen-Fräulein aus jener Burg hervor,
Erging ſich ſonder Wartung und ſpielend vor dem Thor,
Und ging hinab den Abhang bis in das Thal hinein,
Neugierig zu erkunden, wie's unten möchte ſein.

Mit wen'gen raſchen Schritten durchkreuzte ſie den Wald,
Erreichte gegen Haslach das Land der Menſchen bald,
Und Städte dort und Dörfer und das beſtellte Feld
Erſchienen ihren Augen gar eine fremde Welt.

Wie jetzt zu ihren Füßen ſie ſpähend niederſchaut,
Bemerkt ſie einen Bauer, der ſeinen Acker baut;
Es kriecht das kleine Weſen einher ſo ſonderbar,
Es glitzert in der Sonne der Pflug ſo blank und klar.

„Ei! artig Spiel-Ding!" ruft ſie, „das nehm' ich mit nach Haus."
Sie knieet nieder, ſpreitet behend ihr Tüchlein aus
Und feget mit den Händen, was da ſich Alles regt,
Zu Haufen in das Tüchlein, das ſie zuſammenſchlägt;

Und eilt mit freudigen Sprüngen — man weiß, wie Kinder ſind —
Zur Burg hinan und ſuchet den Vater auf geſchwind;
„Ei Vater, lieber Vater, ein Spiel-Ding wunderſchön!
So Allerliebſtes ſah ich noch nie auf unſern Höh'n."

Der Alte ſaß am Tiſch und trank den kühlen Wein,
Er ſchaut ſie an behaglich, er fragt das Töchterlein:
„Was Zappeliges bringſt Du in Deinem Tuch herbei?
Du hüpfeſt ja vor Freuden, laß ſehen, was es ſei."

Sie ſpreitet aus das Tüchlein und fängt behutſam an,
Den Bauer aufzuſtellen, den Pflug und das Geſpann;
Wie Alles auf dem Tiſche ſie zierlich aufgebaut,
So klatſcht ſie in die Hände und ſpringt und jubelt laut.

Der Alte wird gar ernſthaft und wiegt ſein Haupt und ſpricht:
„Was haſt Du angerichtet? Das iſt kein Spielzeug nicht;
Wo Du es hergenommen, da trag' es wieder hin,
Der Bauer iſt kein Spielzeug; was kommt Dir in den Sinn?

Sollſt gleich und ohne Murren erfüllen mein Gebot;
Denn wäre nicht der Bauer, ſo hätteſt Du kein Brod;

Es sprießt der Stamm der Riesen aus Bauernmark hervor;
Der Bauer ist kein Spielzeug, da sei uns Gott davor!“

Burg Niedeck ist im Elsaß der Sage wohl bekannt,
Die Höhe, wo vor Zeiten die Burg der Riesen stand;
Sie selbst ist nun verfallen, die Stätte wüst und leer,
Und fragst Du nach den Riesen, Du findest sie nicht mehr.

Chamisso.

---

278. König Jakob vor Belvedere*).

„König Jakob von Sicilien,
Wohl und sicher unterrichtet,
Wie die Feste Belvedere,
Lange Zeit von ihm umschlossen,
Sehr in Noth sei, weil der Speise
Vorrath allgemach verschwindet,
Der Cisternen Boden trocken
Wie des Hauses Dach erscheinet,
Und nicht Brunnen und nicht Quelle
In der Burg ist, — wissend ferner,
Wie die Leute Don Ruggiero's
Schon den Thau vom Grase lecken,
Sendet er, dies mild betrachtend,
Blutvergießen zu ersparen,
Wenn Ihr ihm die Feste gebet,
Durch mich, seinen Herold, Gnade,
Bietet Euch mit diesem Becher,
Angefüllt mit kühlem Weine,
Eure Tapferkeit verehrend,
Mit den Schätzen, mit den Waffen
Freien Abzug aus der Feste.
Doch wenn Ihr davon nicht lasset,
Steine ihm ins Heer zu schleudern
Und Geschosse von den Zinnen,
Wird sein Zorn Sturmleitern setzen

---

*) Belvedere ist ein Schloß in der neapolitanischen Provinz Calabrien. König Jakob I. von Sicilien und König Karl II. von Neapel lebten am Ende des dreizehnten Jahrhunderts.

An die Mauern, und wen Durst noch
Leben ließ, wird Stahl erwürgen.
Don Ruggiero! Euch ermahnt er
Väterlich nun Eurer beiden
Jungen Söhne zu gedenken,
Die bereits in seiner Macht sind." —
So der Herold.
Don Ruggiero, —
Schauend, wie des Sicilianers
Wort der Seinen Herz getroffen,
Wie sie unter sich schon murmeln
Von der Festung Übergabe:
Mit den matten Augen späht er
Rings umher am blauen Himmel
Und gewahret eine Wolke
Auf Calabriens Gebirgen, —
Nimmt den Becher aus des Herolds
Händen. — In des Hofes Mitte
Ist ein Stein wie eine Tafel;
Auf den setzet Don Ruggiero
Hin den Becher und beginnet
Vor den Reihen seiner Krieger
Mit von Durste heis'rer Stimme:
„König Karl's furchtlose Kämpfer!
Auf Calabriens Gebirgen
Schau' ich eine kleine Wolke.
Zwar noch gießt sie keinen Regen,
Und sie kann in Luft zerflattern,
Wie schon viele hingeschwunden;
Doch mir sagt mein Herz im Busen,
Daß sie Gott daher uns sende,
Wohl zu wahren unsern Eidschwur
Vor Untreue. — Wem dies anders
Dünkt, der gehe hin und trinke
Aus dem Becher." —
Als Ruggiero
So gesprochen, blickt er um sich.
Todesstille herrscht im Hofe;

Regungslos ſtehn ſeine Helden,
Zweifelnd ſchaun ſie nach der Wolke,
Doch zum Becher hin tritt keiner.
Und zum Herold hingewendet
Sagt Ruggiero — kaum vermocht' es
Seine Zunge noch zu lispeln: —
„Wieder bring' den vollen Becher
Deinem Herren. Meine Krieger
Dürſten nicht, und — wenn ſie dürſten,
Iſt es nach dem Ruhm der Treue,
Nicht nach König Jakob's Weine.
Was anlanget meine Söhne,
Weiß ich ſie bei dem Monarchen,
Der wohl kennt, wie treue Helden
Nichts von ihrem Eid entbindet."
Und der Herold nimmt den Becher.
Hoch anſtaunend dieſe Rede,
Geht er ſchweigend, und es ſchließt ſich
Hinter ihm das Thor der Feſte.

Doch bald hallet um die Feſte
Wildes Stürmen! — Don Ruggiero's
Helden auf der hohen Mauer,
Kaum vor Mattigkeit vermögen
Sie die Bogen noch zu ſpannen,
Um die Winden zu gewält'gen
Und die Steine aufzuwälzen
Auf der Wurfgeſchoſſe Schleudern.
Dennoch ſieht man Wunderthaten! —
Zweien Stürmen iſt gewehret:
Schrecklich nahet nun der dritte,
Als ſie ſchaun, wie rings der Himmel
Sich einhüllt in Regenwolken.
Froh erblickt es Don Ruggiero;
Seine Leute zu ermuntern,
Eilet er von Thurm zu Thurme:
Freudig ſieht er, wie ſie ringen,
Seinem Heldenwort gehorchend.

Doch — auf einmal blickt er zürnend:
„Warum säumen Jene?“ denkt er;
„Dorthin drängen ja der Feinde
Größte Schaaren!“ — Als er hinkommt,
Schauet er zu seinem Schrecken,
Schaut er seine beiden Söhne,
Hoch an einem Baum gebunden,
Sich im Sturm entgegentragen.
Die Geschosse zu versenden
Auf die Kinder ihres Feldherrn
Säumen alle seine Krieger.

Als Ruggiero Solches schauet,
Steht er eine Weile starrend;
Mächtig geht das Vaterherz ihm
In der Heldenbrust. — Die Feinde
Thürmen Leitern schon auf Leitern,
Reichen sich die Feuerbrände,
Drohn die Mauer zu erklimmen. —
Da gebietet Don Ruggiero,
Abgewandt sein Vaterauge,
Seines Eides zu gedenken,
Seiner Kinder zu vergessen.
Und — von Steinen Hagelwolken
Fliegen auf den Sturm der Feinde.
Von der Felsen Schmettern sinken
Tief hinab der Leitern Thürme;
Doch — zerschmettert sieht Ruggiero
Auch den Baum mit seinen Kindern
Niedersinken im Getümmel,
Läßt entbrannt noch mehr Verderben
Auf den neuen Sturm hinschleudern,
Und der Feinde Jauchzen schwindet.

Nacht umhüllt den ganzen Erdkreis,
Und vom Himmel strömet Regen
Schwer herab mit Windesschlägen,
Labt die Krieger auf der Feste;

Doch den Feinden wird der Felsen
Immer schwerer zu erklimmen.
Auch die Flotte König Jakob's,
Halb zerschmettert am Gestade,
Kämpfet mit den wilden Wellen,
Und er läßt zum Abzug blasen.
Froh vernahmen dies Ruggiero's
Helden, und vom Kampfe lassend
Labten sie die müden Glieder
Nun mit Ruhe, Trank und Speise.
Doch im Innersten des Hauses
Birgt Ruggiero seine Schmerzen.
Er begehrt nicht Trank noch Speise;
Wie auch seine Freunde flehen,
Gramvoll starrt er, bleich und stumm.
Seine Lippen netzt kein Tropfen,
Doch die Wangen netzen Thränen,
Thränen um die beiden Söhne, —
Und rings um die Feste hallen
Des Unwetters grimme Schläge. —

Von dem wild verworr'nen Schlachtfeld,
Als des Himmels Toben nachließ,
Brachte man zu König Jakob
Beide Knaben Don Ruggiero's,
Einen todt, der andre — lebte.
Diesen sendet er dem Vater
Reich beschenkt, gesund und blühend,
Daß er seine Thränen trockne;
Doch den andern läßt er prächtig
Und mit Trauer-Pomp begraben,
Wendet dann sich von der Feste,
Vor Gaëta*) hinzusegeln.
Alle loben seine Großmuth;
Doch dem König bringt das Lob nur
Mehr des Leides; denn es sagt ihm
Eine Stimme tief im Busen:

*) Gaëta, eine Hafenstadt im Neapolitanischen.

„Mit den Waffen soll man streiten,
Nicht mit eines Vaters Schmerzen
Gegen eines Helden Treue!“ A. Kopisch.

---

279. Wanderlied.

Schön ist's unter freiem Himmel,
Wenn vom freudigen Getümmel
Rings um uns die Flur erschallt;
Wenn die Lerche wirbelnd steiget;
Wenn der Baum sich fruchtschwer neiget,
Und das goldne Saatfeld wallt.

Schön ist's, weit im Freien wandern,
Frei von einem Ort zum andern
Über Straß' und Auen gehn;
Was der Menschen Hände schufen,
Was der Geist ins Licht gerufen,
Denkend und bewundernd sehn.

Schön ist's, von der Berge Rücken
Weit in blaue Ferne blicken,
Unter Trümmern alter Zeit,
Wo die Ritter muthig rangen,
Wo der Sänger Lieder klangen,
Dir, o Vaterland! geweiht.

Schön ist's in des Thales Gründen,
In des Waldes finstern Schlünden,
An des Flusses heiterm Rand,
Wo der Berge Gipfel glühen,
Wo die Blumen duftend blühen,
Auf der Wiese Festgewand;

Wenn die Sonne segnend leuchtet;
Wenn der Thau den Rasen feuchtet;
Wenn der Himmel mild uns lacht;
Wenn in feierlichen Dunkeln
Über uns die Sterne funkeln,
Hoch in ernster, stiller Pracht.

Aber auch wenn Stürme brausen,
Regenschauer uns umgrausen,
Freudig schreiten wir darein;
Denn es kann in Sturmeswehen
Unser Ziel nicht untergehen;
Unser Muth muß stärker sein. H. A. Erhard.

---

280. Der arme Whittington *).

Es lebte einst ein Kaufmann
An Gold und Waaren reich,
Dem dient ein armer Knabe
Von Noth und Kummer bleich.

Hat Vater nicht und Mutter,
Ist auf der Welt allein;
Der ganze Schatz des Armen,
Das war ein Kätzelein.

Das kam zu ihm einst klagend,
Schon halb von Hunger todt,
Er nahm es auf voll Mitleid,
Gab ihm von seinem Brod.

Der Kaufmann sprach voll Güte:
„Jetzt steht mein Schiff am Strand;
Das soll mir Schätze bringen
Vom reichen Mohrenland.

So legt ins Schiff, Ihr Diener,
Das Eure mit hinein;
Was ich daran gewinne,
Soll Euch geschenket sein."

Da brachte Jeder fröhlich
Sein groß und kleines Gut;
Der Arme stand daneben
Mit trauervollem Muth.

Des Kaufmanns kleine Tochter
Alice gar freundlich sprach:

*) Siehe die Geschichte Richard Whittington's im ersten Theil S. 3.

„Ei Whittington, Du Armer,
Zum Schiff das Kätzchen trag'!"

Der Knabe bracht' es weinend,
Das Kätzchen schrie Miau;
Er sah das Schiff verschwinden
Am fernen Himmelsblau.

Er dacht' in seinem Herzen:
Die Welt ist groß und weit,
Und doch ist Keiner drinnen
Zu lindern mir mein Leid.

Ich habe keine Freude,
Was soll ich hier im Haus?
So dacht' er voll Verzweiflung,
Und rannt' ins Feld hinaus.

Der Wind blies ach! so schneidend
Ihm durch sein dünnes Kleid,
Den bloßen Füßen thaten
Die Dornen gar so leid.

Er lief nicht mehr, er schwankte,
Er sank auf einen Stein;
„Hier will ich lieber sterben,
O Gott, erbarm' Dich mein!"

Nun horch! ein Glöckchen tönet,
Das rufet bim bim bum!
Es klingt wie Gottes Stimme:
O Kind! o Kind! kehr' um.

Da ging in seiner Seele
Ein Himmelsstern ihm auf,
Voll Reue und Vertrauen
Blickt er zu Gott hinauf.

Er kehrt nach Haus, getröstet,
Geduldig und bereit,
Zu tragen, was Gott schicke,
Sei's Freude oder Leid.

Und sieh! was kommt gefahren —
Ein Schiff gar bunt geschmückt;

Der Schiffer ſingt am Steuer:
„Uns iſt die Fahrt geglückt.

Uns gaben für die Waaren
Die Mohren reichen Sold,
Wir aßen mit dem Fürſten
An ſeinem Tiſch von Gold.

Ihr Freunde! ſprach der König,
Ich gäb' den reichſten Stein,
Könnt' ich vor Mäuſ' und Ratten
Im Schloſſe ſicher ſein.

Nun, Whittington, ſei fröhlich,
Wir bringen Dir den Stein;
Die Ratten und die Mäuſe,
Die fraß die Katze Dein.“ —

Den Schatz hat drauf der Knabe
Mit Treu' und Fleiß gemehrt,
Er ward der Armen Vater
Und überall geehrt. —

Und wieder rief das Glöckchen
Whittington ernſt und laut;
Es rief zur Kirch' Lordmajor *)
Mit Alice, ſeiner Braut.

Und in dem Feld in England
Wird noch der Stein geſchaut,
Wo Whittington der Reiche
In Noth auf Gott vertraut.

Aus dem Feſtkalender von F. G. v. Pocci und G. Görres.

*) Whittington wurde in ſeinem Mannesalter Lordmajor d. h. Bürgermeiſter von London.

281. Pipin der Kurze*).

Pipin der Kurze war nicht groß,
Doch Karl's des Großen Vater,
In aller Weise fehlerlos,
Ein treuer Volksberather;

Der beste Held im Franken-Reich,
Der Kirche Wohlgefallen,
An Weisheit nur sich selber gleich,
An Tapferkeit vor Allen;

War nicht geboren auf dem Thron,
Doch für den Thron geboren;
Zum Herrscher war der Hammers-Sohn
Von Gottes Gnad' erkoren.

Pabst Zacharias sprach dies Wort:
„Des Königs Würd' und Namen
Gebührt der Völker starkem Hort!"
Und alle Welt sprach: „Amen!"

Doch unser Held, der Kurze, schien
Zu klein manch' kleinen Geistern;
Die maßen mit den Augen ihn
Und hatten viel zu meistern.

Deß schwieg der Held, und ritterlich
Sinnt er, den Hohn zu dämpfen,

---

*) Pipin der Kleine oder der Kurze, so genannt wegen seiner geringen Körpergröße, war der Enkel eines fränkischen Großen, Pipin's von Heristall. Dieser hatte sich als Majordomus oder Kanzler seines Königs eine so große Macht zu verschaffen gewußt, daß er eigentlich regierte und der König nur dem Namen nach herrschte. Eine gleiche Macht besaß nach dem Tode desselben sein Sohn Karl, welcher seiner Kraft und seines Muthes wegen den Beinamen Martell, d. i. der Hammer, erhielt. Karl's Sohn aber, Pipin der Kurze, begnügte sich nicht mehr mit dieser Macht, sondern strebte auch nach dem königlichen Namen. Mit Hülfe des Pabstes Zacharias, welcher erklärte, daß nicht der in Unthätigkeit dahin Lebende, sondern der die Last der Regierung Tragende mit Recht König heiße, setzte er im Jahr 752 seinen Herrn, den König Childerich III., ab und bestieg selbst den Thron. Ihm folgte später sein Sohn, der berühmte Karl der Große, von welchem Pipin's Geschlecht den Namen der Karolinger erhielt.

Und lädt zum Spiele männiglich,
Wo wilde Thiere kämpfen.

Schon eilt das Volk herbei mit Drang;
Die stolzen Großen alle,
Sie nahen beim Trommetenklang
Mit lautem Waffenschalle.

Still sitzt Pipin, gedankenschwer;
Wie nahend Ungewitter
Wirft er nur Blitze um sich her.
Da rauscht herab das Gitter.

Ein grimmer Leu', ein wilder Stier,
Die stürzen in die Schranken,
Begegnen sich mit Kampfbegier,
Und keiner wollte wanken.

Jetzt aber faßt des Leuen Zahn
Den Ur in dem Genicke,
Und reißt ihn nieder auf den Plan,
Blut, Feu'r und Wuth im Blicke.

„Wer ist von Euch" — so fragt Pipin
Und blickte durch die Reihen —
„Wer ist von Euch so keck und kühn,
Entreißt die Beut' dem Leuen?"

Da machen große Augen zwar
Ringsum die großen Leute;
Doch jeder bebt vor der Gefahr,
Und keiner will zum Streite.

Und wie noch Alle schweigend steh'n
Und an dem Kampf verzagen,
Sieht man Pipin zum Kampfplatz geh'n,
Allein den Strauß zu wagen.

Er ruft den blut'gen Löwen an
Mit donnergleicher Stimme;
Der stürzt auf ihn mit Wuth heran
Und brüllt vor wildem Grimme.

Und alles Volk sieht es mit Graus,
Pipin nur ohne Grausen.

Sein gutes Schwert zur Scheid' heraus,
Läßt's durch die Lüfte ſauſen,

Und ſchlägt dem Löwen in den Bart,
Daß todt er niederſtürzet.
Das war ein Schlag nach Heldenart,
Mit Heldenkraft gewürzet.

Nun rafft der wilde Ur ſich auf,
Den neuen Feind er wittert,
Und rennt heran in vollem Lauf,
Daß Schrank' und Boden zittert.

Doch unſer Held ſteht mauerfeſt
Und wankt nicht von der Stelle.
Das Schwert er wieder ſauſen läßt
Und ſchwingt's mit Blitzes Schnelle,

Und trifft den Schnaubenden ſo gut,
Dicht an des Nackens Rande.
Da ſpritzt zum Himmel ſchwarzes Blut,
Das Haupt ſtürzt hin zum Sande.

Wie nun, Ihr großen Recken, Ihr,
Was dünkt Euch von dem Kleinen?
Mag nun der Held im Kampf-Revier
Euch groß genug erſcheinen? —

Es ſtehn beſchämt die Spötter werth,
Geſenkt die ſtolzen Blicke;
Pipin ſteckt ein ſein gutes Schwert,
Dann tritt er ſtill zurücke.

Des Volkes Jubel aber füllt
Ringsum die weiten Schranken;
Empor ihn hebend auf dem Schild
Zeigt ihn der Frank' dem Franken.

Als König grüßt ihn alle Welt,
Die Spötter müſſen ſchweigen
Und ihm, der Leu' und Ur gefällt,
Demüthiglich ſich neigen.

Und Barden ſingen allzumal
Vom Stier- und Löwenſturze;
Pipin glänzt in der Fürſten Zahl:
Groß war Pipin der Kurze! K. Baur.

---

282. Die Stammfrau der Montagnani's.

Durch die Städte der Lombarden
Zog die deutſche Kaiſerinn,*)
Sie zu grüßen eilten Fürſten,
Herrn und Grafen zu ihr hin.

Wie ſie ſelbſt in Gold und Perlen
Strahlten in der reichſten Pracht,
Alſo ſtrahlten auch die Gaben,
Die ſie Bertha dargebracht.

Bei dem Dorfe Montagnana
Trat zur Schaar ſo reichgeſchmückt
Eine Bäu'rin alt und dürftig,
Trug ein Kleid ſchon oft geflickt.

Vor der Kaiſ'rinn kniet ſie nieder
In dem ärmlichen Gewand,
Und von Garn ein leichtes Knäulchen
Legt ſie in der Fürſtinn Hand.

Gar verächtlich dünkte Manchen
Dieſes ärmliche Geſchenk,
Und ſie lachten ob der Einfalt,
Ihrer Schätze eingedenk.

„Nimm, o nimm," ſo ſprach die Alte,
„Meine Gabe gnädig hin!
Wenig bring' ich, doch mein Beſtes,
Bertha, edle Kaiſerinn!

Hab' voll Liebe dran geſponnen,
Wie ich's konnte rein und fein;
Daß die Armuth Dich beſchenke,
Woll' die Gnade mir verleih'n!"

---

*) Die Lombardei gehörte früher zu dem deutſchen Reich.

Lächelnd sprach die edle Fürstinn:
„Nimm den besten Dank von mir.
Denn vor allen andern Gaben
Schmückt die Deine reiche Zier.

Was der Armuth Fleiß gesponnen,
Was die Liebe mir verehrt,
Mehr als Gold und Edelsteine
Ist mir diese Gabe werth.

Wägt, Ihr Herrn! in dieser Schale
Eurer Gaben reiche Pracht;
Keine wird das Garn aufwiegen,
Das die Alte mir gebracht.

Zum Gedächtniß nimm den Faden,
Und so viel er rings umspannt,
Schenkt die Kais'rinn Deiner Liebe
Als Dein freies eignes Land."

Also sprechend zu der Alten
Zog die deutsche Kaiserinn
Durch die Städte der Lombarden
Ihre Straße fröhlich hin.

Und in reichem Segen sproßte
Herrlich das geschenkte Land,
Das der Faden treuer Liebe
Jener Alten einst umspannt.

Und es ehret sie als Mutter
Hoch ein adelig Geschlecht;
Alle Montagnani's preisen
Noch die Spinnerinn mit Recht.

Aus dem Festkalender von F. G. v. Pocci und G. Görres.

283. Die Fuggerei*).

Das Glück dreht sich im Kreise,
Es kommt und geht vorbei;
Nur was in Gott gegründet,
Das bleibet ewig neu.

Zu Augsburg war ein Weber,
Hans Fugger zugenannt,
Der war mit seinen Söhnen
Als Weber wohl bekannt.

Er und die Söhne woben
Bei Tag und auch bei Nacht;
Daß gleich und rein die Fäden,
Deß hatten sie wohl Acht.

Drum kaufte Jeder gerne
Von ihrem Tuch so fein,
Sie woben goldne Sterne
Der Treue ja hinein;

Der Treue und des Glaubens
Und frommen Bürgersinn,
Barmherzigkeit und Liebe;
Das mehrte den Gewinn.

Da ward an Gold und Ehren
Gar reich und groß ihr Haus,
Die Kaiser und die Fürsten,
Die gingen ein und aus.

---

*) Zu Augsburg ist in der Vorstadt St. Jakob ein aus hundert und sechs kleinen Häusern bestehendes, mit Mauern und Thor versehenes Stadtviertel, welches von den Grafen Ulrich, Georg und Jakob Fugger im Jahre 1519 erbaut wurde, um an arme Bürger gegen einen ganz geringen Zins vermiethet zu werden. Diese Grafen waren die Enkel des Webers Hans Fugger, der nur 3000 Gulden (um 1666 Thaler) besessen hatte. Ihr Vater, Jakob Fugger, welcher wie sie fortwährend der Weberzunft angehörte, hatte durch Handelsgeschäfte sein ererbtes Vermögen so vermehrt, daß seine Mitbürger ihn nur den reichen Fugger nannten; sie selbst aber wurden durch Betriebsamkeit und Glück nach und nach die reichsten Leute ihrer Zeit, und unterstützten Könige und Kaiser mit ihren Darlehen. Ihr Geschlecht wurde in den Grafenstand erhoben, wobei sie die Lilie als Wappenzeichen erhielten, und ihre Nachkommen leben als Grafen noch in Baiern. Der Sohn Georg's, Anton mit Namen, besaß allein sechs Millionen Gulden (etwa 3,400,000 Thaler) baar, Kostbarkeiten in Menge und Güter in allen Theilen Europa's, sowie in Ost- und West-Indien; und Kaiser Karl V. sagte, als er den königlichen Schatz zu Paris sah, mit Bezug auf ihn: „Zu Augsburg ist ein Leinweber, der kann das Alles mit Geld bezahlen.“ Ja, derselbe Graf Anton soll, als Kaiser Karl einst bei ihm einkehrte, nicht allein im Kamin ein Feuer von Zimmtholz (einer damals sehr kostbaren Waare) haben anzünden lassen, sondern auch eine sehr bedeutende Schuldverschreibung dieses Fürsten vor seinen Augen in dasselbe geworfen haben. In ganz Europa wurde der Reichthum der Fugger zum Sprichwort, und man pflegte selbst in Spanien zu sagen: „Er ist reich wie ein Fugger.“ Dabei zeichneten sie sich aber auch durch ihre Liebe zu den Wissenschaften und Künsten und ihre große Wohlthätigkeit aus.

Die Weber wurden Grafen,
Ihr Wort galt weit und breit,
Sie woben mit den Fürsten
Am Webestuhl der Zeit.

Doch bei den hohen Ehren,
Die ihnen Gott verlieh,
Vergaßen auch die Grafen
Den armen Weber nie.

Was hilft uns unser Weben?—
So dachte stets ihr Herz —
Es kommt ja doch der Segen
Dazu erst himmelwärts.

Drum nahmen sie ins Schilde
Die Lilien von dem Feld,
Die spinnen nicht noch weben,
Und die doch Gott erhält.

Drei Brüder waren ihrer,
Die reichten sich die Hand,
Ulrich, Georg und Jakob,
So waren sie genannt.

Die sprachen zu einander:
„Die Güter dieser Zeit,
Die müssen wir verrechnen
Einst in der Ewigkeit.

So laßt ein Werk uns gründen
Hier mit vereinter Kraft,
Womit wir mögen geben
Gott einstens Rechenschaft!“

Zu Augsburg bei St. Jakob
Da hub ein Graben an,
Ein Zimmern und ein Mauern
Von manchem Handwerksmann.

Mit hundert kleinen Häusern
Ein Städtlein stieg empor,
Mit Brunnen und mit Straßen
Und seinem eignen Thor.

Und als das Werk vollendet,
Da weihten es die Drei,
Daß armen, frommen Bürgern
Es eine Wohnung sei.

Und was die Drei gesprochen,
Das schrieben sie auf Stein;
Den Söhnen und den Enkeln
Sollt' es ein Vorbild sein.

Sie bauten für sich selber
Ein Häuslein auch dazu,
Das lieget bei St. Anna,
Dort ist der Fugger Ruh'.

Wohl kamen arge Zeiten,
St. Anna ward zerstört,
Nun wird auf ihrem Grabe
Die Mess' nicht mehr gehört.

Doch in dem Herz der Armen
Wird ihrer noch gedacht,
Im Städtlein, das sie milde
Dem Herren dargebracht.

Das Glück dreht sich im Kreise,
Es kommt und geht vorbei;
Der Fugger Namen preiset
Noch heut' die Fuggerei.

Aus dem Festkalender von F. G. v. Pocci und G. Görres.

JAN 26 1916

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google